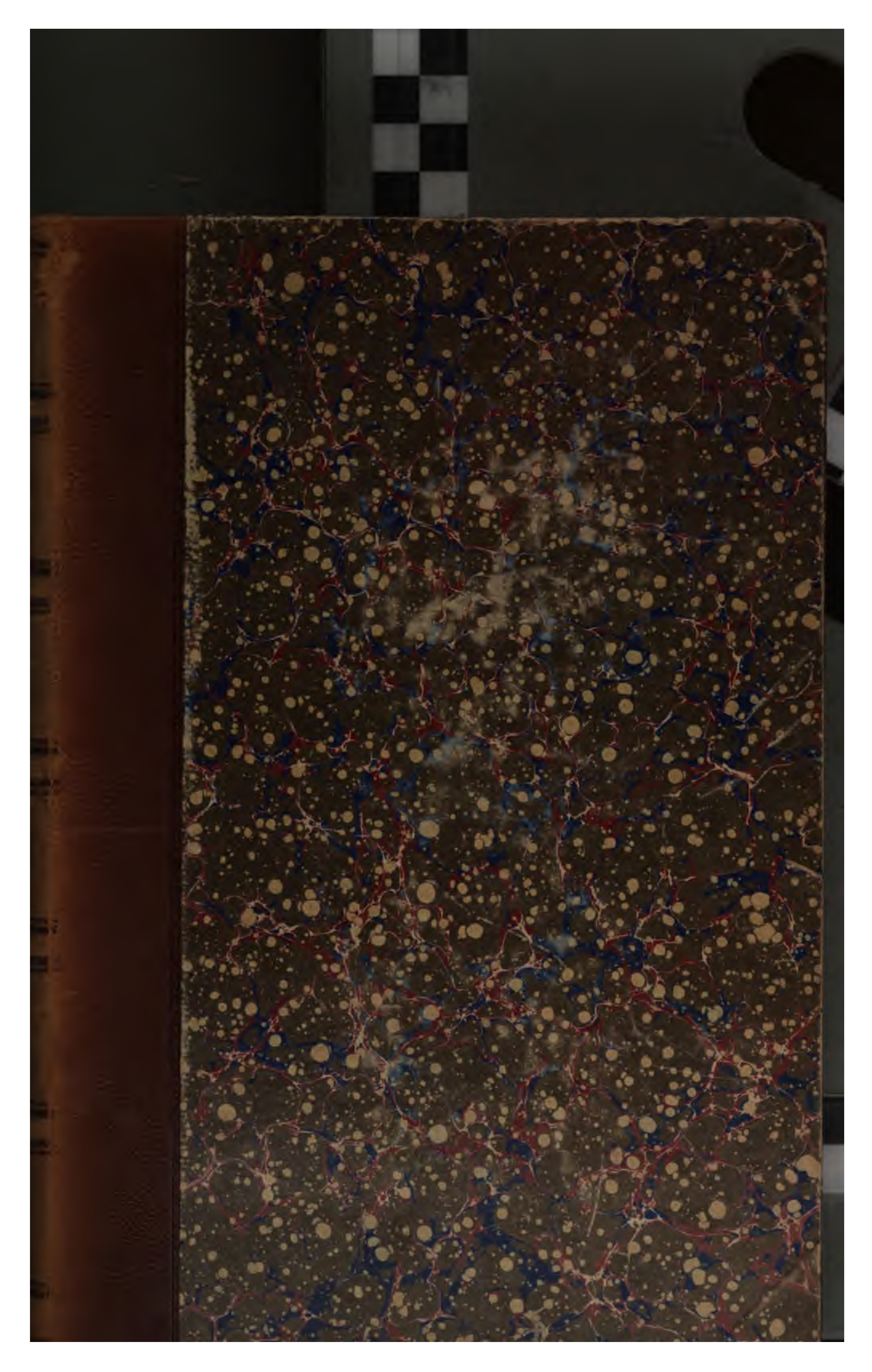
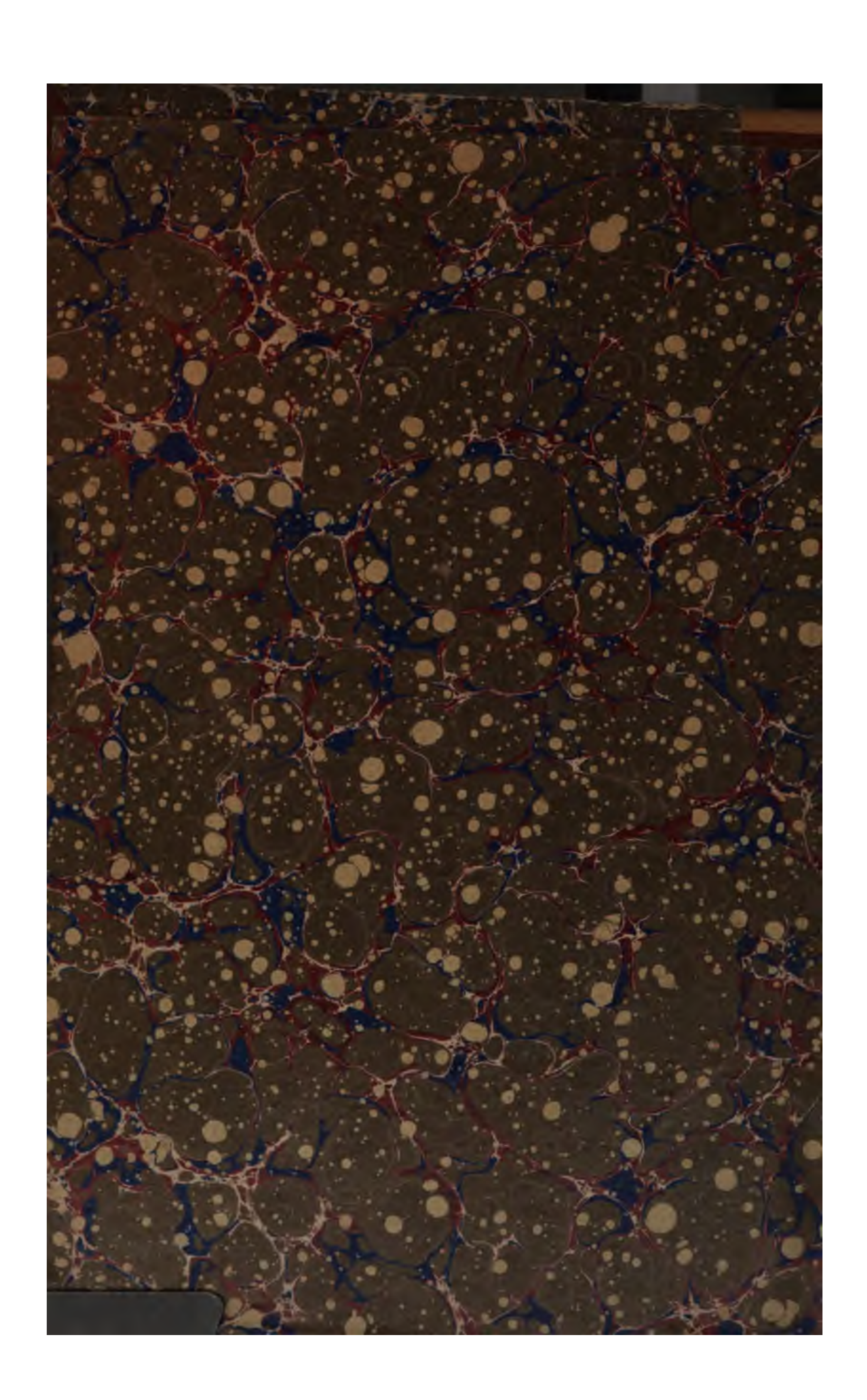
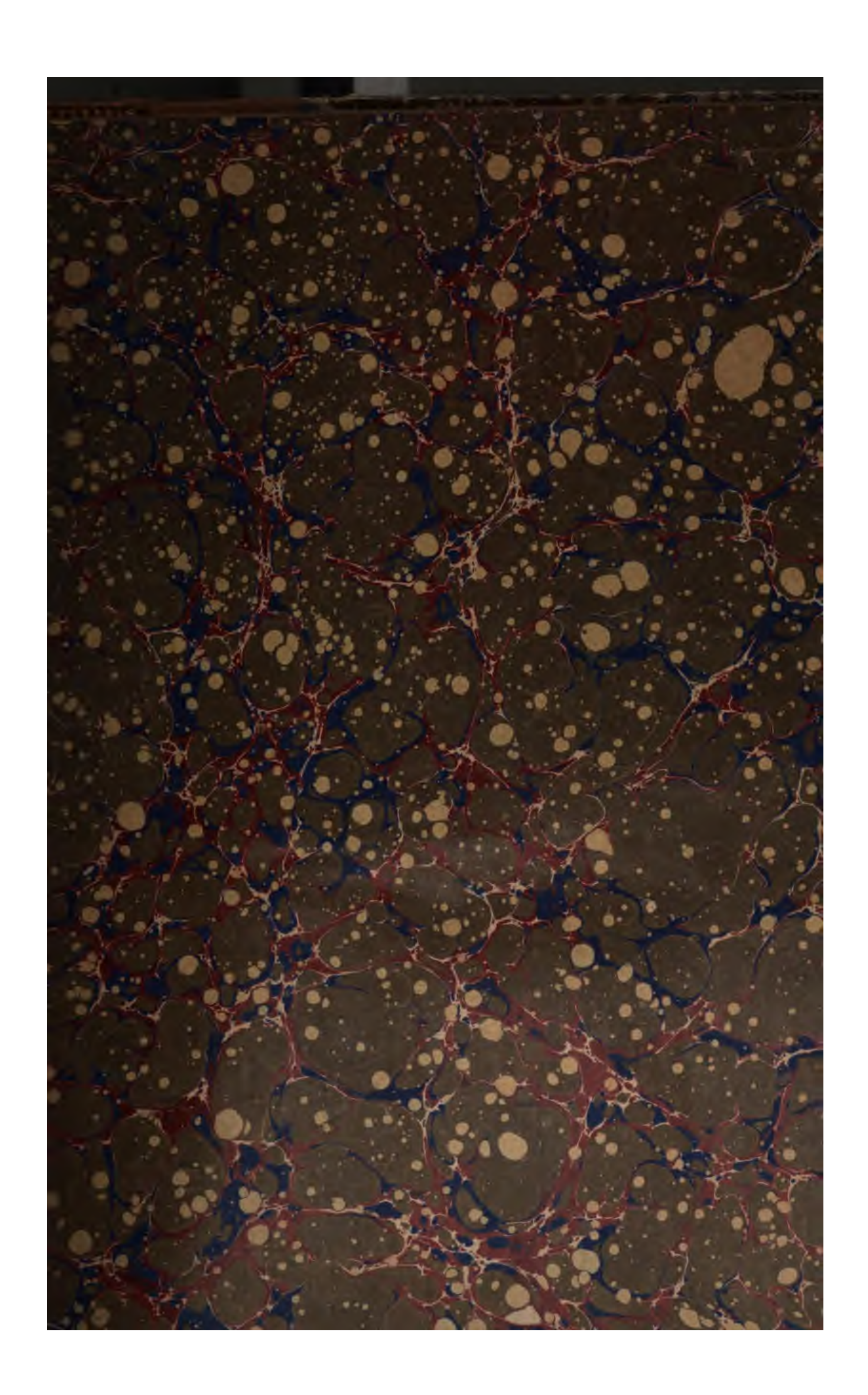










ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET von JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

HUGO GERING UND **OSKAR ERDMANN**

SIEBENUNDZWANZIGSTER BAND

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1895.

INHALT.

	Seite
Der grosse waldesgott der Germanen. Von M. Rödiger	1
Baudouin de Sebourc in altniederländischer bearbeitung. Von W. Golther	14
Sprachliche bemerkungen zur österreichischen reimchronik Ottokars. Von F. Bech	27
Über das altdeutsche badewesen. Von E. Martin	52
Zu Klaibers „Lutherana“. Von G. Ehrismann und J. Meier	55
Goethes gedichte „Auf Miedings tod“ und „Ilmenau“. Von H. Düntzer	64
Zur Kaiserchronik. Von F. Vogt	145
Altdeutsche predigten. Von Ph. Strauch	148
Zum Heliand. Von H. Gering	210
Zu Max von Schenkendorfs gedichten. Von R. Sprenger	211
Von dem reichtumb priester Johanns. Von F. W. E. Roth	216
Zu Dietrichs flucht. Von R. Sprenger	248
Zum Till Eulenspiegel. Von demselben	249
Kleine nachträge zum Deutschen wörterbuche. Von R. Reichel	251
Dresdener bruchstücke der Christherre-chronik. Von E. Bachmann	289
Zum Redentiner osterspiel. Von R. Sprenger	301. 561
Die quellen von Fischarts Ehezuchtbüchlein Von A. Hauffen	308
Gedichte von Günther und Sperontes im volksgesang. Von A. Kopp	351
Boies ungedruckter briefwechsel mit Gleim. Von J. Pawel	364. 507
Die Merseburger zaubersprüche. Von Th. v. Grienberger	433
Zum Erec. Von P. Hagen	463
Der verfasser der dem kaiser Heinrich VI. zugeschriebenen lieder. Von K. Schenk	474
Zu den „Lutherana“. Von E. Damköhler und W. Creizenach	505
Niederdeutsches *dede* = hochd. *thät* im bedingungssatze. Von O. Mensing	533

Nekrologe.

Johan Fritzner. Von K. Maurer	111
Reinhold Bechstein	568

Miscellen.

Zu Heinzelein von Konstanz; zu Reinke de vos. Von R. Sprenger	114
Bibelinum. Von F. Vogt	116
Buseron. Von F. Kluge	116
Zum Reichtumb priester Johanns. Von M. Rödiger	385
Erdîsen. Von O. Brenner	386
Zu Hebbels trauerspiel Agnes Bernauer. Von R. Sprenger	389
Zu Ottokars reimchronik. Von demselben	427
Kalikut. Von A. Hauffen	429
Erwiderung und antwort. Von M. H. Jellinek und E. Martin	429
Alliterierende doppelkonsonanz im Heliand. Von O. Behaghel	563
Schwebende betonung. Von O. Brenner	563
Zu Boies briefen. Von A. Leitzmann	564

Seite

Anzeigen.

Paul, grundriss der germanischen philologie (schluss); von E. Martin . . . 117
Mai, beiträge zur stamkunde der deutschen sprache; von H. Gering 124
Damköhler, probe eines nordostharzischen idiotikons; von R. Sprenger . . 125
Strauch, Enikels werke I; Seemüller, Ottokars österreichische reimchronik; von G. Rosenhagen 126
Lambel, zur überlieferung und kritik der Frauenehre des Strickers; von G. Rosenhagen 131
Wilmanns, deutsche grammatik I; von H. Wunderlich 132
Seitz, niederdeutsche alliterationen; von H. Jellinghaus 134
Eckart, niedersächsische sprachdenkmäler; von demselben 135
Schroeder, Redentiner osterspiel; von demselben 136
Reissenberger, des hundes not; von F. Schultz 136
Max Müller, die wissenschaft der sprache, deutsche ausgabe besorgt durch Fick und Wischmann; von Chr. Bartholomae 138
Jellinghaus, die niederländischen volksmundarten; von J. H. Gallée . . . 139
Wackernagel-Martin, geschichte der deutschen litteratur; von O. Erdmann 264
Poeschel, die stellung des zeitwortes nach *und*; von O. Erdmann 266
Bahlmann, die lateinischen dramen von 1480 bis 1550; von H. Holstein . 272
Ellinger, deutsche lyriker des 16. jahrhunderts; von demselben 274
Strack, Goethes Leipziger liederbuch; von A. Leitzmann 275
E. Wolff, blätter aus dem Wertherkreise; von demselben 277
Gneisse, Schillers lehre von der ästhetischen wahrnehmung; Berger, die entwicklung von Schillers ästhetik; von demselben 280
E. Schmidt und B. Suphan, Xenien 1796; von demselben 282
Litzmann, F. L. Schröder; von C. Heine 283
Fürst, A. G. Meissner; von demselben 286
Goethes werke, Weimarer ausgabe; von H. Düntzer 390
Festschriften für R. Hildebrand; von L. Fränkel und O. Erdmann . . . 403
Fischer-Benzon, altdeutsche gartenflora; von E. H. L. Krause 416
Zeidler, die quellen von Rudolfs von Ems Wilhelm von Orlens; von G. Rosenhagen 421
Becker, zur Alexandersage; von K. Kinzel 426
Baltzer, zur geschichte des Danziger kriegswesens; von F. Rachfahl . . . 427
Zangemeister und Braune, bruchstücke der altsächsischen bibeldichtung; von E. Sievers 534
Kaluza, der altenglische vers; von F. Saran 539
Rosenhagen, Daniel von dem blühenden tal; von A. Leitzmann 543
Spanier, Murners Narrenbeschwörung; von J. Meier 547
Bötticher und Kinzel, geschichte der deutschen litteratur; Kinzel, gedichte des 19. jahrhunderts; Koch, geschichte der deutschen litteratur; Lyon, handbuch der deutschen sprache für höhere schulen; von O. Mensing . . 553

Neue erscheinungen 142. 287. 431. 567
Nachrichten 144. 288. 432. 568
Register von E. Matthias 569

DER GROSSE WALDESGOTT DER GERMANEN.

Als ich in Kauffmanns buch mit dem grossen namen und dem kleinen körper, der zweiten auflage seiner Deutschen mythologie mit der lektüre des abschnittes von den skandinavischen göttern zweiten ranges vorrückte, wurde mir immer schwüler zu mute. Ich fand eine reihe von göttern, die nach der auskunft unsrer quellen bisher algemein auseinander gehalten worden waren, zu einer einheit verschmolzen, ohne dass dies verfahren genügend begründet war. Kauffmann gieng von Viđarr aus. Er heisst der schweigsame gott, weil er, nach Kauffmann, blöde war. Heimdallr wird einmal der stumpfsinnigste der götter genant, also muss er gleich Viđarr sein. „Dann wird aber der götterkreis nicht noch einen zweiten vertreter des stumpfsins (!) in Hønir besessen haben"; folglich „ist nicht abzuweisen", dass auch er mit Viđarr und Heimdallr eins ist. Auch hat es „eine legende gegeben, welche des gottes aus jugendlicher blödigkeit und schweigsamkeit vorbrechende tatkraft zum gegenstand hatte .... Die legende finde ich in der geschichte von dem jugendlichen rächer Baldrs, in der er den namen Vali (d. i. kämpfer) führt". Ferner Ullr „ist der *Mitothin* = *mjǫtuđr* (der richter), ... dem das amt zusteht, das unrecht zu sühnen, wie bei Viđarr-Hønir gezeigt ist, von dem wir Ullr nicht werden lostrennen dürfen. Die reihe der namen muss hier die mangelnde überlieferung ergänzen" (?!). Und zu guter lezt „erkennen wir" den merkwürdigen sammelgott auch in jenem „wider", der im heiligen haine der Semnonen hauste, also dem Ziu, und im Deus Requalivahanus, d. h. dem „gott der in der finsternis wohnt". In der tat, ich muste Kauffmann zugeben: „Diese gewaltige gottheit, von der die dichter in scheuer ehrfurcht schweigen oder nur in orakelhaft dunkler rede zeugen, hat nicht ihres gleichen im germanischen götterglauben".

Dass Kauffmann für seine construction noch bessere stützen haben müsse, als die, worauf sein knappes, untersuchungen meidendes büchlein sie stelte, lag auf der hand, und ich war erfreut, sie im 18. bande der Beiträge zu finden. Bei aller achtung vor den schönen nebenergebnissen der aufsätze über die Dea Hludana und den Deus Requalivahanus, kann ich doch in der hauptsache nicht zustimmen. Kauffmann hat nicht unbefangen sämtliche nachrichten geprüft, die wir über die in betracht kommenden götter besitzen, sondern hat nur nach denen ausgespäht, die ihn in die schatten des ersehnten und von vornherein gesuchten waldes führten, alle übrigen bei seite schiebend oder sie gewaltsam in den wald verstossend, als seien sie *vargar*, über die er so eindringend gehandelt. Im nachfolgenden möchte ich also zu zeigen versuchen, wie jene götter und göttinnen ausschauen, wenn wir sie von allen und nicht nur von einer seite betrachten.

Ich beginne mit Gríðr. Sie leiht Þórr ihren stab. Der stab stamt aus dem walde. Die grauen wölfe werden als ihr gestüt bezeichnet, also waldtiere. Ihr sohn Viðarr wohnt in Viði, d. h. dem walde. Folglich „ist der schluss nicht zu umgehen, dass auch Gríðr im walde wohnend gedacht war“. So Kauffmann s. 138 fg. Der schluss ist nicht zu umgehen! Aber müssen denn alle besitzer von stäben oder selbst zauberstäben im walde wohnen? Vergehen die stäbe oder ihre kraft, wenn man sie aufs feld oder ins gehöft bringt? Müssen selbständige söhne, wie doch Viðarr einer ist, ebenda hausen, wo die eltern und umgekehrt? Die wölfe können auch das gestüt so mancher andern riesin und unholdin heissen, weil ihrer viele auf wölfen reiten. Aus alledem ist also keineswegs zu schliessen, dass Gríðr im walde wohnt, und aus dem, was wir sonst von ihr wissen, erst recht nicht. Denn sie leiht dem Þórr nicht nur ihren stab, sondern auch ihren stärkegürtel und ihre eisernen handschuhe, ist also, da ihr stab seinem hammer entspricht, genau so ausgestattet wie er. Ist er der gewittergott, so ist sie eine gewitterriesin, und die jüngere, freilich vergröbernde sage hat ganz recht, wenn sie erzählt, dass aus ihren nasenlöchern unwetter mit platzregen, sturm und hagel fuhr (FAS. 3, 653. Weinhold, Die riesen 269). Bezeichnet sie doch auch ihr name als die ungestüme. Das unwetter komt aber nicht aus dem walde, sondern bricht vom himmel oder von den bergen herein, die allerdings mit wald bestanden sein können. Deshalb galt Þórr als sohn der Fjǫrgyn und vielleicht auch einstmals des Fjǫrgynn, ihres bruders und gatten, d. h. des personificierten gebirges oder waldgebirges, weiblich gefasst. Die weibliche Fjǫrgyn aber ist nur die erde in einer bestimten erschei-

nungsform, daher denn auch schlechthin die erde, Jǫrð, Þórs mutter genant wird. Für beide fälle nennen unsre quellen Óðinn seinen vater, den himmelsgott, hinter dem, wie so oft, der alte Týr steckt, hier als gott des bedeckenden himmels. Er ruht zunächst auf den bergen, auf denen die wolken lagern. Auf ihnen und nicht in wäldern wird der gewittergott verehrt und über die berge fährt er mit seinem wagen dahin.

Ob es wirklich auf altem glauben beruht, wenn Viðarr sohn der Gríðr genant wird, dafür möchte ich mich nicht einsetzen, wenn ich auch mit Kauffmann Mogk gegenüber meine, dass Viðarr nicht erst ein junger gott ist, wenigstens dass er schon so alt ist, wie die ansicht, dass die welt und die götter einmal untergehen würden und erneut werden. Denn wie solte eine bessere welt bestehen, wenn der verderbliche Fenriswolf nicht seinen tod fand? Es scheint mir vielmehr Kauffmann der beweis gelungen, dass Hlóðyn Viðars mutter war. Deshalb identificiere ich sie aber weder mit Gríðr noch mit Nerthus. Kauffmanns annahme beruht auf zwei etymologien. Wenn Hlóðyn „wolwollende freundin“ und wenn Nerthus „woltäterin“ bedeutet, könten sie eine und dieselbe gottheit sein, doch müssen sie es nicht. Alle guten götter, d. h. alle ausser Loki sind freunde und woltäter der menschen und somit darf man jede göttin Hlóðyn in der Kauffmannschen übersetzung des namens heissen. Gríðr ist freilich mittelbar auch eine woltäterin der menschheit, weil sie Þórr gegen den verderblichen gewitterriesen Geirrǫðr unterstüzt; aber sie muss als dämonin des unwetters neben Nerthus und Hlóðyn ebenso aus dem spiele bleiben, wie neben Fjǫrgyn. Dass Nerthus mit schlimmem wetter nichts zu schaffen hat, ist sicher. Über Hlóðyn wissen wir nur, dass die dichter sie als erdgöttin betrachteten, und so wird sie wie Fjǫrgyn nur die Jǫrð in einer besondern auffassung und erscheinung darstellen, etwa als die aufgehäufte, den erdhügel. Ich bleibe also bei der herkömlichen zusammenstellung mit *hlaða* aufladen, aufbauen, und erinnere an *hlað* n., *hlaði* m. haufe, stoss, ags. *hlæd* n. haufe, stoss, hügel, auch an das moderne *hlóð* n. pl. herd, der eben in ältester, urwüchsigster form auch nur ein erdhaufe war. Ist sie aber erdgöttin wie Fjǫrgyn und Jǫrð, so verschlägt es nichts und ist ein dem dichter erlaubter tausch, wenn er ihr den Þórr zum sohne gibt. Indes besseres anrecht, wie gesagt, hat der haufe oder hügel, mit dem die aus dem meere erhobene erde (Vǫl. 4) verglichen wird, auf Viðarr: des himmels licht und regen lockt den pflanzenwuchs aus ihr hervor, Óðinn-Týr hat mit ihr die vegetation der heide und ihren repräsentan-

ten Viđarr gezeugt. Deshalb ist aber Hlóđyn noch keine „waldesgöttin“, und das grauen des walddickichts reicht volkommen hin, um es sich als sitz der unholdinnen zu denken, ohne dass man mit Kauffmann zu der wenig lockenden annahme einer verwantschaft zwischen ihrem namen und dem der Hlóđyn greifen müste.

Um Nerthus mit Hlóđyn zu vereinen, soll der umstand herhalten, dass sie in einem heiligen haine wohnt. Indes geht weder aus Tacitus noch aus den nordischen angaben über Njǫrđr, Nerthus bruder und ohne zweifel auch einstigen gemahl, die wir bei der wesensgleichheit der geschwister zur ergänzung heranziehen dürfen, hervor, dass sie eine „waldesgöttin“ war, die doch vor allem leben und weben des waldes verkörpern müste. Aber Kauffmann traut auch wol mehr seiner erwähnten neuen etymologie von Nerthus. Mir freilich scheint der name nach Kauffmanns eigenen angaben eher die kräftige, mächtige zu bedeuten, als die mit gutem willen begabte, die woltäterin, und somit dürfte aus dem namen auf ihre identität mit Hlóđyn nicht geschlossen werden, zumal da Kauffmanns erklärung von Hlóđyn erhebliche zweifel übrig lässt. Mehr gewicht lege ich auf Tacitus interpretation des wesens der Nerthus durch *Terra mater*. Insofern könte sie der Hlóđyn gleich sein, und wenn im hinblick auf Njǫrđs kräfte die erläuterung des Römers zu eng ist, so fände sie gerade durch Hludana, die wie Njǫrđr beim fischfang hilft, die vermisste ergänzung, gleichwie Njǫrđr in der richtung der Nerthus durch seinen sohn Freyr ergänzt wird, der regen und sonnenschein und guten ertrag der felder gewährt (Sn. E. 1, 96). Und noch etwas liesse sich geltend machen: bekam Nerthus-Hlóđyn von Óđinn einen sohn, so war Freyja (ihre tochter nach altem glauben) mit Óđr vermählt, der doch auch kein anderer als Óđinn ist. Im grunde sind ja die paare Njǫrđr-Nerthus und Freyr-Freyja identisch und die namen „herr“ und „herrin“ enthalten nur die anerkennung ihrer vorzüglich grossen macht, deren ganzen umfang wir durch addition der über sie alle uns gewährten auskünfte erkennen. Sie haben sich gerade so zu fast almächtigen wesen bei ihren verehrern ausgebildet, wie der *landáss* Þórr.

Im namen Víđarr, dessen träger Kauffmann zu seiner rechten mutter verholfen hat, sezt er aus metrischen gründen langes *í* an und krönt einen wackligen bau, den er selbst nicht ohne bangen ansieht, durch den vorschlag, Víđarr für den gott, der einen stab, ein reis von weidenholz führt, zu erklären. Dann müste er erst recht *Viđarr* mit kurzem *i* heissen, da nur an. *viđ* f. die weidenrute, der weidenstrick,

viðir m., ahd. *wîda* f. dagegen einzig und allein der weidenbaum ist, nicht ein stab oder reis davon. Wir kommen doch wol nicht um das zugeständnis herum, dass das lange *i* secundär und bei metrischem bedarf gedehnt, im grund aber *Viðarr* der krieger (*-arr* = ahd. *heri*) aus *Viði* ist, wie sein gebiet ja tatsächlich heisst, der krieger aus dem waldland, aus der mit buschwerk und hohem gras bewachsenen heide (Grímn. 17). Wer einen begriff von der heide hat, von ihrem gestrüpp, der dicken, schwellenden gras- und mosschicht an ihrem boden, von ihrer stille, „die den sinn gefangen hält", der wird wol auch ohne die kretischen σκόττοι verstehen, weshalb sie sich dem Germanen in einem gott verkörperte, der einen dicken oder eisernen, d. h. unzerstörbaren schuh besizt und sich in schweigen hült. Wäre er abstrahiert aus dem leben des germanischen jünglings, wie Kauffmann es schildert, so dürfte er Mogk nicht bestreiten, dass Viðarr eine junge gottheit sei: alle götter, die nicht die phantasie aus der lebendig gemachten natur erzeugt hat, sind jung und kein gemeingut des volkes. In Viðarr aber lebt die heide, nur diese, nicht das schaurige dunkel des urwaldes. Wir wollen doch, statt zu Görres, Creuzer und genossen zurückzukehren und in den mythen symbolik und spekulation zu suchen, lieber die augen aufmachen und uns in der natur der länder umschauen, wo die mythen spielen, um die spuren nicht zu übersehen, die sie in den quellen unserer erkentnis zurückgelassen hat. Es ist leicht gesagt, Uhlands und Müllenhoffs deutung von Hýmir als „dämmerer" sei wenig ansprechend; näher liege das verbum *hýma*, wonach Hýmir einen blöden menschen ohne tatkraft bezeichnen würde. Kauffmann muss entweder die Hýmiskviða sehr lange nicht mehr gelesen und ihren inhalt vergessen haben oder er stelt an tatkraft ungewöhnlich hohe anforderungen. Ein blöder mensch ohne tatkraft würde nicht in eisiger winterzeit zum weidwerk hinausziehen, er würde nicht so starken schrittes auftreten, dass davon die eisberge klirren. Selbst Þórr versteckt sich vor ihm hinter einer säule, aber Hýmir entdeckt ihn doch, weil sie von seinem blick zerspringt. Ich will nur noch hinzufügen, dass er ein alter, vielweiser riese ist, und brauche dann wol nicht mehr zu fragen, wer ausser Kauffmann ihn noch für einen „blöden menschen ohne tatkraft" halten will. Diese blödigkeit in seine jugend zu verlegen, wird Kauffmann hoffentlich nicht versuchen und bei erneuter lektüre des eddischen liedes ihm auch die handgreifliche scenerie des eisigen nordmeeres nicht entgehen. Der norden aber ist dunkel, zur winterzeit vornehmlich, und deshalb kamen Uhland und Müllenhoff dazu, in Hýmir den „dämmerer" zu sehen. Wie kann er mit Viðarr

identificiert werden, der auf der heide wohnt, auf der *liehten* heide, die den schöpfern Viđars gleichwie dem eddischen und den deutschen dichtern in ihrem sommerkleide vor augen stand. Sind aber Hýmir und Viđarr verschieden, so begnügen wir uns mit dem einen Hýmir, der von der verhältnismässig jungen spekulation, die eine kosmogonie und theogonie ersann, zum vater des alten Týr gemacht wurde.

Der „waldesgott“ hat einen guten magen: er kann auch noch den Váli vertragen oder vielmehr die beiden, von denen die Edden uns erzählen, den sohn Lokis und den sohn Óđins. Auf den ersten will ich mich nicht einlassen, nur dagegen protestieren, dass *hǫft or Vála þǫrmum* zu erklären sei „aus gerten gedrehte stränge“ des Váli, die aus seiner „waldbehausung“ herstammen. Dazu gelangt Kauffmann, indem er *þarmr* mit skr. *tṛṇam* grashalm zusammenbringt und behauptet, darm sei ursprünglich ein rohrstengel, eine rute. Wäre selbst die etymologie richtig, so wäre es doch unmöglich, dass sich gerade nur in diesem mythus, an einer einzigen stelle eine bedeutung von *darm* erhalten hätte, die sonst allen germanischen sprachen fremd ist. Denn damit würde diesem mythus eine vorgermanische existenz zugeschrieben. Man sieht ja wol aber, weshalb *þarmr* rute bedeuten muss: damit Váli, Lokis sohn, dem gleichnamigen sohne Óđins und der Rindr (der bei Saxo Bous = Búi) heisst, und Rindr der Gríđr und Hlóđyn gleichgesezt werden kann. Kauffmann behauptet sogar kühnlich, dass beide, „wenn man ihre kenningar vergleicht (Sn. E. 1, 266), überhaupt nicht zu unterscheiden: der eine ist der doppelgänger des andern“ (s. 169). Man traut seinen augen kaum, schlägt man a. a. o. nach. Da liest man: *Hvernig skal kenna Viđar? hann má kalla hinn þǫgla ás, eiganda jarnskós, dólg ok bana Fenrisulfs, hefniás gođanna, byggviás fǫđur tópta, ok son Óđins, bróđur ásanna.* Weiter: *Hvernig skal kenna Vála? svá at kalla hann son Óđins ok Rindar, stjúp Friggjar, bróđur ásanna, hefniás Baldrs, dólg Hađar ok bana hans, byggvanda fǫđur tópta.* Wo steckt denn bei Váli die schweigsamkeit und der eisenschuh, die gerade Viđarr charakterisieren? Wir dürften sie ihm nur zusprechen, fals sich sonstwie die identität der beiden nachweisen liesse. Das ist aber unmöglich, weil jeder ein anderes rachewerk zu volziehen bestimmt ist und weil sie nicht dieselbe mutter haben. Kauffmann weiss allerdings Rindr wider mit Víđarr, dem angeblichen gott mit dem weidenstab, in „allerengste“ verbindung zu bringen, indem er *Rindr* auf *Vrindr Vringđr* und dies auf *wringan* = gr. *ῥέμβειν* zurückführt, wovon *ῥάβδος* gebildet sei. Er behauptet nun zwar mit jener kühnen leichtigkeit, womit er hindernisse, die

sich seinen launen entgegenstellen, bei seite zu schieben pflegt, aus dem stabreim *Rindi : Ráni* Gróg. 6 sei nichts definitives zu entnehmen; aber wer wirklich untersucht und nicht nur vorgefassten meinungen mit scheinbeweisen bei sich und andern ein ansehen geben möchte, der wird sich denn doch mit Bugges anmerkung zur Vegtkv. 11, 1 genauer auseinander setzen müssen. Unbegreifliche verwirrung spricht aber aus Kauffmann, wenn er die langzeile *Rindr berr Vála í vestrsqlum* (a. a. o.) in *Vrindr berr Vála í austrsqlum* verändern und doch als beweis für *Vrindr* verwenden will. Wo bleibt dann der hauptstab? Ich hatte mir, ebenfals durch Saxo bewogen, längst *austrsqlum* an den rand geschrieben, aber auch *Ála,* den andern namen des Váli. Die alliteration ist hier unter allen umständen unvolkommen, beweist weder für *Rindr* noch für *Vrindr,* und es bleibt *Rindi : Ráni* als allein massgebend übrig. Kauffmann redet sich selbst etwas vor, wenn ihn dei umstand, „dass gerade in der liebesgeschichte der Rindr ein zauberstab und zauberlied eine rolle spielt", „eine schöne bestätigung" für seine „göttin mit dem zauberstab" dünkt. Denn erstens werden bei jedem zauber runenstab und runenlied angewant und zweitens hat nicht Rindr den stab, sondern Óđinn. Wenn ich deutsch verstehe, verknüpft *mit* in formeln wie der angegebenen besitzer und besitz. „Der mann mit dem hut" ist der, der den hut trägt, nicht jemand, der etwa von einem andern durch hutabnehmen begrüsst worden ist. Es muss schon bei dem bleiben, was Weinhold, Die riesen s. 283 ausgeführt hat, dass Rindr die unbebaute, harte und unfruchtbare erde ist, die sich dem belebenden lichte der hellen sommerzeit nicht leicht erschliesst. Ist es aber geschehen, so kann „ruhiges wohnen und wirtschaften" (Müllenhoff, Beowulf s. 7), so kann feldbau auf dem früher wüsten lande statfinden: Búi wird geboren, der Bous des Saxo, mit anderm namen Áli, die verkörperung der keimenden saat (vgl. Sn. E. 2, 493 *áll* unter den *sáđs heiti,* norw. *aal* spross, keim, das aus dem samen sich entwickelnde blatt, Aasen[2] s. 30).

Verwunderung muss erregen, dass dieser gott des feldbaues und der keimenden saat geschickt sein soll, den tod Baldrs zu rächen. Baldr ist lichtgott. Sein blinder bruder Hqđr, sein mörder, stelt die finsternis dar, die nicht sieht, weil man in ihr nicht sehen kann, die das licht des tages und sommers verdrängt. Müste nicht ein lichtwesen ihr wider den garaus machen? Es wäre wol denkbar, dass Váli „der kämpfer" (mit Kauffmann) nur um der namenähnlichkeit willen und weil man eine mutter für ihn suchte mit Áli zusammengeworfen wäre. Denn das junge licht, das früh geborene, erstarkt schnell und macht

nach éiner nacht alsbald der finsternis, eben dieser nacht, ein ende[1]; aber man kann nicht sagen, dass die keimende saat der nacht des winters ein ende macht. Ich meine also, dass Áli-Bous und Váli zu trennen sind. Nur führte vielleicht auch Váli den beinamen Áli, der noch einer andern deutung fähig ist. Müllenhoff, Beowulf 21 leitet *Áli*, ags. *Onela*, ahd. *Anulo* von an. *á*, ags. *on*, ahd. *ana* ab. Es wäre also eine bildung wie *durhil*, zugleich mit jenem iterativen begriff, der den adjectiven auf *-al*, *-ul* anhaftet. So gefasst bezeichnet *Áli* den, der sich eifrig und anhaltend mit etwas beschäftigt oder sich daran macht, es angreift, und fügt sich gut zu einem kämpfer (Váli), der *mit níde* draufgeht. Ist doch Váli überhaupt nur dazu da, um Baldr zu rächen. Der untergang seines mörders aber hat sowol aus natürlichen gründen als auch wegen der germanischen rechtsanschauungen von jeher zum mythus gehört.

Wenn ich vorhin abzuweisen suchte, dass der riesische „dämmerer“ Hýmir dem Víđarr und dadurch dem alten gott des lichten himmels gleich sei, so kann ich selbstverständlich auch nicht zugeben, dass Heimdallr, der gott des frühlichts, wie ihn Müllenhoff entwickelt hat, derselbe wie Hýmir sei, weil er in der tat eine hypostase des Týr ist. *it ljóta líf*, das ihm in der frühzeit auferlegt ward, darf man schon wegen der zweiten halbstrophe, die Lokis urteil begründet, gar nicht anders deuten, als auf das amt des gottes, das ihn zwingt in tau und regen und schnee auf seinem posten auszuharren und unablässig zu wachen. Seine neun mütter möge man deuten, wie man will, nur nicht mit Kauffmann aus den neun *heiti* der pauschalmutter Hlóđyn-Gríđr-Nerthus usw. Um sie und ihren zauberstab herbeizurufen, muss wider eine nichtige etymologie herhalten, die den belegen einen fusstritt versezt. Heimdallr wird Hyndlul. 35 *naddgọfugr* genant. Dazu Kauffmann „Als *naddgọfugr* (zauberstabträger, Fick 1[4], 506) tritt er in den kreis von **wīþagaizaz*, **wringdiō*, *gríđarvọlr*“. Erwartet man bei Fick, wie man nach der art des citates muss, etwas von *naddgọfugr* und einem zauberstabträger zu finden, so täuscht man sich. Kauffmann, komt es mir vor, scheute sich ein wenig, *naddr* offen auf *nudhro*-rohr zurückzuführen und *gọfugr* sehr frei durch „träger“ zu übersetzen. Er hätte dann aber nicht so citieren sollen, als habe Fick für die deutung auf-

1) Kauffmann versteht *of lọrinn snimma* neben *einnattr* nicht und meint, es könne „vernünftigerweise doch nur in der frühzeit = *í árdaga* bedeuten“! Nur „früh am tage“ oder auch „eben erst“ (Bugge, Studien 222 anm.), was auf dasselbe hinauskomt.

zukommen. Wir wissen durch hinreichende belege, dass *gǫfugr* wolhabend, vornehm, berühmt heisst und dass *naddr* ist „a stud, nail; clavus, in specie clavus clipei, telum“. Im norw. bezeichnet *nadd* eine kleine spitze oder einen kleinen keil. So kommen wir weniger auf die grundbedeutung stab, als auf die einer sich verdickenden spitze. Lat. *nōdus* aus *nozdos* müssen wir also wol fern halten, so schön ihm auch nach bekanten parallelen *naddr* = *nozdós* entspräche, und auch ahd. *narto* becken, wanne möchte ich lieber nicht heranziehen. Aber der alem. *nasthait,* der nach der Lex Alam. LIV (LVI) *per pectus* geschworen wurde, d. h. indem die frau ihre brust anfasst (RA. 897 fg.), könte hierher gehören, wenn *nast* aus *nózdos* auf einem vergleich der brust, der *mamma* mit dem schildbuckel beruhte. Zusammenhang mit *nestel,* den u. a. das DWb. unter *nesteid, nesteleid* annimt, erscheint unmöglich, da ausser der brust nach späteren aufzeichnungen nur noch der herabhängende zopf angefasst wurde. Übrigens stelle ich *nestel* lieber zu lat. *nectere* als zu *nōdus.* Vgl. noch Bechtel, Zs. f. d. a. 21, 215 und Kluge, KZ. 25, 313 sowie im Etym. wb.

Auch das möchte ich mir erlauben abzuweisen, was nach Kauffmann „gar nicht abzuweisen ist, dass Hønir nur eine wechselbezeichnung für Heimdallr-Týr darstelt, wie dies auch schon von Hoffory ausgesprochen worden ist“. Hofforys beweis fält damit, dass der vogel neben den bekanten bildern des Mars Thingsus nicht einen schwan, sondern eine gans vorstelt. Wir haben dann um so weniger veranlassung, Hønir mit ihm für den schwanengleichen anzusehen, als die schwäne des färöischen liedes, will man sie herbeiziehen, sich anders erklären lassen. Kauffmann bringt den namen mit einem aus ahd. *huota* erschlossenen **hóđ* zusammen, weil ihm daran liegt, Hønir zu einem hüter oder wärter wie Heimdallr zu machen und ihn weiterhin mir Ægir-Hlér-Gymir (auch die beiden lezten namen bedeuten schützer und hüter) zu vereinen. Ich will den sichreren weg gehen und vor allem die nachrichten über den gott, den J. Grimm zu den schwierigsten erscheinungen der nordischen mythologie rechnete, auszunutzen suchen.

Hønir wird Skaldskm. 15 genant *sessi eđa sinni eđa máli Óđins* d. h. er ist Óđins genosse beim sitzen, wandern und reden. Er wird ferner genant der schnelle áss, der langfuss, der wasser- oder feuchtigkeitskönig (*aurkonungr,* wobei ich gegen DA. 5, 100 an Müllenhoffs älterer erklärung DA. 1, 34 festhalte). Hønir ist ein alter, später in den hintergrund getretener gott, der nur in der urzeit handelnd auftritt, in einer zeit, wo Óđinn noch nicht mehr als sturmgott war. Ist

Hønir sein unzertrenlicher gefährte, namentlich auch auf der wanderung und im gespräch, d. h. wenn der wind sich hören lässt, so möchte man in Hønir zunächst ebenfals einen windgott vermuten. Der schnelle áss, der langfuss (der rasch vorwärts komt), wären passende benennungen für einen solchen. Aber wozu zwei windgottheiten, da man doch Hønir nicht zum unbedeutenden diener Óđins hinabdrücken darf — man denke an seine stellung als geisel der asen und in der erneuten welt! Ein anderes wird zutreffen. Mit dem winde wandern die wolken, mit ihm schritt haltend. Odinn selbst reitet auf einer schnellen, daher achtfüssigen (vgl. Langfuss!) grauen wolke. Als wolkengott, als personificiertes gewölk schenkt Hønir den menschen *óđ*, nicht sowol den verstand, als die erregte gemütsstimmung (vgl. *óđr* poesie, das adj. *óđr* heftig, zornig, ahd. *wuot* usw.), wie ihnen gott nach dem Ezzoliede *von den wolchen daz muot* gab, das in seinen regungen wechselt, wie die gestalt der wolken. Die wolke aber birgt die feuchtigkeit in sich, daher ist Hønir der *aurkonungr*. Im färöischen liede gebietet er über die fliegenden schwäne, die weissen wolken am himmel, wie überhaupt alle mythischen vögel wolkengebilde sind, sofern sie alter naturanschauung entstammen. Die merkwürdige erzählung der Yngls. 4, wonach Hønir zwar schön, aber dumm und Mímir sozusagen sein verstand war, komt meiner deutung zu gute. Denn die wolke ist hohl und ohne greifbaren inhalt — Ixion muss statt der Hera eine wolke umarmen —, wenn nicht regen u. dgl. in ihr enthalten sind; Mímir aber, der dem hohlkopf Hønir erst seinen inhalt gibt, ist nach Müllenhoff, DA. 5, 105 der dämon aller gewässer im himmel und auf erden, und über ihn verfügt Hønir als *aurkonungr*. Der bedeutung seines namens ist vielleicht Finn Magnusen im Mythol. lex. 192 anm. am nächsten gekommen, der ihn von dän. *høine* erheben ableitete. Ist er ein *Hauhnijaz* (zu **hauhni* — höhe), der in der höhe lebt? Müllenhoff hält ihn DA. 1, 34 freilich für einen wassergott und wird daher seinen namen wol wie Uhland, Schr. 6, 190 fg. mir *canere*, altn. *høna høns* usw. in verbindung gebracht haben. Man könte dem zu gunsten auf *canorus* als epitheton von flüssen hinweisen. Aber J. Grimm zweifelte schon an einer beziehung Hønirs zum wasser, obgleich ihm der parallelismus von Óđinn Hønir Loki und Kári Hlér Logi nicht entgieng (Myth. 1, 221), den Kauffmann benuzt, um Hønir mit Hlér-Ægir zu identificieren. Dass die beiden lezten wasser- bezw. meerwesen sind, ist freilich nicht zu bezweifeln, und bei Hønir kann man den beinamen *aurkonungr* dafür ins feld führen, sowie seine auswechselung gegen Njǫrdr; nur ist bei lezterem zu beachten, dass sein

wirkungskreis weiter reicht und mehr auf die seegewerbe (schiffahrt und handel, fischfang) und den dadurch erzielten gewinn und reichtum, auf das element des wassers sich dagegen nur insoweit erstreckt, als es nötig ist, um jene geschäfte zu fördern (vgl. Sn. E. 1, 92). Wie will man auch Hønirs schnelligkeit erklären, fals man ihn nicht zum gott eines raschen stromes macht, und wie seine geistige unbehilflichkeit, da doch gerade die wasserwesen als weise gelten und für die entstellung in der Ynglsaga immerhin ein anlass vorgelegen haben muss? Jedesfals steht eines fest: Hønir ist so wenig ein „waldesgott“ wie der „wassermann“ Ægir, wenn dieser auch auf einer schattigen insel wohnt.

Besseren anspruch auf den wald hat Ullr, denn er wohnt in Ýdalir, den Eibentälern, übt das weidwerk (Sn. E. 1, 266), wol hauptsächlich mit dem bogen, die man aus eibenholz herstelte, da er *bogaáss* heisst (a. a. o.) und ein unübertreflicher bogenschütze ist (a. a. o. 102). Zur winterzeit fährt er auf schneeschuhen (a. a. o. 102. 266) oder bedient sich primitiver schlittschuhe aus knochen, was aus Saxos erzählung von Ollerus 1, 131 hervorgeht. Hier liegt aber wol eine vermischung mit dem unbekanten mythus vor, wonach Ullr seinen schild als schiff gebraucht hat (Sn. E. 1, 420. 266). Er ist zugleich kriegerisch (a. a. o. 1, 102), doch kann ich eine nähere beziehung zu Týr, der nach Kauffmann hinter dem grossen „waldesgott“ steckt, nicht auffinden. Ich hebe nur hervor, dass Týr schwertgott, Ullr bogengott ist und so sehr an die Finnen oder Lappen erinnert, dass man bezweifeln darf, ob er den südlichen Germanen bekant war. Er steht vielmehr in engster verbindung mit Óđinn, ist geradezu sein winterlicher stelvertreter, wie die bekanten mythen von Ollerus und Mitothin bei Saxo beweisen. Ich will Kauffmann zugeben, dass die form *Mitothin*, nicht *Mitothinus* gegen die erklärung Mitóđinn, Auchóđinn, Nebenóđinn (altn. *Međóđinn*) spricht; indes komt das wort nur einmal bei Saxo vor und dass er ein *mitođ-inn* nicht wenigstens so weit verstanden haben solte, dass er den angehängten artikel, den seine sprache doch ebenfals gebrauchte, erkant und abgetrent hätte, wenn er zu *mitođ-inn* das lat. *quidam* sezte — das dünkt mich wenig glaubhaft. Das *i* der ersten silbe erklärt weder die alte noch die neue deutung; denn mit Kauffmanns ausspruch, *mitoth* sei altdänisch, dürfte die sache nicht erledigt sein. Vor allem steht noch nicht fest, ob *mjǫtuđr* ein ursprüngliches nomen agentis ist (Kluge, Nom. stambildgsl. s. 15 fg. DA. 5, 143 fg.). Immerhin bleibt, was uns hier am wichtigsten, Ullrs qualität als wintergott bestehen, wofür möglicher weise auch seine vertreibung und tötung bei Saxo 1, 131 zeugt. Sein gegner Óđinn tritt hier, meine ich, so recht als gott

des lichten sommers auf: *At Othinus, recuperatis divinitatis insignibus, tanto opinionis fulgore cunctis terrarum partibus enitebat, ut eum perinde ac redditum mundo lumen omnes gentes amplecterentur, nec ullus orbis locus extaret, qui numinis eius potentiae non pareret.* Die 42. strophe der Grímnm. „Ullrs huld besizt und aller götter, wer zuerst feuer anfasst“ braucht Ullr zwar nicht gerade als höchsten der götter zu bezeichnen, wie Kauffmann aus der stellung und alleinigen erwähnung seines namens vermutet, aber immerhin als einen hohen, wie auch der schwur bei seinem ring Atlakv. 30. Mogk hätte die erste stelle für seine identificierung des feuergottes Loki mit Ullr heranziehen können, zumal da Loki ebenso ein beendiger alles lebens und blühens ist, wie der todbringende wintergott. Je mehr aber Ullr sich diesen finstern mächten nähert, desto mehr entfernt er sich von Njǫrdr, und nent ihn Kauffmann einen partner der Skađi, deren natur er teilt, so durfte er nicht zugleich Njǫrđr in ihm widerfinden, der ja mit Skađi in unglücklicher ehe lebt, weil ihre neigungen sich widersprechen, weil er zur sommerzeit auf schiffahrt und fischfang gehen will und die winterlichen berge ihm zuwider sind, die sie als jägerin auf schneeschuhen zu durcheilen liebt. In eibenbewachsenen tälern, im walde gibt es für schneeschuhe keine verwendung: aus den eiben fertigt sich der gott nur seinen bogen, mit dem er auf die schneefelder und schneeberge zur jagd hinauszieht, und so erweist sich von neuem der „waldesgott“ als ein trugbild.

Endlich der deus Requalivahanus, den Kauffmann für „den gott, der in der finsternis lebt“, erklärt. Allein die adjectiva auf got. *-ahs*, das hat Schröder richtig hervorgehoben, drücken einen reichlichen besitz, einen besitz in fülle aus, sodass *-livahs* der lebensvolle, lebenstrotzende wäre. Besagt nun der name des gottes, dass er in der finsternis lebensvoll ist, so ergibt sich daraus von selbst der gegensatz, dass die helligkeit, das licht seine lebensfülle schädigt oder dass er sie wenigstens dort nicht offenbart. Trift das für den alten gott des lichten himmels zu, den Kauffmann hinter ihm sucht? *requa-* mit ihm auf das waldesdunkel zu beziehen, liegt nicht der mindeste anlass vor, selbst wenn Kauffmann „an das sacralwort an. *Myrkviđi* = and. *Miriquido*“ erinnert. Mich erinnert *requa-* zunächst an die finsternis der nacht, dann an die der unterwelt. Von göttern der nacht, der unterwelt könte man mit recht sagen, dass sie nur im dunkel voll und wahrhaft leben. Auch die zwerge im erdinnern sind *requalivahani*, da die sonnenstrahlen ihnen den tod bringen. Aber ich verfechte keineswegs diese deutung des namens. Mag man Kauffmann folgen oder

Holthausen („der in der finsternis als herscher waltet") oder Much und Schröder („dunkelfarbig") — was ergibt sich für die mythologie aus diesem beinamen und all den andern, die uns inschriften der Römerzeit kennen gelehrt haben? Lassen sie sich entschieden und unbestreitbar bekanten göttern zuweisen oder haben sie uns neue klar vor augen gestelt? Weder das eine noch das andere. Die deutungen häufen sich und die beziehungen auf bekante gottheiten bleiben unsicher, weil die namen zu algemein sind. Ein gott, der in der finsternis lebt, kann ein chthonischer sein, ein unterweltsgott; er kann im dunkeln teil des jahres, im winter sein wesen treiben; es könte auch Baldr damit gemeint sein, nachdem er eine beute der Hel geworden. Dazu komt, dass die gottheiten, je inniger ihre örtliche verehrung ist, desto weiter und umfassender ihre macht ausdehnen; dass verschiedene götter auf abweichenden wegen doch zum selben ziel gelangen, zu denselben zwecken angerufen werden und also auch mit den gleichen epithetis belegt werden können. Sogar ein durchsichtiger name wie Mars Thingsus hilft uns kaum, wenn er nicht anderswoher erläutert wird. Mit blossen etymologien ist in der mythologie noch weniger als in der ethnographie anzufangen, und Kauffmanns aufsatz wäre nicht so in die irre gegangen, wenn er nicht wesentlich auf etymologien begründet wäre. Auch der deus Requalivahanus ist nicht der gesuchte grosse waldesgott, der nach Kauffmann in der neuen welt die oberherschaft führen wird. Es ist nutzlos, ihn unter den alten göttern zu suchen, denn er ist neu und unbekant. In ihm soll sich ja erst der ersehnte und erträumte zustand der besseren welt, das neue, volkomnere recht verkörpern, welches das unbefriedigte herz in der zeit einer absterbenden weltanschauung, verbleichender ideale suchte. Dieser gott ist so unbekant wie jener, dessen altar Paulus in Athen fand. Er komt gerade nicht mehr aus dem schaurigen dunkel des waldes, wo die alten götter verehrt wurden, sondern seine heimat ist im licht, er komt als „der starke von oben" (Vǫl. 49 Mh.).

Der grundfehler Kauffmanns ist, dass er das wohnen im walde, den kultus im walde als eine eigentümlichkeit etwelcher götter hinstelt und alle die verschmilzt, die er mit dem walde verbinden kann. Selbst die vanen, die auf meer und acker ihren segen spenden[1], werden zu waldgöttern gestempelt und ihr name lieber von aind. *vana* wald abgeleitet, als aus as. *wanum wanam* erklärt. Dabei wirken sie gerade

1) Wie kann nur *Nóatún*, Njǫrðrs wohnsitz, „der schiffe verderben" heissen sollen! Njǫrðr beschüzt ja die schiffer!

zur lichten sommerzeit und tragen davon ihren namen! Wegen ihres verhältnisses zu den alfen brauche ich nur auf Mogk in Pauls Grundr. 1, 1027 fgg. zu verweisen. Es erledigen sich dadurch die einwände Kauffmanns gegen die alte etymologie. In wald und hain aber wurden nicht nur der Semnonengott und Nerthus, sondern nach Tacitus Germ. 9 alle götter verehrt. Jeder gott ist insofern ein waldesgott und könte, käme es blos darauf an, auf die herschaft über die erneute welt anspruch erheben. Nur würde ein wintergott wie Ullr in der paradiesischen welt, wo die äcker unbesäet tragen und alles glänzt und leuchtet, dabei am wenigsten erfolg haben.

BERLIN. MAX ROEDIGER.

BAUDOUIN DE SEBOURC IN ALTNIEDERLÄNDISCHER BEARBEITUNG.

Herr oberbibliothekar dr. Hans Schnorr von Carolsfeld machte mich auf ein pergamentblatt des 14. jahrhunderts aufmerksam, welches die Münchener universitätsbibliothek unter der sign. Cod. Ms. 756. 2 bewahrt. Das blatt ist 28 cm. hoch, 20 cm. breit. In zwei hälften zerschnitten diente es vermutlich als umschlag. Wie es nach München gelangte, ist nicht mehr festzustellen. Auf der seite stehen je drei spalten abgesezter verszeilen, spalte 1, 2, 3, 6 enthalten 52, spalte 4, 5 jedoch 53 zeilen. Die schrift ist nicht besonders deutlich und war überdies stark verblasst. Durch anwendung von schwefelammoniak wurde das meiste aber wider lesbar. Ich habe das blatt sehr oft und bei jeder beleuchtung gelesen, so dass ich glaube, soweit es noch möglich war, alles entziffert zu haben.

Der fund ist für die niederländische litteratur von wichtigkeit. Wir haben hier ein bruchstück einer mittelniederländischen bearbeitung des altfranzösischen romanes Baudouin de Sebourc vor uns. Die kreuzzugsromane fanden natürlich in den Niederlanden besonders anklang. Aus dem sagenkreise des schwanritters ist bis jezt nur ein kleines fragment bekant (vgl. Kalff, Middelnederlandsche epische fragmenten, Groningen 1885 s. 250 fgg.), dem sich nunmehr auch dieser spätling geselt. Baudoin de Sebourc wird ins 14. jahrhundert gesezt; bald nach seiner entstehung müste er auch ins niederländische übertragen worden sein. Von dem französischen gedicht besitzen wir nur eine ausgabe vom jahre 1841 (Li romans de Bauduin de Sebourg, IIIe roy de Jhé-

rusalem; poëme du XIVe siècle publié pour la première fois d'après les manuscrits de la bibliothèque royale [par M. Bocca] tome 1—2. Valenciennes 1841. 4°). Weiteres teilte P. Paris in der Histoire littéraire XXV, 537—93 mit. Die einzige handschrift des französischen gedichtes, die wir bis jezt kennen, ist nicht die unmittelbare vorlage des niederländischen textes. In lezterem allein begegnet z. b. 172 Solomant van Nikes. Der Niederländer hat ziemlich weitschweifig und umständlich übertragen. Seine arbeitsweise zeigt am besten eine vergleichung mit dem französischen original. Weil die französische ausgabe sehr selten ist, setze ich die entsprechenden strophen aus Boccas text her, woraus die litterarhistorische beurteilung unseres fundes sich von selber ergibt. Natürlich gilt diese veröffentlichte fehlerhafte redaktion bloss als vertreter der französischen vorlage, die vermutlich an vielen stellen noch mehr mit der niederländischen fassung zusammentraf, als jezt ersichtlich ist.

W. GOLTHER.

Li romans de Bauduin de Sebourc I s. 4.

115 Signour, ichius Gaufrois, qui estoit ducz de Frize,
estoit tant hardis homs et de si haute emprise,
qu' il n' avoit plus crueus de lui jusques en Pise.
o le roy se tenoit, qui Niemaye ot en prise:
gerre ot en son paiis de gent que moult poi prise;
120 adont ne s'i tenist pour l'or de Vautanise.
des siens estoit haïs; ne sai par quelle guise
roys Ernous le retint, qui moult ains franquise.
s'en fist son sénescal; en sa main li a mise
toute son hérité qu'il tint jusqu'en Falise.
125 mais chius lères Gaufrois, de quoy je vous devise,
en la royne Rose avoit son amour mise,
pour cho que belle estoit et de très haute emprise;
car plus belle de lui n'avoit jusqu'en Farise.
chius Gaufrois le ama par male convoitise;
130 mais la gente royne estoit si bien aprise,
miex amast, c'on l'ardist, à dolerous tuïse,
que jà le traïtour amast par nulle guise.
La bonne preude femme, c'est bien drois c'on le prise;
et quant autre se fait, drois est c'on le desprise:
135 car moult a li preudoms et honneur et franquise
quant il a à sa table sa preude femme assize.

on doit croire se femme, puis qu'elle bien se prise,
car jà ne mentiroit de riens qu'elle devise;
aussi vous puist aidier en yver vens de bize.

---

140 Ichius Gaufrois de Frize estoit en amour gaie;
en amours est si fort pour Roze de Nymaie:
dire ne li ozoit, pour che qu'il le vit vraie
envers le roy Ernoul. s'est drois qu'il s'en retraihe,
mais amours ne li laist qui les amans assaie;
145 riens ne li oze dire, mais souvent li assaie
et de li regarder en disant: „que feraie?
royne souffissant, n'est drois que vous retraie
les griés maus que je sens! morrai-ge dont ou naie?"
enci disoit Gaufrois, cui amours enci paie,
150 pour la dame royaus pour cui amours l'esmaie.

Gaufrois fu moult souspris de l'amour de la royne.
la dame ot IIII fiex de moult très haute orine,
car il furent estrait du linage le chine.
li aisnez ot VII ans, s'ot blanche le poitrine,
155 Esmerez ot à non, boine fu sa couvine;
Bauduins fut mainsnez, qui fu d'entente fine,
adont n'ot que II ans, vestus fu d'une hermine:
il n'ot si bel enfant, né de telle doctrine,
dès-si jusques en Gresse, le terre Alixandrine.
160 li pères voit ses fiex, par la sale marbrine,
jouant li I à l'autre; dont dist: „vertus divine,
envoie mes enfans honneur qui ne décline."
certes, il avoit droit quant de priier n'en fine;
en soef norreture, ni en douche gésine,
165 ne gist bonne aventure, sé diex ne le destine.

Roys Hernous de Biauvais fu au disner assis
d'encoste la royne, blanche com flour de lis.
li roys voit par le sale aller ses IIII fils:
Esmerez li ainsnez, Bauduins li petis,
170 Gloriaus, Alixander, qui les corpz ont faitis.
„enfant" ce dist li pères, „je pri à Jhésu-Cris
qu'il vous ottroie honneur et en fin paradis."

„amen". che dist Gaufrois; puis getta I faus ris,
et a dit coïement: „sé longement sui vis,
175 roys, je t'enherberai; s'arai tez filz murdris;
et s'averai ta femme, si serai ses maris:
car je n'aim mie otant à véoir Jhésu-Cris
com je fai vostre corps, royne de haut pris!"
si faitement pensoit li lères maléis.
180 atant est I messaige qui ou palais s'est mis:
il estoit moult forment lassez et mal baillis;
il vint devant le roy, si s'est à genous mis
et dist: „chiux diex de glore, qui en le crois fu mis,
il vous garite, sire, et vous et vos amis."
185 et li roys li respont: „bien veigniez-vous, amis;
de quelle terre venez, né de confait paiis?"
„biaus sire, je me sui d'outre-mer revertis.
avoec Pièron-l'ermite m'estoie en le mer mis,
si comme pélerins, pour vengier Jhésu-Cris.
190 vo frèrez Bauduins de Biauvais, li hardis,
m'avoit fait panetier, de moi estoit servis.
au mont de Kievetout arriva li marchis;
là arriva li poeples qui créoit, par avis,
ou père droiturier, le roy de paradis.
195 là, trouvâmes paiiens, les cuivers maléis:
Corbarans d'Oliferne, I Sarrasin maudis,
assali cristiens au mont dont je vous dis;
mais il en i avoit encontre I de nos VI.
ne sai que vous diroie? si m'aït sains Remis!
200 li poeples cristiens i fu tous desconfis:
Bauduins de Biauvais, vo frères, i fu pris;
et Richars de Cammont i fu des Turs saisis;
et dans Harpins de Bourgez, qui soef fu norris;
Bauduins Cauderons; et bers Jehans d'Alis;
205 et li vesquez du Puy, qui tant fu agentis.
et Pières-li-ermites est de chà rafuis.
et je en escapai navrés et mal baillis;
si vous sui venus dire com grans est li péris
de vo frère germain, qui tant estoit gentis.
210 or s'en va outre mer I poeples bénéis;
Godefrois les conduist, qu'à Bullon fu norris.
e! roys, souviengne-toi de le mort Jhésu-Cris;

de Bauduin, ton frère, qui est li tiens amis:
comment il tient prison en le terre au Persis,
215 par dedens Oliferne, le chité de haut pris.
encore est-il en vie! et pour chou le te dis:
qu'au besoing voit li homs, et en fais et en dis,
qui l'aimme bonnement. car li homs, j'en sui fis,
qui n'aide le sien frère qui est en tel point mis;
220 I estrainges sé puis se fie est bien quétis."

Quant Hernous entendi le parler du message,
ot moult le cuer dolant quant oy le dammaige
de son frère germain; puis dist par biau langage:
„par le foy que je doi tous cheus de mon paraige,
225 jammais n'arresterai, né pour fol né pour sage,
s'arai outre le mer conduit si grant bernage,
que sus les Sarrasins monstrerai tel haussage
que mon frère r'arai, qu'il tiennent en servage."
quant la dame l'entent, s'ot le cuer plain de rage:
230 si dolante ne fu onques en son éâge.
elle appella le roy, qui fu de haut linage,
„sire" dist la royne, „vous pensés grant outrage
qui ensément volés laissier vostre héritage,
et vos IIII biaus fiex qui sont en cest manage."
235 „dame" ce dist li roys, „par dieu et par s'ymage,
g'irai vengier mon frère, qui tant a fier corage.
outre mer passerai, à calant et à barge."
„Sire" ce dist Gaufrois, qui ou corps ot le rage,
„g'irai aveuquez vous en che pélerinage:
240 si menrai de ma gent, qu'o moy feront passage,
et si vous aiderai sus celle gent ramage."
puis a dit coiëment, c'on n'oy son langage:
„autrement ne pooie accomblir mon corage.
jammais ne revenrez en cestui héritage,
245 car je vous venderai à roy ou à faufage:
et puis arai vo femme au droit de mariage."
ensément pensoit chius, qui ou corps et le rage.
amours li ot son cuer mis en mauvais usage:
c'est folement amet quant on fait son dammage.

250 Li gentis roys Hernous ne se volt déporter
qu'il ne mandast sa gent et les fist assambler,
et a fait sen trésoir ouvrir et desfremer;
as povrez pélerins en a fait présenter:
fist une croiserie pour Sarrasins grever.
255 Gaufrois ala en Frise ses amis assambler;
à Nimaye revint pour le roy conforter.
li roys s'esploita tant, qu'il fist sa gent entrer
en barges et calans, pour le bescuit porter
et pain et char et vin, pour ses gens soëler.

— — — — — — —
dat god dor onsen willen gaf. [spalte 1.]
laet ons der sonden comen af
ende altoes na weldoen staen,
so werden wi van gode ontfaen.
5 Dese Gaufort daer ic af seide
was onthouden, dats waerheide,
med den edelen coninc Arnoude,
hi mach doen al datti woude
o . . . . lant altemale.
10 Die coninc was in sine zale,
med hem Rose de coninginne.
Gaufort hadde sine minne
geleit an die overscone,
want men onder themels trone
15 geene scoender hadde vonden,
den Rose was te dien stonden,
wien dat Gaufort minde zere,
daeromwiste Arnout niet de here.
Den verrader const wel decken,
20 hi peinsde altoes dor trecken,
hoe hi den coninc vergeven
mochte ende nemen dleven
dor de minne van der vrouwe,
die goet was ende getrouwe.
25 Si dedem werdecheit ende ere,
. . . . was te moede den goede here,
. . . . soe maecht elken man,
die I. *wyf heeft*, daer hi hem an

houden mach, dat so es goet,
30 I. wyf alte vele eren doet.
haren man es soe getrouwe,
soe mach heten 1. goede vrouwe.
Op dat so niet enontweecht,
als haer I. wyf ten man uut geeft,
35 soe dat si hem es getrouwe,
I. wyf gelyct den pellen van goude.
Alsoe dede Rose de coninginne
de vroedste van der werelt binnen.
Dit mercte de felle Gaufroot,
40 de minne dedem zwaren noot;
mer hi sachse soe vroet van sinne,
de goede vrouwe de coninginne,
dat hys haer niet dorste gewagen.
Hem zelven moesti syn noet clagen
45 dic ente meneger ure
ende pensde, mocht davonture
noch soe comen, datti soude
sinen here den coninc Arnoude
enechsins te doot bringen
50 med enegen subtilen dingen.
Hier an leidi syn gedochte,
dicke peinsdi, ofti mochte
siere vrouwen comen tspraken; [sp. 2.]
mer noit vant hi so de zaken,
55 dat hyt hadde dorren bestaen.
Dies was hi herde zere ontdaen
ende moeste doegen synen smerte;
mer altoes stont hem therte
om te doeden sinen here.
60 Verraders geve god onnere.
Hi minde alte zere de vrouwe,
die cleine achte op sinen rouwe,
dat wetic wel in wederdinc.
Si sat bi haren man den coninc
65 te Nimagen in de zale.
daer sach men tien zelven male
de scone vrouwe goeder tiere
comen haer scone kinder viere;

Ermreit was out VII iaer,
70 dat weetic wel over waer.
Sere besachse de coninc fyn
ende den iongen Baudewyn
sach hi spelen in de zale.
Ic segge u in wedertale,
75 datti ionc was van II iaren;
nochtan was hi meer daer twaren
dan syn broeder van iaren V.
daer toe was hi so scone van live,
dat elken mensche hulpen mochte.
80 Hulp god here, die ons cochte,
sprac de goede coninc Arnout,
ic bidde u, here, menechfout,
dat gi dese IIII gracie moet geven,
datse alsoe moeten leven,
85 datse beiagen eren ende prys
ende in dende tparadys,
dats te seggen hemelrike.
Hi hadde recht, de coninc rike,
dat hi over syn kinder bat;
90 want elc mach wel weten dat,
al eest dat de kinder ionc
syn op haren iersten spronc
sochte ende wol geantiert,
nochtan moeten sin bestiert.
95 Tenen tiden was geseten
de coninc Arnout dor eten
in sine sale med bliden zinne.
Bi hem sat Rose de coninginne.
Soe dede den verrader fel
100 Gaufoort dat weetic wel.
De coninc sach sine kinder
spelen in de zale ginder;
si liepen hem mergen alle IIII,
Emereit de goeder tiere,
105 ende Alexander ende Gloriant [sp. 3.]
ende Baudewyn, de ionchere valiant;
al haddi gad[1] der iaren X,

1) So die hs.; es ist wol gader zu lesen.

soe was hi manlec te ziene;
seder was hi ridder vercoren
110 entie beste die spien sporen.
De coninc sach syn kinder zere
ende seide: god, lieve here,
wilt dese soe lange laten leven,
dat si moeten wesen
115 ontsien van den Sarasine,
des biddic u med herten fine,
ende si toegen moeten de gedane
van den ridders metten zwanen,
daer af datse comen syn;
120 des biddic u, hemels drochtyn,
med ooetmoede herde groet.
Amen, seide doen Gaufoort
allachende med loeser herten;
syn grinen ginc niet ter sterten.
125 stillekine hi weder seide:
Here coninc, bi mier mandecheide,
ic sal u hulpen van den live,
om te sine bi dinen wive,
die ic minne med herten zere,
130 ende bi onsen lieven here
dine kindere alle IIII
sal ic morden herde sciere.
want haddic den vader doot,
in liete leven om geen noot
135 Baudewyn; hi wert soe fel,
ic siet an hem herde wel.
Hier mede datti besech sat,
daer de coninc ter tafelen at
med genoechte herde goet,
140 op deen side sat Gaufroet,
an dander side de coninginne,
doen sach men comen ten zalen inne
enen knape zere gewont,
cort hi vore den coninc comt
145 ende seide: God diet wel doen mach,
moete geven goeden dach
den coninc ende syn gesinde,

mier vrouwen entie ic hier vinde
beide cleine ende groet.
150 De coninc seide: God die syn doget
dor onsen willen int cruce gaf,
knape, die geve u goeden dach.
Segt, wat hebdi vernomen,
ute wat lande bestu comen?
155 Die knape, die wel was beraden,
antwordem al bi staden
den coninc sonder letten me [sp. 4.]
ende seide: Ic was over zee
gevaren med Peter den ermite
160 ende pelgryn gewaerlike.
Here, hoort hier de waerheit fyn
of uwen broeder Baudewyn,
die van Biauvaes es here,
hadde mi onthouden ende dede mi ere;
165 Here, ic was syn bottelgier.
Baudewyn ende menech prencier
quamen med geselscape goet
op den berch van Kieveroet;
daer soe waren wi bestreden,
170 here, hoort hier de waerheden,
van den coninc Cormarant
ende van den coninc Solomant,
die van Nikes es here.
Coninc Arnout, lieve here,
175 daer moestet alsoe vergaen,
u broeder Baudewyn bleef gevaen
van Cormarant den fellen hont,
ende Ritchart van Chamont,
Herpyn van Borges fynr (?) wys,
180 Boudewyn ketelkyn, Jehan d'Alys,
die bleven daer, ic segge u ditte,
entie bisscop van den pitte.
Pieter dermite die ontfloe,
soe dedic oec, ic bon vroe;
185 zere soe was ic gewont,
als u noch mach wesen cont.
Ic come u seggen van uwen broeder

uws vader kint ende uwer moeder,
die paiene houden gevaen.
190 Coninc here, wilt verstaen,
hi levet noch, dat es waer,
mer hi hevet vangnesse swaer.
Coninc, noch hoort na mi mee,
een volc dat vaert over zee
195 med herde menegen baroen,
Godefort de here van Bulioen
I den zone der goeder vrouwen
esser af leidsman in goeder trouwen.
Coninc here, prense fyn,
200 peinst om den lieven broeder dyn,
uws vader kint ende moeder;
ende wilt hulpen dinen broeder
ende peinst, men sal u scande seggen,
op dat gine daer laet liggen.
205 I. broeder die sinen broeder falgiert,
een vremt es wel vernoiert,
dat hine van sinen live be...
hets recht dat hem oec be...
Als de coninc Arnout verstoet,
210 des hem de bode maecte vroet, [sp. 5.]
so lieti hem menegen traen,
dat syn broeder was gevaen,
want hi hads groten rouwe.
Hi seide: Bi onser lieven vrouwe
215 van minen broeder es mi leet;
na dat ic de waerheit weet,
dat hi es in groter noet,
soe waric als I. hase bloet,
wildic hem niet te hulpen varen.
220 Ic wil gereiden sonder sparen
beide bargen ende scepen,
minen broeder willic wreken
ofte in den wille bliven dooet.
Als dit de coninginne hoort,
225 wart si recht uten kere
ende seide: Lieve here,
dore god wilt u wort wenden.

Soudi mi laten in alenden,
edel here, edel wigant,
230 peinst wat gi laet in u lant
ende genoech in hebt te doen,
edel coninc van herten coen,
ende siet op u kinder IIII,
wie salse achter u bestieren,
235 ofte gi vaert uten lande?
De coninc seide altehande:
Vrouwe, ic sal wel myn lant
laten bewart bi sainant (?).
Werde vrouwe, scone care,
240 ic moet emmer thulpen varen
Baudewyn minen broeder,
myns vader kint ende moeder;
lietict, het wi grote scande.
Hi leit onder de gods viande.
245 Doe ic dor minen broeder ganc,
god die sals mi weten danc.
Ic meine te wreken synen anden,
ende mi te loesen van den banden,
daer ic mede ben gebonden,
250 dat syn mine zwaren sonden;
daer omme soe moetic inde reesen,
vrouwe, laetet u wille wesen,
want ic moeter emmer varen.
Doe seide Gaufoort sonder sparen,
255 die fel was ende quaet:
Here coninc, seiti, nu verstaet,
vaerti, hets wel ghedaen.
Ic die sal, wilt verstaen,
vriende ende mage ontbieden
260 ende in myn lant so vele lieden,
dat gys selt hebben ere.
Ic wille med u over mere
op de felle Sarasine, [sp. 6.]
dor gods wille dogen pine
265 ende dor uwen wille mede.
Vriendelec de coninc ....
Here Gaufort, hebt danc.

Ende ic segge u sonder . . . .
wilt mi got myn leven sparen,
270 ic saels u dancken, wet te waren.
Gaufort seide: Ic a . . . . wel.
Mer stille seide de verrader fel:
Bi den here die mi wrochte,
anders ic niet en mochte
275 comen te minen porpose.
Ic heb wel in myn gelose,
dat gi in dlant nemmermere
weder comt bi onsen here,
endoe zelve barlabaen,
280 ic sal u vercoepen saen
soud' coninc ofte amistant. (?)
dan salic weder keren int lant
ende dine kinder alle IIII
med mier hant vermorden sciere;
285 dan salic hebben den coninginne,
wien ic boven gode minne
ende boven zier moeder meer
die . . . .
dor de minne . . . .
290 so brochti . . . .
Die coninc enlette niet,
hine beval ende hiet
te gereiden wat men mochte,
want over zee was syn gedochte
295 dor niemens wille wilt hy . . .
Gaufoort die god here . . .
die voer int Vrieslant,
daer hi sine magen vant,
die hi seide cleen ende groot.
300 hi seide w . . hem ten doe stoot,
wat hi micte t . . . doene
med Arnoude den coninc coene
het w . . hem lieden alsoe g . . t
te Nimagen hi hem . . . .
305 en quam te hulpen . . . .
med sconen volke den coninc;
wel was hi ontfaen.

Die coninc dede gereiden zaen
sceps boenen ende baken,
310 ende al, dat doech tselken zaken
ende dat den orloge behoort,
deedi gereiden rechte voort.
Der na dedi gebieden
alle manieren van armen lieden
— — — — — — —

SPRACHLICHE BEMERKUNGEN ZU DER VON JOSEPH SEEMÜLLER HERAUSGEGEBENEN ÖSTERREICHISCHEN REIMCHRONIK OTTOKARS.

V. 562 fg. *si dorfte ouch nit zanger (: langer)*
durch siechtuom gemachen dar,
wand in nimmer mêr geswar
weder ouge noch zant.

Die ersten zeilen übersezt das glossar 1414ª: „nichts brauchte sie auch krankheitshalber wider rüstig zu machen.“ Allein in dieser übersetzung ist *dar gemachen* nicht richtig widergegeben. Überdies ist *dorften* und *bidorften* überliefert statt *dorfte;* in Massmanns Kaiserchr. II, s. 568 steht auch *lenger : zenger* für *langer : zanger.* Ich glaube in *zanger,* festhaltend an dem überlieferten *si dorften,* nicht mit Seemüller ein adjektiv, sondern ein altes substantiv wider zu finden, das Graff im Sprachschatz V, 680 aus alten glossaren verzeichnet hat (vgl. Steinmeyer-Sievers, Ahd. gloss. I, 267, 6): *zankar, zangar, vibex, cauteria;* gemeint ist nicht sowol das breneisen, sondern, wie es bei Diefenbach 617ᵇ s. v. *vibex* heisst: *stigma, plaga facta,* oder 109ᵇ s. v. *cauterium: prant wunden die die artzt machen.* In dieser lezten bedeutung muss das wort hier stehen, nämlich als bezeichnung für die wunden, die vom arzt durch brennen erzeugt wurden, eine art brandschorf, um den *oucswern* oder *zantswern* zu vertreiben. Ähnliche manipulationen nahm man mit dem kranken falken vor und nante das *dem f. brende setzen* oder *brende legen adir burnen mit eim clein îsen* nach Hicfelts *aucupatorium herodiorum* s. 35 und 36 ed. Dombrowski.

V. 2996 fg. *gedenke, daz ich hân genomen*
dienst untiwerlichen
vom marcgrâf Fridrichen;

in den handschriften 1 und 5 steht *untrewlichen* für *untiwerlichen;* vielleicht hiess es ursprünglich *untrügelichen* nach Walther v. d. V. 26, 24 *wie nam abe er mîn dienest ie sô trügelîchen? (: Friderîchen);* das in den mhd. wörterbüchern noch nicht verzeichnete wort findet sich auch in der Martina 21, 96 *und ist ouch daz untruglich (: muglich).*

V. 5288 *swaz im kom in daz gehurn (: spurn);* 18188 *swaz dir inz gehurn (: zurn) kumt, daz redestû für dich;* 30323 *dâ von im diu rûch lac in dem gehurne (: turne);* hier wird *gehurn* glatweg mit „gehirn„ übersezt (Glossar 1349), so dass es scheint als wäre es für eine dialektische nebenform vom *gehirn* zu halten; auch M. Haupt war wol dieser ansicht in seiner anmerkung zu den unechten strophen Neidharts auf s. XVII. Ich möchte dagegen *gehurn* sowie *einem in daz gehurn komen* mehr für einen tropischen ausdruck halten, eigentlich gebraucht von tieren, die ihre erregungen durch das gehörn kund geben; vgl. das lat. *cornua sumere, veniunt mihi cornua; cornua addere pauperi* bei Ovidius; *εἰς κέρας θυμοῦσθαι* bei Euripides Bacch. 742; dem entsprechend auch einige redensarten im deutschen, in denen *horn* als bildlicher ausdruck verwendet ist, so in den chroniken der D. St. III, 143, 21 *ein ietlicher verzagter der gewan dô horn an der stirn* = gewann mut; Md. schachbuch 273, 20 *der wîn dem armen machit horn* (mut); P. Suchenwirt 18, 28 *mins sinnes horn treuget.* Hiernach wäre *inz gehurn komen = in den muot, in den sin komen.* Ohnehin war *gehirne* für *hirn* während des mittelalters in Oberdeutschland nicht üblich; am frühesten begegnet es wol in der von einem mitteldeutschen verfassten Wiener meerfahrt 354, einer stelle, die dem verfasser des DWb. IV, 2, 2483 entgangen zu sein scheint.

V. 5542 *in dûht des schaden niht genuoc;* in den hss. steht aber *des schadens,* und dies liess sich bei Ottokar neben dem durch reim gesicherten genitiv *schaden* 4327 wol halten; vgl. Krone 26182 *swaz von in schadens was geschehen;* Fontes rer. Austriac. 2. abt. XVIII, s. 128 (a. 1309) *daz hân ich getân ze widerlegunge etliches schadens, den dazselbe gotshaus enphangen het;* Urkundenb. v. Augsburg I, nr. 339 (a. 1336) *des selben geltes u. des schadens, der dar ûf gegangen was;* nr. 393 (a. 1342); nr. 452 (a. 1348); nr. 481 (a. 1351); nr. 602 (a. 1367); nr. 618 (a. 1369); nr. 650 (a. 1374); nr. 663 (a. 1376); Deut. chroniken XII, 679, 13; 852, 15; Weinhold, Mhd. gr.[2] s. 403. Auch v. 269 und 25452 ist bei Ottokar in hs. 1 *schadens,* v. 21055 nach hs. 4 und 5 ebenso überliefert; v. 77361 ist im text *dû beliber schadens frî.*

V. 5885 *als ich hin vor vernomen hab;* statt *hin vor,* im glossar 1360[c] im sinne von *vor hin* gefasst und unter *hin* untergebracht, hätte *hienphor* oder *hie enphor,* als nebenform von *hie envor,* gedruckt werden sollen; die hss. liefern *hinphor* und *hintphor; hienphor* sagt Ottokar auch v. 29437 und 30628, ebenso Neidhart v. R. 39, 30 und 74, 26 nach der Riedegger, Berthold Predd. II, 95, 25 nach der Heidelberger hs. *Enphor* ist, wie Seemüller wol richtig erkant hat, aus *invor* oder *envor* entstanden, nicht aber aus *in beror* oder *enbevor,* wie im DWb. III, 642 und bei Lexer I, 565 angegeben ist. *In bevor* möchte sich kaum finden lassen. Das *ph* in *inphor* ist wol ebenso zu beurteilen wie das in *enphâhen, enpharen, enphelhen.* Auch das nhd. *hingegen* im sinne von *hier* — oder *hiegegen* geht wol auf ein ursprüngliches *hie engegen* zurück, wie es sich beispielsweise bei Herbort Troj. 4481 findet: *hie engegen dâ engein dâ was glîch und ein beide lîp unde tôt.*

V. 7044 *ob er in mit kost verlaete (: taete)* wird unter „*verladen* swv." aufgeführt und übersezt: „mit nahrung versähe". Doch ist es noch fraglich, ob nicht die form *verlaete* mit mehr recht unter *verlegen* zu bringen gewesen wäre. Denn *verlaete* wäre sonst ein nach md. weise geformter conjunktiv, den man bei einem oberdeutschen aus der zeit Ottokars kaum voraussetzen kann; bei einem solchen wäre meiner beobachtung nach nur *verlâte* = *verladete* möglich. *Verlegen* im sinne von aushelfen, für einen aufkommen, einstehen hat zwar für gewöhnlich die sache im acc., die person dagegen im dativ bei sich; doch findet sich im 15. jahrhundert schon der acc. der person, so bei Anthonius von Phor im buch der beispiele 7, 13 *so wolt er in (= eum) darzuo mit gold nnd silber verlegen und im fürdrunge thuon* und in den stellen, welche von Schmeller-Frommann I, 1457 angeführt werden. Hat doch der herausgeber selber schon das particip *gelaet,* welches sich v. 55590 *(: staet)* und 61188 *(: geblaet)* von Ottokar gebraucht findet, = *geleit, geleget* gedeutet und ohne anstand auf s. 1369[c] unter *legen* mit aufgeführt. Aber auf das präteritum conj. *laet* in v. 24266 *daz er ûf sich laet die burde* und 56572 *daz man dester mêr darinne laet (: vernaet)* ist wol nur als dialektische form anzusehen für *leit* = *leite, legete,* vgl. die verwanten beispiele bei Weinhold, Bair. gr. s. 55.

V. 7221 *ir kleine ros sint sô hiuze und sô gar verdraet;* das hier adjektivisch gebrauchte *verdraet,* im sinne von *draete* wie im Parz. 41, 3, weist, wie der herausgeber einl. s. CXIX bemerkt, nach der bedeutung, die es hier hat, um so sicherer auf den J. Titurel 1667

hin als die dem dichter vorschwebende stelle, da es anderwärts, wie im Willehalm Meister Ulrichs v. d. Türlin 85, 17, im Georg des Reinb. v. Dorn 1159, im Pass. R. 440, 91 nur im eigentlichen sinne sich gebraucht findet.

V. 12212 fg. *nû wart ein schuȥ kluoc*
nâch fram und nâch wân
her ûȥ der stat getân;

Hs. 4 und 5 *nach vrôn;* trotz des zur erklärung herangezogenen *framschuȥ* bleibt *nâch fram* an sich sowol wie in der verbindung mit *nâch wân* ein auffälliger ausdruck; *nâch frum* könnte „mit erfolg“ bedeuten und würde besser zu *nâch wân* passen.

V. 13533 *dâmit si (= die Walhen mit dem triblian) den Tiutschen kunnen | phenning ab erlôsen;* im glossar *ab erlôsen* angesezt = „abgewinnen“; vielleicht ist das wort auf *lôsen* = freundlich *(lôse)* tun, schmeicheln, trügen zurückzuführen, *ab erlôsen* also so viel als durch *lôsen* abgewinnen, abluchsen, abschwindeln; in demselben sinne scheint es v. 17248 zu stehen: *swaȥ si erlôsten velbischer meidem von in;* vgl. namentlich Krone 24433 fg. *einer katzen spîselôsen | erlôst er wol an die mûs, | sô sie hundert werbe ein hûs | dar nâch het erloufen. | Sus kan er evkoufen | mit lôsen swaȥ er haben wil.* Dagegen würde im glossar 1333ª wol besser *erloesen* für *erlôsen* anzusetzen sein.

V. 14788 *(daȥ mülrössel) sleht ûf hinden unde vorn | houwund mit gespizten ôrn;* Seemüller nimt anstoss an *houwund* neben *sleht ûf* und sezt daher ein swv. *houwen* an, das er — wol Pfeiffer folgend — auf das von Lexer I, 1410 aufgezeichnete „*hûwe* stm. anlauf“ zurückführt mit der von Schmeller-Fromm. I, 1023 vermerkten bedeutung „sich schnell bewegen, laufen“. Dagegen lässt sich einwenden, dass *hûwe* in Oberdeutschland durchaus ungebräuchlich, nur auf md. dialektgebiete anzutreffen ist, so ausser bei Nic. v. Jeroschin 3327 und 20806 noch — und zwar in der bedeutung lärm, aufruhr — bei Lambert, Die ratsgesetzgebung von Mühlhausen i. Th. s. 89 *wer wider die, die von dem alden râte alsô redelichen gekore sint, eine czusamneladunge odir einen hûwen macht = quicunque congregationem aut tumultum contra debite electos consules fecerit;* in einem Erfurter zuchtbrief bei Förstemann N. mitt. VII, 2, 118 *ergebet sich ein hûwe in der stat, sô sal niemant zu keiner sammung lauffen;* s. 122 *erhebet sich ein hawe von der stat;* in einer Zwickauer feuerordnung vom jahre 1348 (Festschrift der feuerwehr zu Zwickau 1877) s. 25 *quême ein gehuwe vor di stat oder in der stat oder daz ein veuwer ûȥ quême — — sô sol itlich kirspil*

loufen zu sînem houbitman. Ich stelle dieses *hûwe* zu der interjektion *hû*; davon ist *hûwezen, hûzen, daz gehûze* gebildet, vgl. Mhd. wrtrb. I, 694ᵃ, 48 fg., in derselben weise wie *jûwen, jûwezen, jûwezunge* von der interjektion *jû*. Über das starke verbum *houwen* in der bedeutung von rennen, laufen vergleiche man die nachweise in der Germania 23, 152.

V. 15260 *alsen drât* (var. *also d.*), 67411 *alsen balt* und die im glossar s. 1313 vermerkten beispiele; hier ist *alsen* vielleicht entstanden aus *al-sân;* vgl. auch *sambalde* = *sân balde* in der Ztschr. f. d. phil. XXV, 264, wo nachweise davon aus Schönbachs predigten III gebracht sind.

V. 16208 *die dâ als die tôrn*
wâren hôchbeschorn,
die man Polân nant;

So bedeutsam das wort *hôchbeschorn* für die beziehung Ottokars zu den Helbling-satiren auch sein mag, so ist doch zu viel gesagt, wenn es in der einleitung s. 119 heisst, dass dasselbe nur hier vorkomme. Ich finde es noch bei dem Wilden Alexander in v. d. H. MS. III, 28ᵇ, 16 *ez ist manic hô beschoren Wint* (Wende)[1]; in der Sächsischen weltchronik 152, 22 *nu sin se (= de Vresen) aver hôbeschoren to bilede erer vrîheit;* bei Eberhart Zersne 650 *die liebe — gar schentlich, boflich, hôchbeschorn sy reyget nu mid falschir list;* vgl. auch Erec 6631 *swie hôhe er waere beschorn.*

V. 17361 *wellende man kêrt in dem lant*
nieman man dâ vant;

warum ist nicht *swellende* oder mit der hs. 4 *swelhez end* geschrieben? so fordert es doch der zusammenhang und der bei Ottokar herschende sprachgebrauch; auch v. 65344 heisst es *swelhez end si kômen, dâ wart in benomen — daz leben.*

V. 18493 *die hantveste — —*
die er im gap, dô er fuor hernider
durch Beiern ûf der Tuonou flust;

fuor fehlt in den hss. an dieser stelle; für *durch* lesen 1 und 5 *Fuer,* 4 *Ffürn;* daher vermute ich: *dô er hernider | fuor in Beiern der Tuonou fluot; ûf* scheint zusatz der schreiber; vgl. Marner ed. Strauch XI, 1, 7 *ez vert die Tuonouwe und den Rîn.*

1) Bei Lexer I, 1313 ist darunter „*wint* (hund)" verstanden. Doch man vergleiche Fastnachtsp. 440, 16 *si pflagen auch zu den selben stunden, | dass ir har (= haer) nach windischen sitten | ob den oren [waeren] abgeschnitten.*

V. 13572 fg. *disen site niwen,*
herre, des enpert,
daz ich iht keiser werd;

so lässt der chronist den könig Rudolf zum pabste sprechen; *hie* für *iht* zu setzen, gegen die hss., wie der herausgeber tut, scheint keine nötigung vorhanden.

V. 18818 fg. *ernehten und erkirn*
begund er, sô er beste moht,
des landes site unde phaht;

schwierigkeit macht hier der in den text gesezte, aber sonst nicht weiter belegte ausdruck *ernehten*, von dem Seemüller vermutet, dass er mit *-naht* in *durnaht* zusammenhänge. Überliefert ist in hs. 1 dafür *ernáhten*, in 4 und 5 *eruehten*. Daraus entnehme ich, dass es ursprünglich hiess *ervähten* = *erphahten, erphehten*. Dieses in den wörterbüchern bis jezt ungebucht gebliebene wort findet sich in derselben bedeutung wie hier noch in der Martina 52, 2 *(daz) noch kein gedanc betrahte noch kein sin erfahte;* 81, 12 *daz man den vil geslahten (: betrahten : geahten) mit kunste muge erfahten;* 126, 48 *wil er öch betrahten* (hs. *berahten*) *diu himelschen und erfahten;* Alemannia 18, 57; dazu die beispiele unter *phahten* und *phehten* bei Lexer II, 223 und 234 sowie nachtr. 338.

V. 21482 *durch der meintât grien*
sant Stenezlâ in verbien.

Hier fragt sich, wie *grien* zu verstehen ist. Der herausgeber denkt an *rienen* = klagen, jammern, davon *geriene* oder *gerienen;* aber eine zusammensetzung *grienen* für *gerienen* ist nicht nachweisbar; vielleicht ist *grien* eine dialektische form für *krien, krîn, krîen;* vgl. *greien* = *kreien* bei Oswald v. Wolkenstein 95, 5, 15; *grîe* = *krîe* nach der Jenenser hs. auch in Frauenlobs frauenleich 13, 32.

V. 22932 *sô daz er imz under ougen*
offenlich noch tougen
verwîste immer mêre;

im glossar ist *verwisen* angesezt mit der erklärung „zeigen, dartun" und auf diese stelle verwiesen. Doch der zusammenhang erheischt den begriff des vorwerfens, vorhaltens, und daher war wol eher *verwiste* statt *verwîste* anzunehmen. *Verwizzen* stv. hat schon sehr früh zuweilen die bedeutung von *verwîzen* erhalten, so in der von Lexer III, 313 herangezogenen stelle aus dem leben St. Ulrichs 1397 *mit disen worten erz ime verweste (: veste);* Pietsch im anhage zu Rückerts Schles. mundart s. 42, 169 *hastu ouch icht keinem vorwost, das im*

got hot gegeben armut (aus einer übersetzung lateinischer briefformulare); Scriptores rer. Pruss. I, 937 *her verwuste ir* = „objecit"[1].

V. 23667 *(Venediaere) für wâr sagten,*
daz si von des meres baden
genomen heten solhen schaden:

im glossar 1317ᵃ *baden* als infinitiv gefasst im sinne von „überschwemmung"; kann das wort eine solche bedeutung annehmen? ich möchte es für dativ plur. nehmen (vgl. die beispiele in der Germania 24, 423—424) und glaube, dass der verfasser damit die seebäder, das baden im meere, scherzhafter weise gemeint habe.

V. 24868 *ob der kunic noch hiet vertobt* übersetze ich: wenn der könig endlich zu toben aufgehört hätte; das glossar: *vertoben*, im zustand der raserei, der unzurechnungsfähigkeit sein.

V. 25056 fg. *mit solher abwîse*
grâf Iban vil lîse
wolde hân betrogen
von Ôstrîch den herzogen:

im glossar wird *abwîse* mit „abweisung" erklärt und auf Lexers nachträge verwiesen. Dort wird s. 11 unter „*abwîse*, f. abweisung" auch *abeys* citiert aus den Sieben graden des mönchs von Heilsbronn 1521. Die stelle lautet: *Unsers herren parmchait | hat daz swach dirr werlt | im selber auzerwelt, | daz er mit der abeys | der werlt sterch und ir weis | lester und schende* = I. Epist. ad Corinthios 1, 27 *quae stulta sunt mundi elegit deus, ut confundat sapientes, et infirma mundi elegit deus, ut confundat fortia.* Darnach ist unter *abeys* nicht abweisung, sondern *absonantia, insipientia*, narheit zu verstehen, vgl. *âwîse* bei Lexer I, 106; *abweis* im DWb. I, 150; Diefenb. Gloss. s. v. *insolentia, mania;* Narrenbuch ed. Bobertach 62, 1512 *sie triben all mit im ir abeiß*, wo der herausgeber unrichtig auf mhd. *egese eise* verwiesen hat; v. Liliencron, Histor. volksl. I, 166 *si triben abwîse vil;* Stephans schachbuch 948; Schiller-Lübben, Mnd. wrtrb. s. v. *afwîse* und *âwîse.*

V. 25270 kann *allerjaericlich* nicht bedeuten „das jahr über" wie im glossar angegeben ist, sondern „ein jahr wie das andere, jedes jahr".

V. 25362 fg. lässt der chronist einen schwäbischen ritter von der gefechtart der Ungarn, die im kampfe nie stand halten, sondern durch

1) Nicht gehört hierher Altd. predigten ed. Schönbach III, 84, 37: *unser herre dô daz iu daz wol verweste,* wo zu lesen ist *dâ ziu* statt *daz iu:* unser herr war euch gegenüber, von euch dessen wol überzeugt.

unablässiges angreifen und fliehen ihren feind zu ermüden suchen, unter anderem folgendes sagen,

zuo uns niht gehôrt
solher goltpurgen spil;

ferner v. 96754 heisst es von den böhmischen supanen, die sich allerlei übergriffe gegen ihren schwachen könig erlaubten:

alsô mit spilten
der goltpurgen dâ.

Schwierigkeit macht hier die bedeutung des unbekanten wortes *goltburg*. Aber auch in anderer beziehung bietet der gegebene text auffälliges. Für *solher* möchte ich *solch* lesen. In der zweiten stelle erklärt Seemüller *mit spiln* (Gloss. s. 1375ᵇ) durch „im spiele sein“. Dabei bleibt aber doch auch das von hs. 2 nach *alsô* überlieferte *sy* als subjekt kaum entbehrlich. Vielleicht hiess es ursprünglich: *alsô si im mit* (oder *alsô si mit im*) *spilten der g. sp.*, vgl. Parz. 759, 4 *iu ist bêden strîtes mit gespilt*. In dem *goltburgenspil* und in *einem der goltburgen mit spiln* glaube ich die bezeichnung eines zu Ottokars zeit bekanten gaukelspieles finden zu dürfen, das vielleicht ähnlichkeit hatte mit dem Heinzelspiel, das bei Schmeller-Fromm. I, 1139 belegt wird durch beispieie, in denen es übertragene bedeutung hat; oder mit dem *tockenspil* der gaukler, wie z. b. bei Meister Sigeher in v. d. Hagens MS. II, 361 (2, 2) *als der tocken spilt der Walch mit tiutschen vürsten;* im Renner 9783 *vleischlich natûre spilt mit uns der tocken mit mangerleie tranke unde spise;* bei Thomasin 3606 *der lôser in triegen wil mit sôgetânem tockenspil*[1]; oder endlich mit dem *wihtelspil*, worüber zu vergleichen ist M. Haupt zum Buch der rügen 509 und J. Grimm, Mythol.³ 364 anm. Möglicher weise gehört aber auch hierher eine stelle im Hohen liede des Brun von Schonebek nach den auszügen bei A. Fischer (Germanist. abh. von Weinhold VI) s. 78:

si varen hin und her durh
alsô tût vrou Goltburk.

Nur von frauen gelten die an zweiter stelle mit *burg* zusammengesezten personennamen bei Graff, Altd. sprachsch. 3, 182; vgl. *Mâzeburge* — *mâze* in Lassbergs LS. I, 381, 233. Demnach könte wol *Goltburg* der name eines weiblichen geistes (vgl. das *wichtelfrauchen* bei Vilmar,

1) Abgebildet findet man ein mittelalterliches marionettenspiel unter dem namen *ludus monstrorum* auf tab. V der gemälde, die M. Engelhardt seiner ausgabe der Herrad von Landsberg beigegeben hat, vgl. dazu Wachtelmaere 973, 2 ed. Wackernagel: *nû koment ir spillûte — — rihtet zuo den snüeren die tatermann!*

Idiot. von Kurhessen 452) oder einer beweglichen tocke sein, deren sich die zauberer bei ausübung ihrer kunst bedienten. *Der goltburgen spiln mit einem* würde also bei Ottokar so viel sein wie: gaukelpossen mit einem treiben, ihn zum besten haben. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, dass die erste silbe in *goltburg* nicht sicher zu lesen ist; v. 25362 lautet es in hs. 1 *golburg; gôl* könte hier auf *gogel* zurückgehen, vgl. Hildebrand im DWb. 4[a], 1555, wenn es nicht mit Förstemann Namenb. auf das alte wurzelverbum *galan, gôl* zurückzuführen, *gol-* oder *goltburg* = *walburg* zu nehmen ist.

V. 25863 *diu ebenung wirt niht verdiht (: geledigt),* ebenso 31212 *daz ist als maer verdiht (: gesigt)* und 67372 *daz beleip unverdigt (: vertigt) überal in den landen.* Im glossar 1337 und 1403 wird *verdigen* auf *digen* = bitten, flehen zurückgeführt; dem widersprechen aber andere stellen, in denen es dem zusammenhange nach auf ein von *dîhen* abgeleitetes *digen* sv. v. zurückzugehen scheint. So bei H. Hesler, Apokal. 4973 *mit dem gestemphe der tûvel die sêle verdiget (: ubersiget); 5003 der geloube den tûvel verdiget (: ubersiget)* = K. Roth, Dicht. 9, 251; 2526 *daz holz holz vorsigete, daz vleisch vleisch verdigete.* Hier fasse ich *verdigen* = bewirken dass etwas *verdîhet,* übel oder nicht gedeihet, nicht zu stande kömt; = nicht aufkommen lassen, vereiteln, beseitigen, verderben. Dazu *überdigen* swv. = *superare* bei demselben Hesler 3466 *swer an dem vleische gediget und den tûvel uberdiget;* im Renner 2401 *almuosen pfaffen und leien pfligt, erbe und eigen ez uberdigt.* Vielleicht ist auch hierher zu ziehen Osw. v. Wolkenstein 18, 2, 7 *des wirt vil manig gericht | von ainer groben gans ze tôd geslagen, | gepissen sêr und gar verdicht.* Ein sw. v. *digen* ist wahrscheinlich auch anzunehmen in der Krone 22131 *sus kan vröude wol gesigen dâ sie gelücke heizet digen,* Warnatsch zum Mantel 120 will freilich dafür *gedigen* (particip) lesen.

V. 26103 *wie si die Unger widerstreben | und widerlegen möhten,* so nach hs. 1; in 4 ist *den unger,* in 5 *den ungern* überliefert. Der acc. bei *widerstreben* ist doch zu auffallend, man begreift nicht warum der erzähler so ohne not hier von der gewöhnlichen construktion abgewichen ist, während er sonst (z. b. 27028, 54176) den üblichen dativ gebraucht. Der schreiber scheint sich durch das dabei stehende *widerlegen* haben bestimmen lassen, dessen construktion mit dem dativ ihm nicht geläufig war. Dasselbe gilt von v. 54144 und 29506, wo der herausgeber mehr als gewöhnlich die überlieferung geschont zu haben scheint. Auch v. 23147 wird der ausdruck verständlicher wenn man liest: *des begunden im widerstreben | ûf Valkensteine die besezzen.*

V. 35819 *der (herren) deheiner verlac*
er kaeme an der wet;

das hier im text stehende *an der wet* muss seinem zusammenhange nach die bedeutung von „noch einmal, wider" haben = *zdem andern mâle* in v. 35825; in eben dem sinne steht es 4169, 44745, 50798, 76208, 83364. Im glossar s. v. *wet* wird die redensart auf *wet* = wette zurückgeführt. Aber *an der wet* = *en wete, umbe w., ze w.*, findet sich sonst nirgends gebraucht; auch begreift man nicht recht, wie es zu der hier geforderten bedeutung sich entwickelt haben solte. Überdies ist *wet, wete* in oberdeutschen quellen des mittelalters als femin. bis jezt kaum belegt; erst im Renner stösst man 4426 auf ein sonst nicht weiter nachweisbares *ûz der wette.* Daher war es wol geratener, *anderwêt* zu schreiben = *anderweit*, wie *bêde* neben *beide* sich findet. Auch bei Suchenwirt 4, 402 liest man *anderwêden*, und zwar gesichert als reim auf *reden;* ebenso *anderwêde* bei Preger, Gesch. der d. mystik im mitt. II, 462; Diefenbach, Gloss. 310[c] s. v. *iteratio, anderwêdunge;* desselben Nov. gloss. 223[a] *iteratus, anderwett* = *anderweidet.*

V. 41036 *nû si: „daz got behüete!"*

Die elliptische redeweise *nû si* für *nû sprâchen si* ist sonst bei Ottokar nicht üblich; dagegen ist ihm zum ausdruck lebhafter wechselrede nicht ungeläufig die weglassung von *si sprâhen* oder *er sprah* überhaupt. Lezteres scheint hier der fall zu sein. Man könte daher versucht sein zu lesen *nû sî* (hss. *sei*) *daz got behüete* und *behüete* als infinitiv nehmen, den Ottokar ja zuweilen apokopiert wie in v. 41200, vgl. Weinhold zu Lamprechts Tochter von Syon 1192, und über *behüeten* im sinne von *behüetende* vgl. meine bemerkung zu Hartmanns Gregor 946. Indessen wenn man bedenkt, dass in der einen der beiden hss. *got* fehlt, so kömt man leicht zu der vermutung, dass in der vorlage beider dieses wort vielleicht am rande des textes nachgetragen war, so dass es von dem einen abschreiber leicht ausgelassen, von dem andern an falscher stelle eingetragen werden konte. Wahrscheinlich ist mir daher, dass der verfasser hier die gegenrede beginnen liess mit den worten: *nû sî got derz behüete.* Und diese ausdrucksweise erinnert deutlich an Hartm. v. Aue, dem Ottokar so manches wort nachgesprochen hat; so liest man im Erec 6040 *got sî der mirs ein ende gebe;* 6900 *nû sî got der in ner;* 8350 *got sî der daz wende;* 3187 *unser herre sî der dich ner;* Iwein 6409 *nû sî got der süeze der iu vrouwen büeze iuwer unwerdez leben;* Wigal. 129, 34; Meleranz 376.

V. 42230 *der herzog ouch ervant | gegen Gretz ze kêren;* der infinitiv mit *ze* nach *ervinden* klingt gesucht und ist nicht weiter üblich, daher war wol *ernant*, die lesart der hs. 5, vorzuziehen, zumal dies nach Lexer I, 659 den infinitiv hin und wider nach sich hat.

V. 45173 fg. *die man dâ tôte wandelt,*
die wurden in kurzen stunden
ûf ir kemlîn gebunden;

hier wird *tôten einen wandeln* im glossar mit „töten" übersezt; diese bedeutung finde ich nicht darin, sondern, wie es der zusammenhang zu verlangen scheint: mit einem so verfahren wie man zu tun pflegt, wenn er gestorben ist, ihn zur bestattung vorbereiten, seine bestattung besorgen, ihm die lezte ehre erweisen; deutlicher heisst es in v. 59630 *der ruofaer wurden wol drî — — sô übel gehandelt, dax mans für tôt wandelt;* auch v. 50000 schliesst sich wol diesem sinne an: *swenn er weinund het gekust | die steine und dax ertrîche, | daz (?) dîn heiligiu lîche | tôtiu ist gewandelt;* nur ist wol mit hs. 6 *dâ* zu lesen für *dax* nach *ertrîche.* Hierzu vergleiche man noch Rolandslied 259, 4 *umbe daz ich wandel tôten* und dazu die anmerkungen von W. Grimm und Bartsch; Fundgr. I, 84, 39 *die mirren die biderbet man dicke dâ man die tôten wandelt.* In ähnlichem sinne steht *handeln* für *wandeln,* so in Schönbachs Predd. I, 241, 26 *ez ist bezzer — — daz man gê dâ man den tôtin handelet* = Ecclesiast. 7, 3 *melius est ire ad domum luctus;* Unser frauen klage in Haupts ztschr. I, 36, 87 *geuit mir doch den dôden lîb — — dat ich mich gisade mînis rûen — — als ich in handilen unde ane sîn;* ferner *einen für tôten handeln* in Heinrichs v. Fr. Tristan 6332; *vor tôt h.* bei Koeditz v. Salfeld 83, 30—33, 89, 11; 96, 20.

V. 45837 fg. *daz ez (= daz kriuze) uns stun und man,*
waz unser schepfaer dran
hab erliten marter;

hier hätte ich gern gesehen, wenn im glossar 1394[b] vermerkt worden wäre, dass *stun* bloss eine vermutung des herausgebers ist, denn in den hss. 4 und 6 steht vielmehr *stum* dafür. Ein zeitwort *stûmen* bringen nd. und md. quellen; so Diefenbachs gloss. s. v. *furire* 253[b]; Schiller-Lübben, Mnd. wrtrb. VI, 275 aus einem nd. Aesopus 10, 57 *mit grimme de wert dar stûmede, sô lange dat he rûmede;* Leben der heil. Dorothea von Joh. Marienwerder s. 227 *mit begerlichen arbeitin stûmete sy nâch dem ewigen lebin;* dazu das adjektivum *stûmich,* ungestüm, bei Schiller-Lübben IV, 449[a]. Nebenform von *stûmen* war *stîmen,* ebenda IV, 404[a] = *strepere, furere.* In teilweise transi-

tivem sinne = *pungere, impellere* findet sich lezteres bei Joh. Marienwerder l. c. 210 *zu stunden di rofe stymete als gnagende worme* — *erat aliquando prurigo pungens seu formica mordens;* 216 *boten, die mit stymenden schussen botschaftin die zcukumftigen vreuden;* ebenda: *mit sulchin sachin stymete he an ir jungen jôr (seducere conabatur);* 221 *dy libe gots stymete sy so harte;* 222 *daz sy got der herre treib und stymete so ein arbeitinde vy das getriben wirt;* 227 *qual grosir lîbe, di sy dorzcu stymete;* dazu *stîm*, m., bei Lexer II, 1198 aus md. quellen; Md. schachbuch 324, 13 *zwên he zcu gaste enphînc gar minneclich sunder stîm (: pilgerim);* 327, 2 *di gotes pilgerime | dirschrokin vor dem stîme;* 327, 17 *des hûb sich do ein nûwir stîm (: pilgerim)*[1]. Ob diese formen in verwantschaftlicher beziehung stehen zu den oberdeutschen *stüeme stüemeclîche unstüemekeit ungestüeme* (Mhd. wrtrb. II[b], 708[a]), wie Höfer in der Germania 23, 12 anzunehmen scheint, will ich hier nicht entscheiden. Für Ottokar aber bleibt mir *stûmen* (oder *stîmen*) ein fremdling, der sich unter den händen der schreiber hier wohl eingedrängt und das ächte (*stungen?* vgl. Haupt zu Neidh. 62, 23) verdrängt hat. Dasselbe gilt von dem verbum *stunen*, das Seemüller ohne handschriftliche gewähr in den text gesezt hat. Seine heimat ist bis jezt ebenfals nur im nd. und im md. sprachgebiete mit sicherheit nachzuweisen. Die stelle in Gotfrieds Tristan 5650 bietet doch, wenn man die anmerkung Bechsteins dazu vergleicht, zu wenig gewähr, um darauf hin das wort auch in andere oberdeutsche schriften einzuführen. Seemüller hat aber auch noch an vier andern stellen Ottokars dasselbe wider zu finden geglaubt. So in v. 62139 *ûz der Hiunburgaere schar | stunden dâ wol zehen der besten;* 62302 *dô si erkunden | daz dise noch stunden dâ;* 62305 *di dâ stunden ûf dem plan;* 62261 *di ellenthaften wânden, die dâ ze füezen stunden, si heten überwunden*, vgl. Glossar 1394[b] s. v. *stunen*. Nach meiner auffassung liegt hier kein zwingender grund vor um nicht an *stuonden* zu denken, an das doch gewiss jeder leser als das dem zusammenhange nach zunächst liegende denken wird. Auch wenn ihn seine eigene mundart nicht darauf führte, konte der dichter diese art reime doch aus Wolframs dichtungen kennen, wo sie so häufig zu finden sind. Der herausgeber führt übrigens selber in seiner einleitung diese reim-

1) Was ich in der Germania 7, 76 anm. früher über dieses wort gesagt habe, nehme ich jezt zurück. Unter *der materien stîm* bei Nic. v. Jeroschin 293 ist wol richtiger die zusammenhäufung, der wust, die fülle und masse des zu behandelnden stoffes zu verstehen.

verbindung von *u : uo* an und verweist namentlich auf das hier vorkommende *gestuonden : stunden* (64363).

V. 49070 *dennoch des graben fulle was*
wâze, murc unde nax.

Überliefert ist in hss. 4 und 6 *was* für *wâze,* in 4, 6, 8 *werch* statt *murc; wâze* wird mit bezug auf Krone 16021, eine noch nicht ganz aufgeklärte stelle, im glossar mit „triefend" übersezt, sonst findet es sich nirgends; nicht selten dagegen gebraucht der dichter *murc,* aber doch überall nur um einen bequemen reim auf *-burc* zu gewinnen. Vermutlich hat man *wazzerich* oder *wazzeric* für *wâze murc* zu lesen; über *wazzeric,* von Lexer ausgelassen, vgl. Mhd. wrtrb. III, 540ᵃ; Megenberg. 312, 18; Haupts ztschr. 15, 416, 52; H. Hesler fol. 862 *zu allen crêâtûren, sie sîn irdisch oder vûren, wazzeric oder luftic, oder himelguftic.*

V. 52802 *ûz kristenlîcher phaed (: red)*
moht in niemen bringen.

Gross bedenken erregt hier die form *phaed.* Im glossar führt sie der herausgeber unter *phâht phât* stf. auf. Aber woher weiss er denn, dass Ottokar, abweichend von dem gebrauch in andern schriftstellen des mittelalters, *phâht* für *phaht* gesprochen hat? und doch muss er seine bestimten gründe haben, denn in den berichtigungen auf s. 1438, gleich in der ersten zeile, wird der leser ausdrücklich noch an zwei stellen *phaht* in *phâht* zu ändern aufgefordert. Solte sich Seemüller durch Graff und Schmeller dazu haben bestimmen lassen? aber wenn der eine in seinem sprachschatz III, 325 *phâhta,* der andere in seinem Bair. wrtrb. *phâht* ansezte, so ist das doch, so viel ich sehe, nicht viel mehr als eine vermutung geblieben; am allerwenigsten wird Massmann dabei mitgewirkt haben, der in seiner Kaiserchronik das wort ebenfals mit dem dehnungszeichen versehen hat. Aber auch durch die bei Lexer II, 22 unter *phaht* aufgestelte form *phât* durfte er sich nicht bewegen lassen, denn das aus dem Wälschen gaste 5614 beigebrachte *phat* ist eine ganz vereinzelte variante der Heidelberger hs. zu einem im innern des verses stehenden *phaht;* dieselbe hs. überliefert dort zu v. 9169, 9171 und 9173 gleich den übrigen die form *phaht;* ebenso wenig spricht für die länge des *a* die variante *phath* in der Schweriner hs. des Rolandsliedes 40, 58[1] oder *phat* in dem variantenapparat der Kaiserchronik 5374 ed. Schröder oder endlich *path* im Hess. urkundenbuche von Arthur Wyss II, 582 (a. 1333). Alle diese formen sind

1) Dieselbe hs. hat dafür *phahte* in v. 62, 19.

kaum anders zu beurteilen als die beispiele in der Germania 30, s. 259 fg. Und wenn von Lexer l. c. zur begründung seines *phât* ausserdem auf das Mhd. wrtrb. II, 476ª verwiesen ist, wo fragender weise drei stellen aus H. Frauenlob citiert werden, in denen nach Ettmüller *phât* = *phaht* im reime stehen soll, so ist demgegenüber daran zu erinnern, dass Frauenlob sehr oft in geschlossener silbe *a* mit *â* reimt, dass er in spruch 414, 3 *phachte : achte* sagt, dass in spruch 382, 9 aber — *du list in schanden phâte (: râte)* — wenn die junge hs. nicht trügt, wahrscheinlich eine dialektische form für *bâht* (kot) vorliegt, vgl. *phôcht* bei N. v. Jeroschin 18546 und Frisch I, 115ª sowie *in sünden bâcht* bei H. v. Montfort 24, 143 und 28, 243. Nach diesen erörterungen bleibt die schreibung *phâht*, wenn man sich auch nach Weinhold, Bair. gr. § 194 eine verhauchung des wortes gefallen lassen wolte, sehr fraglich. Der reim *rede : phede* — denn anders wird es wol bei Ottokar nicht gelautet haben — findet sich ganz in derselben weise wider bei Hugo von Langenstein in der Martina 78, 40 *von der süezen stimme rede | wart ûz sîner sinne phede | der keiser gar gewendet;* 114, 111 *mit wîser phede (: des hôhen wîssagen rede);* 118, 80 *sus antwurtet der rede | got nâch der wârheit phede;* 20, 54 *nû lâzen dise zavilrede | und gangen wider an die pfede | dâ wir die rede gelâzen hân;* 85, 95 *daz si — gâhten | ûf die rehten gotes phede* (hs. *wege*) |. *Er forhte sêre die rede.* Niemand wird hier für *phede* etwa *phêde* oder *phaede* schreiben und solches auf einen nominativ *phât* = *phâht* zurückführen wollen, umsoweniger als Hugo 200, 20 *phaht* auf *maht*, 56, 8 wie 77, 20 *phehte* auf *geslehte* und *ehte (octo)* reimt. An den zwei lezten stellen kann *phede* der plural sein von *der phat (semita)*, aber nach den drei ersten müste man annehmen, dass der dichter neben *der phat* auch *diu phat* gesprochen, bei Ottokar dagegen ergäbe sich, dass er, für das bei ihm sonst gewöhnliche *daz phat* in einem falle *diu phat* gebraucht habe. Bei Hugo könte auf den ersten schein hin v. 52, 50 dafür angezogen werden: *ein suggenie | gab ir der himelsche frie | ûz der gerehtekeit genât* (hs. *genaht*) *nâ der himelschen phat;* indessen Hugo liebt keine unreinen reime, bei ihm reimt z. b. 161, 54 *phat* mit *mat;* daher ist wahrscheinlich *geneit : pheit* zu lesen für *genât : phat.* Ein sicheres femininum *phat* ist bis jezt nur bei Thilo von Culm nachgewiesen in der paraphrase des Hiob 1021 *ûz rehter phat snaben* und 10455 nach Walter Müller s. 40. Gleichwol scheint es mir geratener bei Ottokar und Hugo einen nominativ *diu phede* anzunehmen, als ein *nomen actionis* von *phaden pheden* gebildet wie *diu phehte* (die eichung) von

phahten phehten, diu vehte von *vehten, diu mane* von *manen* usw. Seit dem ende des 13. jahrhunderts mehren sich bekantlich diese bildungen. Das früheste beispiel des reimes *rede : phede* bietet übrigens H. Frauenlob spr. 16, 1; beide, Hugo und Ottokar, könten ihm hierin gefolgt sein.

V. 55865 *dax si den tugenthaften man*
solher gernde triben an.

Gernde (hs. 4 *gerent,* 5 *red*) erklärt Seemüller mit „begehren, begierde“, ebenso Lexer I, 885. Es leitet sich aber nicht von *gërn* sondern von *arnen* ab und bedeutet „verdienst, gewinnung, erwerbung“, gehört demnach zu *gearnde,* das Lexer erst in den nachträgen 175 erbracht hat. Das wort ist nicht so unhäufig wie es dem schweigen der wörterbücher nach scheinen könte, vgl. was Schönbach, Mitteil. aus alten handschriften II, 221 darüber sagt und die weiteren nachweise dazu in Zarnckes Litter. centralbl. a. 1880 s. 240, ferner Bartsch, Die alten hss. in Heidelberg nr. 358 *nach pilleicher gaerend lôn;* Margaretha Ebner ed. Strauch 104, 3. 6. 10; Tomaschek, Die rechte u. freih. von Wien I, 85 *nâch dem* (l. *den*) *gernden ir treuen.* Hier bei Ottokar scheint es ironischen sinn zu haben, vgl. verwantes in der einl. s. CVI.

V. 57129—31 *die gengden* (hs. 4 *geng den,* 5 *giengen*) *an der wîle | wol über eine halbe mîle | hôrten den sûs.* Im glossar *gengden* = *gegenden* erklärt; angemessener scheint die *gengten* = *geengeten,* vgl. v. 57150 *si solden sich an die wît ûz der enge wider haben.*

V. 59877 *als der in xaller bet*
her umb gesturzet het.

Zaller bet möchte ich übersetzen: auf algemeines verlangen; im glossar „wie mans nur wünschen könte“.

V. 62467 fg. *an den diu zagheit was ergangen,*
dax si vor her kômen getroffen,
die heten sich versloffen
in die stelle ab den wegen.

Auffallend scheint *her getroffen komen*, wenn man *getroffen* wie im glossar geschieht von *treffen* ableitet. Die redensart findet sich auch in Dalimils Chronik 50, 13 *ê si von des strîtis graus komen getroffen uf das haus* und in den Fastnachtspielen 115, 26 *si wolt mir hinten lassen offen; also kam ich dar getroffen.* Man könte hier sich leicht veranlasst fühlen, *getroffen* für eine unorganische nebenbildung des partic. *getraft, gedraft* von *trafen, draven, drafen, draben* (German. 7, 99) zu halten, denn dies findet sich in ganz gleicher verbindung und bedeutung gebraucht bei Eilhart v. Oberge 4426 *swen he kumt*

dâ her gedrabit; im Parz. 190, 25 *ir bote wider quam gedraht;* Rabenschl. 238, 1 *gedraft under schilte ûf des ringes zil kom Rüedegêr der milte;* Martina 64, 1 *er kam in die helle gedrabt;* Ottokar 54507 *in der selben zît kom zuo gedraft diu gesellescaft;* N. v. Jeroschin 24161 *dâ quam der tûvil trafen.* Andrerseits wider möchte man an ein particip von *triefen* denken; in uneigentlichem sinne (= schweisstriefend daher laufen?) steht das wort so in Heinrichs Tristan 2168 *inredes trôf keie her zu ruoze alsam ein nazzer vilz,* und in der Klage ed. Bartsch 4339 *ob er ûz der hiute trüffe oder sich verslüffe in löcher der steinwende.* Eigentlich gebraucht findet sich *triefen* mit *komen* verbunden bei Lamprecht v. Regensburg in der Tochter von Syon 3768 *dâ kâmen ûz getroffen | an der stat dâ er was troffen | vier trophen heilbaere.*

V. 63491 *du valscher, veiger luhs,*
du licht unerkender vuhs!

Ich meine, wenn die worte *luhs* und *fuhs* hier ihre plätze vertauschten, gäben die dabei stehenden attribute einen besseren sinn, auch würde dadurch eine vom dichter wol beabsichtigte alliteration wider hergestelt. Vgl. übrigens *der helle luhs* bei W. Grimm, GSchm. s. 137, 54 und *der hellische luhs* in den Fastnachtsp. 1087.

V. 64450 *daz man fürsten het gesehen*
liut unde lant enpern.

Hier ist *enpern* vermutung des herausgebers. Die hss. haben dafür *behern.* Darnach wäre *fürsten* objektsaccusativ zu *behern* wie in der Kudrun 635, 4 und in den von Otto Apelt im Jahresbericht des gymnasiums zu Weimar a. 1875 s. 12 erbrachten beispielen. Dem zusammenhange entsprechend entstände dann der sinn: dass man gesehen hätte, wie fürsten l. u. l. beraubt wurden.

V. 65668 *satlaer, schuostaer ouch des (= des fiures) ân (: hân) mugen beliben selten;* überliefert ist aber *dar* statt *des,* und das lässt sich halten nach Reinfrid 23141 *ich waene ez waere nicht darân (: Yrkân);* Otte zum Turne in v. d. H. MS. I. 345ᵃ (V, 3) *ich was in liebem wâne, dar âne mich hât getân diu saeldenbaere* und Wackernagel-Rieger vorrede zu Walther v. d. Vogelweide s. XXXVI; *drâne* bei Konr. v. Würzburg im Trojan. 16057 und in den stellen bei Lexer I, 458.

V. 65691 *gurtlaer und irhaere,*
hantschuostaer und buochlaere.

Unter dem lesten worte vermutet Seemüller solche handwerker, die büch[illegible] bezeichnung findet sich aber nirgends.

Viel wahrscheinlicher ist das wort verschrieben für *buochvelaere, buochvellaere = pergamenistae, cartularii;* ihre innung in Wien wird erwähnt in der verordnung herzog Rudolfs IV. vom jahre 1361 bei Tomaschek, Die rechte und freiheiten der stadt Wien nr. LXIV (s. 153).

V. 66194 *daz man in zug die vert dâhin, des gerten sî dâ;* überliefert ist *pherft* und *phert* für das in den text gesezte *vert;* im glossar ist *die vert dâhin* wider gegeben mit „ebendahin". In diesem sinne wäre der plural *verte* für *vart* hier ungewöhnlich. Solte sich die überlieferung *die pferft* nicht halten lassen? alsdann könte der sinn sein: dass man sie mit ihren pferden dahin geleitete, um auszudrücken, dass man für sie sprechen wolle.

V. 67222 *die sach man alle zogen;* statt *alle* geben die handschriften *elled, ellend,* und das lässt *eilend, îlend (îlund)* vermuten, vgl. v. 83009 und 84691.

V. 68009 *manigen munt der dâ glaste (: tjoste);* warum nicht *gloste,* da doch *glost* überliefert ist? vgl. 60062 *sîn herze in êren gloste (: koste);* wahrscheinlich ist es druckfehler.

V. 68128 *unz daz diu sunn mit île übergienc ir spor wît;* aber was die hss. bieten, *spêr* für *spor,* ist doch nicht zu verwerfen; vgl. K. v. Megenberg in der *Sphaera mundi : spêra ist ain gank ainer umbvert ains halben kraizz* usw. bei Diemer, Kl. beitr. I, 69ᵃ; Reinfrid 21337 *wie sî (die sternen) in irre spêre hetten manic kêre;* 21375 *wirt sîn (des sternen) louf durgründet unz ûf ein end der spêre.*

V. 68941 fg. *umbe Mîhsen daz lant*
ist ez alsô gewant,
daz ez niht vererben mac.

Für *niht,* hier von allen hss. überliefert, hat der herausgeber *sich* vermutet und solches in den text gesezt. Diese änderung wird man nicht für geboten erachten, wenn man erwägt, dass *vererben,* von ältern lexikographen schon mit *transferre feudum in alium* erklärt, bei Ottokar auch intransitiven sinn haben kann: als erbe an einen andern (nicht durch geburt berechtigten) fallen, verfallen; auch *enterben* hat bei ihm einmal intransitive bedeutung, v. 1000 *dô muost an im enterben lant unde liute.* Das präfix *ver-* hat hier denselben sinn wie in v. 44105 *verteidingen,* „wegverhandeln" wie der herausgeber nach meiner auffassung richtig vermerkt hat.

V. 69209 *man aht daz wol und marht;* in den hss. 1 und 2 liest man aber *under* für *und;* daher ist wol *und ermarht* zu setzen. In den mhd. wörterbüchern fehlt *ermerken* swv.; doch vgl. Hartmann

Von dem glauben 351 *(si) wolden vil gerne irmerken âne veichen;* Weist. 3, 339, z. 29 *gesehen, ermerket und gehört hân,* DWb. III, 914.

V. 75048 fg. *ûf hôher begunden gâhen*
umb si alumbe zeinen ringen
die niht gehôrten zuo den dingen.
in den rinc niemen trat.

Wie soll man hier *zeinen ringen* verstehen? im glossar ist die stelle unter *rinc* unvermerkt gelassen. Sprache und zusammenhang verlangen hier wol die änderung *zeinem ringe;* vgl. unter andern die reime *Flaeminge : dringen* 64622, *: gedingen* 64677, *dinge : bringen* 4980.

V. 57346 *dâ von im entlein (: bein)*
diu kraft und diu maht.

Im glossar ist die stelle wie bei Lexer unter *entlîmen* s. 1331* untergebracht; als st. v. erscheint jedoch *entlînen* noch im Pilatus 497 ed. Weinhold (= 321 ed. Massm.) *dô entlinen si dem rehte,* vgl. die anmerkung dazu s. 269; auch das von Lexer I, 576 angeführte beispiel aus der warnung gehört wol hierher, dagegen ist sein citat aus der Krone 64 zu streichen, dort steht nicht *entlînen* sondern *entlîben.*

V. 78411 *send wupel und haberschrecken hinz Ungern sô vil.* Wegen der form *wupel,* die vom herausgeber gewiss richtig für identisch mit *wibel* genommen wird, verweise ich noch auf Diefenb. gloss. s. v. *curculio, erugo, scarabaeus* und dessen Nov. gloss. s. 329 *scarabaeus, rosswüpel.*

V. 79363 fg. lauten mit anschluss an die überlieferung:
daʒ siz sagten ûf die wâge
nâch dem sprichwort gemein:
chum, heil hanenstein!

Der sprichwörtliche ausdruck könte dem kirchlichen *veni sancte spiritus* nachgebildet sein. Der wegen seiner verschiedenen heilkräfte im mittelalter angesehene stein wird hier im spott als eine götliche kraft oder gleichsam als ein heiliger zu einer lezten entscheidung herbeigerufen; vgl. ausser den beispielen des formelhaften, mehr oder weniger interjektionellen ausdruckes *heil* bei Graff, Sprachsch. IV, 862—63: *heilí geist, heilgeist* in der anmerkung Toischers zum A. Heinrich 863 und bei Lexer s. v. *heilec;* Der sünden widerstreit 3390 und die varianten; Myst. II, 496, 26; 497, 26 und öfter; Elisabeth ed. Rieger 8424; Schönbach, Predd. I, 24, 7 *des heligeistes* (wie bei Walther v. d. V. 78, 3); Mar. himmelfahrt 1536; Die gottesfreunde ed. Schmidt 120; *diu heile schrift* in Spec. Eccles. 169; *heil krist* ebenda 33, z. 16; *heil*

Sabaôt als anrede an die hostie bei Frauenlob, Spr. 1, 2. Der herausgeber sucht zu bessern durch die änderung: *kum heil dir von dem hanenstein!* Das ist aber, gegenüber der überlieferung, wie er selbst bekent, nicht viel mehr als ein auskunftsmittel.

V. 79842 fg. *herre, wir haben vernomen,*
mac mit nihte nâher komen
deheinem fursten denn dâmit,
daz er in vêht nâch kampfes sit,
ein frîer man sîn genôz,
diu sach ist swaere unde grôz.

In dem 4. verse sind *er* und *vêht* ergänzungen des herausgebers; im folgenden bietet hs. 2 *seim* statt *sîn;* daher vermute ich: *dax im nâch* (sich nähern) *nâch kampfes sit, ein frîer man sîm genôz.*

V. 83428 fg. *dax zepter guldîn,*
dax dâ zuo der krôn gehôrt,
des heilikeit ist unbetôrt;

an stelle des lezten wortes steht in den hss. *unpewert;* daraus entnehme ich *unbewort* = unaussprechlich; vgl. Oberlin I, 149 *beworten, verbis exprimere.* Über das geweihte scepter siehe v. 40696 fg.

V. 83745 fg. *vor boesem luft und wâz*
muost sih hin nâher baz
dax her legen ab dem wal;

nâher kann nach dem zusammenhange hier nicht „näher" bedeuten, wie der leser aus dem glossar 1376ᶜ schliessen muss, sondern ist hier so viel wie *hôher,* weiter zurück, beiseit, vgl. meine bemerkung in der Germania 17, 294 (von Lexer in den nachträgen 328 citiert, aber ungenau); Helbling 15, 595; J. Tit. 625, 2; Alexius ed. Massm. 67, 1131; *über nâher* = *über hôher* Renner 2173; *nâher komen* = *discedere* Ztschr. f. d. phil. XII, 367; Ztschr. f. d. a. 28, 5; Chron. d. d. st. 4, 312, 25; 17, 208, 19; Weist. 3, 709, z. 14—15.

V. 84908 fg. *ez was sô gemeine*
daz gewelde allenthalben
mit Tiutschen und mit Valben
daz velt allez bedaht.

Statt *daz gewelde* hat hs. 1 *das wäld,* 2 *dy wäld;* daraus ist zu vermuten *datz wald* (oder *walde*); auch v. 92761 führt die überlieferung auf *ze Kreine datz lande,* wo die hss. 1 und 2 *das lannde* überliefern.

V. 85381 *man sach ez (= dax her) bî einzigen ligen.* Im glossar wird 1329ᵃ *bî einzigen* hier vermutungsweise mit „zuweilen" über-

sezt, was wol dem zusammenhang, aber nicht dem wortlaute entsprechen würde. Ich übersetze: man sah das heer rottenweise, teilweise darniederliegen (in folge des frostes gefallen).

V. 86184 fg. *einem stiuraer solher suon dem gund ich des himelrîches baz denne des ertrîches.* Nach meiner auffassung steht hier *solhe suon* ironisch für den unfrieden, die feindschaft, welche herzog Otto dem reiche bereitet hat; daher ist wol die lesart *stoeraer* statt *stiuraer* vorzuziehen. In den worten macht sich die ghibellinische gesinnung des erzählers geltend.

In v. 86543 *daz ist als mêre* (hs. 1 *as már,* 2 *als mär*) *vermiten* ist auffällig, dass der herausgeber abweichend von der überlieferung hat *als mêre* drucken lassen statt *als maer* (oder *maere*); dasselbe gilt von den versen 519, 4897, 31212, 37851. Zwar wird dies im glossar 1313ᵇ zu rechtfertigen gesucht, wo *als mêre* mit „erst recht, umsomehr“ erklärt und *als* „verstärkend“ genant wird; allein diese erklärung widerspricht der überlieferung und dem zusammenhange, in welchem diese redensart sonst noch auftritt. So heisst es bei Ottokar selbst v. 45449 *daz ist uns als maere* und 53568 *sô lâ dir sîn als maere,* wo *maere* beide male mit *waere* reimt. Auch Lübben im Mnd. wrtrb. I, 61 s. v. *alsomêr* und IV, 289 s. v. *somêr* meinte, *mêr* sei hier wol der comparativ „mehr“ und nicht gleich dem mhd. *maere,* das im niederd. nicht gebräuchlich sei[1]. Ihm folgte Woeste in dieser ztschr. IV, 110, indem er *als mêre* „elliptisch“ fasste im sinne von „mehr so als nicht“. Gegen eine derartige auffassung verwahrte sich auch Grimm im DWb. III, 13 s. v. *ebensomehr.* Das adjektiv *maere* fieng zwar, wie Lachmann zu den Nib. 21, 3 bemerkt, im 13. jahrhundert an zu veralten, doch ist es im 14. jahrhundert noch nachzuweisen, und in der bedeutung lieb, wert, gern, zumal in der redensart *als maere, als mêr,* hat es sogar eine weite verbreitung erhalten und wird in verschiedenen dialekten bis auf den heutigen tag noch gesprochen. *Als (sô) maer,* von Oberlin I, 30 und II, 1029 übersezt mit *aeque carum, aeque libenter, aeque commode,* ist bei Ottokar wie anderwärts eine verkürzung aus *alsô maere als,* vgl. die beispiele aus mhd. und zwar oberd. schriften bei Schmeller-Fromm. I, 1635; im Mhd. wrtrb. IIᵃ, 69ᵃ; bei Lexer I, 2045; im DWb. VI, 1617 s. v. *mär;* Lanzel. 3679 *daz im was âne decke als maere als mit gewande;* 5248 *daz im alsô maere einer sô der ander waere;* Eraclius 1321 *daz was im*

1) *Mêre* = mhd. *maere* wird gleichwol im Mnd. wrtrb. III, 74 mit einem beispiele belegt; andere siehe bei Strauch im glossar zu den Deutschen chroniken (Monum. Germ.) II, 685ᵇ.

als maere sam ez ein halm waere (vgl. Erec 8128); Reinfrid 13818 *daz im alsô maere gewesen waer er waere tôt;* 13884 *sô waer mir alsô maere sicherlich ich waere tôt;* Ulr. v. Eschenbach im Alexander 11892 *naem ich iu nû den lîp, sô slüeg als maer ich ein wîp;* Rulman Merswin s. 6 *und lît alsô mêr dise bekorunge alsô ein ander bekorunge;* ebenda: *und hap alsô mêr dis criuce alsô ein ander criuce;* Murner, Teuchmat a. II. *was sitzestu hie in diser wuisten, du moechtest als mer uß gon zu den leuten;* Keller, Erz. 222, 29 *dich füert als meer der teufel nauß;* 278, 28 *ich eß mit euch als mer (: her) als das ich allein sicz.* Dazu die beispiele aus dem md. sprachgebiete bei Frommann zu Herborts Troj. 2103; Pass. K. 443, 18 *tû als mêre swaz du wilt;* Md. schachb. ed. Sievers 283, 15 *der rîchin vrûntschaft ist sô mêr als die sprû bî der êr (= âr, aer* bei Schiller-Lübben I, 121[b])[1]; Eckart in Haupts ztschr. 15, 406, 76 *di sêle muiste for leidin alsô mêr zuglîdin und forwerdin;* 412, 12 *sô hatte he alsô mêr alsô angist;* 416, 39 *di sêle ist geschaffin alsô mêre alse under deme schatiwin des engils;* Mystik. II, 377, 3 *daz der mensche alse mêr als in ein vergezzen kumt;* Michelsen, Rechtsd. aus Thüringen s. 210 (15) *er sî anderswô als mêr als hî;* Glosse zum Sächs. weichbildr. ed. Daniels u. Gruben 276, 29 *wer — — gelabit alsô mêr vil alsô wênig;* Schwester Mechtild ed. Morel 174 *alse mêr* (hs. *me*) *als âne unsern dank;* 177 *alsemêr als âne underlas;* Ackermann aus Böhmen 10, 6 *als mêr ich bin zu swach;* 18, 18 *ân nutz geredt, als mêr geswigen.* Von dem fortleben der redensart geben zeugnis Frommann, Deut. mund. VII, 136 s. v. *ansemêr;* Regel, Ruhlaer mund. 160; Vilmar, Id. v. Kurhessen 19 s. v. *ausemêr;* Lexer, Kärnth. wrtrb. 186 s. v. *leisimâr.* Auf nd. und md. gebiete hat dieser ausdruck hie und da die bedeutung von fast, ziemlich, gewissermassen angenommen, vgl. Schiller-Lübben a. a. o.

V. 87258 fg. *ez kan immer sô ergân,*
hât er dhein schulde daran,
ez werd offenbâr etwenne.

Für *immer sô* steht in hs. 1 *so nymer,* 2 *so inner;* dies führt wol auf *sô nimer* als das echte, nur muss man *ez werd* im sinne von *ez enwerd* nehmen wie z. b. in v. 62770 *daz si durch iren willen sich liezen niht bevillen, si wurd (= si enwurd) von in gewert.*

1) Auch sonst findet sich in diesem schachbuch *mêr* als adj. = mhd. *maere,* so 279, 9 *des ist in nutze unde mêr* (: *schrîbêr*), 289, 27 *di kunstigêr di sullin wirt sîn unde mêr;* 367, 23 *vor den sô trit ein rittir mêr* (: *webêr*).

V. 91395 *ein schrîbaer im swuor ein hôchgestalten eit;* in *hôchgestalt* finden wir wol denselben fehler der überlieferung wider, der in v. 87368 vorlag, wo hs. 1 und 2 ebenfals *gestalt* statt *gestabt* haben; man vergleiche Neidhart v. R. 100, 19 *braeche sî den eit, lieze ir mîne sicherheit vor ir vriunden hôhe staben.*

V. 91557 fg. *eȥ wart an einem tac*
sô manic silberlâg
gemachet nie mêre.

Hier ist *silberlâg* conjektur des herausgebers, der dabei Pez gefolgt ist und mit „niederlegung von silber?" übersezt. Allein überliefert ist *selber lag.* Dass sich *silber* unter den händen der schreiber in *selber* verwandelt haben solte, ist mir nicht recht wahrscheinlich. Wenn ich ebenfals eine vermutung wagen darf, so möchte ich statt *selber* lesen *selbher (selpherre)* und darunter denjenigen verstehen, der sein eigener herr zu sein glaubt, hier den eigendünkler, den geldprotzen; *lâg* fasse ich als adjektivum auf im sinne von niedrig, herabgekommen, verarmt = *laege, laeg,* adj., bei Lexer I, 181 und im J. Titurel 4281, 2; 4544, 2 *swie vil der nû genenden dâ waer der fluht die traegen, die sich ungern ellenden von hôher wirdikeit hin zuo den laegen, der was genuoc; läg* bei Heyne im DWb. VI, 58; *lêch* bei Schiller-Lübben II, 641[b]; unumgelautet erscheint das wort noch in der zusammensetzung *ablâge,* adj., vgl. Diemer zu Genes. u. Exodus 91, 19 und s. 71; Lexer I, 16; *ablaege, ablêge* in Schönbachs Altd. predd. III. 45, 1 *unȥ daȥ er an dem lîbe vor alter ablêge wirt;* Joh. Marienwerder im Leben der H. Dorothea 342 *von arbeit gemüet und abelêge werden. Lâg* würde sich zu *laege* verhalten wie *rûȥ* zu *raeȥe* bei Ottokar 42109 und in den beispielen, welche dafs glossar verzeichnet, oder wie *gâhe* neben *gaehe,* vgl. Seemüller in der einleitung s. CXV. Wie hier *einen lâg machen* so heisst es im Urkundenbuch von Göttingen II, 128, 6 *alse gy wol — — vornomen hebben umme dat pagyment, das dat deme gemeinen ghûde to schaden in dussen landen sêre vorerghert und lêch gemaket wert.*

V. 94231 fg. *her kunic, enphâht die trûten*
meine! lieht unde glanȥ
nû sezt ûf einen kranȥ!

Mit diesen worten redet ein *juncherre (knabe)* den könig Albrecht an beim beginn eines grossen festmahles, indem er ihm *grüener schapel vil von salvei und von rûten* anbietet. Statt *die trûten meine* enthalten aber die hss. *den trouten Main.* Warum der herausgeber davon abgewichen und nicht *den truten mein* in den text gesezt hat, begreift

nan nicht; ohnehin ist die stelle im glossar nicht erwähnt und unerdärt geblieben. Der *meie* bezeichner doch hier offenbar wie auch sonst ifter das, was der mai in der natur gezeitigt hat, hier also die *salvei* ınd die *rûten.* Kränze aus beiden gewunden werden noch erwähnt n der Matina 27, 13—15 und im Stadtbuche von Augsburg ed. Meyer 173. Ähnlich heisst es in der Martina 53, 2 *mit einem bluomenkranze | lieht und darzuo glanze | gekrönet ûf ir houbet.* Vgl. auch ıoch Monumenta Wormatiensia ed. Boos 379, 4, wo vom deutschen xönig erzählt wird, er habe a. 1494 bei seinem einzuge in Worms getragen *uf siner piret einen crantz von wissen und roten grasbluomen.*

V. 94916 fg. *iriu freudenlôsiu kint*
diu schriren sô swint
in den himel ze got.

So nach der hs. 1. In den text gesezt ist nach hs. 2 *in dem himel.* Vgl. 21828 *geschriren und geruoft in den himel wart* und N. v. Jeroschin 2987 *und schrîe wir in den himel nû;* Willehalm Ulrichs v. d. Türlin LIV, 16 ed. Singer *ich waen ez in den himel hal;* Johannes Rote in der Elisab. 2082 *der gebrech spricht got in den himel an.*

V. 96092 fg. *nû gebôt flîziclich von Sounecke her Uolrich, daz man si liez ennôt.* Was soll hier *ennôt* bedeuten? im glossar ist nichts darüber vermerkt. Der zusammenhang verlangt einen ausdruck wie *ungenôt* oder *âne nôt* im sinne von ungeschoren.

Zum schluss führe ich einige ausdrücke an, die nach meinem dafürhalten im glossar einen platz verdient hätten. Sie gehören zum grösten teile dem zweiten bande der chronik an, bei dessen lesung mir das glossar zur hand war.

an schallen swv. anschreien, mit acc., *den begund er zehant in schimpfe und in freuden an schallen unde geuden* 57734. — ***antifnaer,*** m. *antiphonarium* 80121; bei Lexer nachtr. 28. — ***begiezen,*** stv. *disem tet diu scham wê und stuont als er begozzen waer* 73688, so nach hs. 1; im text steht nach hs. 2 *gegozzen;* dies könte, wie im glossar unter *giezen* richtig erklärt wird, nur auf einen metalguss bezug nehmen, etwa wie bei Heinr. v. Neustadt Apollon. 14952 *der stein was oufgeschozzen reht als er waere gegozzen von selber.* Um die wirkung der scham zu veranschaulichen scheint *begozzen* angemessener zu sein. Es begegnet in diesem sinne noch in Kellers erz. 112, 34, wo es von einem toren heisst: *er sax als er begozzen waer;* [illegible] nhd. *er stand da wie ein begossener hund* DWb. I, 1294. —
[illegible] f. *sô sanden si (= die Wilhelmaere) ir b.* 40983: die

schafnerin, pflegerin, haushälterin; die kindwärterin bei Schmeller-Fromm. II, 246 und im DWb. I, 1612. — *beswaere*, f. *nû vant er in unmuot den herzogen und in grôzer beswaere* 69820. — *bîr, pîr*, m. *rehte als der bîr (: Stîr) wurzet in acker, alsô wânt der kunic Ottacker sîne Bêheim hie phlanzen* 14056; *bîr*, varr. *der peyr, die payr*, ist wol eine bezeichnung der ackerquecke, so wenigstens bei Nemnich s. 1491 s. v. *triticum repens (agropyrum repens)*. — *ennôt*, vgl. oben s. 49. — *verbezzern*, swv. *si möht ir niht verbezzert haben | in andern landen noch in Swâben | von Ôsterrîche den helt* 60077; *mîn tohter iuwern suon | als wol verbezzerte ze man | als er si hât getân* 60159. Wie der zusammenhang hier lehrt, bedeutet *einen verbezzern:* einen aufgeben und durch wahl eines andern (bessern) ersetzen. Denselben sinn hat das wort bei Herrant von Wildonie in der erzählung von dem kater und der katze 214 *und möhte ich si verbezzert hân, ich enwaer bi ir niht bliben;* 246 *ir woltet mich verbezzert hân;* 266 *als er in (= sînen herren) wânde verbeȥȥern wol, sô hât er ze arge in gar verkorn;* Br. Hansens MLieder 897 *Eva vorkeert ghelesen — — mach nicht verbessert wesen.* — *vor geteilen*, swv. *er kunde in niht des vor geteilen, daȥ in verviengе iht* 60353; die stelle ist nicht klar und lässt vermuten, dass vorher einige zeilen ausgefallen sind. — *ganc*, m. *der phenninge ganc gewert hat wol 6 wochen lanc* 42331; laufender preis, kurs, geltung; bei Lexer nur ein beispiel aus dem 15. jahrhundert, doch schon im Stadtrecht von Meran (Ztschr. f. d. a. 6, 416) *dar nâch und daz korn g. hât;* Würdtwein, Dipl. Maguntina II, 346 *wir gebieten daz mentzisch phennige bî diesen unsern nûwen phenningen gangk haben.* — *geniezsam*, adj. nutzbar, einträglich: *diu amt diu dâ sint geniezsam* 41505; sonst komt das wort nicht vor. — *gerechen*, partic. adj. aufgerichtet, aufrecht, gerade: *die krumben machet er gerechen* 49618; so ist wol mit Schmeller-Frommann II, 18 das wort anzusetzen, nicht nach Lexer unter *gerech;* vgl. Khull, Beitr. 28; Jeitteles, Altd. predd. 120, 21; J. Egger, Glossar zu den Tyrol. weist. 66. — *guldîn*, adj. *ist eȥ denne wâr, sô ist guldîn iwer hâr* 42047: eine sprichwörtliche redeweise, deren man sich bediente um seinen zweifel, unglauben oder seine verwunderung auszudrücken; vgl. was M. Haupt darüber zusammengelesen hat in der Ztschr. f. d. a. 15, 248; Mone, Alt. schausp. s. 113 (144); Alsfelder passionsp. 6915; Kummer, Erlauer sp. V, 287 und 354. — *geschefte*, n. leztwillige verfügung, testament: *etlîcher heim ze lande sîn lezteȥ gescheft enpôt* 32938; *umb kint und umbe wîp gescheftes begundens pflegen* 64404. — *grâvenmeister*, m. erster aller grafen 63226. — *heischen*, stv.;

kiesch ist von allen hss. statt des in den text gesezten *iesch* überliefert v. 75086, 91262, 93019; vgl. Jänicke zu Wolfdietr. D. VII, 54, 4. Beide formen konten Ottokar gerecht gewesen sein. — *herverten*, swv. 30810, 30816, 77901. — *hundes-muoter*, f. schelte gegen den franz. könig Philipp: *dû schamlôsiu hundes muoter!* 63497. Hier hat wol *muoter* die bedeutung von *matrix* wie v. 89796 *die — — in der muoter niht sint verdorben; hundesmuoter* besagt nicht mehr und nicht weniger als das spätere *hundsfut*, vgl. DWb. 4, 2, 1934. — *tuckig*, adj. tückisch: *dû valscher, tuckiger igel!* 63494; vgl. Schmeller-Fromm. I, 490. — *überhofen*, swv. *ich hiet den hof überhoft* 73685, ich hätte die beratung (*hof* = *gespraeche* 73663) übertrumpft, wäre darüber herr geworden. — *underwürken*, swv. *der turn was unterwarht* (unterbaut) *gar*, 59807. — *unerkende*, ptc. = *unerkennende* 63492. — *underziehen*, stv. *des waer er zuo den zîten gebezzert unde underzogen* 59661, dem gegenüber wäre er damals in vorteil und verschont (nicht behelligt, nicht dem ausgesezt) gewesen. Ziemlich denselben sinn erhält man, wenn man *underzogen* für *un-erzogen* nehmen wolte, vgl. über das präfix *der* = *er* das glossar s. 1326ᵃ; über *erzogen*, übel zugerichtet, gezüchtigt, gestraft vgl. unter andern Martin zu Kudrun 1300, 4; Tandareis 10621, Garel 5532; Fastnachtsp. III, 1280, z. 4 v. u. *so schendlich er derzogen was mit grossen schlegen schwere;* im sächsischen Osterlande heute noch: *si hat sich derzên* = den saum ihres kleides beschmuzt, betengelt. — *unversniten*, ptc. *unv. scharlach* 79505. — *ungeflohten*, ptc. *ir hâr — her ze tal ung. lac* 75489; in den wörterbüchern unerwähnt. — *ungemaht*, f. *in irte grôz ungemaht (: naht)* nach hs. 1, *ungemach* hs. 2, im text *unmaht*. Ebenso im Parz. 35, 20 nach der alten hs. zu St. Gallen: *in brâhte dicke in ungemaht (: naht) diu swarze Moerinne;* Ztschr. f. d. a. 16, 424; Joh. Marienwerder 215, z. 23 *doch wart si nicht gelasin, wi flislich sie dorumme bat, durch kintliche ungemacht.* — *ungerihte*, n. 73177 *u. und unfrid.* — *ungeriht*, ptc., = *ungerihtet:* 63221 *swie vil ich — — ungemaches leit, swenn ich den mînem herren kleit, sô was mir ungeriht*, so wurde mir keine richterliche entscheidung zu teil. — *ungeret*, ptc. *daz er sîn nihtes liez belîben ungeret*, unerwähnt, unberührt, 84383. — *unmaeren*, swv. *den burgaeren begunde unmaeren beide guot und lîp* 63808. — *wanden*, swv. *daz wolde wir niht wanden mit zweien bisanden* 64180 = *wenden;* vgl. Vom glauben 1467 und Walter von Rheinau 181, 49.

ZEITZ, DECEMBER 1893. FEDOR BECH.

ÜBER DAS ALTDEUTSCHE BADEWESEN.

Diesen gegenstand habe ich in der einleitung zu meiner ausgabe der „Badenfahrt von Thomas Murner“ (Beiträge zur landes- und volkskunde von Elsass-Lothringen, heft II), Strassburg 1887, behandelt und mich bestrebt seine historische entwickelung und bedeutung volständig, aber keineswegs mit beibringung aller belegstellen vorzuführen. Seitdem haben andere, u. a. J. Meier in dieser ztschr. XXIV, 391 fgg. noch manche solche belege beigebracht, welche für eine ausführliche darstellung wilkommen sein werden.

Meinerseits aber habe ich zu den abweichenden ansichten stellung zu nehmen, welche Kochendörffer in demselben bande dieser ztschr. 492—502 vorgelegt hat. Er widerspricht meiner vermutung, dass schon die alten Germanen dampfbäder gekant und das dazu bestimte gebäude *stuba* genant haben. Das in der Lex Alemannorum bereits vorhandene wort soll eine art von ställen oder einen andern wirtschaftsraum meinen. Wie aber, wenn, worauf mich mein kollege Henning hinweist, auch in einem angelsächsischen vocabular des 8. jahrhunderts *balneum* = *stofa* sich vorfindet? (Anglosaxon and old English Vocabularies by Thomas Wright, 2. edition by R. P. Wülcker, I, London 1884, sp. 8, l. 33.)

Auch erklärt sich *stuba* aus dem germanischen gut, während die entsprechenden wortformen im Slawischen und andern sprachen von kennern als lehnwörter aufgefasst werden. *stuba* gehört zu germ. **stiuban*, welches nicht blos wie unser heutiges „stieben“ von funken, federn, staub gebraucht worden sein muss, sondern auch von dunst und dampf. Auf wasserdunst weist u. a. der bekante name Staubbach. „Heissen wasserdunst, dampf zur speisebereitung gebrauchen“ heisst niederländisch wie niederdeutsch *stoven*: niederdeutsch ist „gestooftes gemüse“ = oberd. gedämpftes gemüse. Der dampf selbst heisst niederländisch *stoom*, englisch *steam*, germ. **staumos*, eine substantivbildung wie anord. *taumr* von germ. *tiuhan*, wie altn. *flaumr*, ags. *fleám* von germ. *fliugan* und ahd. *fliohan*, wie altn. *draumr* von germ. *driugan*[1]. Auch

1) Die bedeutung von *driugan*, welches im gotischen στρατεύεσθαι übersezt, im ags. „ertragen, erdulden“ heisst, sonst aber unser „betrügen“ bezeichnet, war wol ursprünglich die von „schwärmen, streifen“. So konten besonders die kriegs- und beutezüge kleiner scharen heissen, welche nach Caesar B. Gall. 6, 23 als *latrocinia juventutis exercendae ac desidiae minuendae causa* oft vorkamen. Eine solche streifschar war (in hochdeutscher wortform) eine *truht*, ihr führer der *truhtin*, für ihre tischordnung und überhaupt für ihren unterhalt sorgte der *truhsæze*. Von solchem kriegsdienst heisst gotisch der soldat *gadrauhts*. Da aber diese beutezüge besonders auf überlistung und überraschung angewiesen waren, ergab sich der

niederdeutsch ist *stohm* vorhanden, in F. Reuters Kein Hüsung 1, 6 *Un up den Durn an'n Weg dar liggt Von'n Heuaust her en dichten Stohm,* wozu die erklärung *stohm* =. staub beigefügt ist. F. Frehse, Wörterbuch zu F. Reuters sämtlichen werken, Wismar, Rostock und Ludwigslust 1867 verzeichnet auch *stöhmen* = stäuben. Also auch bei jenem **staumos* haben wir die beziehung sowol auf feste wie auf flüssige körperchen anzunehmen. Bei der ableitung des ahd. *stuba* aus *stiuban* macht allerdings das *u* schwierigkeiten: man erwartet auch im hochdeutschen *o* zu finden. Aber das ist eine innere frage der althochdeutschen grammatik, wobei noch andere ähnliche fälle zu erklären sind, so *ubar* neben niederdeutsch *ofar,* ahd. *bita* und *beta* nebeneinander. Das für das altsächsische vorauszusetzende, angelsächsisch und altnordisch überlieferte wort *stofa,* welches ein gotisches **stubo* voraussezt, unterliegt diesen bedenken nicht. Auch die schwierigkeit, welche das französische *étuve* macht, indem es ein langes *û* im germanischen grundwort voraussezt, kann bei der völligen gleichheit der übrigen wortelemente und der ganz übereinstimmenden concreten bedeutung die herkunft aus dem deutschen nicht zweifelhaft machen. Vermutlich bestanden formen mit langem und kurzem *u* nebeneinander, von denen die erstere in die romanischen sprachen übergieng und vielleicht selbst auf den kurzen vokal des hochdeutschen wortes einfluss übte. Vgl. wegen solcher doppelformen die samlung in Noreens Urgermanisk Judlära § 20 und die dort angeführte litteratur. So steht z. b. *hlût,* as. *hlûd* neben den formen mit kurzem *u* und *o* in *Hlothari, Hluthari* usw.; *hlûd* selbst wird niemand von griechisch *κλυτός* mit kurzem stamvokal abtrennen wollen.

Also, in allen germanischen ländern, bis in den norden, ist das wort für dampfbad das gleiche, gut aus germanischem stamm abzuleitende; es ist als lehnwort zu den Romanen, Slawen, Finnen und Türken gedrungen. Soll man da nicht die sache selbst als ursprünglich germanisch ansehen? Ist es wahrscheinlich, dass — wie Kochendörffer annimt — die Südgermanen das schwitzbad erst aus dem römischen gebrauch der bäder in heisser luft, nicht in dampf, kennen lernten und erst im 12. jahrhundert das slawische dampfbad sich aneigneten, dagegen die Nordgermanen dies von den Finnen erhielten, und zwar in einer

begriff „betrügen" leicht für das grundwort. Als schwärmen ist der traum gut zu verstehn; zumal da nach der vorstellung des altertums, wie eine anekdote bei Gregor von Tours u. a. zeigt, im schlaf die seele wandert, etwa als maus den mund des schlafenden verlässt. Endlich ist auch der jubel der zecher als ein schwärmen bezeichnet worden, und so auch die himlischen freuden. Vgl. D. litteraturztg. 1893, nr. 45.

zeit, in welcher bereits die isländischen sagas davon wie von einer albekanten einrichtung sprechen?

Doch wenn ich auch daran fest halte, dass die Germanen schon in der taciteischen zeit dampfbäder kanten und liebten, so habe ich in einem bestimten punkte allerdings ein zugeständnis zu machen. Ich dachte früher, dass ein dampfbad nur in einem geschlossenen zimmer genommen werden könte, wie es heute geschieht und wie es in den russischen bädern der fall ist. Allerdings glaube ich auch jezt noch nicht, dass bei einem offenen wannenbade die hitze hoch genug gesteigert werden könte, um die erscheinungen hervorzurufen, welche für die altdeutschen bäder bezeugt sind: das schwitzen, welches ja nur an den ausserhalb des wassers befindlichen hautflächen möglich ist; das erweichen der haut bis zu dem grade, dass das barthaar selbst mit stumpfen instrumenten abgenommen werden kann; auch der queste, der büschel zum schlagen und hautreizen, dessen gebrauch für das mittelalterliche bad so reich belegt ist, erscheint doch überflüssig und unnütz, wenn man mit dem grösten teil des körpers sich im wasser befindet.

Aber ein wannenbad kann zugleich ein schwitzbad werden, wenn die wanne oben bedeckt ist und der aus dem wasser aufsteigende dunst um den körper festgehalten wird, auch wo dieser über das wasser hinaus reicht. Hierüber belehrte mich namentlich die beschreibung eines noch jezt gebrauchten alten volksbades, über welches in der Leipziger Illustrierten zeitung vom 23. juli 1892 ausführlich und mit beigabe von bildern berichtet wird. Es ist das Karlsbad in Oberkärnthen, nördlich bei Spittel an der Drau, im Leobengraben gelegen am Königstuhl, wo Kärnthen, Salzburg und Steiermark zusammenlaufen. Die sage spricht von einer begründung des bades durch Karl den Grossen; die gegenwärtigen einrichtungen sind wenigstens anderthalb jahrhunderte alt. Es wird nur im sommer und nur von der landbevölkerung gebraucht. Eine quelle von 6° R. wird in grosse wannen geleitet, dann das wasser mit steinen erwärmt, welche, aus quarzconglomerat mit schwarzem bindemittel bestehend, auf einem mächtigen kienholzfeuer erhizt und so in das wasser geworfen werden. Dichter dampf entströmt; die steine werden wider heraus geholt und nun kriechen die badenden, je zwei und zwei in einen der mächtigen baumtröge hinein. Diese werden mit brettern zugedeckt bis zum kopfe. Es begint ein dünsten und schwitzen; zulezt werden die badenden durch ein rüstiges bauernmädchen frottiert. Die wände des badehauses sind russig und triefen von badedampf.

Zu dieser beschreibung stimt, was Kochendörffer aus einem gedichte des Kaufringers beibringt: es erzählt von einem wannenbade, aber zu-

gleich von einem schwitzbade; die wanne war gross genug, dass zwei personen zusammen darin sassen, und oben mit einem „golter seidein“ bedeckt. Ebenso erscheint in Murners badenfahrt auf einem bilde, das ich leider in meiner ausgabe nicht habe reproducieren können, „der dichter in einem kübel sitzend, welcher von einem spitzen zeltdache völlig überdeckt ist; dasselbe hat vorn einen schlitz, aus welchem jener mit dem oberkörper hervorsieht“: s. diese ztschr. XXI, 501.

Eine solche wanne (oder war es wirklich ein eiserner kessel?), gross genug, dass mehrere personen darin platz hatten, namentlich auch mit dem badenden die baderin zugleich einsteigen konte, ist ja auch in Finnland nach der von Kochendörffer angeführten darstellung von Du Chaillu üblich. Auch wird das abreiben mit seife und das schlagen mit birkenzweigen vorgenommen wie es in den deutschen bädern des mittelalters stattfand.

Der unterschied also zwischen dem heutigen russischen und dem eben erwähnten finnischen dampfbade besteht nur darin, dass bei diesem eine wanne gebraucht wird. Die russischen bäder sind die einfacheren; deshalb glaube ich, dass sie auch bei den alten Germanen in ihren stuben üblich waren, wie ja noch im späten mittelalter in der gleichen weise ohne wannen gebadet wurde. Bei Seifried Helbling ist von einer wanne keine rede. Das wannenbad mag neben dem bade auf der „diele“, wie Helbling es beschreibt, sich dadurch empfohlen haben, dass es weniger heizmaterial erforderte; und so kann es in Niederdeutschland, als der jüdische arzt Ibrahim-Ibn-Jakub in der Ottonenzeit hier durchzog, bereits das üblichere gewesen sein; seit wie lange, lässt sich natürlich nicht sagen.

Die von Kochendörfer angeführten mittelalterlichen zeugnisse über das *hypocaustum* und *pyrale* möchte ich nicht ausschliesslich auf römische bäder in heisser luft beschränken. Man bezeichnete eben das deutsche dampfbad mit dem klassischen lateinischen ausdruck, ohne den unterschied der bedeutung in einem genauen sinne zu beachten.

STRASSBURG, JAN. 1894. E. MARTIN.

ZU KLAIBERS „LUTHERANA“

(in dieser zeitschrift XXVI, 30—58).

I.

Nr. 3. **mit lungen auswerfen.** Dass lungen hier „rossäpfel“ meint, ist durch Köstlin in dieser zeitschrift XXIV, 38 und Spanier ebenda s. 285 fg. festgestelt (vgl. auch M. Heyne in seinem D. Wörterbuch 2, 699); doch scheint mir die bedeutungsentwicklung von lunge

= pulmo zu „malum stercoris equini“ eine andere zu sein als die von Köstlin angenommene. In der von Spanier angeführten stelle aus Murners Narrenbeschwörung bedeutet „mit lungen werfen“ das gleiche wie „mit kutlen werfen“. Es wurde nämlich kuttel, küttel (hier = kot von tieren) verwechselt mit kutteln = kaldaunen, eingeweide. Nun ist lunge ein teil der eingeweide; das collectiv gelunge, gelünge bedeutet eingeweide, ebenso wie die formal nahe liegenden geschlünge, geschlinge und lunze (wol = lungeze, collectiv mit idg. *d*-suffixe, wie gr. *χολάδες* „gedärme“; vgl. Ztschr. f. vergl. sprachforsch. 31, 347; Weinhold, Mhd. gramm.² § 266). In dem weiteren sinne von „eingeweide“ also trat lunge an die stelle von kutteln „intestina“, das seinerseits auf einer verwechslung mit kuttel(n) „malum sterc. equ.“ beruht. [Vgl. noch unten s. 58. Red.]

Nr. 5. **beulen** ist wol = beilen „quälen, plagen“, Schmeller Fr. 1, 229 fg.

Nr. 11. **das wasser geht über die körbe.** Die hier angeführte erklärung Hildebrands wird von demselben ergänzt im DWb. 5, 2322 und 5, 2796.

Nr. 13. **den bläuel schleifen.** Der spitzname Schleifenblauel ist wol anders zu erklären, als Vilmar getan hat. Dieses schleifen ist nicht = mhd. sleifen, nhd. schlaifen = „schleppen“, sondern = mhd. slîfen, nhd. schleifen, scharf oder glatt machen. Der imperativisch gebildete name besagt also: „Schärfe den blauel“ und ist gebildet wie schleifeisen (Bacmeister, Germ. kleinigkeiten s. 42), wie wahrscheinlich schliephake, und wie slîfenspiez (Renner v. 1734, wo die handschriften, in deren dialekt *î* nicht zu *ei* gewandelt ist, slîfenspiez, nicht sleifenspiez haben). Es ist also einer jener übernamen für räuberische strolche, „galgenschwengel“, tagediebe, deren Hugo v. Trimberg eine so erschreckende anzahl anführt. — Auch der name Rebentisch ist von Vilmar nicht richtig gedeutet: Renner v. 1732 hat roubentisch. Schlaginhauf gilt nicht von einem, der der friedlichen arbeit des dreschens obliegt, sondern von jemand, der das kriegshandwerk oder das überfallen von reisekarawanen als geschäft betreibt[1].

Doch hat der name Schleifenblauel mit der redensart „den bläuel schleifen“ ursprünglich nichts zu tun, fals folgende ansicht über diese richtig ist. Nimt man bläuel, blewel für entstelt aus mhd. blîalt „gewand, besonders mantel aus feinem stoffe“, so ergibt

1) G. Kawerau macht uns darauf aufmerksam, dass der bekante Joh. Schlaginhaufen, Luthers schüler, seinen namen in Turbicida oder Ochloplectes übersezte. Red.

sich für die erste der beiden von Luther gebrauchten stellen ein passender sinn: die „falschen heiligen“ werden mit höflingen verglichen, die sich bei den fürsten einschmeicheln und dort „den mantel gar fein zu wenden und zu schleifen (= schlaifen) wissen“. Es ist also von schmeichlerischem, heuchlerischem wesen die rede. Wendet man diese auslegung auf die zweite stelle, Weim. VI, 140 an, so besagt diese etwa: ich soll klare, richtige, deutliche worte schreiben, sie aber haben die freiheit, sich zu verstellen. An dieser zweiten stelle gebraucht freilich Luther die zusammensetzung waschblewel, er versteht also sicherlich darunter nicht den blîalt, blîât, den mantel, sondern den bläuel, das werkzeug zum bläuen. Dennoch kann der oben gemachte erklärungsversuch zu recht bestehen; denn es ist leicht begreiflich, dass zu Luthers zeit das bild, das durch diese redensart ausgedrückt wurde, in seinem ursprünglichen sinne nicht mehr verstanden wurde, da blîalt bezw. bleialt ungebräuchlich geworden war (aus dem 15. jahrhundert ist es jedoch mehrfach noch in glossaren belegt, s. Diefenbach, Gloss. und Nov. Gloss. unter bissus). Bleialt wurde mit bläuel verwechselt, und damit auch die vorstellung des bildlichen ausdrucks eine ganz andere. Es trat jene vorstellungsverschiebung ein, für die im gebiete der volksetymologie zahlreiche beispiele bekant sind.

Nr. 14. **geldkutzen.** Die nämliche auslegung wie s. 40 und 41 steht im DWb. 4, 1, 2914 fg. und 5, 369.

Nr. 27. **beschorne männlein** bedeuten „narren“, vgl. Mhd. wb. II, 2, 149ᵃ: „abgeschnittene haare sind ein kenzeichen des toren“; beispiele: Ulrichs Tristan v. 2477—79 (Groote), Teufels netz v. 11684 fg.; sprichwort: „es sind nicht alle narren geschoren“ (Simrock, Die deutschen sprichwörter s. 395); vgl. ferner DWb. unter „narrenplatte“, und eine reihe der bilder zu Seb. Brants Narrenschiff, besonders das auf s. 132 in Bobertags ausgabe (Kürschners National-litt. bd. 16). Vgl. auch diese zeitschrift XXIV, 567. XXV, 141.

Nr. 28. **hamerstetig** ist = hemelstettig, Schmeller[2] 2, 798 und 793. Der etymologien sind viele möglich, eine s. bei Schmeller[2] 2, 798. Es bezeichnete wol ein pferd, das stettisch, stutzig ist vor einem abgrund (hamel, Lexer 1, 1162; Kluge, Wb. unter „hammel“); das gleichlautende hamelstetic „abschüssig“, kann damit in gedankenverbindung gebracht worden sein, ist aber erst ableitung aus hamelstat (Lexer 1, 1163; Schmeller[2] a. a. o. u. 1, 1106; DWb. 4, 2, 310).

Nr. 31. **ausbräunen.** An der aus Mathesius angeführten stelle würde ausbläuen, verberare, das im DWb. 1, 833 eben aus Mathesius

belegt ist, einen guten sinn geben. Ich vermute, dass ausbräunen nur als variante für ausbläuen gedacht ist, hervorgerufen durch die geläufige verbindung braun und blau (schlagen), vgl. DWb. 2, 111 und 324.

Nr. 32. **söcker.** Ist dies das rotwälsche socher, soger, sacher, sager, „herumziehender krämer, schacherer"? Neben dem sudeler („schmutzig und beschmutzend arbeitender", Weigand s. v.) und dem hümpeler („der langsam und schlecht arbeitet, pfuscher", Lexer s. v.) hätte dieser einen geeigneten platz. Dann wäre es, so viel ich sehe, der älteste beleg für die aufnahme des hebr. sâchar in den deutschen wortschatz. (Vgl. auch Gödeke, P. Gengenbach s. 680.)

Nr. 37. **geckeln** kann so viel sein wie gecken „zum narren haben", DWb. 4, 1, 1921 fg. Dann ist das bild vom schachspiel hier aufgegeben und direkt an die wirklichkeit gedacht.

Nr. 42. **ewerisch,** s. DWb. 3, 1198 „euwrisch".

Nr. 43. **Perner.** Ist darunter Dietrich von Bern, „der Berner", zu verstehen? In der Lausitz und im Orlagau ist Berndietrich der name des wilden jägers (Grimm, Myth.[4] II, 781 u. Nachtr. III, 283).

Nr. 45. **in rawen.** Damit kann die stelle aus den Tischreden zusammengebracht werden: „wenn wir denn die trunckenheit haben auszgeschlaffen, als denn so bleibt in gottesförchtigen die rechtschaffene liebe; die gottlosen aber haben den rewel" (DWb. 8, 835). Also = reue?

Nr. 47. **enne.** Damit ist wol die griechische Ἐνυώ in deutscher form widergegeben. Der „vom teufel besessene lästerer" von gottes wort, könig Heinz, kann wol mit ihr, der römischen Bellona, verglichen werden. Der gedanke an andere verwante antike gestalten, wie die griechische Ἔρις und Ἐρινύς, die römische Furia, mag mit untergelaufen sein.

PFORZHEIM. GUSTAV EHRISMANN.

II.

Gegen meine erwartung haben berufenere männer als ich zu den „Lutherana" Klaibers geschwiegen und nur Köstlin hat in dieser zeitschrift XXVI, 281 ein paar kurze hinweise gegeben [vgl. noch s. 430 fg. Red.]. Daher mögen denn die folgenden, schon vor längerer zeit zusammengestellten bemerkungen versuchen in ein paar punkten die lücke auszufüllen.

Nr. 3 s. 32. Zunächst sei es mir gestattet zu dem Lutherischen **mit lungen auswerfen** etwas anzuführen, was die Sievers'sche deutung noch sicherer hinstelt. Schon in dieser zeitschrift XXIV, 285 hat

M. Spanier die Murner'sche stelle Narrenbeschw. 68, 41 mitgeteilt und die hier vorkommende parallele lunge und kutel (DWb. 5, 2895 und 1895) trägt zur klarstellung manches bei. Noch ein weiteres: Wie lungel (Sievers-Köstlin a. a. o.) die drei bedeutungen pulmo, sterquor equinus und dirne hat, so auch lunge. Hierfür mögen aus Murners schriften einige beispiele folgen, da auch an dieser stelle wider das Deutsche wörterbuch (6, 1303 fg.) versagt:

Wil die kotz und falsche lung
Ist gesund ouch frisch und jung,
So findt sie keinen man für sich
Dann sie acht keinen irs gelich.
Murners Narrenbeschw. 80, 103.

Wenn sie aber wirt ein lung
Und darzů ein öde zung
Gott so gats : wicht uf ein ort. ebd. 80, 124.

Weiter noch: Narrenbeschw. 80, 133; Mühle von Schwindelsheim 471. 1323[1].

Ein beleg zu der redensart **mit lungen werfen** bietet noch das von W. Seelmann herausgegebene Niederdeutsche reimbüchlein (2735 fg.):

De narren scholde men werpen mit lungen,
De unnůtte bruken mundt und tungen.

1) Ich möchte die gelegenheit ergreifen zu dem aufsatze M. Spaniers über Murner im vorigen bande dieser zeitschrift einiges hinzuzufügen. Solte Murner bei seinen versen Narrenbeschw. 6, 157 fgg. nicht an ein volkslied Von den sieben freien künsten gedacht haben, wie eines in den Bergreihen (Neudrucke 99/100 s. 41) überliefert ist: Ein schön neu lied von sieben neuen erfundnen künsten usw.? Vgl. auch den abschnitt in Murners Geuchmatt Die syben fryen künst fraw Veneris (Scheible, Kloster VIII, 1021). Ferner muste Spanier die anspielung auf das lied vom armen Judas (Böhme nr. 539 c), die sich im Luther. narren ed. Kurz s. 17, 411 findet, erwähnen, trotzdem sie sich ja in erster linie auf die gegen Murner gewante parodie dieses volksliedes durch Matth. Gnidius in seiner Defensio Christianorum de cruce (Hagenau 1520) bezieht (Ach du armer Mur NARR was hastu getan usw.). Auf das lied Vom dummen brüderlein beziehen sich ausser den von Spanier angeführten stellen auch noch einige verse im Luther. narren (ed. Kurz s. 32, 906):

Ich hab im das gnůgsam geraten:
Thůt ers, ich schenck im ein schweinin braten:
Daruff mag im ain trunck geraten,
Das riet ich im ee sie mich baten.

Vgl. Bergreihen s. 55, 14:

Steck an die schweinen braten
dazu die hůner iunck
Darauff so wirt uns geraten
ein [guter] frischer freier trunck.

Nr. 4 s. 33. **schauben** ist gewiss richtig erklärt. schûben ist ein speciell mitteldeutsches wort und es war wol besser statt Walthers Mnd. handwb. das Mhd. wb. 2, 2, 222 und Lexer 2, 813; Nachtr. 362 zu citieren. Bei der angabe der stelle war übrigens das es (wo sie es ja tun müssen) wegzulassen, da es gegen das manuscript in der Erlanger ausgabe eingesezt ist.

Nr. 5 s. 33. Bei der erklärung der zweiten stelle ist Klaiber wol durch einen lesefehler verhindert worden das richtige zu treffen. Es heisst nämlich in der Erlanger ausgabe: Knecht und mägde, die immer peulen, arbeiten und sich fühlen (nicht fühlen; = sich beschmutzen) müssen. Abgesehen von dem irtum Klaibers ist die stelle leicht bei weglassung eines kommas (peulen arbeiten) zu erklären: die immer beulen, quesen arbeiten und sich beschmutzen müssen. An eine ableitung von bauchen, bäuchen laxivia macerari (vgl. DWb. 1, 1166. Schmeller[2] 1, 195), die der bedeutung nach möglich wäre, ist aus formellen gründen nicht zu denken.

Nr. 7 s. 34. Klaiber hätte die unrichtige ansicht Wanders nicht widergeben sollen: Auf der hand wachsen wol haare, aber nicht in der hand. Und bei allen fassungen ist auch nur davon die rede, dass es ein unmögliches beginnen ist, einen in der hand zu raufen. Vgl. noch:

Wer gelt nimpt, do keyns nit ist
Und rupft mich do myr hor gebrist
. . . .
Der ist von kunsterichen synnen.

Murners Schelmenzunft ed. Matthias nr. X, 1.

(Lies übrigens Altswert statt Alswert und auf s. 43 Wülcker statt Wölker).

Nr. 8 s. 34. Zu anm. 1 wäre noch zu bemerken DWb. 4, 2, 133 und Eckstein, Concilium Kloster VIII, 716; 727; 823. Sicher zu erklären weiss auch ich das wort robunten nicht. Ich komme über die von Heyne (a. a. o.) angegebene und aus dem zusammenhang (der ein synonym von potzen fordert) klare bedeutung nicht hinaus. Bei der aus dem Brevil. angeführten glosse pergula usw. druckt Klaiber unrichtig *socius* institorum: es heisst *saccus* institorum, was ich hier doch anmerken will, bevor der druckfehler sich weiter verbreitet.

Nr. 13 s. 38. Die erklärung der redensarten vom **bleuel schleifen** scheint mir nicht ganz das richtige zu treffen. Wir haben wol von folgenden erwägungen auszugehen: Bei dem bleuel schleifen (ihn schärfen) wird der ursprüngliche tatbestand verändert, der betreffende

tut etwas törichtes, unnützes, ja schädliches. So lassen sich bei der imperativischen benennung schleiffenbleuel die beiden bedeutungen müssiggänger und wortverdreher vereinigen. Die worte, die zunge schleifen (= sie aus dem gedachten und gewolten sinne herausbringen) war eine vielangewante redensart.

Nr. 14 s. 39 fgg. Der **geldkutze** ist sicher richtig gedeutet, aber die ganze erörterung wäre bei einem einfachen nachschlagen und citieren des Deutschen wörterbuchs zu sparen gewesen, wo Hildebrand in gewohnter volständigkeit und einsicht alles richtig erklärt und eine über die Klaibersche noch hinausgehende zahl von beispielen anführt. (DWb. 5, 366 sub kauz und kauzen; 4, 1, 2, 2914 fg. sub geldkauz und geldkloben). Vgl. noch Murners Mühle von Schwindelsheim 305 (Strassburger studien 2) und Geuchmatt, Kloster VIII, s. 1026:

Denn wo der tüffel vogel facht,
Das wyb er zuo eim kutzen macht.

Weiter Schade, Satiren und pasquille 3, 218, 21: sech ainer zů, wie si (die mönche) den vogelherd beschlahent, wie ain vogler, der mit ainem kauzen voglet, o wie gross geltnarren das seind! Ähnlich vergleicht Eberlin von Günzburg in „Der 7 pfaffen klage“ die priester den lockmeisen auf des teufels garn (vgl. Radlkofer, Eberlin v. Günzburg, s. 64).

Nr. 18 s. 43. Die alte erklärung des sprichworts „hören leuten, aber nicht zusammenschlagen“ ist sicherlich die richtige.

Nr. 19 s. 44. **fächel, fechel** ist eine ableitung vach (fach) und ist etwa mit falte, streifen zu übersetzen.

Nr. 20 s. 45. Die redensart ist wol anders zu erklären, als es Klaiber tut. Sie hängt mit dem von Zarncke, Narrenschiff 19, 67 und 23, 4 und von mir PBrBeitr. 15, 222 geschilderten spiele zusammen. Vgl. noch Kirchhoff, Wendunmuth 1, 252, Oesterley 1, 304: Mancherlei art ist bei uns Teutschen verdeckt und höflich das liegen zu nennen als .... das beiheln zu weit werfen; ferner DWb. 1, 1377.

Nr. 26 s. 50. Solte **flasche** nicht = schwert sein? Vgl. Mhd. wb. 3, 337; Lexer 3, 388; DWb. 3, 1729.

Nr. 27 s. 50. Die „beschorn männlein“ sind narren oder toren, denn diesen war das haar geschnitten. Vgl. z. b. diese ztschr. XXIV, 284 fg.

Nr. 32 s. 52. **söcker** (pfuscher) gehört wol zu socke (soccus). ken laufen, sockeln hinterdrein bummeln, Pfister, Nachträge

z. Vilmars Idiotikon s. 278. Ähnlich ist auch hümpler zunächst nur vom gange gebraucht, DWb. 4, 2, 1908.

Nr. 33 s. 52. Die ausführungen Klaibers und die späteren M. Spaniers (in dieser ztschr. XXVI, 216 fg.) vermögen in gleicher weise nicht befriedigen, da sie keine erklärung geben, die auf alle angeführten fälle passt. Sehen wir uns die citierten stellen an, so findet bei allen eine beziehung der gegenseitigkeit statt. Es ist leistung und gegenleistung nach dem princip des sprichworts: eine hand wäscht die andre.

Die mönche tun unserm herrgott, wenn sie äusserlich ihre pflicht getan haben, nichts zu gefallen. Sie singen ihm nicht vom hafersack, sondern vom strohsack (d. h. dem gegenteil davon). Die bauern, bürger usw. wollen ihrerseits dem kaiser nichts leisten; ebensowenig der gewaltige dem geringen, nachdem ihm dieser den dienst erwiesen hat.

Murner verwendet deshalb die redensart passend in dem kapitel „Der nachbar über den zaun.“ Eine hand wäscht die andere, für leistung gebührt gegenleistung: einen vertrag, einen kompromiss heisst ers. Und diese bedeutung hat auch die stelle im Lutherischen narren; nur hat man den (schutz-) vertrag zwischen den kleinen narren und dem grossen geschlossen anzunehmen. Auf die beschwörung hin singt der grosse narr nicht den hafersack, hält er den narren nicht den vertrag, sondern sagt alles was er weiss. Die speise, die weit über das vertragen, über das gefallen, über den kompromiss hinaus geht, ist von Spanier schon richtig gedeutet worden.

So ist alles von einem punkte aus zu verstehen, und dass diese deutung die richtige ist, zeigt die das gegenteil bezeichnende wendung (vom strohsack singen), die auch von Klaiber falsch interpretiert ist.

Ein passendes lied oder eine geschichte vom habersack vermögen wir nicht aufzuweisen; denn das lied vom edelmann, der sich in einem hafersack in die mühle tragen lässt, stimt nicht genau genug, und ebenso wenig der grosse sack des pfaffen vom Kahlenberg. Ob überhaupt ein solches lied anzunehmen ist (vgl. lamb her singen Klaiber s. 57)?[1]

Nr. 39 s. 56. **ausburt** ist = ausgeburt, nicht einheimische geburt. Einen eines dinges sagen ist = einen eines dinges beschuldigen, zeihen. Hiernach ist die betreffende stelle wol ohne weiteres klar.

Nr. 41 s. 57. Die redensart „dem Pilatus opfern“ scheint mir auch nach der dankenswerten bemerkung Köstlins (diese ztschr. XXVI,

1) Zu erinnern ist noch daran, dass, wie Scherz in seinem Glossar (2, 1344) nachweist, ein voller hafersack „gemeinlich, was frauwen sache belangen, es sei slahen, schelden oder blutrust, ire bruche“ ist.

281; ich füge nach Schmeller[2] 1, 1151 hinzu, dass in Bayern Herodes scherzhaft gebraucht wird für podex und nachtstuhl) nicht volständig klar zu sein. Mir fiel bei der lektüre des Klaiberschen aufsatzes ein anderer zusammenhang ein. Joh. 19, 9 heisst es: [Pilatus] ingressus est in prätorium iterum (ähnlich Joh. 18, 33). Schon Otfrid übersezt dies (IV, 23, 30): giang ... in thaz sprâhhûs in. Sprâchhûs hat aber neben der bedeutung curia auch noch die von cloaca, vgl. Lexer 2, 1110; Schmeller[2] 2, 696 und Schade, Satiren und pasquille 2, 254, 32; 257, 10; besonders auch 3, 171, 19 (vgl. 278, 6). Hieraus hat sich in verbindung mit dem schon von Köstlin erwähnten Joh. 19, 13 (sedit pro tribunali) unsere wendung gebildet.

Auch sonst wird grade dieser abschnitt aus der passionsgeschichte zu witzigen redensarten benuzt. Ähnlich, wie wir sagen „von Pontius zu Pilatus schicken“ finden wir bei Murner die redensart „zu Herodes schicken“, eine phrase, die Goedeke, Narrenbeschwörung nr. 30, 54 unverständlich ist. Der arzt ist hier gleichsam Pilatus und sendet den kranken, wenn er ihn ausgenuzt hat, zu Herodes dem apotheker, um ihm ein kompliment zu machen und damit er auch seinen teil davon bekomme:

> Der krank wirt zů Herodes gsant:
> Also wird apotheker gemant,
> Das er ouch von der gens neme
> Ein feder, wann sie zůz im keme.

Nr. 45 s. 58. Klaiber fragt, was **in rawen** sei. Die phrase dicitur vobis in rawen, qui non audit ist lateinisch gedacht. Ganz lateinisch wäre sie zu übersetzen eum poenitere, und hieraus ergibt sich schon die erklärung. Rawen ist eine mitteldeutsche form von reuen; vgl. DWb. 8, 837. Diese lateinische construction hat bei den halb deutsch, halb lateinisch nachgeschriebenen predigten nichts wunderbares.

Nr. 46 s. 58. **swilch** ist tepidus, schwül. Es wird aber auch, wie z. b. hier, übertragen gebraucht: lau, ängstlich; vgl. Lexer 2, 1373; Schmeller[2] 2, 631.

HALLE A. S., IM JULI 1893. JOHN MEIER.

GOETHES GEDICHTE „AUF MIEDINGS TOD“ UND „ILMENAU“.

Zwei der glänzendsten sterne episch-lyrischer dichtung, beide ganz eigentliche gelegenheitsgedichte, aber aus dem beschränkten kreise der wirklichkeit zu idealer verklärung erhoben, in demselben ganz rein gehaltenen, aber gereimten dramatischen verse, beide herliche offenbarungen edelsten menschensinnes, beide von glücklichster erfindung und künstlerischer anordnung, giengen Goethes seele in den jahren 1782 und 1783 auf, zu einer zeit, wo seine eigentliche liederdichtung ganz verstumt war und die sorge um die staatsverwaltung ihn ausserordentlich in anspruch nahm. Das eine ist eine totenfeier, das andere ein glückwunsch zum herzoglichen geburtstage: aber wie hoch hat er beide dem altäglichen reimgeklingel entrückt, mit welcher grossartigen gestaltungskraft sie zu reinen, das herz ergreifenden, frisch bewegten, vollendet abgerundeten kunstschöpfungen belebt, so dass wir den meister verehren, in dessen heiliger hand das aus dem brunnen des lebens geschöpfte wasser sich ballen muste! Den vollen genuss können sie freilich nur demjenigen bieten, dem sie sich ganz erschlossen haben, was Goethe so selten zu teil geworden, der sich selbst bei den vertrautesten freunden damit begnügen muste, dass man sich an einzelnen besonders ansprechenden stellen freute, ihre verbindung zu einem lebendigen ganzen übersah. Er klagte darüber einmal gegen frau von Stein bei gelegenheit seiner „Pandora“: aber auch kleinere dichtungen weiss man so selten als künstlerische ganze aufzufassen. Schon sein Wilhelm Meister klagt, wenig Deutsche, vielleicht nur wenige menschen aller neuern völker, hätten gefühl für ein ästhetisches ganzes; nur stellenweise lobe und tadle man, nur stellenweise entzücke man sich. Wie schwierig oft eine volständige erfassung sei, zeigen gerade unsere gedichte, bei denen wir die stufen, auf welchen die erklärung almählich sich volzogen, verfolgen können. Die vergleichung ihrer behandlung in meinen „Erläuterungen“ und in Kürschners „Deutscher nationallitteratur“ dürfte dies bezeugen.

Die totenfeier gilt dem einfachen tischler (er hatte den titel hofebenist errungen) und theatermeister Johann Martin Mieding, der die vom herzog in Goethes gartenhaus geschenkte einrichtung meistenteils gearbeitet, der bei den aufführungen des herzoglichen liebhabertheaters sich um die einrichtung der bühne so verdient gemacht hatte, dass Goethe im „Triumphe der empfindsamkeit“, wo dieser seine kunst besonders zu bewähren hatte, auf ihn als „naturmeister, directeur de la nature“

deutete. Er hatte lange gekränkelt und sich ärmlich erhalten, da er in folge seiner schwäche weniger arbeiten und verdienen konte, aber mit um so rührenderer leidenschaft an seinem berufe als theatermeister gehangen. Zu dem im jahre 1782 den geburtstag der herzogin feiernden pantomimischen ballette Goethes („der geist der jugend") waren ganz besondere vorrichtungen nötig, mit denen Mieding trotz seiner krankheit sich bemüht hatte; aber die aufführung solte er nicht erleben: er starb drei tage vorher, am 27. januar. Goethe empfand tief schmerzlich den verlust eines solchen leidenschaftlich seinem beruf ergebenen mannes, obgleich er diesen lange vorhergesehen und sich im grunde freuen muste, dass er so sanft, in naher aussicht jener glänzenden leistung, hingegangen war. Konte er ihm auch keine bühnenfeier veranstalten, ja wird er auch selbst nicht an der prunklosen beerdigung teilgenommen haben, die, wie sich aus dem „wochenblatt" ergibt, nicht am festtage statfinden konte, sondern auf den 31. verschoben wurde, so wolte er doch dem ehrenmanne, der in seiner wenig einträglichen und doch für die bühne so bedeutenden stellung seine pflicht mit seltener treue geübt, ein würdiges denkmal setzen; dichterisch darstellen wolte er, dass es nicht auf das äussere ansehen des amtes ankomme, sondern auf die art, wie man seine pflicht erfülle, was der schlichte theatermeister mit solcher treue und meisterschaft getan. Um aber sich vor der gefahr der überspannung zu schützen, bedurfte Goethe neben einem besondern aus der empfindung sich erhebenden schwunge hier auch eines gewissen humors, der die bühne doch nur als spiel der unterhaltung ansieht, das freilich in Weimar eine freundliche stätte gefunden, und Mieding als eine gelassene natur zeigt, als einen mann, der bei aller liebe zu seiner kunst auch über ein mislingen sich nicht zu tode gegrämt habe.

Goethe beginnt mit einem dramatisch belebten auftritt, worin sich das algemeine bedauern über den verlust des guten mannes so ergreifend ausspricht, dass wir uns gleich in die richtige stimmung versezt fühlen. Das ganze solte der dichter sprechen, doch so dass er uns, auch ohne dekorationswechsel, ut magus, wie Horaz vom dramatiker sagt, von einem ort zum andern versezt. Zuerst befinden wir uns im theater, und zwar an einem sontagabend, wo Goethe alles in voller arbeit findet, weil schon den mitwoch die festvorstellung statfinden soll. Alle übrigen, die hier zu tun haben, sieht er; auf seine verwunderte frage, wie es komme, dass Mieding fehle, der sich sonst durch kein unwolsein abhalten lasse, vernimt er, dieser liege schlimmer krank als je, worauf er denn die schmerzliche überzeugung ausspricht, dass es

mit ihm zu ende, er wol tot sein müsse. Und diese überzeugung teilen sofort alle und geben ihrer betrübnis lebhaften ausdruck, ja sie lassen die arbeit ruhen, bis der gedanke, dass schon in drei tagen die vorstellung statfinden solle, sie zur fortsetzung treibt. Glücklicher konte der drei tage vor der aufführung erfolgte tod Miedings zugleich mit dem algemeinen bedauern seiner mitarbeiter nicht zur darstellung gelangen. Selbstverständlich ist dies alles nur erdichtung. Goethe schloss nicht Miedings tod daraus, dass er ihn im theater nicht anwesend fand; er hatte die nachricht, die schnelsten ersatz, ja wol zum teil sein eigenes eingreifen forderte, längst erfahren. Wir wissen, dass er selbst an diesem sonntagabend nicht ins theater kam. Im tagebuch wird vom 27. berichtet: „[Früh] den schirm der herzogin gemalt. War Krone [die sängerin Corona Schröter] zu tisch bei mir. Kam der herzog vorher. Wir hatten ein gut gespräch. [Man könte denken, durch Miedings tod veranlasst]. Abends gieng ich zu Herdern, wo ich [es war der vorabend des geburtstags der frau] zu tisch blieb.“ War auch vielleicht hier die rede von Mieding und etwa von seiner bestattung? Aber nicht allein besucht Goethe am 27. nicht das theater, die vorbereitungen waren damals auch nicht mehr so weit zurück, wie das Gedicht annehmen muste; Mieding hatte schon das seine vorbereitet. Am nachmittag des 24. war dem tagebuch zufolge schon probe im theater gewesen; proben des ballets werden am 21. und 26. verzeichnet. Trotz Miedings tod lief die vorstellung, wie der herzog an Knebel meldete, gut ab; sie wurde am folgenden tage, an welchem erst die beerdigung statfand, widerholt.

So hat denn Goethe den auftritt im theater zu seinem zwecke rein erfunden. Die unwahrscheinlichkeit, dass niemand von den so frisch nach dem leben eingeführten beteiligten, auch Goethe selbst, der leiter der bühne, nichts von Miedings tod gewusst, er ihn nur mit beistimmung aller geahnt, lässt sich freilich nicht leugnen; aber der dichter gestattet sie sich, weil sie nicht störend auffält, ebenso wenig, dass noch nicht alle kostüme fertig, ja einige gar noch nicht gezeichnet sind, der hofjude dem hofschneider erst manche reste bringt, auch noch eine dekoration zu malen ist. Dekorationen wurden früher gar nicht im theater, sondern im nahen hause des hofkassiers König an der burgstrasse gemalt, wie wir vom jahre 1777 wissen, und dies scheint auch nach dem neubau vom jahre 1780 nicht geändert worden zu sein. Eher begreift man, dass der zimmermann noch viel unter der bühne mit geheimen treppen zu tun hat. Schlimmer dürfte es sein, dass man nicht alle beziehnungen versteht; am schlimsten, dass Goethe, der doch

weiss, dass hier nächstens gespielt werden soll, zulezt bemerkt, diese gährung deute auf ein fest.

Das beteurende „Ja, Mieding todt!“ führt zum zweiten auftritt; der dichter steht an Miedings grabe vor dessen offenem sarge. Dass er selbst am zuge nach dem friedhofe sich beteiligt habe, wird ebenso wenig bemerkt, wie dass der sarg dort wider geöfnet wurde; erst weiter unten hören wir gelegentlich, der sarg sei schlecht verziert, die begleitung gering und karg. Der dichter schuf sich mit kühnem griff hier, wie am anfange, die scene, deren er bedurfte. Von Mieding, dessen name erst bei dem schmerze seiner genossen über die ahnung seines todes erschollen ist, haben wir bisher nur vernommen, dass er trotz seiner schmerzlichen krankheit „sinreich schnell“, da seinem geiste alles, was er zu seinem zwecke bedurfte, rasch gelang, die maschinerien der bühne beherschte, die jezt, wie die trauer um seinen verlust sich vorstelt, unbelebt ruhen werden. Zunächst rühmt ihn des dichters weiherede als guten bürger Weimars, und fordert alle auf, ihn nicht wie so manchen andern verdienten bürger ohne die klage um seinen verlust in die erde zu senken, vielmehr zu bedenken, was sie an ihm verloren. Hier tritt nun die humoristische anrede an Weimar ein, das wegen seines geistes, aber auch wegen seiner albernheit in Europa berufen sei, da man nicht erkenne, wie beide derselben quelle angehören; heute aber solle es seine herzensgüte bewähren, indem es den hingeschiedenen betraure. Sodann wird die muse angerufen. Dass Mieding in deren dienst gestanden, wird eben so wenig bemerkt, als dass Weimar die musenstadt Deutschlands sei; er weiss die muse werde die anwesenden an dem grabe, das sie „still erbaue“, mit rührung erfüllen, ihr mund den toten verewigen, wie sie es bei so manchen getan, auch solchen, die es nicht verdient. Hier schwebt die alte sitte vor, den ausgaben verstorbener schriftsteller eine anzahl lobgedichte beizufügen, was man, wie die wirkliche totenfeier, parentation nante. Dass Goethe daran gedacht, dürfte sich daraus ergeben, dass er von Rom aus an Herder schrieb, sein „Hans Sachs“ und „Miedings tod“, welche die ausgabe seiner werke schliessen solten, könten, solte er dort sterben, allenfals als personalien und parentation gelten. Ohne scheu möge sie, bittet er, seinen namen der welt nennen, den kriegs- wie den hofleuten, die da immer glauben, herren des schicksals zu sein, sich um ihre nächsten nachbarn nicht kümmern, dagegen an dem, was in der fremde geschieht, lebhaften anteil nehmen; diese soll die muse mahnen, dass auch ihrer dasselbe schicksal [illegible], das den armen Mieding getroffen. Von der vornehmen welt,

die herr des schicksals zu sein glaube, heisst es hier, sie „widerstehe vergebens dem rate des schicksals, drehe sich verwirt, beschäftigt und betäubt.“ Freilich steht im ersten drucke, den das „Journal von Tiefurt“ brachte, rad statt rath. Aber das scheint nur eine schlimbesserung des redakteurs Einsiedel zu sein; denn auf der von Goethe eingesandten abschrift des gedichtes findet sich rath. Leider sucht man in der sonst so wertvollen Weimarschen ausgabe des „Journals“ vergebens auskunft über die verschiedenen lesarten[1]. Einsiedel wird zu einer änderung durch das folgende drehen und die überschrift einer nach dem chinesischen bearbeiteten erzählung Seckendorffs „Das rad des schicksals“ verleitet worden sein, von welcher frühere stücke des „Journals“ drei kapitel gebracht hatten. In allen ausgaben Goethes von der ersten an findet sich richtig rath. Rad hat nicht die geringste urkundliche grundlage. Rath steht, wie ich längst bemerkt, in der bedeutung ratschluss, wille, gleich dem griechischen *βουλή*, wie im verse der „Iphigenie“: „Was auch der rat der götter mit dir sei.“ Der wechsel des schicksals, den das rad bezeichnet, liegt hier durchaus fern, wo die unerschütterliche macht der bestimmung gefordert wird, gegen die der mensch vergebens ankämpft. Wenn hier statt des schicksals die zeit genant wird, so ist diese als die alles vollendende macht aufgefasst, wie die griechische Tyche, die auch als vorsehung gedacht wird, während Goethe später in den „Orphischen urworten“ diese als „das wandelnde“, dagegen dämon als „das gesetz fasst, nach dem du angetreten“. Die menschen drehen sich, wenden sich hin und her im leben, da sie ihren eigenen willen durchzusetzen wähnen, aber ihrem triebe folgen, der sie in verwirrung sezt, ihre tätigkeit anstrengt, aber auch betäubt. Auffallen kann die mittelstellung von beschäftigt; aber verwirt wird der mensch durch das gewirre des lebens, betäubt durch die seine kraft übermässig in anspruch nehmende mannigfaltige geschäftigkeit. Wie sehr er auch frei zu handeln wähnt, der bestimmung des über ihn verhängten schicksals kann er nicht entgehen.

1) Gelegentlich sei bemerkt, dass der herausgeber s. 370 irrig den Glaser, auf welchen das achte stück zwei grabschriften bringt, für eine unbekannte person hält, da er doch allen, die etwas von den Stützerbacher suiten wissen, im gedächtnis ist. Manches über ihn habe ich, auch mit erwähnung der beiden grabschriften, schon vor zehn jahren in meiner ausgabe der briefe des herzogs an Knebel und Herder s. 3 fg., später in den anmerkungen zu Goethes tagebuch beigebracht. Auch ist s. 42 statt des sinlosen unamüsirter wol unamüsabel zu lesen. Sehr bedauern wir auch, dass Suphan einen Merckischen beitrag unterdrückt hat, der ohne zweifel den druck wenigstens ebenso sehr wie manches andere verdient hat. Dass er fade und nichtssagend sei, möchten wir, wie wir Merck kennen, so ohne weiteres nicht glauben.

Den übergang zu Miedings rastlosem, förderlichem wirken bildet der hervorruf des staatsmanns, der sich hoch über dem schlichten handwerker erhaben glaubt. Auch Mieding trieb sein schweres geschäft, aber mit wirklicher lust, doch ohne, wie der staatsmann, reichlich dafür bezahlt zu werden. Ja auch auf ruhm muste er verzichten, da sein verdienst im verborgenen blieb; aber dafür war er selbst seines wertes sich bewusst, er hörte nicht auf das drängen des dichters und des schauspielers, die sein säumen ängstlich bemerkten, da er überzeugt war, zur zeit werde er fertig sein; ja wenn es auch einmal mislang, weil er zu lang gewartet, so grämte er sich nicht. Dieses geniale selbstbewusstsein, dieser künstlerische eigensinn des mannes, der von der laune des augenblicks abhing, ist ein vortreflicher zug in seinem bilde. Der humor des dichters spielt hier köstlich gegen sich selbst: war er ja staatsmann und wegen seiner hohen stellung von andern beneidet, die nicht ahnten, welche sorgen er sich dadurch aufgeladen, dass er ohne not, ja mit widerstreben sich dem dienste des ihm innig verbundenen herzogs geweiht hatte. Auch, dass ein bock Mieding kein graues haar machte, passt auf ihn selbst, da er sich bewusst war, manchen fehler im dienste begangen, aber freilich nicht aus zu grossem selbstvertrauen und weil er zu lang gesäumt, sondern aus mangel an kentnis und zu grossem glauben an anderer gewissenhaftigkeit. Die schilderung der unschätzbaren bedeutung Miedings als maschinist und hersteller aller äussern bedürfnisse der bühne, dem die muse den ehrennamen eines direktors der natur verliehen, der mit kühnheit und verstand so viele zügel gehalten, der das factotum der bühne gewesen, ist so mit bestem humor gewürzt. Ergötzlich wirkt es, dass der dichter selbst „im fall der not die lichter putzen muss“, da Mieding 1778 zu Ettersburg bei der aufführung von Goethes „Jahrmarkt“ bei der grossen anzahl der personen sich dazu hergeben muste, in der rolle des lichtputzers in hanswursttracht zu erscheinen. Er hatte dort die theatereinrichtung besorgt, war anfangs 1777 bei der vergrösserung der Weimarischen bühne, die damals auch mit maschinen, einer neuen versenkung und andern dekorationen zu „Lila“ versehen wurde, ein jahr später bei der tollen „Geflickten braut“, 1780 beim neubau des theaters ausserordentlich in anspruch genommen worden. Dies alles hielt Goethe im treuen gedächtnis, konte aber leider bei den beschränkten verhältnissen für das factotum der bühne so wenig tun, dass dieses „vertröstet starb“. Wol mag ihm dies bei dessen tode aufs herz gefallen sein.

Jezt erst hebt der dichter den gegensatz der unersetzlichkeit des mannes und der ärmlichkeit der bestattung hervor. Er sieht, wie die begleiter sich darüber verwundern, und bedauern, dass ihm der äussere anstand der lezten ehre, der verdiente trauerglanz versagt sei. Hier scheinen mir ganz fremdartig die verse:

> Wie? ruft ihr, wer so künstlich war und fein,
> So wirksam war, muss reich gestorben sein!

Die begleiter können diese frage nicht tun; denn sie wissen, dass er arm geblieben. Auch gibt dies keinen neuen bedeutsamen zug. Sie müssen ein späterer zusatz sein, dadurch veranlasst, dass in der antwort des geringen erwerbes gedacht war, aber keineswegs mit bezug auf jene frage. Vielleicht meinte der dichter auch, die verse:

> Warum versagt man ihm den trauerglanz,
> Den äussern anstand lezter ehre ganz?

müsse als rede der begleiter bezeichnet werden, wie dies jezt durch „ruft ihr“ geschieht. Aber kurz vorher müssen auch die worte: „Seht ihr den schlecht verzierten sarg“, wonach weder komma noch punkt, sondern ausrufungszeichen an der stelle ist, als rede der begleiter genommen werden; denn kaum dürfte ein „ihr“ vor „Seht“ gedacht werden. Ich weiss wie sehr man sich vor der annahme sträubt, einzelne stellen seien später vor dem ersten druck zugesezt, doch ist nichts natürlicher, ja in manchen fällen ist diese annahme der einzige weg, einen unleugbaren misstand zu erklären. Wolfeiler spott und nichtssagende, die wahrheit verschiebende gegengründe verraten eben nur beschränktheit.

Der dichter erwidert, es solle dem heimgegangenen nicht an trauerglanz fehlen: „Nicht so geschwind geurteilt! Nach dem tode sind alle menschen gleich.“ Auffallend ist hier der gebrauch von „glück“, unter dem nur der tod als „das lezte glück“ verstanden werden kann, wie es in Goethes „Epilog zum Essex“ heisst. Das schicksal macht endlich im tode alle gleich, da alle menschen dann nur nach dem beurteilt werden, was sie wirklich getan, nicht nach ihrer äussern stellung. Wie sehr wäre zu wünschen, dass dies wahr wäre! Aber nicht nur widerspricht diesem die tägliche erfahrung, sondern schon die oben gefallene bemerkung, die muse habe manchen verewigt, der es nicht verdient. Der satz dient nur zum übergang. Auch Mieding wird jezt nach seinem wirken geschäzt: er hat bis an sein ende als künstler geschaffen, aber nicht mehr erworben, als was er zum kümmerlichen unterhalt brauchte, ja, als er krank war, immer weniger

verdient, in der hofnung auf besserung, und in dieser ist er auch hingeschieden. Dafür aber soll er jezt auch mit allen ehren beigesezt werden. In rascher wendung (nun bildet den gegensatz zu seinem kümmerlichen leben): lasst die glocken erschallen, und zulezt soll der chor ein trauerlied zu seiner ehre singen; doch seine leidenschaftliche liebe zur dramatischen kunst fordert noch, ehe ihn die erde deckt, einen ganz besondern preis.

In der anrufung der dramatischen musen, die launig mit den schauspielerinnen zusammengeworfen werden, bricht wider der volle humor des dichters hervor. Die theatermusen sind ja mit ihren gunstbezeugungen nicht karg, da sie oft in wandertruppen von dorf zu dorf wandeln und kümmerlich ihr brod verdienen müssen, selten das glück haben, in vornehmen kreisen eine ehrenvolle aufnahme zu finden. Drum mögen sie diesem sarge ihre schönsten kränze weihen, teilnehmend ihre klagen mit denen der leidtragenden vereinen und so vergelten, was sie dem verstorbenen und ihnen (ihren pflegern in Weimar) schuldig sind. Damit ist der dichter nun zu den leistungen der Weimarer theaterliebhaber gekommen, an welchen der verstorbene einen grossen anteil gehabt habe. Hier tritt denn die Weimarer herzogliche liebhaberbühne unter Goethes leitung, deren kosten der herzog zahlte, in vollem glanze bis zu ihrem höhepunkte in der „Iphigenie" hervor. Die dramatischen schwestern fleht der weiheredner schliesslich noch einmal an, die stadt, die so viel für sie getan, in ihrer trauer zu ehren, und er bittet sie um ein zeichen ihrer gewährung; ist er ja überzeugt, dass sie nicht weit sind, da er ihre nähe zu fühlen glaubt, wie Horaz die der musen (Oden III, 4).

Es war einer von Goethes meistergriffen, dass er hier im gegensatze zu den eben humoristisch angerufenen dramatischen schwestern, die selten mit ihrer gunst kargen, die herlichste gestalt der Weimarer bühne, Corona Schröter, die geborene künstlerin und sittenreine hehre jungfrau in der ferne erscheinen lässt, bereit, dem hingeschiedenen schlichten theatermeister die höchste erdenkliche ehre zu erzeigen. Freudig erkent er in der hohen erscheinung die gesante der musen, die gute, die ihnen nie fehlt, wo es ein herzliches gefühl gilt. Aber zugleich ist sie das ideal der schönheit, in der die kunst zur natur geworden, der kein reiz abgeht, worauf auch ihr name deute. In der hand trägt sie den schönsten, einheimischen, in der Bertuchischen blumenfabrik von mädchenhand geflochtenen trauerkranz, in welchem neben den farbenprächtigsten blumen myrte und lorbeer nicht fehlen. Mit leuchtenden augen wirft die anmutvoiste, mlt schönheit des körpers

und der seele begnadete jungfrau ihn ins grab, worein der mitlerweile geschlossene sarg gesenkt worden, und lieblich fliesst aus ihrem munde die herzliche weihe. Als Friedrich Jacobs mehr als ein halbes jahrhundert später der im glanze der jugend prangenden Schröter gedachte, standen noch frisch vor seinem geiste „die gemessene bewegung ihres feingebildeten wuchses, ihr sprechendes auge und die woltuende stimme ihres schönen mundes“. Sie dankt dem hingeschiedenen für alles, was er getan und gelitten, der aber doch das glück genossen, dass die leidenschaft für seine kunst ihn bis zum lezten hauche beseelte. Nach seinem grabe sollen alle pilgern, denen die natur ein gleiches glück beschieden, sein sarg hier fest stehen und die erde sanfter auf ihm ruhen, als des lebens bürden getan. Sie schliesst mit dem gerührten abschiede „guter mann“. Aber Miedings grab ist verschwunden, wie so viel später selbst das der frau von Stein.

Vortreflich erfunden ist die ganze einkleidung, von der man nicht mit Suphan[1] geringschätzig als einer fremden hülle reden darf. Sie ist nach dem gefühle, das den dichter zu seiner schöpfung treibt, das erste, was sich in seiner seele bildet, und von ihr hängt alles ab; sie ist das geistige band, ohne welches alle noch so schöne einzelheiten zerflattern. Und gerade in der freien erfindung unserer lyrischen selbsterzählung (ich brauche den ausdruck statt der seit Spielhagen beliebten undeutschen zusammensetzungen mit Ich) hat sich Goethe hier als wahrer dichter bewährt, der alle gegebenen wirklichen verhältnisse verklärt. In anderer eigentümlicher weise hatte er dieses schon vor sechs jahren in seinem „Hans Sachs“ getan, wo der ganze alte holzschnitt von dessen poetischer sendung, den er hier erklärt haben will, von ihn selbst nach einzelnen stellen desselben erdichtet ist. Wie er in dem trauergedicht auf Mieding die gangbare form solcher hochgespreizten klagelieder durchbrochen hatte (ein paar monate später lieferte Schiller, der Goethes dichtung noch nicht kante, in eigentümlicher weise die ihm aufgetragene totenfeier am grabe des generals Rieger), so schuf er im september 1783 den glückwunsch zum geburtstage des herzogs Karl August, der „Ilmenau“ überschrieben ist, in demselben nur in der reimform meist abweichenden versmasse mit ähnlicher dichterischer umgestaltung der wirklichkeit, die ihm in Miedings feier so glücklich gelungen war. Dieser glückwunsch bildete gewissermassen eine ergänzung zu seinem

1) In dem aufsatz „Ilmenau“ in der „Festschrift zum 8. oktober 1892“, abgedruckt in der „Deutschen rundschau“ november 1893. Derselbe kam mir erst zu gesicht, als die vorliegende abhandlung gröstenteils niedergeschrieben war, so dass er nur nachträglich benuzt werden konte.

dort geschilderten Weimarischen leben, indem hier die sorgen, die ihn in den wilden jahren des von unbändiger kraft getriebenen jungen herzogs gequält, in düsterm bilde erscheinen gegenüber dem lustigen tollen, das Weimar in Europa in üblen ruf gebracht, und der mit liebe am hofe gepflegten bühne, während der hohe geist, der die menschen einzig nach ihrem ernsten streben und ihrem geistigen werte wägt und auch vor dem fürsten nicht mit der wahrheit zurückhält, dass dessen anschauung beschränkt sei, diese beiden blüten reinster gesinnung adelt.

Eine feinsinnige ausdeutung des gedichtes „Ilmenau“ verdanken wir der schon erwähnten abhandlung von Suphan, in welcher alle vorzüge seiner eigenartigen begabung sich vereinigen, den leser zu fesseln, aber auch immer mehr die lust hervortritt, beziehungen auszuspüren, die der absicht des dichters fern lagen und die reine auffassung schädigen. Er wolte das gedicht als „getreues bild einer durch ort, zeit und erlebnis bedingten seelenlage und stimmung“ darstellen, worüber aber der glückliche aufbau und die eigentliche dichterische erfindung zu kurz kam. Meine absicht ist auch hier dichtung und wahrheit zu scheiden und das gedicht als kunstschöpfung zum vollen verständnis zu bringen, wobei auch die tatsächliche grundlage ohne rückhalt geschildert werden muste.

Schon nach der Schweizerreise hatte der im dreiundzwanzigsten jahre stehende herzog sich beruhigter und mänlich gefasster gezeigt, auch der geschäfte sich stetiger und umfassender angenommen; noch entschiedener geschah dies, als die schlechte finanzverwaltung des präsidenten von Kalb, der das grosse auf ihn gesezte vertrauen arg getäuscht, im juni 1782 dessen entlassung bewirkt hatte, worauf Goethe auch diese last auf seine schultern nehmen muste. Er tat es mit dem vollen gefühle der schwierigkeiten, aber auch mit der überzeugung, durch anstrengung aller kraft ihnen gewachsen zu sein. Als am nächsten 2. februar, nach mehr als siebenjähriger ehe, die herzogin das land mit einem erbprinzen beschenkte, fühlte Karl August sich erst recht als landesvater, der seinem sohne ein wolverwaltetes land hinterlassen müsse. Jezt erst sei ein haken eingeschlagen, an den er seine bilder aufhängen könne, schreibt er an Merck, dessen verstand und treue er sehr hoch hielt; und mit Gottes hülfe werde er sie so ausmalen, dass die nachkommenschaft sagen solle, auch er sei ein maler gewesen. Goethe, den damals so vieles drückte, besonders die gleichzeitige kunde von des prinzen Konstantin toller liebschaft, fühlte sich ausser stande, das tief empfundene ereignis zu feiern, wie es Wieland, Herder und ein dutzend geringere landeskinder taten; das lustige ständchen, das

er zu der vierzehn tage später fallenden redoute lieferte, war nur die eingebung eines augenblicks. Er war so belastet, dass er den wideraufgenommenen „Elpenor“, mit dessen aufführung er die herzogin hatte erfreuen wollen, bald liegen lassen muste, aber es drängte ihn bei erster gelegenheit den herzog zu beglückwünschen, der auf gutem wege sei. Vieles kläre sich in ihm auf, äusserte er gegen frau von Stein, und er werde i'n sich glücklicher und gegen andere woltätiger werden. Derselben freundin, vor der seine ganze seele offen lag, versprach er, in Ilmenau, wohin er am 30. august auf einige tage sich begab, ein gedicht auf den geburtstag des herzogs zu schreiben, den dieser mit seiner gattin am Gothaer hofe verlebte. Ilmenau muste ihm zu dieser dichtung, deren plan wol schon von ihm bedacht worden, der rechte ort scheinen; hatte er ja auf die dortigen berge dem herzog im ersten jahre folgen müssen und sich dem tollen studentischen treiben seines acht jahre jüngern „Karl“ nicht entziehen können, um dessen vertrauen nicht einzubüssen. Dasselbe Ilmenau war zeuge gewesen des ersten bedeutenden zusammenwirkens beider, der vorbereitung der wiedereröfnung des so lange verbrochenen silberbergwerks, die jezt in wenigen monaten dank ihrer unablässigen tätigkeit verwirklicht werden solte. Zu bedeutenden dichtungen wählte Goethe gern einen ihn in die rechte stimmung versetzenden ort. So hatte er den vierten aufzug der Iphigenie vor vier jahren nach dreitägiger wahl auf dem Schwalbenstein bei Ilmenau geschrieben; zu dem geburtstagsgedichte hatte er sich wol, ehe er Weimar verliess, das zwischen mässig hohen tannen auf der höhe des Kickelhahns liegende jagdhäuschen ausersehen, wo er vor drei jahren mit seinem diener eine nacht zugebracht hatte. Die bretterhütte hatte, wie mir dr. Joachim, der sie kurz vor ihrem brande sah, brieflich mitteilte, im untern raume auf gedieltem boden ein kleines viereckiges estrich, das auf einen frühern ofen hindeutete. An der westseite befand sich draussen eine oben und unten mit einer tür verschliessbare treppe, die auf den obern stock führte, der nach osten, süden und westen fenster hatte. Einen monat später in der nacht auf den 7. oktober weilte hier der herzog mit dem eben von seiner reise zurückgekehrten Knebel. Des leztern tagebuch berichtet vom folgenden tage: „Morgens schön. Mond. Goethens verse. Mit dem herzog auf die birsch.“ Als er bei schönem mondschein aus der hütte trat (wol nicht auf dem zimmer), sagte er sich mit der ihm eigenen wärme Goethes schönes lied „an den mond“ vor, dessen schluss auf den einzigen wert eines freundes deutet, wie Goethe ihn im herzog gefunden. Am nachmittag des 2. september 1783 bestieg Goethe

den Kickelhahn, wo er in der nacht mit bleistift an den rechten pfosten des südlichen fensters in sechs zeilen ohne seinen namen das schöne „Nachtlied“ schrieb, dessen datierung vom 2. september 1783 ich durch den genauesten bericht des damaligen Königsberger stadtrichters Passarge vom august 1863 nachgewiesen habe, gegen den keiner der sonstigen zeugen stand halten kann. Vgl. Schnorrs archiv VIII, 491—502. Die jahreszahl steht auch durch Goethes brief an Zelter vom 4. september 1831 fest. Wenn Riemer das gedicht vom 7. september 1783 datiert, so stüzt er sich wol nicht allein auf diesen brief, sondern auch auf Goethes quelle, auf die abschrift, die der oberforstmeister von Fritsch Goethe spätestens 1813 mitgeteilt hatte, und wonach das gedicht in den zweiten 1814 gedruckten band der neuen ausgabe übergieng. Vgl. meine ausgabe der drei ältesten bearbeitungen der „Iphigenie“ s. 143*. Die falsche zahl des tages (7 statt 2) beruht wol auf verlesung von Fritsch; eine solche der 7 statt 2 ist leichter als die einer 3 statt 0 besonders bei der art der schrift.

Der entwurf des gedichtes „Ilmenau“ liegt uns erst seit sieben jahren im siebenten „Goethe-jahrbuch“ vor; er steht, wie dessen herausgeber Burkhardt bemerkt, auf einem halben ungehefteten bogen in quart, dessen lezte seite unbeschrieben ist, ohne jede überschrift, mit andeutung einer lücke nach v. 76, wo dem dichter die ausführung noch zweier (wol kaum mehrerer) jagdgenossen versagte; auf jeder seite finden sich höchstens zwanzig verse. Die papiersorte und die angabe, woher die handschrift stamme, gibt auch nicht die Weimarer ausgabe der werke (II, 331), die mit Burkhardts lesung nicht ganz übereinstimt. Burkhardt berichtet, er habe sie in privatbesitz gefunden. Sie wird aus Goethes archiv stammen, aus dem sie vielleicht in besitz seines 1860 verstorbenen lezten dieners Krauss gelangt war. Goethe kehrte am 4. september mit dem entwurfe von Ilmenau nach Weimar zurück, wo er eine abschrift, wol ohne bezeichnung der lücke, und mit der dadurch bedingten weglassung der beiden unmittelbar darauf folgenden verse, anfertigen liess, die er dem noch auf der reise sich befindenden herzog mit einem briefe sante, worin er ihm auch Herders wünsche in bezug auf das Weimarische schulwesen mitteilte. Die früheste erwähnung dieses unvergleichlichen geburtstagswunsches finden wir in Goethes brief an Herders gattin vom 25. märz 1784. Da er der durch den jähen tod der prinzessin erschütterten herzogin abends etwas vorlesen wolte, so erbat er sich dazu die ausgedruckten bogen [illegible] buches von Herders „Ideen“, die sie wenigstens augen- [illegible] gefühl der vergänglichkeit hinüber heben würden.

Unmittelbar darauf heisst es: „Ich bitte zugleich um das gedicht auf des herzogs geburtstag.“ Ob er etwa auch dieses zum vorlesen in aussicht genommen, erhelt nicht. Es könte längere zeit bei Herder liegen geblieben sein. Durch Suphan wissen wir jezt, dass fräulein von Göchhausen den ursprünglichen entwurf wörtlich unter der überschrift „Ilmenau den 3. september“ abgeschrieben hatte. Suphan vermutet, von dem exemplar der herzogin mutter. Aber dass diese das gedicht besessen habe, wissen wir nicht; es könnte nur eine abschrift des dem herzog überreichten gewesen sein, das die beiden verse mit der angedeuteten lücke kaum enthalten haben wird, welche bei der Göchhausenschen nicht fehlen. Wie von so vielen gedichten Goethes, so wird die schreibselige dame auch von „Ilmenau“ eine abschrift Herders, kaum Goethes eigenen entwurf erhalten haben. Dass Herder es sich abgeschrieben habe, wissen wir freilich nicht, ist aber höchst wahrscheinlich. Eine andere briefliche erwähnung von „Ilmenau“ hatte Suphan schon vor jahren (in der abhandlung „Goethe und Spinoza“) zu entdecken geglaubt und dies neuerdings aufrecht gehalten, aber mit unrecht. Freilich ist, wie er zuerst gesehen, der brief, den ich in den juni 1785 gesezt, im vorangehenden december geschrieben (vgl. jezt die Weimarer ausgabe der briefe VII, 303 fg.); aber die äusserung: „Hier schick' ich dir, was du wol noch nicht gesehen hast. Ich konte es nicht einmal endigen, geschweige durcharbeiten; deswegen fehlt den versen noch hier und da das runde und glatte. Du nimst vorlieb“, passt durchaus nicht auf „Ilmenau“, obgleich Suphan alles getan hat, um dies wahr zu halten. Unmöglich konte Goethe so geringschätzig davon sprechen, unmöglich sagen, es sei nicht einmal geendigt, was nur heissen kann „zu ende geführt“, unmöglich bemerken, es sei nicht durchgearbeitet, die verse zuweilen nicht rund und glatt. Nur die notiz, dass er aus dieser zeit kein anderes gedicht Goethes nachweisen konte, hat Suphan die möglichkeit vorgespiegelt. Aber Goethe hatte wirklich kein eigenes gedicht Herder gesant, sondern die noch nicht zu ende geführte übersetzung des ersten „Moallakat“, von der wir längst kunde hatten, dass er sie im november 1783 begonnen; jezt lesen wir sie in der Weimarer ausgabe der Werke VI, 461 fg. und können uns überzeugen, dass alles, was Goethe im briefe sagt, hier genau zutrift. Herder sah den entwurf wol nicht eher wider, als nach Goethes rückkunft aus Italien (am 18. juni 1788), kurz vor seiner eigenen abreise (am 6. august). Goethe, eben mit der samlung seiner gedichte für den druck des lezten bandes seiner „schriften“ beschäftigt, fragte ihn, ob er auch dieses gedicht geben solte. Die-

entwurf, den Herder mit roter dinte ganz auf dieselbe weise behandelt hat, wie er es mit den beiden samlungen der gedichte getan, die wirklich in jenem bande erschienen. Aber „Ilmenau“ wurde damals ausgeschlossen; ebenso wenig fand es aufnahme in die zweite ausgabe der werke (1806), obgleich schon sechs jahre vorher im siebenten bande der „Neuen schriften“ das früher unterdrückte schöne epigramm auf den herzog, der ihm mehr als August und Mäcen gewesen, erschienen war. Erst die dritte ausgabe brachte es 1815 in einem damals hinzugekommenen zweiten bande der gedichte. Wahrscheinlich war er beim durchspähen seiner papiere nach ungedruckten gedichten auf den entwurf gestossen, in welchem er die eine lücke verratenden beiden verse strich und ein paar stellen änderte, eine auf veranlassung einer von Herder ehemals am rande gestelten frage. Die sage, er habe die dem herzog 1783 übersante handschrift damals zurückerhalten, leidet an äusserer und innerer unwahrscheinlichkeit.

Mit unserm gedichte wolte Goethe dem herzog zu seiner jezt erlangten reife und zur überwindung des jugendlichen tollens glück wünschen, wobei er hervorhob, dass er ihm damals arge not gemacht, weil er selbst nur heisse wünsche und treue anhänglichkeit ihm habe widmen können. Jezt, zu besonnener mänlichkeit gelangt, werde er, da er schon längst von den schweren pflichten seines standes durchdrungen sei, sich selbst beschränken und unausgesezt mit weise vorschreitender tätigkeit das glück seines landes, und damit sein eigenes und das der seinen, gründen, wie er schon Ilmenau seiner verkommenheit glücklich entrissen habe.

Zunächst fält auf, dass Goethe hier jede unmittelbare einwirkung auf die bildung des herzogs leugnet, der sich nur von innen heraus habe entwickeln können, dem nur die reifern jahre die rechte richtung seiner kraft gegeben. Und doch hat er nicht bloss durch sein beispiel und seine innige freundschaft, sondern auch durch ernste mahnungen auf ihn gewirkt, wenn ihn seine leidenschaftliche natur hinzureissen drohte. Noch im jahre 1780 schrieb er an frau von Stein in bezug auf ihn: „Ich habe nichts zu tun als die verworrenheiten unseres Diego [die in Sternes „Tristran Shandy“ vorkommen] auseinanderzuklauben.“ Ein andermal vertraut er ihr gerade von Ilmenau aus: „Es sind bei seinem vielen verstande so vorsätzliche dunkelheiten und verworrenheiten hier und da. Auch ist es kurios, dass ihm, wenn er von zu hause weg und z. e. hier ist, wie gewisse geister des irtums [illegible] mir sonst so viel zu schaffen gemacht, weil ich noch [illegible]m wunderkraute gegen die bezauberung der Kirke]

gegessen hatte.“ Freilich war Karl August, wie der scharfe menschenkenner Merck fand, ein eisenfester charakter; aber von Goethe, dessen goldene treue er erkant hatte, dessen geist er verehrte, liess er sich auch ernste mahnungen gefallen, wie wenig auch Ottokar Lorenz es glauben mag. Als Merck im frühjahr 1781 nötig fand, dass Goethe seiner gesundheit wegen Weimar verlasse, äusserte er: seine hauptaufgabe habe dieser in Weimar zu stande gebracht, der herzog sei nun, wie er sein solle. Dass Karl August nicht in die irre gieng, sondern seine unbändige kraft zeitig zügeln, sich überwinden lernte, ohne dass seine tüchtige schaffungskraft abbruch litt, das verdanken wir grossenteils seinem edlen freunde und führer. Wie Goethe selbst sich die leitung besonders von Salzmann und Merck gefallen liess, ohne irgend sein wesen aufzugeben, so betrachtete es der herzog als ein grosses glück, dass ihm das schicksal diesen unbestechlichen berater von geist und herz gesant hatte. Mit der ihm eigenen bescheidenheit hat Goethe in unserm gedichte auf diesen ruhm verzichtet, sich nur als den treuen freund dargestelt, dem die wildheit des herzogs lange zeit redliche not und sorge gemacht, wie es wirklich der fall war, und er es auch gegen Eckermann ausgesprochen, mit dem zusatze, seine tüchtige natur habe sich bald gereinigt. Vergab er darin zu seinen ungunsten etwas der wahrheit, deren äusserung Karl August unangenehm berühren konte, so gewann er um so grössere freiheit, die wildheit der ersten Weimarer jahre und den nachteil seiner beschränkten prinzlichen anschauung der welt hervorzuheben, wenn er auch wol die abenteuerlichkeit, aber nicht die mehr als studentischen rohheiten und ungezogenheiten der herzoglichen schaar heraufbeschwören durfte, deren erinnerung Goethe die berge bei Ilmenau und besonders bei dem hauptsitze des skandaltreibens, bei Stützerbach, befleckte, wie er gegen frau von Stein sich äusserte. Dem herzoge zu liebe hatte er sich selbst davon nicht ausschliessen können, und auch ihn riss der übermut wol zuweilen hin. Doch dass er der rohheit eine geistige form gab, also dass er der ernstere war, der die jungenhaften ausschreitungen misbilligte, zeigen die durchaus zuverlässigen erinnerungen eines ältern augenzeugen jener wilden jagd, des berghauptmanns von Trebra (Goethe-jahrbuch IX, 11—20).

Schon Suphan hat bei der darstellung des einflusses Goethes auf den herzog manches zu mildern gesucht, wozu die bestimmung seiner festschrift wesentlich beitragen muste. Die leitung des dichters beschränkte sich nicht auf sein eigenes beispiel, wodurch er „die angeborene art, kraft und strebensrichtung des herzogs zum heilsamen hingelenkt“; vielmehr hat er ihm oft mit deutlichen worten die wahrheit

gesagt, ihm, wie er es schon im briefe vom 6. mai 1776 nent, „lektionen gegeben“, wozu ihn das vertraute verhältnis zu seinem „lieben gnädigen herrn“ berechtigte. Ja er ist ihm zuweilen offen entgegengetreten, wenn er insgeheim pläne verfolgte, die er für schädlich hielt, wie bei der liebschaft mit Corona Schröter, da er lange hofte, sein Karl und Luise solten noch ein glückliches paar werden, bei der kriegslust, die er für eine prinzliche „krätze“ hielt, bei der das wol des landmanns schädigenden hegung des wildes, und in allen fällen, wo sein bürgerlicher sinn der herzoglichen anschauung widerstritt: aber er fühlte immer, wie weit er im vertrauen auf des herzogs liebe gehen dürfe. Viel ärger hat die tatsächliche wahrheit der geschichtschreiber Ottokar Lorenz verlezt, der in seiner schrift „Goethes politische lehrjahre“ den Goetheforschern ein neues licht hat aufstecken wollen, aber nur gezeigt hat, wie wenig er die vorhandenen quellen zu würdigen gewusst. Es sind nicht etwa „klatschsüchtige weiber und böse männer“, auf die sich das stüzt, was diese von dem vertraulichen verhältnis des herzogs zu Goethe wissen, über das die höflinge empört waren, weil Goethe ein bürgerlicher war, sondern Goethes eigene tagebücher, briefe an den herzog selbst, an des dichters herzensfreundin und andere, gegen die Goethe sich in rücksichtsloser vertraulichkeit äusserte. Wenn man die aus vollem herzen geflossene verwendung Goethes für die armen, durch den wildschaden zur verzweiflung gebrachten bauern und den herlichen brief an den herzog vom 26. december 1784 mit dem worte niederzuschlagen meint, „die ganze sauerei sei durchaus irrelevant“, so ist dies für den standpunkt des beurteilers mehr als bezeichnend. Nur unkundige lassen sich durch solche scherze zur verkennung des edlen freundschaftsbundes verleiten, den fürst und dichter geschlossen, und dessen bild noch so deutlich vorliegt, dass wir uns desselben herzlich freuen dürfen, wenn wir auch die spätern zerwürfnisse nur mit gemischtem bedauern beobachten.

Der zweck des glückwunsches bedingte, dass der jezt errungenen, zu den schönsten hofnungen berechtigenden reife die tage des irtums in scharfer ausprägung entgegentraten. Aber der vergangenheit durfte der dichter nicht den gegenwärtigen zustand rednerisch gegenüberstellen; durch eine künstlerische erfindung muste er diesen gegensatz beleben, er muste sie vor sich schauen. Und dies ist ihm auf das glücklichste gelungen. Am morgen des geburtstages des herzogs erstieg er den berg der sturmheide, um von der höchsten höhe herab im duftenden tannenwalde sich des weiten ausblicks auf das liebe tal zu erfreuen, das Karl Augusts sorge so viel zu verdanken hat und jezt einem neuen

blühenden leben fröhlich entgegensieht. Schon freut er sich des ihm hier entgegenwehenden frischen lebens, das ihn in die dichterische stimmung der ersten Weimarer zeit zurückversezt. Da lassen die Götter die nebel der höchsten berggipfel herabsinken und hüllen ihn in düstere nacht, worin sie ihm ein bild jener übermütigen sturmzeit vorgaukeln. Es ist eine wirkliche vision, die er klar vor sich schaut, ja er hört die stimmen der jagdgenossen, er spricht sogar einen vor der hütte sitzenden wächter an, der ein abbild von ihm selbst ist. Es ist dies kein widerspiegeln seiner eigenen gedanken an die vergangenheit, wie Suphan glaubt; es ist eine erinnerung, die ihm die götter senden, um durch den gegensatz ihn das glück der gegenwart desto lebendiger empfinden zu lassen. Dazu mussten diese ihm eben eine erscheinung vor die seele führen, worin sich solche abenteuerliche tage, wie des jungen herzogs ganz unbändiger drang sie liebte, gleichsam im gehaltvolsten auszug darstelten. Nichts, was Suphan s. 277 zur unterstützung seiner ansicht beibringt, weder das vorgebliche selbstgesicht bei Sesenheim, noch dass jedes laute selbstgespräch auf imagination beruhe (?), kann sie irgend begründen. Eine genaue nachbildung eines wirklich erlebten abenteuers, dessen er sich erinnerte, war nicht an der stelle. So ist es auch nicht zu verwundern, dass wir, obgleich uns so ziemlich alle jagden des herzogs während der hier in betracht kommenden jahre 1776—1779 bekant sind, keine nachweisen können, die mit der hier genanten entfernt ähnlich ist; ja wir dürfen behaupten: nie hat eine solche herzogliche jagdgeselschaft die nacht mitten im gebirg zugebracht und ein fröhliches mahl bereitet, während der herzog fernab in einer hütte schlief, vor welcher Goethe sorgenvoll wachte. Ich habe selbst vor vielen jahren an die von Suphan herangezogene nacht des 28. juli 1776 erinnert, von welcher das tagebuch berichtet: „Abends Pirschen auf'm Gabelbach. Nachts bei den Köhlern." Aber wenn der herzog am abend mit Goethe, vielleicht in begleitung von Einsiedel, auf die jagd gieng, sie sich verirten, so dass sie die nacht unter freiem himmel bei den köhlern zubringen musten, so hat dies äusserst geringe ähnlichkeit mit dem grossen jagdzuge, der in unserer vision im freien gebirge übernachtet. Dass diese der tatsächliche kern sei, um den sich die vision des dichters gebildet, müssen wir entschieden leugnen. Dagegen hat jene nacht bei den köhlern Goethe noch sehr spät bei der neuen bearbeitung der „Wanderjahre" (I, 4) vorgeschwebt, wo der landstreicherische knabe Fitz der auf den bergen wandelnden geselschaft, die bei sonnenuntergang sich verirt, den vorschlag macht, bei einem guten alten köhler die nacht zu verliegen oder zu versitzen,

worauf denn die schilderung des nachtaufenthalts bei dem wolgewölbten kohlenmeiler folgt. Kann man zugeben, dass dem dichter bei seiner vision auch die erinnerung an jene unter freiem himmel verlebte nacht im sinne lag, mit dem in der vision geschauten kampieren der grossen jagdgeselschaft in den gebirgen hat diese beschreibung nichts zu tun: diese ist ein frei aufs äusserste ausgeführtes bild, man könte sagen eine anschauliche darstellung der idee einer solchen abenteuerlichen jagd, deren genossen im freien an dem erbeuteten wilde und dem mitgeführten weine sich gütlich tun, während der herr so zerschlagen ist, dass er, vom schlaf überwältigt, in eine berghütte geschaft wird. Eine reine erfindung ist es auch, dass Goethe am morgen des geburtstags des herzogs die sturmheide heraufgeht. Das gedicht wurde im bretterhäuschen auf dem Kickelhahn geschrieben: aber das war eben nicht zu verwenden, und die umhüllung mit dunkler nacht solte im heitern glanze der bergeshöhen erfolgen, wobei das wunderbare spiel der nebelwolken und der gegensatz der freien bergaussicht gegen das nächtliche dunkel besonders wirksam waren. So wenig Goethe am sontagabende vor dem geburtstage der herzogin im theater war und dort die nachricht von Miedings schwerer erkrankung empfieng, so wenig hat er wirklich am 3. september 1783 die sturmheide bestiegen, sondern er hat das gedicht nach der im bretterhäuschen verlebten nacht geschrieben; die einkleidung hatte er wol sich schon ausgebildet, ehe er am nachmittag des 2. nach dem Kickelhahn gieng. Zu der annahme Suphans, der dichter habe „drei in der zurückgezogenheit verlebte tage“ zur „conception und ausführung“ verwant, sehe ich keinen grund; „die wolgestalt der dichtung und die volkommene harmonie der sprache“ möchten eher darauf deuten, dass der plan lange vorher bedacht war.

Im entwurf hat das gedicht keine überschrift, ohne die es unverständlich ist, da es keinen namen nent, weder Ilmenau noch die sturmheide noch den Kickelhahn. Das ist freilich ein mangel, der aber nicht das innere leben der dichtung stört, da wir die gegend durch die anreden des anmutigen tales, des immergrünen hains, dessen von zapfen beschwerte äste freundlichen schatten bieten, der höhen des erhabenen berges anschaulich vor uns sehen. Der ihn umgebenden lebensvollen natur leiht der dichter in freudiger erregung verständnis seiner worte und macht, seinen willen auszuführen. Dass die gegend ihnen wol bekant ist, deutet schon das widerbegrüssen v. 2 an; näher wird es dadurch ausgeführt, dass er oft mit wechselndem geschicke (v. 3) eingekehrt ist. Mit wechselndem geschicke kann unmöglich [illegible] der natur gehen, es muss die durch den wechsel

seiner jedesmaligen lage bedingte stimmung bezeichnen, wie denn heute für ihn gerade ein „tag der lieb und lust" ist. Freilich fehlt im gedicht selbst die nähere angabe des geburtstags des herzogs. Der wunsch, dass der zunächst sacht ansteigende berg ihm heute in neuem glanz erscheine, wird weiter dadurch begründet, dass er es durch seine stille sorge um Ilmenau verdient; hatte er ja schon seit dem mai 1776 um die hebung der gegend und die ernstliche betreibung der eröfnung des silberbergwerks mehr als irgend ein anderer sich bemüht. Dass er sich mit verdient gemacht, deutet wol zunächst auf die teilnahme des herzogs, gegen den er bescheiden in den hintergrund tritt. Zur kommission für das bergwerk hatten auch der kammerpräsident von Kalb und der rechtskundige professor Eckard gehört; von fachkundigen hatte man besonders den rat des viceberghauptmanns Trebra in anspruch genommen. Aber die seele des schwierigen, für Ilmenaus wiederaufleben notwendigen unternehmens war Goethe gewesen, der trotz so vieler, das unternehmen als aussichtslos verdächtigender gegner den herzog dazu ermutigt hatte. Freilich kann dieser auch heute sich nicht verhehlen, dass noch manche not in und um Ilmenau herscht, wobei an erster stelle der schaden hervorgehoben wird, den das wild dem dürftigen landbau tue. Wie Goethe häufig dem herzog gegenüber sich über den geringen schutz des landes vor dem der jagd zu liebe gehegten wilde beklagt, so scheut er auch in seinem glückwunsch nicht, sein bedauern darüber auszusprechen. Dass Lorenz diese das herz des dichters bewegende sorge mit spott abfertigt, zeugt keineswegs von verständnis der stellung des dichters zu seinem fürstlichen herrn. Neben dem wildschaden wird des kargen erwerbes der knappen und der köhler gedacht; dass nächstens durch eröfnung des neuen Johannisschachtes für erstere bessere zeiten anbrechen, ist hier übergangen, da diese aussicht am schluss verwant werden solte. Vor drei jahren hatte Goethe an frau von Stein geschrieben: „Könten wir nur auch bald den armen maulwürfen von hier beschäftigung und brod geben!" Hier tritt der reine menschliche anteil des dichters so schön hervor, wie im anfange sein tiefes naturgefühl, so dass wir anteilvoll seinem so warmen wie klaren ergusse folgen.

Sein wunsch, dass die gegend heute, wie sie so oft getan, sich ihm verjüngen und sein leben erfrischen möge, geht sofort in erfüllung: er fühlt sich wider dichterisch angeweht wie in frühern tagen. Nur darauf kann es deuten, dass der ihm schmeichelnde traum, der glaube an die zuneigung der gegend alte reime locke, nicht auf die vor sieben jahren auf dem Thüringerwalde gedichteten verse an den herzog, seinen Karl,

der fühle, dass sie beide ein tiefes schicksal leite. Diesen erguss, den Goethe selbst zur zeit „Gesang des dumpfen lebens“ nante, möchte ich nicht mit Suphan als eine vorstufe unseres gedichtes bezeichnen. In dieser einsamkeit, in diesem dufte des freien waldes fühlte er, den das gewirr der geschäfte so sehr angegriffen hatte, sich selbst widergegeben, und so begint er die anmut dieser bergeshöhen zu beschreiben, wo melodisch die tanne rauscht und der wasserfall murmelt. Wie solte er ahnen, was die götter ihm bestimt haben, dass sie ihn plötzlich aus der heitern himmelsluft in dunkle nacht versetzen und ein bild der vergangenen wilden jahre vorgaukeln wollen, um ihn durch den gegensatz um so lebhafter sein jetziges glück empfinden zu lassen! Das spiel der dicken nebel, die von den vielen gebirgsköpfen bei Ilmenau sich verteilend absondern, sich zu wolken verdichten, dann wider sich auseinanderziehen und wie ein dünner schleier die gegend verdecken, der dann almählich von den sonnenstrahlen durchleuchtet, endlich durchbrochen wird, hatte Goethe längst so lebhaft angezogen, dass er es in einem gemälde darzustellen unternommen. Hier lässt er eine wolke herabsinken, die rasch die ganze gegend, worin der dichter wandert, umzieht, in dunkle nacht hült, endlich jenes nachtabenteuer deutlich sehen und hören, ja ihn mit einem dort geschauten wächter sich unterhalten lässt. Das traumartig erscheinende bild ist kein traum, sondern eine von den göttern gesante erscheinung, die so lange vor ihm gaukelt, bis sie es auflösen. In der art, wie er das bild zusammenstelt, zeigt sich nicht weniger die gestaltungskraft des dichters wie in seiner almählichen belebung.

Plötzlich findet er sich in einem finstern pfadlosen walde, wo nur die sterne ihm freundlich leuchten; dann hört er wechselnde stimmen, die von einem felsen her zu erschallen scheinen. Neugierig eilt er dahin, indem er dem schalle folgt, wie der jäger dem rufe des hirsches. Dass dies für Goethe kein leeres bild war, lehrt sein tagebuchbericht vom 23. september 1777. Als er näher komt, bemerkt er am fusse der felswand ein gelage. Alle sitzen vor kleinen mit tannenreisern gedeckten hütten, die sie sich aus blätterwerk gemacht haben, um nachts darin zu schlafen; in der mitte des raumes brent ein grosses feuer, dessen flamme die ganze umgebung bis zum gipfel der riesentannen erleuchtet; auf niederm herde bereiten sie aus der jagdbeute eben ein mahl, während die lustig im kreise umhergehende flasche immer wider gefült wird. Verwundert über die seltsame erscheinung, weiss er nicht, was er daraus machen soll. V. 43 ist die anrede Sagt ein etwas auffallender ausdruck des bedenkens, da er ganz allein

ist, er nur mit sich selbst spricht. Aber ganz so fragt er weiter unten (49): „Wie nent ihr ihn?“ Er scheint zu vergessen, dass er ganz allein ist, was er erst empfindet, als er v. 50 schaudert, worauf er sich v. 53 als verirten bezeichnet. Alles ist an diesen erscheinungen so wunderbar, dass er sie zuerst für geister hält, etwa für gestalten aus dem zuge des wilden jägers oder für gnomen, wovon lezteres doch auffält, da die gnomen zwerggestalt haben. Die furcht scheint ihn zu verwirren. Noch mehr erschrickt er, als er auch im nahen busche mehrere kleine feuer sieht, woran wir uns etwa die dienerschaft denken können, die bei einem grossen jagdzuge nicht fehlen kann. Bald beruhigter, denkt er an zigeuner — aber dafür sind sie doch zu edel; und so hält er sie zulezt für genossen eines verbanten fürsten, wobei ihm gleich der berühmte Ardennerwald in Shakespeares „Wie es euch gefält“ in den sinn komt. Und dabei bleibt er, da er einen unbändigen geist und bei aller rohheit edle sitten an ihnen bemerkt. Dieser charakter mag auf mehrere der genossen des herzogs, die mit in Stützerbach waren, wol passen nach dem, was Trebra erzählt und was wir von den Stützerbachiaden wissen; aber bei Knebel und Seckendorff kann von rohheit nicht die rede sein. Die unbändige rohheit bedurfte Goethe bei seinem bilde, und gemässigt erscheint sie ja durch geist und edle sitte, wodurch sie nur als jugendliche ausschweifung schrankenloser freiheitsliebe sich erweist. Auch der herzog selbst liess sich zuweilen wirklich zu einer rohheit, selbst gegen frauen, hinreissen, wie auch eine äusserung Goethes an frau von Stein bezeugt.

Zunächst treten uns zwei bilder seiner genossen entgegen. Da erhebt sich denn die frage, ob diese treu porträtiert seien. Man solte meinen, in diesem falle könte der hier die erscheinung erzählende Goethe unmöglich zweifeln, wer die betreffenden seien, er hätte z. b. Knebel und Seckendorff sogleich erkennen müssen, und im wächter sich selbst, da dieser sein abbild ist. Da bleibt denn kaum etwas anderes übrig, als dass die götter, welche die vision gesant, ihm die fähigkeit genommen, seine freunde in ihnen wider zu erkennen. Einige monate nach dem tode von Karl August bemerkte Goethe gegen Eckermann, der des gedichtes „Ilmenau“ gedacht hatte, noch jezt schienen ihm in den beiden genossen Knebel und Seckendorff gar nicht schlecht gezeichnet. Will man diese äusserung nicht als eine entstellung Eckermanns verdächtigen, was beim mangel jedes stichhaltigen grundes der gipfel kritikloser wilkür wäre, so kann man unmöglich bezweifeln, dass die beschreibungen beider genossen in ihren wesentlichen zügen sich mit Kne-

bels und Seckendorffs äusserer erscheinung decken und ein irtum Goethes entschieden ausgeschlossen ist. Dieser hatte Knebel noch vor wenigen monaten in Jena gesehen. Seckendorff war freilich bereits 1785 hingeschieden: aber auch seine gestalt muste Goethe noch lebhaft vorschweben, da er fast zwanzig jahre zum teil sehr lebhaft mit ihm verkehrt hatte und er gegen Eckermann gerade noch besonders der langen feinen glieder Seckendorffs gedenkt. Dennoch hat diesen irweg zuerst v. Loeper beschritten, der an die stelle Knebels den oberstalmeister von Stein sezte. Dass diese aufstellung in sich nichtig sei, hat man erkant, aber, wie es zu gehen pflegt, den grundirtum beibehalten und andere stelvertreter gesucht, indem man von Goethes bericht nur den einen zug für wahr hielt, dass in den geschilderten genossen bekante personen gezeichnet seien. Und doch sind es sonst tüchtige forscher, welche sich eines so unmethodischen verfahrens schuldig gemacht und, von dem bösen beispiel angesteckt, auf andere freunde des herzogs geraten habe. L. Blume hat schon 1890 in der „Chronik des Wiener Goethevereins" (nr. 5) Knebel durch den oberforstmeister von Wedel verdrängt. Unabhängig von ihm hat Fielitz, dem die Goetheforschung so viel verdankt, in dem osterprogramm 1893 des gymnasiums zu Pless die frage mit lebhaftem eifer aufgenommen und nach einer sehr eingehenden untersuchung die beiden jagdgenossen der vision als Wedel und Knebel signalisiert, also beide bestimmungen Goethes verworfen. Freilich könte es auffallen, dass unter den jagdgenossen Wedel nicht erscheint; aber wir wissen ja aus dem entwurf, dass Goethe auch noch andere jagdgenossen schildern wolte, was Fielitz ganz unbeachtet gelassen. Ebenso wenig hat dieser die frage erwogen, ob denn alle einzelnen züge, auch die, welche sich nicht auf die äussere erscheinung beziehen, in unserer vision stimmen müssen. Bei aufmerksamer vergleichung würde sich ihm ergeben haben, dass die beiden bilder als entschiedene gegensätze ausgeführt sind, was auch auf das, was der dichter sie tun lässt, von einfluss sein muss; denn die annahme, auch dieses sei der wirklichkeit entnommen, in der vorschwebenden nacht hätten beide geschilderten sich also benommen, hat durchaus keinen bestand, da, wie wir gesehen, keine wirklich im freien nach einer grossen jagd verlebte nacht vorschwebt. Und die sämtlichen gründe, mit denen man Goethes ganz bestimte angabe hat in den grund bohren wollen, sind durchaus morsch; ja, wenn uns Goethes zeugniss fehlte und wir nach unserer sonstigen kentnis des herzoglichen kreises die personen bestimmen wolten, könten wir nur auf Knebel und Seckendorff raten, während das ergebnis von Fielitz nicht allein falsche personen an die

stelle der wirklich vorhandenen sezt, sondern auch Knebels, Seckendorffs und Wedels gestalt geradezu verzeichnet.

Beginnen wir mit Knebel. „Die markige gestalt aus altem heldenstamme“ und „die breiten schultern“ entsprechen allem, „was wir von seiner gestalt wissen“. Er war ein grosser, starker, im alter etwas schwerfälliger mann, dessen „löwenstimme“ sich bis in die spätesten jahre erhielt. Luden, der den sechzigjährigen 1806 kennen lernte, gedenkt seines derben, von kraft, stärke, dauer zeugenden halses und seiner breiten, hochgewölbten brust; seine schenkel und beine seien weniger kräftig als der oberkörper gebaut gewesen, was vielleicht darauf deutet, dass das alter darauf besonders gewirkt hatte. Er war eine wahre heldengestalt, weshalb er auf der Weimarer hofbühne der geborene vertreter aller könige war, wie er den Thoas in der „Iphigenie“ und den könig Usbek in Gozzis „glücklichem betteln“ mit grossem beifall spielte, und wenn er in einem maskenzuge den winter darstelte, so war er auch dazu durch seine grosse, schwere gestalt besonders geeignet. Als Goethe ihn zuerst in dem dämmerlichte eines decemberabends sah, hielt er ihn für den erwarteten Fritz Jacobi, seiner hohen gestalt wegen, nicht, wie man gemeint, seines feinen gliederbaues wegen, auf den sich Jacobis eitelkeit viel einbildete; denn diesen konte er an dem eben bei der dämmerung eintretenden ebenso wenig als sein gesicht erkennen. Weiter hat schon v. Loeper an dem „aus altem heldenstamme“ anstoss genommen, weil erst Knebels vater geadelt worden sei. Als ob der ausdruck etwas anderes als die heldengestalt bezeichnen solte! als ob der, welcher einen zum ersten male sieht, diesem, ohne etwas von ihm zu wissen (denn nicht anders erscheint er hier), an den augen ihm das alter seines adels ansehen könne! Doch auch dies hat man v. Loeper geglaubt! Darauf, dass sein vater, der sich auf dem Regensburger reichstage heldenhaft wider das bannedikt gegen Friedrich den Grossen stemte, seine leidenschaftliche heftigkeit und seine körperstärke auf Knebel vererbte, dass Goethe mehrere brüder als tüchtige offiziere kante, dass vor zwei jahrhunderten einer seiner vorfahren zu Antwerpen, weil er seinem glauben treu blieb, verbannt wurde, berufen wir uns nicht, da man davon dem luftbilde nichts ansehen konnte: die markige gestalt aus altem heldenstamme deutet nur auf das ansehen der heldenhaftigkeit. Völlig verunglückt ist der beweis, dass eine markige gestalt und breite schultern Wedel eigen gewesen, wenn wir auch dessen ältern adel nicht bezweifeln, obgleich Fielitz, wenn er auch dank seinen forschungen anderes neue über ihn mitteilen konte, doch nicht herausgebracht, welchem deutschen stamme er angehört.

Wenn Einsiedel ende 1775 bei der durchhechelung der genossen des herzogs den damals etwa achtzehn jahre alten Wedel einen langen burschen von ungeschlachter gestalt, plump und grob, ohne sinn für feinen ton, sein äusseres „natürlich und schlecht (schlicht), alle gut und alle recht“ nent, so deutet dies nicht auf einen starken jüngling, eher auf einen magern, lang aufgeschossenen burschen. Später hiess er algemein „der schöne Wedel“. Man begreift kaum, wie Fielitz dies für spöttisch halten kann, da Goethes mutter ihn 1779 ohne weiteres den „schönen kammerherrn nent“, deren schwiegersohn, ohne die möglichkeit eines hintergedankens, ihn als „schön, offen und lustig“ bezeichnet. Wie alles, was wir von Wedel wissen, ihn als einen gewanten, geschmiegigen und lustigen gesellen zeigt, so spielte er auch auf der bühne besonders in farcen und lustigen singspielen, wie den parodierten Orpheus in Einsiedels „Orpheus und Eurydice“, den durchtriebenen Thomas in Goethes „Jery und Bätely“, rollen, die man einer „markigen gestalt von altem heldenstamme“ nicht zumuten wird. Wir müssen uns Wedel vielmehr als lang, schmächtig und zierlich denken. Ebenso wenig passt auf ihn, was von dem ersten genossen gesagt wird, dass er „gelassen an der flamme sizt“ und „nachlässig stark die breiten schultern drückt“. Knebel liebte behaglichkeit, und so bückt er sich hier zum feuer; er ist nicht ermüdet, sondern noch stark, nur macht er es sich bequem, gibt sich dem verlangen nach ruhe hin. Wedel dagegen war munter, stets beweglich, der beste geselschafter von der welt, nur machte ihm der schwindel zu schaffen, wenn er höhen besteigen solte.

Der sich zunächst anschliessende zug eines leidenschaftlichen rauchers ist für Knebel bezeichnend, dem, wie Goethe bei besprechung des gedichts bemerkte, noch immer die pfeife nicht ausgieng. Freilich werden die meisten genossen des herzogs geraucht haben, wie wir es z. b. zufällig von Seckendorff wissen; aber die im jahre 1776 hingeworfene äusserung des renommierenden Klinger, alle hofleute hätten geraucht, beweist das noch keineswegs von dem schönen Wedel, noch viel weniger, dass er ein starker raucher gewesen, was hier als charakteristisch hervorgehoben wird. Goethe lässt den ersten gesellen mit allerlei trockenen spässen die geselschaft ergötzen, wie er gegen Eckermann bemerkt; im gedichte heisst es: „Gutmütig weiss er freud' und lachen im ganzen zirkel laut zu machen“, indem er mit ernstem gesicht „barbarisch bunt in fremder mundart“ spreche. Diesen zug können wir freilich sonst von Knebel nicht nachweisen, aber ebenso wenig vermag Fielitz dies von Wedel. Diesen möchte er gern zu einem [1] von Fritz Reuter machen, doch sieht er selbst, an welchen

schwachen fäden diese vermutung schweben würde. Durch Fielitz wissen wir freilich, wer sein vater gewesen, und da der Weimarische geheime kriegsrat von Felgenhauer eine von Wedel zur frau hatte, der oberforstmeister auch später in näherer beziehung zu diesem verwanten hause stand, so dürfte lezterer durch Felgenhauers vermitlung als page in Weimar eingetreten sein. Dass Wielands spass in einem gedichte von 1776, Wedel sei in die schöne Welling verliebt, sich auf die hofdame von Wöllwarth beziehe, die er viele jahre später (1782) heiratete, Welling eine in Wedels heimat gangbare koseform von Wöllwarth gewesen, ist eine nicht blos überaus kühne, sondern geradezu verkehrte vermutung, da ja Welling, ein ausdruck der schiffahrt, auch ein gangbarer eigenname ist. Er gehört zu den vielen bildungen des keineswegs verkleinernden -ing, von denen manche berühmte eigennamen geworden, Lessing, Schelling, Schilling, Schücking, Plessing, Fleming. Eine koseform von Wöllwarth würde Wellchen lauten, wenn solche von zunamen gebildet würden, und Wedel seine geliebte Henriette nicht vielmehr Jettchen genant haben würde. Welling muss wirklicher eigenname sein, wie Berlepsch in demselben Wielandischen gedichte. Was Fielitz gegen Knebel anführt, von ihm sei kein einziger witz bekant, würde nichts beweisen, wenn es wahr wäre: aber in seinen „Lebensblüten in distichen“ und in seinen vertrauten briefen finden sich solche zuweilen und es dürfte wol selbstverständlich sein, dass es einem so gebildeten und geistreichen hofmanne an dieser gabe nicht habe fehlen können. Hier handelt es sich um die erzählung lustiger geschichten, womit man eine geselschaft um so mehr zu unterhalten versteht, je nüchterner man sie vorträgt. Dazu trug denn in unserm falle noch ganz besonders bei, dass der erzähler die mundart der redend eingeführten personen wählte, die bunt war, weil sie in den erzählungen wechselte, wenn er nicht etwa leute verschiedener stämme neben einander aufführte. Möglich ist es, dass Knebel, der ein guter erzähler gewesen sein wird, einmal die jagdgenossen nicht mit jägerlügen, sondern mit bezeichnenden geschichten unterhielt; aber diesen zug könte Goethe auch erfunden haben als gegensatz zu dem zweiten genossen, dessen summen auf wirklichkeit beruhen wird.

Dieser gegensatz zwischen beiden tritt durchgängig hervor. Nennen wir sie frischweg nach ihren urbildern, so sucht Knebel die geselschaft bestens durch seine geschichten zu unterhalten, während Seckendorff völlig erschöpft von ihr und dem gelage sich zurückgezogen hat. Der eine sizt, gebückt nach der nahen flamme hin, behaglich im kreise der zecher, Seckendorff liegt fern ab auf der erde und str

langen und im gegensatz zu Knebel feinen beine weit von sich. Wie jener „nachlässig stark“ sich gebückt hat, liegt der weniger starke Seckendorff „ekstatisch faul“ da, d. h. er ist körperlich ganz ab, aber der geist hat sich zu den sternen aufgeschwungen. Knebel erzählt zur unterhaltung lustige geschichten, Seckendorff sumt vor sich her ein lied vom tanze der himlischen sphären, wobei Klopstocks oden „die welten“ und „die gestirne“ vorschweben mögen. Monoton heisst das mit inniger empfindung gesumte lied im gegensatz zu dem laut aus voller kehle gesungenen, da die töne leise verhallen. Dies entspricht ganz dem wesen des begabten, zur empfindsamkeit hinneigenden liederdichters Seckendorff, wie wir ihn durch Varnhagen von Ense kennen, und leicht könte Goethe hier einen an ihm erlebten zug verwant haben, da er in den jahren 1778 und 1779 mit ihm vertrauter bekant war. Dagegen lag es ihm ferne hier darauf zu deuten, dass er in den ersten jahren misvergnügt war: und mit recht, da er die vom jungen herzog ihm versprochene stelle besezt fand. Auch dass er seit 1780, von seinem schwager von Kalb angesteckt, nicht ruhte, bis er eine auswärtige, seinem feinen höfischen wesen angemessene anstellung fand, er gerade im jahre 1783 über seine Weimarer verhältnisse und die ungnädige entlassung Kalbs äusserst erbittert war, hinderte den dichter nicht, sein bild unter den frühern genossen des herzogs einzuführen. Im jahre 1778 veranstaltete Goethe in verbindung mit Seckendorff die feier des namenstages der herzogin Luise, bei welcher als Camaldulenser ausser Goethe und Seckendorff der herzog, Knebel, Einsiedel und wahrscheinlich Wedel (dieser, wie ich jezt glauben möchte, als pater Florian, der von allen der blühendste ist) spielten. Alles, was Fielitz zum beweise, der zweite genosse sei nicht Seckendorff, sondern Knebel, beizubringen sich bemüht, beruht auf misverständnis, vor allem widerspricht die deutung, welche er hier dem ausdruck ein lied singen gibt, dem offenbaren zusammenhange der stelle, die von einem empfindsamen liede spricht, das der anblick der hehren sternenwelt erregt. Die ekstatische faulheit ist himmelweit verschieden von der in Goethes tagebuch beklagten faulenzerei Knebels, der scheute, entschlossen etwas anzugreifen. Von der eben dort zeitweise bemerkten schwermut und dem aufbrausenden zorne Knebels hat der zweite genosse keine spur, während alles vortreflich zu Seckendorff stimt.

Nach den mit beziehung auf Knebel und Seckendorff entworfenen schilderungen liess der entwurf nach einem eine lücke anzeigenden „etc. etc.“ die verse folgen: Indess ein alter äussre würde zeigt,
Bedächtig lächelt und bescheiden schweigt.

Die schilderung anderer genossen wolte dem dichte augenblicklich nicht gelingen, und so übersprang er sie, da es ihm zur darstellung seiner eigenen sorge um den im ungestüm der jugend tollenden herzog trieb. Auch als er die abschrift für den herzog anfertigen liess, scheint ihm die ausfüllung der lücke versagt zu haben; deshalb strich er jene beiden verse und das zeichen, dass hier etwas fehle. Dasselbe tat er, als er sich zur veröffentlichung in seinen gedichten entschloss. Freilich merkt man bei flüchtigem lesen nicht, dass hier eine lücke sei, aber sieht man näher zu, so stelt sich doch heraus, dass die darstellung der beiden zechenden und lärmenden, hier gegensätzlich angeführten personen kein volles bild gibt, und der übergang mit: „Doch scheinet allen etwas zu gebrechen" von dem abseits halbwach liegenden, ein empfindsames lied vor sich summenden gesellen ist ein schroffer sprung: wir verlangen eine sachgemässere überbrückung, die nur ein wirkliches lärmen gegeneinander geben kann[1]. Fragt man, wer der alte sei, dessen die beiden gestrichenen verse gedenken, so möchte man ihn zunächst für einen jäger von beruf halten, wie wir auf der Schweizerreise von 1779 Wedels jäger Hermann finden; aber dieser scheint neben den übrigen edlen genossen kaum an der stelle zu sein. Wir bemerkten schon, dass die dienerschaft wol im busche (v. 49) gedacht wird. Erinnern wir uns der erzählung Trebras, der als kundiger bergmann nach Ilmenau geladen worden, wo er unerwartet eine vor keinem tollen streiche zurückschreckende geselschaft um den jungen herzog versammelt fand, unter der nur einer sich ernster zeigte und ihm mahnende worte zuflüsterte, so dürfen wir kaum zweifeln, dass bei dem alten, der die tolle ausgelassenheit nicht mitmacht, sondern nur darüber lächelt, da sein einspruch nichts helfen würde, Trebras benehmen vorschwebte, dessen Goethe sich sieben jahre später erinnerte, wie Trebra selbst Goethes damalige vertrauliche unterhaltung mit ihm noch im jahre 1813 aufzeichnete. Besonders wichtig sind uns diese verse, weil sie beweisen, unmittelbar vorher habe ein lauter streit berichtet werden sollen. Nahe liegt die vermutung, ein zweites gegensätzliches paar solte untereinander in streit geraten. Ein dazu ganz passendes bietet sich von selber dar, zwei genossen, die sich auch

1) Suphan bemerkt, man vermisse jezt nichts, und an poetischem werte habe das gedicht durch die beschränkung wenigstens nichts eingebüsst. Das glaube ich nicht zugeben zu dürfen. Die von Suphan gerühmte harmonie der glieder des gedichtes scheint uns dadurch gelitten zu haben, dass von der ganzen schaar der genossen nur zwei ausgeführt sind, der übergang und das lärmen der streitenden genossen fehlen.

sonst gerne aneinander rieben. Einsiedel, der vater der am Weimarer hofe gangbaren „matineen“, war bei guter laune immer zum durchhecheln bereit, und der wein, dem er mehr als billig zuzusprechen liebte, mochte, wenn er nicht von seiner schlafsucht befallen wurde, seinen bittern witz aufregen. Dass er dem jüngern Wedel gern etwas abgab, zeigt sein berufenes „buch von dem schönen Wedel“, das der herzogin mutter und der frau rat in Frankfurt so viel spass machte. Der lustige Wedel aber war so schlagfertig, dass seine lustige abfertigung leicht einen beifalssturm erregte. Irren wir nicht, so versagte dem dichter hier eine passende erfindung, weshalb er sich entschloss, dieses zweite paar vor der hand unausgeführt zu lassen. Jezt erst, nachdem die aufregung ausgetobt, gedenken die genossen ihres in der nähe schlafenden fürsten.

Der übergang ist glücklich erfunden. Ein anderer muste der unbändigen ausgelassenheit des jezt erschöpft schlafenden herzogs mit ängstlicher besorgnis, aber auch mit vollem vertrauen auf seine gute natur gedenken. Wer aber konte dies sein als Goethe, sein stets besorgter leiter, oder vielmehr dessen in der vision geschautes abbild? Die eben noch wild lärmenden genossen sprechen auf einmal leise zusammen. Der horchende vernimt, dass sie den schlaf eines jünglings zu stören fürchten, der in einer hütte am ende des thales ruht, wie ihre darauf gerichteten blicke verraten. Diese hütte ist nicht, wie die der genossen, aus ästen und blättern gebildet, sondern „leicht gezimmert“, also wol zum nächtlichen aufenthalt schon länger hier gebaut, wozu auch ihre lage in einer „kluft“ am ende des thales in der nähe eines kleinen wasserfals gewählt ist; vor ihr bemerkt der schauende noch den schimmer eines kleinen feuers. Die neugierde, den herrn der abenteuerlichen schaar zu sehen, treibt den erzählenden dorthin; er entfernt sich in aller stille, um sich nicht zu verraten. Mit einem sprunge versezt uns der dichter vor die hütte; denn auf die äusserung seines entschlusses folgt unmittelbar die anrede an den wächter, den er dort in tiefen gedanken vor dem feuer sitzen sieht, worüber er das schüren vergessen hat. Aber der wächter ist weit entfernt, seine neugierigen fragen zu beantworten, nur verrät ihm seine ablehnung unwilkürlich, doch recht geheimnisvoll, dass er aus der ferne hierher gesant und „durch freundschaft festgehalten sei“. Seine teilnahme (seinen guten willen) möchte er sich verbitten, da er schweigend leiden müsse: nach der bekanten mahnung zu dulden und zu ertragen, niemand sein leid zu klagen. In dem etwas ungefügen verse: „Ich bin dir nicht im stande selbst zu sagen“, solten eigentlich selbst und

dir ihre stellen wechseln. Das folgende woher kann nur heissen, was es wirklich sagt, „aus welcher gegend“; eine arge verballhornung ist die beziehung auf „den ursprung seines innersten wesens“. Der ausdruck „aus fernen zonen“ soll unbestimt geheimnisvoll sein; denn wenn der sohn der Main- und Rheingegend auch sich häufig über das rauhe Thüringen beklagte, die „fernen zonen“ wären von Frankfurt am Main doch überstark. Darauf versenkt der wächter sich wider in sich selbst, ohne den vor ihm stehenden weiter zu beachten.

Zunächst gedenkt er seines eigenen unglücks als dichter und hofmann, von dem er erst nach zwanzig versen zu der sorge um den herzog übergeht. Durch seine dichtung sei er berühmt geworden, aber er habe dadurch beim besten willen unsäglichen schaden angerichtet. Mismutig äussert er, nur die zeit, welche die wirkung unseres handelns zeigt, könne lehren, ob das, wozu uns der geist getrieben, schädlich oder förderlich gewesen. Habe ja selbst der kluge Prometheus, als er einen funken himlischen feuers in seine thonschöpfung gesenkt, dadurch alle leidenschaften in seinen menschen erregt. So legt sich Goethe die sage, abweichend von der überlieferung und seiner eigenen dramatischen darstellung, hier zurecht. Er habe reines feuer vom altar gebracht, aber dadurch unreine flamme entzündet, die ein sturm zu einem gewaltigen feuer habe auflodern lassen, und ohne den guten geist, der ihn getrieben, zu verleugnen (ohne in seiner ansicht zu schwanken), verdamme er das, was er dadurch angerichtet. Nichts anderes kann der ausdruck, er verdamme sich, bezeichnen sollen. Weit entfernt ist er sich persönlich für den angerichteten schaden verantwortlich zu machen, wie Suphan erklärt[1]; dem widerspricht geradezu die vorangehende behauptung, niemand könne wissen, ob etwas (natürlich, das mit guter absicht unternommen worden), schaden oder frommen werde. Dass er dabei seinen „Götz“ im sinne habe, was man gar nicht denken solte, da nicht dieser, sondern „Werthers leiden“ durch völliges misverständnis sehr schädliche folgen gehabt, ergeben erst die vier folgenden verse. Er habe dadurch sich „der menschen schöne gunst erworben“, dass er „unklug mut und freiheit sang, und redlichkeit und freiheit ohne zwang, stolz auf sich selbst und herzliches beha-

1) Ich vermisse den beweis für seine behauptungen, Karl August habe mit vorliebe „Götzens kraftsprache geredet“, „des Berlichingers urwüchsige derbheit und libertät habe im kreise der übermütigen reiter und jäger den ton angegeben“, „die losung zu einem freien ungebundenen leben sei so immer von neuem und zu viel oft ausgegeben worden.“ Die wilde unbändigkeit lag in des jungen herzogs natur, dieser war viel zu selbständig, als dass er den Götz nachgeäft hätte.

gen". Offenbar wird hier der charakter des edlen Götz von Berlichingen geschildert, wie er ihn nach dessen eigener lebensbeschreibung dargestelt hatte. Ich weiss, was man gegen meine behauptung, Goethe habe unmöglich das widerholte freiheit schreiben wollen, zum teil unverständig und böswillig genug, eingewant hat: nach gewissenhafter erwägung aller umstände kann ich heute nicht anders urteilen, als dass das zweite freiheit nur ein unverbesserter schreibfehler Goethes sei, wie nicht selten statt des gemeinten wortes ein kurz vorher stehendes sich in den geist und in die feder drängt, wie auch ähnliche versehen dem setzer begegnen. Ich solte denken, jeder wisse dies aus eigener erfahrung. Eben so sicher scheint mir, dass hier treue statt des zweiten freiheit stehen solte. Ich verkümmere niemand die lust, den schönen fluss der rede dadurch zu stören, dass er das zweite freiheit durch die annahme rettet, es stehe im sinne von freimut, obgleich den dichter nichts hinderte, dieses wort zu wählen. Wol weiss ich, dass dasselbe beiwort mit besonderer bedeutsamkeit kurz hintereinander stehen kann, wie wir in unserm gedicht lesen: „Von unmutiger bewegung ruht er unmutig wider aus", in Mieding: „Schob er ein leicht gerüst mit leichtem sinn", „Vertröstet lebte und vertröstet starb", ja auch ein hauptwort, wie daselbst: „In herlichkeit der welt die welt entzückt". Aber unter den charakterzügen eines mannes unmittelbar nach „mut und freiheit" anzuführen „redlichkeit und freiheit", scheint mir eine solche ungeheuerlichkeit, dass sie nur durch ganz besondere verhältnisse veranlasst sein könte, wie es z. b. hier der fall wäre, wenn freiheit mit redlichkeit in derselben innern verbindung stände wie mit mut. Noch unleidlicher wird die verbindung dadurch, dass das zweitemal das wort durch eine nachtretende bezeichnung näher ausgeführt wird. Aber nicht allein die armselige widerholung deutet auf einen fehler, sondern auch das fehlen einer haupteigenschaft des edlen ritters, seiner treue. Gleich im ersten auftritt heisst er „der getreuherzige", Weislingen nent ihn den „alten treuherzigen", und er selbst sagt im vierten aufzug, er habe um den namen eines tapfern und treuen ritters gearbeitet", auch klagt er nach Weislingens wortbruch, treu' und glauben habe ihn wider betrogen. Sehen wir näher zu, so werden in jedem verse der weitern charakterschilderung zwei aufeinander sich beziehende züge durch und miteinander verbunden, im ersten mut mit freiheit, im dritten stolz auf sich selbst mit heiterm behagen, wie Götz gegen Weislingen rühmt, dass der freie rittersmann nur von Gott, dem kaiser und sich selbst abhänge; er fühlt stolz auf seine tapferkeit und heiteres behagen über seine unabhängig-

keit. Freilich könte man dafür, dass stolz am anfange des verses als beiwort zu fassen sei, sich auf das komma nach selbst berufen, das Burkhardts abdruck hat; aber die neue Weimarer ausgabe kent das komma nicht, und das schliessende „und herzliches behagen“ würde, träte es selbständig nach „redlichkeit und freiheit, stolz auf sich selbst“ als drittes glied auf, ungemein matt nachschlagen. Was aber, fragen wir, könte im zweiten verse mit der redlichkeit verbunden werden? Die redlichkeit ist ein so hervorstechender zug in Götz, dass man im Wetzlarer orden Goethe als dessen verehrer „Götz den Redlichen“ nante. Im stücke sagt Sickingen diesem, als er nur ritterliche haft verlangt, er sei zu ehrlich. Neben der redlickheit kann nur die treue genant werden, die ungezwungen heisst, insofern sie bei ihm naturtrieb ist, nicht erst erworben.

Aber dass „Götz“ grossen schaden angerichtet, ist ein völlig ungerechter vorwurf, den der dichter sich hier selbst macht. Ihm galt es nur, wie er an Salzmann schrieb, „das andenken eines braven mannes zu retten, einen edlen vorfahr im leben darzustellen“, und seine dramatisierung steht auf demselben boden mit des treflichen Möser beurteilung des mittelalters, der die zeiten des faustrechts für diejenigen erklärt, in denen unsere nation das gröste gefühl für ehre, die meiste körperliche jugend und eine eigene nationalität gezeigt habe. Wenn der in zeiten feiger arglist untergehende Götz, der keineswegs das widererstehen der freiheit verkündet, die freiheit hochleben lässt, so stimte er volkommen mit Fr. K. von Moser überein, der es aussprach, freiheit sei von den ältesten zeiten unserer vaterländischen geschichte an immer das grosse wort, die algemeine losung der ganzen nation gewesen. Wenn von einem schaden des „Götz“ die rede sein könte, so könte dieser nur in der unzahl von ritterspielen, die er hervorrief, liegen. Dass er den freiheitsschwindel genährt, kann man durchaus nicht behaupten. Die freiheitsbegeisterung der zweiten hälfte des vorigen jahrhunderts wurde durch Rousseau erregt, in Deutschland durch das bardentum und Klopstock gehoben, der dreizehn jahre vor dem „Götz“ die freiheit pries als „silberton dem ohre, licht dem verstande und hoher flug zu denken, dem herzen gross gefühl“, der schon 1766 mit verachtung von Deutschlands fürsten sprach, gegen Friedrich den Grossen und Joseph II. hezte und seinen anhängern zusang: „Frei, o Deutschland, wirst du dereinst! Ein jahrhundert nur noch!“, der die freiheits- und tyrannenblutssänger gross zog. Goethe hat sich keinen anteil an diesem wilden taumel vorzuwerfen, den die grafen von Stolberg mit ihrem Voss aufs äusserste trieben. Dass der edle ritter mit der ei

hand diesen freiheitsjägern ganz recht war, nicht allein wegen seines frischen echtdeutschen tones, sondern auch weil freiheit seine parole war, wenn auch eine ganz andere, als die sie träumten, ist natürlich: aber gegen ihren freiheitsschwindel, der sich nach tyrannenblut sehnte, war er ein unschuldiges kind. Was „Götz" wirklich hervorrief, war die liebe zu altdeutscher gemütlichkeit, schlichtheit und einfalt; ja in Berlin begannen die vornehmen damen zu spinnen, weil sie die schwester von Götz dies auf der bühne tun sahen. Ebenso wenig wurde das wüste geniale treiben durch Goethes ritterschauspiel gesteigert, mochten auch einzelne sich derbheiten und redeweisen aus ihm aneignen. Davon, dass in dieser beziehung „Götz" auf den jungen herzog und seine umgebung gewirkt habe, finde ich, wie schon bemerkt, keine spur, wenn auch der frische geist der dichtung diese anziehen muste. Nicht etwa deshalb, weil er sich vorwarf, „Götz" habe auf Karl August nachteilig gewirkt, urteilt er hier so ungerecht über sein jugendwerk, das ganz Deutschland mit begeisterung aufgenommen, sondern weil der darin wehende geist seiner jetzigen lebensansicht widersprach, die er gerade hier Karl August als richtschnur einschärfen wolte. Er selbst hatte längst erkant, dass der mensch sich selbst beschränken, sich manches versagen, die gebrechen, an welchen jeder leide, zu heilen suchen müsse; ernste sitliche betrachtungen, prüfungen und vorsätze durchziehen das tagebuch der ersten Weimarischen jahre. Wenn er hier, wo er in ängstlicher sorge den nach einem wilden tage in der hütte liegenden herzog bewacht, in trübseligen betrachtungen sich ergeht, wie es ihm oft in jenen jahren begegnete (launig nante er sich in solchen stimmungen den „weisen Mambres" oder „Penseroso"), wenn er, wie er einmal sagt, von hypochondrischen gespenstern verfolgt wird, so entspricht dies ganz dieser trüben vision, und so ist auch diese verdammung seiner herlichen jugenddichtung nicht als eine feststehende überzeugung, sondern als eine verstimmung eines augenblicks zu fassen, wo er sich ganz unglücklich fühlte.

Aber nicht bloss, dass er sich durch eine dichtung berühmt gemacht, die er jezt ihrer wirkung wegen verdamt (die zweite, die ihn noch berühmter gemacht und wirklichen schaden gestiftet hat, wird bei der grossen hier genommenen freiheit ganz übergangen), auch seine stellung als hofmann macht ihn unglücklich: er wird verkant, weil er sich nicht zu verstellen weiss, man hält ihn für einen selbstsüchtigen günstling.

> Nun sitz' ich hier, zugleich erhoben und gedrückt,
> Unschuldig und gestraft, und schuldig und beglückt.

So steht im entwurf, während Goethe später statt und schuldig drucken liess unschuldig. Die Weimarer ausgabe bemerkt kurz und bündig: „Die den gegensatz abschwächende lesart der drucke scheint aus innern gründen so wie nach dem äussern der handschrift auf versehen zu beruhen.“ Aber ich begreife nicht, wie das äussere der handschrift von 1783 beweisen soll, der dichter habe nicht vor dem ersten druck im jahre 1815 und schuldig in unschuldig verändern können, in welchem falle nach dem grundsatze der Weimarer ausgabe unschuldig in dieser stehen müste. Verstand der herausgeber unter dem versehen etwa einen druckfehler? Freilich ist die dritte ausgabe der werke, worin „Ilmenau“ zuerst erschien, daran überreich; aber da Goethe auch einen andern vers des entwurfes änderte, so wäre die annahme eines so ungewöhnlichen druckfehlers nur dann gestattet, wenn die neue fassung keinen entsprechenden sinn gäbe. Das ist aber keineswegs der fall, wie auch Suphan gesteht, der als möglichen sinn angibt „trotz meiner unschuld bestraft, trotz meiner unschuld beglückt“. Jedesfals wird man es nicht für unwahrscheinlich halten müssen, dass Goethe, als er den entwurf für den druck durchsah, das und schuldig weniger passend gefunden und es deshalb geändert habe. Anstössig könte ihm das gehäufte und, die widerholung des unschuldig lebendiger und zugleich dem sinn entsprechend geschienen haben. Bei unschuldig und beglückt, das dem erhoben und der schönen gunst der menschen entspricht, die er als dichter sich erworben, dachte er, dass der dichterruhm kein persönliches verdienst, sondern eine gabe der muse sei, wie Horaz in der ode an Melpomene (IV, 3) sagt: „Totum muneris hoc tui est: Quod spiro et placeo, si placeo, tuum est.“ Goethe selbst äusserte im märz 1824 gegen Eckermann: er könne gerade heraus sagen, dass er selbst ein grösserer dichter als Tieck sei; „denn was gehts mich an? ich habe mich selbst nicht gemacht.“ Als dichter ist er berühmt durch die gunst der muse, aber schuldig durch den schaden, welchen sein „Götz“ angerichtet. Als hofmann ist er gedrückt, ohne seine schuld bestraft, da er algemein trotz seines guten willens als günstling verkant wird, weil ihm die kunst der verstellung abgeht. So und nicht anders können die verse nach ihrem zusammenhange verstanden werden. Suphan reisst sie aus demselben heraus, wenn er in ihnen den ausdruck „des hin und wider seiner empfindungen, des unausgeglichenen gemütszustandes“ in bezug auf seine leitung des herzogs sieht, ehe er zur vollen klarheit darüber gelangt war. Die verse stehen vor der ersten erwähnung des herzogs als seiner einzigen sorge, zum abschluss seiner klage, über die als

dichter begangene schuld und die verkennung seines strebens am hofe. Lorenz will freilich davon nichts wissen; in seiner wegwerfenden weise leugnet er alle „erziehlichen momente“ in Goethes beziehungen zum herzog; „schuldig und beglückt“ sei nur „ein vorwurf, den sich Goethe gewissersmassen über mancherlei selber mache“. So sezt er sich über die einfachsten erfordernisse gewissenhaften verständnisses leichtfertig hinweg.

Wir haben der schwäche der kritik des Weimarer herausgebers der gedichte gedacht. Dieser hat sich an „Ilmenau“ auch sonst vergangen. Der entwurf zeigt in den 193 jambischen versen keinen einzigen anapäst; ebenso rein von diesem ist das gleichfals in fünffüssigen jamben geschriebene noch längere gedicht „auf Miedings tod“. Erst die von vielen druckfehlern entstelte dritte ausgabe der werke hat in zwei verse von „Ilmenau“ einen solchen hineingebracht. Statt hierin eine der zahlreichen nachlässigkeiten der dritten ausgabe der werke zu erkennen, mutet v. Loeper dem dichter den widersinn zu, er habe bei der durchsicht verdächtiger und flüchtiger in zwei unmittelbar auf einander folgenden versen geschrieben, obgleich an spätern stellen des gedichts künftger und irdscher beibehalten sind, auch ein inneres *i* überall ausgefallen ist, wo es metrisch nicht zählt. Aber der herausgeber hat überhaupt keinen gedanken daran gehabt, sich über den kritischen wert der einzelnen drucke klar zu werden; sonst würde er gefunden haben, dass die dritte ausgabe an druckfehlern überreich ist. Wir führen aus den gedichten die sehr schweren an: verstört statt zerstört, tadeln statt tändeln, kind statt bild, mädchen statt märchen, erschien' statt erschein', schmücktest statt schmückest, erklärt statt erklärtet, lassts statt lasst, machen, lachen im „Schweizerlied“ statt mache, lache, der freunde statt des freundes, sie statt sich, Jason statt Jasion, der herr statt herr. Und auf einen solchen nachlässigen druck hin wagt man dem dichter eine so tolle verunstaltung des verses als eine verbesserung unterzuschieben! Wie nachlässig in beziehung auf die notwendige ausstossung eines innern *i* und *e* verfahren wurde, zeigt der vers im gedichte auf Mieding (13), wo der dichter in der ausgabe lezter hand das beiwort tätig einführte, aber wir lesen hier tätige, da es doch notwendig tätge heissen muste; denn die ganze lange dichtung hat, so wenig wie „Ilmenau“, einen anapäst zugelassen, im unmittelbar vorhergehenden verse steht lustger, weiter ewger, kriegrisch, elastsche, widerwärtge, mythologschem, ewge, ja einmal tätge. Trotzdem behielt auch die quartausgabe das unmetrische tätige bei.

Dass Goethe sich durch die verkennung als hofmann gestraft fühlt, entspricht keineswegs seiner dauernden stimmung. Freilich war er nicht selten gedrückt und unmutig, wovon sein tagebuch zeugt, aber immer wuste er sich wider zu frischem und mutigem wirken zusammenzuraffen. Als er sein dreissigstes jahr vollendet hat, fühlt er sich in eine frische gegenwart und offene fröhlichkeit versezt, alles glückt ihm, was er ergreift. Nach einer überstandenen krankheit schreibt er im mai 1780, er fühle nach und nach algemeines zutrauen und er bittet gott, dass er dieses verdienen möge, nicht wie es leicht sei, sondern wie er es wünsche. So wenig ist der schmerz der grundton der stimmung über seine verkennung als hofmann; der mismut sowol hierüber wie über den durch seinen „Götz“ angerichteten schaden, den sein anderes Ich in der vision äussert, dient nur zur hervorhebung, dass mehr als sein eigenes lebensglück ihm der in der hütte schlafende am herzen liege. Auch hier ist der übergang wider ungemein glücklich.

Der wächter, der seine klage laut ergossen hat, mahnt sich selbst leise zu sprechen, da der in der hütte ruhende all seine lust und all sein leid sei; die furcht, seinen schlaf zu stören, darf unausgesprochen bleiben. Wie die genossen jenen eben als jüngling bezeichnet haben, (wirklich ist er der jüngste von allen), so wird er hier als ein edles herz bezeichnet und seine nach bewährung ihrer kraft treibende mächtige natur hervorgehoben. Wenn es heisst, er werde durch enges schicksal vom wege der natur abgeleitet, so liegt hier Goethes überzeugung zu grunde, dass seine geburt, seine herzoglichkeit, seine prinzlichkeit, wie er sich sonst ausdrückt, das enge (seinen gesichtskreis beschränkende) schicksal ihm hinderlich sei. Mit Rousseau hielt er es für ein unglück als prinz geboren zu sein, was er ihm nicht verhehlt haben wird, und so auch in unserm glückwunsch anzudeuten nicht unterlassen konte. Das ist keineswegs der Goethe von Lorenz, der immer fein den unterschied von rang und geburt beachtet, sondern unter vier augen ihm, dem herrn, als freund die reine wahrheit sagt. Ein prinz, der etwas „angreifen will“, äussert er einmal im april 1780, „komt nie in die gelegenheit, die dinge im altagsgang ganz von unten auf zu sehen.“ Jezt ist er „ahnungsvoll auf der rechten spur“, sucht sich von der beschränkten prinzlichkeit zu befreien, aber noch immer hat er mit seinen eigenen trieben (sich selbst) und mit wahngebilden, mit falschen vorstellungen (zauberschatten) zu kämpfen. Noch im september 1780 schrieb Goethe von Ilmenau aus an frau von Stein, vor der er nur amtliche geheimnisse hatte: „Es sind bei seinem (des herzogs) vielen verstand so vorsätzliche dunkelheiten

und verworrenheiten hier und da. Auch ists kurios, dass ihn, wenn er von zu hause weg und z. e. hier ist, wie gewisse geister des irtums anwehen, die mir sonst so viel zu schaffen gemacht, weil ich selbst noch nicht vom Moly gegessen hatte, davon ich nun anhaltende kuren gebrauche." Das wunderkraut Moly deutet auf die überwindung der wilden triebe, die den acht jahre jüngern herzog noch beherschten. Wenn es in unserm gedicht weiter heisst, der herzog denke mit mühe und schweiss erst zu erringen, was er ererbt habe, so wird dies durch Goethes eigene äusserung gegen Eckermann erklärt: „Ein herzogtum geerbt zu haben war ihm nichts, aber hätte er sich eins erringen, erjagen können, das wäre ihm etwas gewesen." Nicht auf den besitz und dessen pflege kam es ihm an, es trieb ihn, seine kraft durch erfolge zu bewähren. Wir haben schon oben bemerkt, wie ungerecht Goethe gegen sich selbst sei, wenn er weiter sagt, kein noch so liebevolles wort könne ihn aufklären (seinen geist enthüllen), keine beschwörung (gesang) ihn beruhigen, und auch auf die absicht dieser äusserung ist dort hingedeutet. Wirklich kam es zwischen den freunden oft zu scharfen erklärungen, in welchen Goethe nicht bloss dem herzog, sondern auch dessen mutter gegenüber sich musterhaft frei bewies; auch die häufigen moralischen betrachtungen, die beide hielten, trafen manche wunde stelle. Ganz entschieden trat der freund seiner liebesneigung zu Corona Schröter entgegen, und es gelang ihm, das von Karl August angesponnene verhältnis abzuschneiden; auch wachte er darüber, dass die verbindung mit der gräfin von Werthern nicht ausartete. So mischte er sich auch in seine privatangelegenheiten, wo es seine freundschaft zu fordern schien. Wie sehr er sich freute, dass der herzog sich weiter entwickelte, beweist das tagebuch seit dem december 1778. Er sei der einzige zu Weimar, der im wachsen sei, heisst es im juli 1779.

Den freilich nur bei bedeutenden naturen, und auch bei diesen nicht in aller strenge, wahren satz, jede entwicklung könne nur von innen erfolgen, führt das sich unmittelbar anschliessende bild aus. Töricht wäre es der raupe das fressen von blättern zu verwehren und sie auf den für den schmetterling bestimten blütensaft verweisen oder die entwicklung der puppe durch gewaltsames öfnen der schale beschleunigen zu wollen, zur zeit schwingt sich aus der puppe der schmetterling auf, den es zu den blumen treibt. So wird auch der herzog zur zeit die rechte richtung seiner kraft gewinnen, diese nicht mehr in abenteuerlichem und gefährlichem treiben vergeuden, ohne wahre befriedigung zu finden. Noch auf der Schweizerreise schrieb Goethe

seiner herzensfreundin: „der herzog habe die böse art den speck zu spicken und, wenn man mit mühe und gefahr auf dem gipfel eines berges angekommen, noch ein stiegelschen ohne zweck und not mit müh' und gefahr zu suchen." Seines hanges zu halsbrecherischen abenteuern und seiner eigenen beständigen sorge, dass er einmal auf solche weise sein leben verlieren werde, wird gleichfals in den briefen an die Stein gedacht. Dieser leichtsinn muste Goethe um so bedauerlicher sein, als man ihm selbst die schuld an den damit verbundenen unfällen zuschrieb, wie z. b. als er im august 1776 sich zwischen Gabelbach und Stützerbach durch einen sprung am beine verwundet hatte und die wunde durch vernachlässigung so schlimm wurde, dass man ihn zu wagen nach Weimar bringen muste. Beim locken des fürwitzes und dem auflauern des unfals (v. 140. 142) schwebt, wie man bemerkt hat, eine stelle des schon im „Götz" erwähnten „Theuerdank" vor, wo die hauptleute Fürwittig, Unfalo und Neydelhart dem kühnen bergbesteiger nach dem leben trachten. Ausser dem fürwitz, der ihn in die weite treibe, wird hier die verachtung jeder gefahr („kein fels ist ihm zu schroff, kein steg zu schmal") hervorgehoben, der lauernde unfall ihm zur begleitung gegeben und der sturz in den arm der qual als folge bezeichnet. So hat Goethe die überkommene etwas steife allegorie glücklich gehoben. Unrecht wäre es unsere stelle in sein neuangelegtes schuldbuch als „grosser nehmer" zu setzen, er hat nur eine in einem frühern deutschen lieblingsbuche gebrauchte allegorie glücklich verwertet, sie schöpferisch sich angeeignet. Aber selbst ein unfall, fährt der wächter fort, macht ihn nicht vorsichtig, er steigert nur seine unruhe (schmerzlich überspant), der unmut treibt ihn heraus, aber er kehrt damit zurück und weicht auch nicht, wenn er ermüdet ausruht. Der übergang auf heute: „Und düster wild an heitern tagen" (v. 148), ist ein sprung; und entspricht hier dem vier verse frühern dann. Irrig hatte Herder hier das fehlende satzzeichen als semikolon ergänzt; es muss punkt stehen. Die erinnerung an den jetzigen schlaf des herzogs führt den wächter auf sich selbst zurück, der hier unter freiem himmel in ängstlicher besorgnis sizt. Goethes entwurf hat in den acht versen nach 148 kein satzzeichen als ein komma nach 149; Herder fügte noch andere hinzu, auch nach 153, sezte dagegen nach 151 kolon, und diese anordnung ist bisher algemein befolgt worden, auch von mir. Ich halte sie jezt für verfehlt; sie war nur dadurch möglich, dass man die engste verbindung zwischen 153 und 154 annahm. Die mit indessen beginnenden verse schliessen sich unmittelbar an den schlaf des in der hütte ruhenden an, so dass vor ihnen

bloss komma stehen kann, dagegen muss nach ihnen ein die plötzliche wendung trotz der abhängigkeit von indessen andeutender gedankenstrich stehen. Die beziehung auf ihn selbst, den wächter, lässt ihn aus seiner vision almählich erwachen, was, wie die ganze erscheinung, von den göttern kommt, die jezt das dunkel zu lichten beginnen. Die verse:

> Und halb erwacht und halb im schweren traum
> Mich kaum des schweren traums erwehre,

bezeichnen den dem wirklichen erwachen vorhergehenden zustand, wo, wie vor dem eintreten des schlafes almählich die bilder der aussenwelt ausklingen, diese wider anzuklingen beginnen, die vierte nachtpause, wie sie im liede der elfen am anfange des zweiten teiles des „Faust" bezeichnet wird, wo es heisst: „Leise bist du nur umfangen; Schlaf ist schale; wirf sie fort!"

Das wirkliche erwachen deuten im entwurfe drei wagerechte striche an. Des trüben traumes erwehrt er sich mit den worten: „Verschwinde, traum!" Zuerst hatte Goethe du statt traum geschrieben, aber das seinen widerwillen bekundende du sofort in traum verändert, das freilich deutlicher ist; denn kaum ist anzunehmen, dass der dichter, als er du schrieb, noch die anrede des traumes folgen lassen wolte. Wirksamer würde doch das hier die verabscheuung andeutende du sein. Die darauf eine neue pause bezeichnenden striche sollen den blick in die nun wider ganz frei im lichten glanze vor ihm liegende gegend andeuten. Dann dankt er tief gerührt den göttern, weil sie das dunkel mit dem ängstlichen gesicht, das er darin geschaut, wider verschwinden gelassen, wobei es freilich nicht ausgesprochen wird, dass sie dieses auch gesendet, ja etwas auffallend wird diesen gedankt, dass sie ihn heute auf einen plan gestelt, auf dem sein einziges wort an den traum ihm die ganze gegend so herlich erhelt habe. Er wolte wol den dank nicht durch die bemerkung stören, dass sie auch den ihn in nacht hüllenden nebel gesant, da die andeutung ihrer absicht bei dieser vision gar zu nüchtern gewesen wäre. Sein dank gilt den göttern besonders deshalb, weil sie ihm heute, „am tage der lieb' und lust", den anblick des Ilmenauer tales in vollem glanze gestattet und sie auf sein wort den nebel und das nachtgesicht verscheucht haben. Ursprünglich hatte Goethe v. 156 geschrieben: „Und o wie dank' ich euch"; leider liess er sich durch Herders „Von wem?" vor dem drucke zur änderung verleiten: „Wie dank' ich, musen, euch?" wodurch wir zwei sich stossende anreden erhalten, zuerst an die musen, dann an

die götter. Freilich nehmen die musen sich der dichter an, was Horaz mehrfach in den oden erwähnt, besonders III, 4, aber hier wäre der dank an die musen fremdartig, da diese dabei ganz unbeteiligt sind; erscheint er ja hier nicht als dichter, sondern als innigst vertrauter freund des herzogs. Am anfang werden freilich tal, hain, berg und höhen als belebte wesen angerufen, als ob sie den wunsch des dichters hören und erfüllen könten, aber ihnen kann unmöglich die wirkliche erfüllung auf diesem umgekehrten, doppelt wirksamen wege zugeschrieben werden, das steht nur in der hand der götter oder des himmels, dessen hehres walten in der grossen gotteswelt Goethe andächtig verehrte. Das wegbleiben der namentlichen anrede an die götter darf nicht auffallen. Ohne eine solche wenden auch dramatische personen sich an die götter, indem sie mit erhobenen händen zum himmel schauen. So fleht Iphigenie III, 1, 290: „O nehmt den wahn ihm von dem starren aug'", V, 3, 117: „Allein euch leg' ichs auf die kniee", beidemal ohne nennung der götter. Den himmel hat Cäcilia im sinne, wenn sie am ende der „Stella" betet: „Sieh herab auf deine kinder und ihre verwirrung!" Auch in seinem tagebuche lässt Goethe den anruf an die götter einmal aus. „Endets gut für uns alle, ihr, die ihr uns am gängelbande führt!" heisst es am 10. januar 1779. Schiller hat in den Räubern nicht blos er zur bezeichnung gottes, sondern er redet ihn auch mit blossem du an[1]. Der hier vier verse später in seiner weitern anrede folgende gebrauch von götter war Goethe so geläufig, dass er einmal im april 1773 schrieb: „Gott verzeih den göttern, die so mit uns spielen." In dem anrufe der götter waren die französischen und englischen dichter längst vorangegangen, er war so unanstössig, wie die der gewöhnlichen rede angehörenden „himmel", „gott" u. a. Bei Schiller rufen selbst Johanna und der erzbischof von Paris sie an. Jedesfals war Goethes durch Herder veranlasste änderung ein entschiedener misgriff. Hier hat sich wider eine ungehörige satzzeichnung eingeschlichen. Burkhardt hat am schlusse von 159 nach erhellet kein satzzeichen, während nach dem Weimarer herausgeber hier punkt steht, und dies, das die drucke durch semikolon verdrängt haben, ist einzig richtig; denn neu anhebend schildert er die eben vorgegangene veränderung in lebhafter veranschaulichung, als ob sie erst jezt ge-

1) Suphan hat schon auf die zweite stelle der „Iphigenie" hingewiesen und die ungehörigkeit des anrufes der musen bemerkt, die nur mädchen aus der fremde seien: aber ich kann ihm nicht beistimmen, wenn er hier an die „geister des hains" denkt, die unmöglich mit dem algemeinen „ihr götter" angeredet werden konten.

schähe. „Die wolke flieht, der nebel fält, die schatten sind hinweg.“ Die wolke, die früher sank (v. 27), steigt hier nicht auf, sie flieht, weicht, der nebel, der früher ins tal drückte, fält, er senkt sich und das in dieser nacht und dämmerung (v. 28) ihm erschienene gesicht (die schatten) verschwinden. Gerade dafür preist er die jezt erst namentlich angeredeten götter und spricht ihnen seine entzückte freude aus. Die enge beziehung würde am besten bezeichnet, wenn man läse „hinweg; ihr götter, preis und wonne!“ Nach dem ersten herausgeber steht in Goethes entwurf zwischen hinweg und ihr kein satzzeichen, Herder schrieb „hinweg. Ihr götter, wonne!“ Davon findet sich bei dem Weimarer herausgeber keine spur, nur bemerkt er in übereinstimmung mit Burkhardt, dass Goethe statt wonne ursprünglich freude geschrieben hatte und das ausrufungszeichen erst von Herder hinzugesezt wurde. Die vier folgenden verse sprechen sein glück im gegensatz zu der eben erlebten traurigen erscheinung lebhaft aus. Es leuchtet ihm eine wahre sonne, im gegensatz zu den sternen, die das nachtgesicht ihm vorgegaukelt; es lebt ihm eine schönre welt, als die leidige, die er eben gesehen; der böse traum, jenes nachtgespenst, ist zerronnen: ein neues leben statt jener wilden jahre ist jezt eingetreten, ja diese glückliche entwicklung des herzogs hat schon früher begonnen.

Der blick auf das Ilmenauer tal lässt ihn seiner für dieses so förderlich verwanten sorge gedenken; wenn er, als er den berg betrat, der trotz allem, was man schon bisher getan, doch noch herschenden not gedachte, so führt er hier das jezt wirklich erreichte und die nahe aussicht auf die widereröfnung des bergwerks an. Durch den untergang des Sturmheider bergwerks während der völligen vernachlässigung des landes unter der vormundschaftlichen Coburger regierung hatten sich in verwaltung und rechtspflege die traurigsten misstände gebildet, das volk war immer mehr verarmt und verroht, durch wucherer und leuteschinder die not aufs äusserste gestiegen, müssiggang, bettelei und verbrechen aller art hatten immer mehr gewalt gewonnen, lust zur arbeit und redlicher fleiss waren geschwunden. Seit Karl August hatten ordnung und wolstand sich wider gehoben, frische tätigkeit kehrte wider zurück. So durfte der dichter denn wol sagen, er sehe jezt wider ein ruhiges volk in stillem fleisse die von der natur ihm gegönten gaben, die ihm zu seinem unterhalt verliehenen kräfte, benutzen. Er bedient sich dabei des bildes, dass man nach längerm reisen im auslande sich erst almählich wider in der heimat zurechtfinde, deren eigenheiten von neuem schätzen lerne. So sehe er zu Ilmenau das volk nach

langer entartung wider seinen wahren charakter, seinen sinn für tätigkeit und stille ruhe zeigen. Keineswegs will der dichter sagen, reisen bringe uns erst zum bewustsein, was wir an uns selber und unserer tätigkeit im vaterlande besitzen. Das bild bezieht sich auf das, was Goethe jezt sieht, auf die art, wie almählich der echte volkssinn in der so lange verrotteten gegend sich wider zeigt. Völlig ausgeschlossen scheint mir bei einem dichter von Goethes feinem geschmack Suphans beziehung auf die mit dem herzog unternommene Schweizerreise, bei der es hauptsächlich auf die anschauung der grossartigen natur und die einwirkung von Lavaters reiner menschlichkeit und rastloser stiller tätigkeit zu tun war. Gerade darin bewährt sich auch hier Goethes feiner sinn, dass er nur zu seinem zwecke passende züge auswählt und in eigenster beleuchtung zeigt; auf die glücklich vollendete reise selbstgefällig zu deuten, die man algemein als einen meisterstreich Goethes anerkante, wäre so ungeschickt wie möglich gewesen, und das solte Goethe nebenher in einem bilde getan haben, das er absichtlich eingeflickt! Ein schmeichelnder hofdichter mag zu so etwas sich verleiten lassen, gerade darin steht ja unser „Ilmenau" so hoch, dass es rein menschlich gedacht und gefühlt, dem gemeinen höfischen schmeichelwesen mit seinen berechnenden anspielungen, seinem gewundenen drehen und geschmeidigen scherwenzen entrückt, ein voller, rein verklärter ausdruck des gefühls ist. Von der jezt in Ilmenau eingetretenen glücklichen veränderung wird im einzelnen hervorgehoben (v. 15 fgg. war der not des landmanns, des knappen und des köhlers gedacht), dass die weber wider in tätigkeit sind und auch die bergleute nächstens durch die eröfnung des neuen schachtes mehr beschäftigung finden werden. Bedeutsam wird der verbesserung der rechtspflege und der verwaltung gedacht, durch welche der das volk aussaugende wucher in schranken gehalten und jede ungerechtigkeit beseitigt werde, wie sie besonders bei der steuerverteilung statgefunden hatte. So kehrt die ordnung wider, wolstand und wahres glück werden ihr folgen.

Über die Ilmenauer zustände wurde Goethe seit dem frühjahr 1779 durch einen, wie es scheint, aus eigener schuld um seine ansehnliche stellung gekommenen mittellosen mann unterrichtet, der mit seiner unterstützung nach Ilmenau gezogen war. Die briefe Goethes an ihn hat Schöll schon im jahre 1846 herausgegeben. Am 6. februar 1883 schrieb mir der um Goethe verdiente bergmeister Hermann Mahr in Ilmenau, der sohn des in Goethes „Tag- und jahresheften" ehrenvoll erwähnten und durch die briefe des dichters an ihn bekanten berginspektors, der diesen auch an dessen leztem geburtstage zum bretter-

häuschen auf dem Kickelhahn begleitete[1]: „Der zufall spielte mir vor kurzem die originalberichte des Goethischen schützlings Kraft in die hände. Sie sind umfänglich und so frei gehalten, dass man sich wol wundern mag, solche mitteilungen von einem minister damaliger zeit annehmen zu sehen. Halten Sie dafür, dass ich es wage, einiges davon ins publikum zu bringen?“ Auf meine dringende mahnung begann er die arbeit. „Krafts berichte, welche in meiner schrift circa 40 bogen (halbbeschrieben) umfassen“, meldete er mir, „beziehen sich nur auf mitteilungen von Ilmenau und ergeben Krafts ankunft in Ilmenau, aber nicht seine abreise von dort. Jedenfals hat er im jahre 1784 in Weimar gelebt, bevor er nach Jena zog. Namentlich erklärt sich aus den berichten, wie Goethe von dem manne sprechen konte, der „überall sturz und fall und das ende aller dinge zu sehen gewohnt“ war, und geben manchen fingerzeig für die Schöllschen briefe nr. 7—20.“ Noch am 17. juni schrieb er mir: „Die mitteilungen über Kraft gehen vorwärts.“ Leider endete Mahr, ein wahrer kernmann von echt deutscher entschiedenheit und treue, dem ich so viele mitteilungen über Ilmenau, Stützerbach und das dortige schlösschen verdanke, in unglücklicher stunde am 22. februar 1889 sein leben, ohne die arbeit vollendet zu haben. Möge sein andenken nicht bloss in Ilmenau leben, wo er ein hervorragendes mitglied der Gabelsbacher Goethegemeinde war und auch in deren namen in Gabelsbach unsern Victor Scheffel bewilkomte. Ein photographisches bild stelt den bedeutenden augenblick ein, wo der in der mitte stehende, das hoch auf den edlen sänger beim weine ausbringende Mahr eine sehr anziehende erscheinung ist. Krafts berichte kamen in demselben frühjahr durch schenkung von dr. Ernst Schaubach zu Hildburghausen in das Goethe- und Schillerarchiv. Einzelne stellen aus ihnen führt Suphans aufsatz an. Eine veröffentlichung wenigstens der bedeutendsten stellen würde sehr wünschenswert sein. Noch 1780 verleidete die widersetzlichkeit dem neuen, im vorigen jahre angestellten amtmanne seinen dienst. „Der amtmann soll sich nicht von jedem panischen schrecken in so grosse bewegung

1) Der sohn war einige tage später mit dem vater im bretterhäuschen, wo er die verse mit einem kranze umgeben sah. Sie prägten sich lebhaft in sinn und schrift ihm ein und er gedachte ihrer in einem aufsatze, den er als gymnasiast zu schreiben hatte. Später stand er mit Schöll in verbindung. Auch der trefliche Köhler schäzte ihn ungemein, und seiner empfehlung verdanke ich, wie so vieles, auch dessen freundliches entgegenkommen. Über die unechtheit der angeblichen photographie, die man, nachdem das bretterhäuschen ein raub des feuers geworden, in Ilmenau verkaufte, sprach er sich mit der entrüstung fester überzeugung aus.

setzen lassen und das seinige zu tun fortfahren", schrieb Goethe. Ein jahr später äusserte er, dieser solle seinen plan in der steuersache aufrichtig, aber mit der für seine lage nötigen vorsicht abfassen. Dass die verhältnisse sich später wesentlich gebessert hatten und die frühere verkommenheit geschwunden, sehen wir aus einer äusserung Knebels, der im jahre 1793 mit dem landrat von Lyncker Ilmenau besuchte. Der gute sinn der landbewohner, schrieb er an Goethe, habe sich zu ihrer herzlichen freude von neuem offenbart; ihre grössere freiheit mache sie nur williger, arbeitsamer und an ihr wesen und ihren landesherrn gebundener; bereits zähle man gar keine bettler mehr; jeder nähre sich und treibe etwas; die umstände der stadt und der umgegend wüchsen sichtlich. Freilich trat die lang gewohnte aufsässigkeit des volkes drei jahre später wider hervor, als man die mit grosser sorgfalt und gewissenhafter prüfung gemachte steuerverteilung streng durchsetzen wolte, so dass man soldaten hinsenden muste. Damals schrieb Goethe an Voigt: „Wir müssen zum ersten male recht derb auftreten, damit man lerne, was das heisse, eine zehnjährig vorbereitete anstalt auf bauernweise retardieren zu wollen."

Dass das neue gedeihen Ilmenaus der sorge des herzogs verdankt wird, was ein gewöhnlicher geburtstagsdichter mit prächtig lautenden worten gepriesen haben würde, bleibt unausgesprochen, der jetzige glückliche zustand dient nur als übergang zum abschliessenden segenswunsche, der dem sich aufopfernden, rastlosen und besonnenen handeln des landesvaters sein eigenes glück und das der seinen voraussagt. Man hat es bei Pindar hervorgehoben, dass er das lob, das er königen erteilt, deren sorge in den geheiligten grossen wetspielen er besingt, nicht als von ihnen schon verdient darstellen wolle, sondern als mahnung, welcher tugenden sie sich befleissigen sollen. Goethe spricht hier in anknüpfung an das, was Karl August zu Ilmenau schon erreicht hat, mit der aus voller kentnis seines wesens geschöpften überzeugung aus, dass dieser durch echt fürstliches walten sein ganzes land zur vollen blüte bringen, in dem bewustsein, treulich seine pflicht als landesvater getan zu haben, sich selbst glücklich fühlen und dadurch auch seine familie, deren so freudig begrüsste vermehrung um einen erbprinzen er absichtlich unerwähnt lässt, beglücken werde. Wuste er doch, wie die wilde unruhe der ersten jahre seiner regierung auch das glück seiner ehe getrübt hatte.

Das gedeihen dieses „winkels seines landes" (das am eingange des Thüringer waldgebirges liegende Ilmenau war erst 1660 an Weimar gefallen), möge ein vorbild seiner weitern regierung sein, diese

für sein ganzes land so segensvoll werden, wie sie sich hier gezeigt hat. Da er von den pflichten seines standes längst durchdrungen ist, wird er sich immer mehr (nach und nach) einzuschränken wissen. Dies wird als überzeugung, nicht als mahnung, nicht einmal als bestimte forderung seiner pflicht ausgesprochen. Das im entwurf v. 379 stehende freire lautet im drucke freie. Der comparativ solte wol, wie so häufig bei Klopstock, nicht auf den übermässigen, sondern auf den hohen grad dieser eigenschaft deuten. Goethe wird auch wol dieses absichtlich vor dem drucke geändert haben, um misverständnis zu verhüten. Sein Mephisto spottet im zweiten teile des „Faust" des jungen kaisers, der es „wünschenswert und schön gefunden, zugleich zu regieren und zu geniessen", worauf Faust bemerkt: „Geniessen macht gemein." Beschränkung ist freilich, wie Goethe längst erkant hatte, die notwendige bedingung für jeden, der etwas tüchtiges leisten will, im leben wie in der kunst. Wie er selbst das nach der apokalypse gebildete wort, das sein Mephisto dem pfaffen in den mund legt: „Wer überwindet, der gewint", im leben zu befolgen stets bestrebt war, davon zeugen seine tagebücher. Vor allem aber muss der fürst sich zu beschränken wissen, wie dies die folgenden verse so eindringlich lehren. Der privatmann kann sich kalt, ohne sich um anderer wol zu kümmern, manches gestatten, aber derjenige, der andere leiten soll, muss vieles sich versagen; das gilt nicht blos von fürsten, sondern von allen, welche sich dem gemeinwol widmen. In seiner freilich verklärenden darstellung des herzogs gegen Eckermann äusserte Goethe, dieser habe immer zuerst an das glück des landes und ganz zulezt erst ein wenig an sich selbst gedacht.

Wie der fürst wirken müsse, so dass er das gedeihen getrost der zeit überlassen dürfe, stelt die schlussstrophe dar, um mit der zuversicht dauernden glückes zu enden; sie läuft einfach in vier reimpaaren aus, während die zunächst vorhergehende zwei vierversige wechselnd reimende systeme, die dritlezte dieselben mit einem schliessenden reimpaar hat. Der dichter bedient sich hier der biblischen parabel vom sämann, keineswegs in der absicht, den herzog schliesslich als mit seiner hand segen ausstreuenden sämann auftreten zu lassen, wie früher der waidmann zur anschaulichen darstellung sich ihm glücklich darbot. Klug geht hier auf das besonnene, berechnende handeln, reich auf die vielseitige sorge, deren ein land bedarf, die mänlich stete hand auf die ausdauernde durchführung. Aber das land, das er besät, muss geackert sein, kein korn darf auf den weg oder zwischen dornen an diesem fallen. In der biblischen parabel werden neben dem guten

lande der weg, steiniger boden und dornen genant. Man könte denken, es schwebe der gegensatz solcher fürsten vor, die durch unbesonnene neuerungen, wodurch sie ihre kraft betätigen und sich einen namen machen wollen, bei allem guten willen nichts förderliches leisten. Man weiss, wie bedenklich sich Goethe über die neuerungen Josephs II. äusserte, von dem er freilich glaubte, dass es ihm nicht am kopf, sondern am herzen fehlte; ein andermal aber meinte, dass er grosses ausführen könne, wenn das glück seinem genius günstig sei. Bei der mahnung: „dann lass es ruhn!“ könte man eine beziehung auf des herzogs ungeduld sehen, sofort die erfolge seiner tätigkeit zu sehen, was er einmal gelegentlich rügt. Aber solche nebensächliche beziehungen lagen ihm fern; das gedicht ist ein grossartiger, freier erguss, kein schnörkelhaftes allegorienspiel.

Es rundet sich als lebendiges, bewegtes ganzes ab. Von Ilmenau, um das sich der dichter selbst sehr verdient gemacht hat, geht es aus; aber die von den göttern an diesem frohen gedächtnistage ihm gesante vision führt ihm das bild der vergangenen sturm- und drangzeit des herzogs vor, welche ihm selbst als Karl Augusts herzlich verbundenem freunde so viele sorge und not gemacht. Nachdem diese geschwunden, erfreut er sich des mannigfaltigen guten, welches das wider im vollen glanze vor ihm liegende Ilmenau dem herzog verdankt. Daraus entspringt der wunsch, die herstellung des dortigen verarmten und verwilderten volkes zu ruhe und stiller tätigkeit möge ein vorbild des glückes sein, das unter seiner regierung das ganze land geniessen werde, wobei er der hauptbedingungen einer segensreichen regierung gedenkt, gefasster entsagung, besonnener klugheit und rastloser ausdauer, des schärfsten gegensatzes zu der in der vision geschilderten vergeudung der in wildem taumel noch der rechten richtung entbehrenden kraft, an die der dichter ihn zu erinnern wagen durfte. Freilich von rückfällen in die wilde launenhaftigkeit der jugend und die beschränkende prinzlichkeit blieb er nicht frei. Noch in demselben september sahen gerade Ilmenau, Gabelsbach und Stützerbach ein tolles jagd- und vergnügungstreiben, zu ehren des nur von jagd, hunden und pferden sprechenden prinzen Karl von Sachsen, zu bitterstem ärger des abwesenden dichters. Aber auch dieses konte das auf seinen Karl gesezte vertrauen nicht erschüttern. Den 28. november schrieb er an Lavater: „Der herzog ist brav, doch machen ihm die fürstlichen erbsünden, mit denen er zu kämpfen hat, das leben sauer.“ Und auch später konte dieser von seiner jagdleidenschaft und von seiner oft prunkenden hofhaltung nicht ablassen, in der politik schieden sich

ihre bahnen, da es Karl August drängte, als deutscher fürst zu einem fürstenbunde gegen die österreichische vergewaltigung zu wirken, Goethe ihn auf die sorge für sein land beschränken wolte, ja mehr als einmal drohte das schöne band, das diesen an den herzog und Weimar fesselte, zu zerreissen, aber immer stelte es sich, freilich zuweilen nach schmerzlichster verletzung, wider her. Das wissen die Goetheforscher besser als Lorenz, aber dennoch glauben sie, dass Goethes leitung für Karl August von den glücklichsten folgen gewesen und dieser, wenn auch kein tugendheld, doch einer der edelsten deutschen fürsten, ein wahrer landesvater geworden und es „ein fest“ gewesen wäre, wenn unser vaterland damals viele solche aufopferungsvolle, wahrhaft freisinnige herscher besessen hätte!

KÖLN. HEINRICH DÜNTZER.

KESTNER, LOTTE UND GOTTER.

Eugen Wolff hat im jahrgang 1893 von „Nord und süd“ (s. 184 fgg. und 295 fgg.) unter dem titel: „Blätter aus dem Werther-kreise“ eine reihe von schriftstücken aus dem Kestnerschen familienarchiv mitgeteilt, die namentlich auf leben und charakter Johann Christian Kestners vielfach neues licht werfen. Besonders fallen darunter die beiden briefe auf, mit denen Kestner um Lottens hand anhält, erst bei der mutter Buff, dann bei der geliebten selbst (s. 192 fgg.). Den ersten dieser briefe liess Kestner durch die hand eines freundes übermitteln, der ihm nach erledigung seines auftrags eine kurze schriftliche mitteilung über den erfolg der werbung zukommen liess (s. 193). Da dieses schriftstück die unterschrift G. trägt, so nimt Wolff an, dass sein urheber Gotter sei. — Kestners brief ist vom 22. januar 1768, der brief seines freundes vom „23. jan. 68 um drei uhr“ datiert.

Dass Wolffs vermutung richtig ist, beweist ein brief, der mit Georg Kestners handschriftensamlung in den besitz der Leipziger universitäts-bibliothek gelangt ist; als sein schreiber kann mit volster bestimtheit Gotter bezeichnet werden, denn das schriftstück verrät unverkennbar seine hand und ist dementsprechend auch von dem früheren besitzer den übrigen briefen Gotters an Kestner beigelegt worden. Es trägt das datum des 23. januar (ohne ort und jahreszahl) und fält zwischen Kestners werbebrief und das billet vom 23. um drei uhr. Der brief lautet:

„Ich bin unwillig auf mich selbst, lieber Kestner, dass meine üble Gewohnheit die Antworten den Bedienten zwischen den Zähnen vorzumurmeln Ihnen einen unruhigen Abend und eben so unruhige Nacht verursachet. Ein Überfall von P.[1] der mit mir zu Abend essen wollte machte es mir unmöglich den bewussten Auftrag sogleich nach Empfang des Billets zu besorgen. Ich würde indessen gleich nach Tische ausgegangen seyn wenn nicht noch während der Mahlzeit der Oberh. (?) von Goué und LH (?) von Hochstedter[2] von meiner Gnädigsten Souveraine abgeschickt zu mir gekommen und biss um 11. Uhr geblieben wären. Verzeyhen Sie mir diesen gezwungenen Aufschub eines für Sie so wichtigen Geschäfts. Ich denke die 11. Stunde des heutigen Morgens dazu zu erwählen. Aber à propos. Ich habe das Couvert in der sichern Vermuthung erbrochen dass der inliegende Brief besonders gesiegelt seyn würde, und siehe er lag nur zusammengelegt. Wollen Sie nun dass ich ihn so übergeben soll? Oder muss er erst noch eine neue Hülle bekommen? Ich dächte es wäre unnöthig, weil Sie sich in selbigem gänzlich auf mich beziehen[3]. Leben Sie wohl! — Ich hoffe Ihnen einen recht guten Appetit zu machen. Vergessen Sie nicht an Mejern zu schreiben. Sie kommen doch heute mit Ihrem Lottchen in das Schatten Spiel?[4]

d. 23. Jan: G.

Der brief bedarf keiner weiteren erläuterung; dagegen möchte ich noch eine andere kleine notiz über Kestner beibringen. Wolff (s. 186 fg. und 190) legt besondern nachdruck auf Kestners dichterische tätigkeit als einen beweis, dass er keine so nüchterne natur gewesen sei wie man gewöhnlich annimt. Da interessiert es denn vielleicht, dass Kestner gelegentlich auch schauspielerte: als die jungen sekretäre im december 1768 in Wetzlar Brawes Brutus und Lessings Schatz aufführten, gab Kestner in dem zulezt genanten stücke den Philto, wie aus zwei briefen

1) Gemeint ist wahrscheinlich, wie aus andern briefen hervorgeht, ein gewisser Pauli, wenn ich nicht irre schwerinischer gesantschafts-sekretär.

2) Die titel, welche hier Goué und der von Gotter auch sonst öfter genante Hochstetter führen, stammen offenbar von der „rittertafel“ im „kronprinzen“, oder vielmehr von der „modernen staatsfiktion“, die ihr voraufgieng. Vgl. Herbst, Goethe und Wetzlar s. 48 und 203.

3) Wolff s. 193 schreibt Kestner: „Der Überbringer dieses, dem Sie ihre gütige zu beliebende Antwort sicher und volkommen anvertrauen können, wird auch im Stande sein, ein mehreres hinzuzufügen.

4) Auch Gotters zweites billet schliesst: „Ich erwarte sie im Spectacle“ (Wolff s. 193).

von Gotter an ihn (Göttingen, 16. dec. 1768 und febr. oder märz 1769) hervorgeht.

Gotters verdienst um die liebenden ward nach gebühr gewürdigt; noch 1775 fand ihn der jüngere Salzmann aus Strassburg bei einem besuche im Buffschen hause „pendu en effigie“.[1]

Weitere notizen über Kestner und Gotter, welche mehr interesse für das leben und treiben des lezteren haben, behalte ich einer in der ausarbeitung begriffenen monographie über Gotter vor.

1) Aus einem briefe Salzmanns an Gotter aus Wetzlar vom 5. okt. 1775. Der brief befindet sich im besitz der enkelin Gotters, Frau von Zech, geb. Schelling in Gotha, die ihn mir mit dem übrigen nachlass des dichters gütigst zur verfügung gestelt hat.

LEIPZIG. RUDOLF SCHLÖSSER.

JOHAN FRITZNER.

Nekrolog.

Am 17. december 1893 starb in Christiania dr. Johan Fritzner, ein auch in Deutschland wenigstens dem namen nach vielen bekanter und von vielen geehrter mann, dem hier einen nachruf zu widmen mich persönliche dankbarkeit ebensowol als die anerkennung seiner wissenschaftlichen verdienste veranlasst.

Der lebenslauf des treflichen mannes war ein sehr wenig bewegter. Am 9. april 1812 zu Myre bei Bergen als der sohn eines oberzolbeamten geboren, machte er seine gymnasialstudien mit bestem erfolge auf der schule von Bergen. Im jahre 1828 bezog er die universität zu Christiania, um theologie zu studieren, welches studium er auch, widerum mit bestem erfolge, im sommer 1832 absolvierte; doch blieb er noch ein paar weitere jahre in Christiania, um seine studien fortzusetzen. Im jahre 1835 erhielt er seine erste anstellung und zwar als adjunkt an der gelehrten schule zu Bergen; aber schon im jahre 1838 wurde er zum pfarrer in Vadsö ernant, welche pfarrei im äussersten nordosten Norwegens hart an der russischen grenze gelegen ist, und im jahre 1841 wurde ihm zugleich auch die propstei von Ostfinnmarken übertragen. Erst im jahre 1845 kam er wider in wohnlichere gegenden zurück, und zwar zunächst als residierender kaplan in Lier bei Drammen; im jahre 1848 wurde er zum pfarrer von Vanse und Farsund an der südküste Norwegens und im jahre 1861 zugleich zum propst von Lister befördert, aber schon im jahre 1862 als pfarrer nach Tjödling bei Laurvik versezt. Im jahre 1877 trat er in pension und zog im jahre 1878 nach Christiania, um ausschliesslich seinen studien leben zu können. Erwähne ich noch, dass er im jahre 1879 gelegentlich des jubiläums der universität Kopenhagen von deren philosophischer fakultät zum ehrendoctor promoviert wurde, dass er ferner seit dem jahre 1864 der geselschaft der wissenschaften in Christiania und seit dem jahre 1887 der Münchener akademie der wissenschaften als mitglied angehörte, und auch von seinem könig in üblicher weise durch ordensverleihung geehrt wurde, so ist alles gesagt, was ich über die äussere lebensgeschichte Fritzners zu sagen weiss.

Die litterarische tätigkeit Fritzners ist von zwiefacher art. Zum einen teile war dieselbe durch dessen siebenjährige wirksamkeit in Finnmarken veranlasst und bezieht sich demnach vorwiegend auf die Lappen. Hierher gehören seine bemerkungen über pastor Stockfleths grammatik der lappischen sprache, die erste litterarische arbeit Fritzners, die überhaupt veröffentlicht wurde, sowie seine beschreibung der in Ostfinnmarken vorkommenden heidnischen begräbnisse, und einige andere in den dortigen gegenden vorhandene überreste aus früherer zeit, welche beide aufsätze im III. bande der zeitschrift „Nor“ erschienen (1845).[1] Hierher gehört ferner seine abhandlung über das heidentum und die zauberkunst der Lappen, verglichen mit dem glauben und aberglauben anderer völker, zumal der nordleute, welche im IV. bande von (norsk) „Historisk tidsskrift“ erschien (1876), von welcher aber auch besondere abzüge vorhanden sind. Endlich reiht sich hier auch noch an die veröffentlichung der aufzeichnungen des Maurits Madssön Rasch über die Nordlande, 1581—1639, welche nach einer mitteilung Fritzners im II. bande der „Norske samlinger“ (1860) durch H. J. Huitfeldt besorgt wurde.

Der zweite und weitaus bedeutendere teil der arbeiten Fritzners gehört dagegen dem altnordischen gebiete an. Auf regelmässigen fusswanderungen in den verschiedensten teilen Norwegens hatte sich dieser schon frühzeitig mit den dialekten des landes bekant gemacht. Später, als adjunkt in Bergen, warf er sich auf das studium der altnordischen sprache und fing insbesondere auch an, sich für diese lexikalische samlungen anzulegen, die er von da ab fleissig fortsezte. Zunächst gibt wider eine reihe kleinerer aufsätze und abhandlungen von seiner philologischen und kulturgeschichtlichen tätigkeit zeugnis. In den beiden ersten bänden von „Norsk tidsskrift for videnskab og litteratur“ (1847 und 1848) besprach er den ersten band von „Norges gamle love“, die altnordische grammatik von Munch und Unger, das altnordische lesebuch, dann die ausgaben der Edda und der Fagrskinna derselben beiden männer, sowie Munchs kurzgefasste darstellung der ältesten nordischen runenschrift; dabei lässt zumal die an zweiter stelle genante besprechung bereits Fritzners genaue kentnis der norwegischen dialekte sowol als der altnordischen schriftsprache erkennen. Im I. bande von „Historisk tidsskrift“ (1870) behandelte Fritzner sodann, freilich in wenig befriedigender weise, die frage, ob die namen in den nordischen Völsungasagen deren entlehnung aus Deutschland beweisen; ferner, und zwar in sehr interessanter ausführung, die sontagsfeier in Norwegen vor und nach der reformation; endlich den tod des sklaven Karkr und den ihn vorher verkündenden traum. Im I. bande der zweiten reihe derselben zeitschrift (1877) findet sich sodann noch ein aufsatz Fritzners über einige angeblich versteinernde moore und quellen in Norwegen, welcher für die geschichte der geographie Norwegens nicht ohne bedeutung ist. In den verhandlungen der geselschaft der wissenschaften in Christiania, jahrgang 1871 (1872) bespricht Fritzner sodann einzelne dunkle worte und ausdrücke der altnordischen sprache und sezt diese besprechung unter wenig verändertem titel im jahrgange 1880 (1881) fort; zumal die zweite dieser abhandlungen, von welcher auch separatabzüge vorhanden sind, bringt auch kultur- und rechtsgeschichtlich sehr wertvolle erörterungen. In den verhandlungen der ersten nordischen philologen-versamlung (1879) gab Fritzner ferner bemerkungen über alte ortsnamen im norden, und in den ersten drei bänden des „Arkiv for nordisk filologi“ (1883, 1885 und 1886)

1) Die titel der sämtlichen schriften Fritzners findet man in J. B. Halvorsens Norsk Forfatter-lexikon, 1814—1880 bd. II genau verzeichnet.

stehen wider von ihm erörterungen über einzelne altnordische worte und ausdrücke, unter welchen ich die untersuchung über die anwendung des namens Jón in formularen hervorhebe, weil sie über eine vielbesprochene stelle in der Njála licht verbreitet. Alle diese abhandlungen, und zumal die neueren unter ihnen, zeichnen sich durch ausgebreitetes wissen, grossen scharfsinn und vorab durch ein ungewöhnliches mass von verständiger besonnenheit aus und erhellen gar manchen dunklen punkt in den quellen, während sie sich zugleich vermöge ihrer klarheit sehr angenehm lesen. Doch sind es nicht sie, auf welchen die hervorragende bedeutung Fritzners beruht; diese ist vielmehr in erster linie auf seinem altnorwegischen wörterbuche begründet. Unter dem titel: „Ordbog over det gamle norske sprog“ erschien dieses zunächst heftweise in den jahren 1862—67, X und 874 s. in 8° umfassend, von welchen s. 807—74 berichtigungen und zusätze bringen; sodann aber begann im jahre 1883, widerum heftweise, eine zweite auflage zu erscheinen, welche mit dem kürzlich ausgegebenen 24. hefte bis zu dem worte *sótt* reicht. Nicht mit unrecht bezeichnet sich diese zweite auflage als eine umgearbeitete, vermehrte und verbesserte. Schon durch ihren umfang erweist sie sich als solche, da ihr erster band (1886) XII und 836 s., ihr zweiter (1891) IV und 968 s. in 8° enthält, und der im erscheinen begriffene dritte band wol kaum viel schwächer ausfallen dürfte; noch viel erheblicher zeigt sich aber die neue ausgabe der alten überlegen durch die weit reichere verzeichnung des wortschatzes, die viel ausgedehntere mitteilung von belegstellen und zumal die viel gründlichere entwickelung der bedeutungen, neben gleichzeitiger nachweisung der werke, aus denen weitere belehrung zu gewinnen ist. Wer noch vor dem erscheinen der wörterbücher von Sveinbjörn Egilsson (1860), Eiríkur Jónsson (1863), Th. Möbius (1866), Guđbrandr Vigfússon (1869) seine studien auf altnordischem gebiete gemacht hat und somit genötigt war, mit hilfe der ganz ungenügenden und überdies schwer aufzutreibenden wörterbücher von Magnús Ólafsson, Guđmundr Andrésson, Ol. Verelius und Björn Haldórsson, dann zahlreicher specialglossarien zu einzelnen sagenausgaben oder litteraturwerken, und allenfals des alten Ihre sich mühsam voranzuhelfen, der, aber auch nur der, wird in vollem masse zu schätzen wissen, welche unsägliche arbeit in Fritzners wörterbuche steckt, und zugleich dankbar anerkennen, mit welcher zuverlässigkeit, zumal auch in bezug auf die angabe der belegstellen, diese arbeit getan ist. Allerdings hatte der verfasser, wie er in den vorreden zu den beiden ausgaben dankbar anerkent, sich bei seinem werke der tatkräftigen unterstützung anderer, und zumal der professoren C. R. Unger und S. Bugge, zu erfreuen, aber das hauptverdienst bleibt dabei doch ihm selbst, und mit herzlichem dank wird dieses verdienst jeder vergelten, der durch das treffliche hilfsmittel sich das studium der altnordischen sprache und der in ihr redenden quellen erleichtert sieht. Den abschluss seiner zweiten auflage zu erreichen, war Fritzner nicht vergönt; aber doch ist durch seine genanten beiden helfer für die vollendung seines werkes gesorgt, und hat zunächst C. R. Unger dessen redaktion übernommen, dessen stiller mitarbeit sich das wörterbuch ja schon von anfang an zu erfreuen gehabt hat. Möge ihm beschieden sein, dieses zum glücklichen ende zu führen!

Es bleibt mir noch übrig über Fritzners persönlichkeit ein paar worte zu sagen. Meine persönliche bekantschaft mit ihm stamt aus dem nachwinter des jahres 1876, aus einer zeit also, da Fritzner bereits sein 64. jahr nahezu vollendet hatte. Er war damals ein hoch- und breitgewachsener, statlicher mann, von frisch geröteter gesichtsfarbe und dichtem, schneeweissem haarwuchs, mit leuchtenden augen, grossen zügen

und doch einem ebenso freundlichen und vertrauen erweckenden, als entschlossen festen ausdruck im gesicht. Ich werde nie den mächtigen eindruck vergessen, den er mir bei unserm ersten zusammentreffen machte; unwillkürlich erinnerte ich mich damals, und seitdem noch oft genug, an das eigentümliche urteil, welches könig Haraldr harðráði seinerzeit über den späteren bischof Gizur Ísleifsson fälte, indem er erklärte, dieser habe zu dreierlei das zeug in sich, zu einem tüchtigen wikingerführer, einem richtigen könige und zu einem ausgezeichneten bischof. Mehrfach hatte ich damals gelegenheit, mich des zusammenseins mit dem bedeutenden manne zu erfreuen und manche briefe wurden später noch unter uns gewechselt. Bis in diesen sommer hinein bewahrte er seine körperliche und geistige kraft; dann fühlte er mit einem male die schwäche des alters über sich kommen, und gab die noch vorhandenen vorarbeiten für sein wörterbuch in befreundete hand, mit der bitte, für die vollendung des werkes zu sorgen. Wenige monate später rafte ihn ein anfall von influenza dahin. Möge ihm die erde leicht sein!

MÜNCHEN, DEN 30. JANUAR 1894. KONRAD MAURER.

MISCELLEN.

Zu Heinzelein von Konstanz.

1. Der minne lehre.

36 fgg. *sô ahte ich weder diz noch daz*
ûf der argen widerdriez.
mîn hôhgemüete mich daz hiez,
daz ich in wære enblanden,
ir leben houptschanden
winket zallen zîten.

Pfeiffer in seiner ausgabe (Leipzig 1852) fasst *leben* v. 40 als genit. plur. Der sinn der v. 39 fg. ist nach ihm: „Ihr schmähliches leben komt überall zum vorschein, tritt stets zu tage." Dagegen ist zu bemerken, dass *winken* die angegebene bedeutung nicht hat. Ich vermute, dass zu lesen ist:

ir leben houptschanden
wirket zallen zîten

„Ihr leben sezt nur hauptschanden ins werk; sie führen nur schandbare taten aus."

640 ist wol mit BC *dar an,* wofür der sprachgebrauch entscheidet, dem einfachen *dar* vorzuziehen.

675 *ir vel was ein baldekin.* Pfeiffer erklärt *vel* = mantel, allein es ist *væl* (= *væle, faile*) zu lesen.

2548. *daz sî den guoten wol bekant,*
die haben willen unde muot
von mir disiu were für guot.

Pfeiffer bemerkt zu 2549. 50: „Die konstruktion dieses satzes, wofür ich nur zwei handschriften hatte, ist mir nicht ganz deutlich, obschon über den sinn kein zweifel obwalten kann." Ich vermute, dass zu schreiben ist:

daʒ sî den guoten wol bekant.
des haben wille unde muot
von mir disiu werc für guot.

„Deshalb möge geneigter wille und gesinnung von mir dies werk für gut annehmen.“

2. Von dem ritter und von dem pfaffen.

126. *mir sint der minne bander*
ouch kündec in der mâʒe,
daʒ ich dich nicht enlâʒe
sus offenlîchen missesagen.

bander erklärte Pfeiffer als plur. von *bant* = band, fessel, strick; also als alte unumgelautete form für *bender*. Auch Lexer I, 124 stimt dieser erklärung zu, obgleich diese form nicht weiter zu belegen ist. Es handelt sich hier um die entscheidung der frage (vgl. 87 fgg.), welcher stand sich am besten zum minnedienst eigene. Ich glaube deshalb, dass *bander* vielmehr = *bandum* = banner als führendes zeichen einer schar zu erklären ist. Die form *bander* (: *einander*) neben der gewöhnlichen *banner, baniere* ist belegt aus Mones Anzeiger 6, 321. Der sinn von 126 fg. ist also: „Auch ich weiss wol zu unterscheiden, wer zum ingesinde der frau Minne gehört.“ Über den auffallenden plural vgl. Pfeiffer zu ML. 538.

320 ist wol zu lesen:

ich meine, die ein kleine (hds. *en kleine*)
sint pfaffen, als dû mich merkest wol.

„Ich meine die welche nur ein wenig pfaffen sind.“ *merkest* ist conjunktiv.

331 fgg. interpungiere ich:

den glîche ich arge pfaffen zuo.
daʒ bœse zuo dem argen tuo,
so enweiʒ ich ob eʒ wæger ist
der tiuvel oder der endekrist.

V. 332 fg. „wenn ich das böse zu dem argen hinzufüge“ ist wol eine sprichwörtliche wendung.

Zu Reinke de Vos.

1691. *Dat duchte Reinken nicht vele van werde;*
des dede he alse de unvorverde.
Mit sineme ome, deme grevink,
drîstichliken he so vor sik gink
tzîrliken dorch de hogesten strate

Die entsprechenden verse von Willems gedicht „Van den Vos Reinaerde“ (Martins ausgabe v. 1757 fgg.) lauten:

dit was al jeghen Reinaerde.
nochtan dedi als donvervaerde,
hoe so em te mœde was,
ende sprac te Grimbeerde den das
„ledet ons die hoochste strate.“

Zu dem ausdruck *hogeste strate* finden wir bei Lübben, Schröder und Prien keine bemerkung. Martin bemerkt zu Reinaert I, 1761: *die hoochste strate:* „die hauptstrasse“. Sie heisst in Köln und anderwärts noch die hochstrasse.

Goethe überträgt Gesang IV, 4 fgg. folgendermassen:

> Aber Reineken däuchte, das sei von keiner bedeutung;
> Wenigstens stelt' er sich so, da er mit Grimbart, dem dachse,
> Jetzo dreist und zierlich die *hohe strasse* dahergieng.

Dazu hat Alex. Bieling in seiner ausgabe Berlin, Weidmann 1879 ebenfals auf die Hohen strassen verwiesen, die sich noch in verschiedenen städten (ich füge Quedlinburg und Aschersleben hinzu) finden. Es fragt sich nur noch wie das hoch in dieser verbindung zu deuten ist. Lübben im glossar zu seiner ausgabe s. 296 und das Mnd. wb. II, 274 fassen es in der Reinkestelle in übertragener bedeutung und übersetzen *de hogesten strate* durch „die vornehmste gasse oder strasse". Wenn wir uns aber erinnern, dass in den alten städten nur die hauptstrassen gepflastert (chaussiert) waren, und dass in Baiern nach Schmeller-Frommann I, 1044 die *Hôchstrâss* noch eine erhobene, chaussierte strasse bezeichnet, so bleibt kein zweifel, dass *hoch* hier in eigentlichem sinne zu fassen ist. Aber auch der superlativ lässt sich erklären, da vielfach nur der erhabenste mitlere teil der strasse (man vergleiche auch den frz. ausdruck *chausée de paré* = mitte der strasse) gepflastert war.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

Bibelinum.

Die erklärung, welche Wilmans in seiner schrift über den sogenanten Heinrich von Melk (Beiträge zur geschichte der älteren deutschen litteratur I. 1885) s. 11 anm. diesem worte gibt, bestätigt sich durch den namen und die ihm entsprechenden absichten, mit denen sich in Kellers Fastnachtsspielen 616, 15 der *Pegauner* (Beguinus) also einführt: *(Ich) haiß pruder Pibelitz und ich wolt euch verneen eurn schlitz zwischen dem nabel und dem knie*; vgl. ebenda v. 21: *hör pruder Pibelitz, du kümpst mir nit in meinen schlitz*. Die in dieser zeitschrift XXV, 96 vorgetragene vermutung halte ich für verunglückt.

BRESLAU. F. VOGT.

Buseron.

Für das seltsame wort, das bei Luther und Hans Sachs begegnet, hat Saamatolski, QF. 67, 12 einen neuen beleg erbracht aus Hutten, der es als übersetzung von lat. [illegible] gebraucht. Jedesfals ist die von Jak. Grimm zugelassene möglichkeit es als mendax (= ital. [illegible]) zu fassen höchst unwahrscheinlich und durch nichts zu stützen. Das wort wird in einem unserer ältesten fremdwörterbücher gebucht, wodurch jeder zweifel an seiner bedeutung hinfällig wird: Bernh. Heupold 1620 [illegible] s. 323 „[illegible] beischläfer, unzuchtknab, Florentzer, Sodomit" [illegible] ein zeugnis, durch welches die fortdauer des wortes bis in den anfang des 17 jahrhunderts erwiesen wird. Das alte synonymon „Florenzer" führt auf den verdacht [illegible] herkunft von Buseron und Wilh. Meyer-Lübke in Wien bestätigt denselben durch einen hinweis auf [illegible] *buggerare* „päderastie treiben".

FREIBURG i. B. F. KLUGE.

LITTERATUR.

Grundriss der germanischen philologie herausgegeben von **H. Paul.** I. band, heft 6 (s. XVIII. 1025—1138); II. band, I. abteilung, heft 5—7 (s. IX. 497—1072); II. band, II. abteilung, heft 3 (s. I—VI. 257—484). Strassburg, Trübner. 1893.[1] 14 m.

Ehe der referent in der besprechung dieses jetzt zum abschlusse gekommenen werkes fortfährt, glaubt er einen angriff abwehren zu müssen, welcher gegen einen früher erschienenen teil seiner recension gemacht worden ist. M. H. Jellinek, Beiträge zur erklärung der germanischen flexion, Berlin 1991, sagt in der anmerkung zu s. 30: „Martins ausführungen (in der ztschr. f. d. phil. XXIII, 367) enthalten die auffälligsten widersprüche. Wenn er die synkope des mittelvokals in nhd. *mut'ges* als zeugnis für die unbetontheit des ausgestossenen *i* anführt, stelt er sich ganz auf den standpunkt von Sievers, Beitr. IV, 525 fg., den er zu bekämpfen glaubt.“ Diese angabe von Jellinek ist einfach nicht wahr. Sievers hatte a. a. o. 526 behauptet: „Mein ohr empfindet z. b. nicht die geringste härte bei einer betonung wie .... *mútige* in versen mit synkope der senkungen.“ Diesen satz, den ich genau dem wortlaute nach widerholte, habe ich bekämpft; und Jellinek muss entweder mich oder Sievers völlig misverstanden haben, als er glaubte mich zurechtweisen zu sollen.

Zu einer weiteren erörterung nötigt mich Vogt, welcher in dieser zeitschrift XXV, 407 gewiss nicht ohne bezug auf meine bemerkungen XXII, 465 von dem VIII. lied in Lachmanns Nibelungen sagt, dass es von den anhängern der Lachmann-Müllenhoffschen hypothese als ein rechtes paradestück vorgeführt zu werden pflege. Vogt meint wegen str. 921, 4, wo von *einem bilde* an Siegfrieds gewand die rede ist, und 922, 2, wo Hagen ihn *durch daz criuze* schiesst, dass das VIII. lied, wie es vorliegt, nur in verbindung mit dem VII. verständlich sei. Wie erklärt er dann aber str. 913, 1 *Dô si wolden dannen zuo der linden breit?* Von dieser linde über dem quell, an welchem Siegfried erschlagen wurde, ist ja im ganzen übrigen gedicht nicht die rede. Der dichter nahm also an, dass die zuhörer von ihr schon wusten. Dass die heldensage überhaupt selbst in einzelnen zügen algemein bekant war, das solte doch nach den samlungen der belege dafür durch W. Grimm, Müllenhoff u. a. fest stehn. Es ist vielmehr wahrscheinlich, dass das VII. lied erst später zum VIII. hinzugedichtet worden ist, um das *criuze* zu erklären. Ungeschickt genug wird die heerfahrt der Sachsen fälschlich angekündigt und abbestelt, und dass es der sitte widerspricht, wenn Siegfried das kriegsgewand auch auf der jagd trägt, hat Lachmann längst zu str. 921 bemerkt. Vollends unpassend muss das denjenigen erscheinen, welche die ausführliche beschreibung des *pirsgewæte* 893 fg. für echt halten.

Endlich habe ich noch auf einen einwand zu erwidern, den K. v. Bahder ebenfals gegen meine frühere kritik des Paulschen grundrisses im Anzeiger für indogermanische sprache und altertumskunde II, s. 57 erhoben hat. „Mögen uns die vertreter der ansicht (dass die böhmische kanzleisprache die grundlage des Nhd. sei) zeigen, wie und auf welche weise das gemeine deutsch, das sich zur zeit der vorherschaft der österreichischen kanzleisprache bildete, durch die Prager kanzleisprache bestimt worden ist.“ Ich antworte, dass die vermittelung durch die Nürnberger kanzlei hergestelt worden ist. Dort fanden im 14./15. jahrhundert die reichstage vorzugsweise statt, aus deren fast regelmässiger widerkehr Müllenhoff Denkmäler[2] XXIX die

1) Vgl. diese zeitschrift XXII, 462—468. XXIII, 365—371. XXIV, 221—231.

herstellung einer reichssprache abgeleitet hat. Die reichstagsakten jener zeit liegen uns jezt grossenteils (bis 1431) gedruckt vor (München 1867, 9 bde.); sie zeigen uns in den Nürnberger schriftstücken jene für das nhd. charakteristischen vokale: *au, eu, ei, i, u* = mhd. *û, iu, î, ie, uo*. So z. b. I, 490 (1385) *ausgeb gepewt sei gingen puzz*; VII, 216 (1414) *auf freuntlich sein dinst tun*. Nürnberg stand stets im nächsten verkehr mit Prag; hierher werden sich die durch die hussitische revolution aus Böhmen vertriebenen Deutschen gewiss vorzugsweise gewendet haben. Im einzelnen diese vermitlerrolle Nürnbergs und seiner reichstagsverhandlungen zwischen der böhmischen und der späteren habsburgischen kanzlei nachzuweisen, wird an dieser stelle niemand von mir verlangen.

Indem ich mich dem gegenstande selbst wider zuwende, bleibt von den drei bänden, in welche nach abtrennung einer II. abteilung des II. bandes das ganze zerfält, zunächst vom I. der schluss, die darstellung der germanischen mythologie von E. Mogk zur beurteilung übrig.

Mit dieser ist ref. zunächst in einem hauptpunkt durchaus nicht derselben ansicht. Mogk meint, dass die heldensage nicht mit der göttersage zusamenhänge, während ref. an der ansicht von Lachmann und Müllenhoff festhält, nach welcher viele gestalten und vorgänge aus der göttersage in die heldensage übergegangen sind. Zu dieser vermenschlichung der göttersage gab die verbindung mit geschichtlichen persönlichkeiten und tatsachen veranlassung. Die walküren z. b. waren ursprünglich göttliche wesen und verkörperten meteorische erscheinungen, licht und luft: von ihnen gehen strahlen aus und die mähnen ihrer rosse träufeln tau zur erde. Und doch ist die walküre Brünhild in die heldensage übergegangen und die gemahlin des Burgundenkönigs Gunther geworden. Müllenhoff hat die Beowulfsage aus dem mythus von Freyr abgeleitet, die Ermenrichsage aus der mythe von Frija: wo sind seine untersuchungen, welche stufe für stufe der entwickelung nachweisen, widerlegt worden?

Mogk selbst gibt an (1, 1062), dass der Ođinmythus in den Sigurđsliedern ein unlösbarer bestandteil sei, und sezt sich damit freilich in widerspruch gegen Sijmons, welcher (II, 1, 24) sagt: „der ältesten sage dürfen wir die .. teilnahme Ođins an den schicksalen des heldengeschlechts kaum zuschreiben.“ Man sieht, wie viel gerade auf diesem gebiete der sage noch bestritten ist, auch unter den Germanisten, welche sich zu einer gemeinsamen arbeit vereinigt haben. Ref. möchte ferner an dem germanischen ursprung der sage von den „bergentrückten kaisern“, welche Mogk oft erwähnt, stark zweifeln. Die nachrichten über solche stammen frühstens aus dem 15. jahrhundert, als schon viel fremder aberglaube sich in Deutschland verbreitet hatte. Bei dem Hohenstaufen Friedrich ist entlehnung aus der keltischen Arthursage wol nicht abzuweisen: s. QF. 42, 33 anm. (eine ansicht, welcher Zarncke im Litterarischen centralblatt 1880, sp. 1206 zustimte) und Anz. f. deutsch. alt. XVIII, 259 fg. Mogk führt s. 1004 alo parallele zu dieser sage an, dass im elsässischen bergschloss Geroldseck Siegfried hausend gedacht werde; aber die nur von Moscherosch erzählte und von ihm vermutlich erfundene vorstellung vom fortleben der helden Ariovist, Hermann, Witekind und des Hürnin Siegfried auf schloss Geroldseck meint vielmehr das wasserschloss Geroldseck an der Saar: s. Wackernagel-Martin, Littgesch. § 131, 11 und jezt besonders Schlosser in den Mitteilungen der geselschaft f. erhaltung der geschichtlichen denkmäler im Elsass, Str. 1893, s. 10 fgg. Überhaupt hat Mogk etwas zu sehr die späteren quellen berücksichtigt: das heutige Folklore ist eine reiche, aber auch sehr gemischte samlung alles möglichen, auch wildfremden aberglaubens. Dagegen hätte er gelegentlich mehr die altnordische

überlieferung ausbeuten können. Nirgends bemerkt er, dass der name der gemahlin Thors, Sif, identisch ist mit got. *sibja* „friede“, mit unserem sippe: und doch leuchtet es wol sofort ein, dass man dem von den bauern besonders verehrten gott, dem schützer des ackerbaues zur gemahlin die göttin gab, welche den familienfrieden, die grundlage alles wolstandes vertrat. Im cap. XIV, wo Mogk von den göttinnen handelt, nent er Sif gar nicht. An den etymologien Mogks möchte ref. öfters zweifeln: so ob *Perchta* mit *bergan* (s. 1106) zusammenhänge, wo doch das adj. *beraht* nahe liegt. Von dem namen der norne *Urđr* wird s. 1024 vermutet, dass er mit lat. *vertere* „drehen“ zusammenhänge: das ist doch gewiss, auch wenn er zu got. *wairþan* gehört, dessen abstraktere bedeutung aus jener sinlichen hervorgegangen ist. Die auf s. 1017 nach Koegel gegebene erklärung von *werwolf* als „kleidwolf“, als wolf, der es erst durch sein gewand geworden ist, übersieht, dass die folge der wortteile nicht gestattet, *berserkr* oder *úlfheđinn* als parallelen heranzuziehen. Für eine etwaige neue auflage wäre die beseitigung der zahlreichen widerholungen zu wünschen; auch der stil bedarf noch der feile.

Im II. bande, I. abteilung, hatte ref. früher die Geschichte der friesischen litteratur von Siebs nur eben erwähnen können. Auf s. 499 ist in § 2 h die erwähnung der *Hymni* XXVI *canendi per circuitum anni in lingua Frisica cum interpretatione interlineari latina manu Junii* wol zu streichen: es scheint nur eine misverständliche bezeichnung (*Frisica* anstatt *Francica*) der bekanten ambrosianischen hymnen vorzuliegen, welche Sievers als Murbacher hymnen benant hat (eine m. e. irreführende benennung). Vgl. in Sievers ausgabe s. 8 oben.

So dürftig die friesische, so reich liegt die englische litteratur vor uns. Die altenglische litteratur hat Ten Brink bearbeitet, ohne sie vollenden zu können. Die seiten 551—608, welche für die fortsetzung vorbehalten waren, sind nicht ausgefült worden. Wäre die arbeit ganz zu stande gekommen, so hätte sie eine zierde des grundrisses gebildet. Auch so bieten die 40 seiten vorzügliches. Ten Brink hat eine überschau über den gesamten bereich der litterarhistorischen forschung unternommen: auch die metrik, die stilistik zieht er ebenso heran wie die sagenforschung, überall selbständig und tiefgründig, überall anregend. Selbst einzelne untersuchungen, z. b. über das Wandererslied sind eingeflochten. Am wichtigsten scheint der abschnitt über die metrik, welcher sich wesentlich in gegensatz zu der theorie von Sievers stelt und deshalb mit dieser zusammen zu besprechen sein wird. Im einzelnen bemerkt man, dass das manuscript von Ten Brink nicht ganz durchcorrigiert war und hat an einigen stellen nachzubessern. S. 525 z. 5 v. u. ist hinter „ausserordentlich“ etwa „wenig“ einzuschalten; 529 z. 10 v. u. ist anstatt „veranlassung einer tat“ wol „verübung e. t.“ zu lesen.

Die mittelenglische litteratur (1100—1500) hat A. Brandl bearbeitet; eine sehr reiche, übersichtlich geordnete und durchweg ebenso klar als ansprechend dargestelte zusammenfassung. Im einzelnen hatte ref. hier nur zu lernen. Höchstens zu s. 643 möchte er bezweifeln, dass der kampf eines sohnes mit seinem erst später erkanten vater ein altgermanisches motiv sein müsse; dann wäre ja den bekanten irischen und persischen parallelen zum Hildebrandslied ihre selbständigkeit abzusprechen. Auf die zahlreichen sonstigen beziehungen mittelenglischer dichtwerke zu mittelhochdeutschen sei hier nur im algemeinen hingewiesen.

Als anhang zur litteraturgeschichte folgt s. 719—860 „Übersicht über die aus mündlicher überlieferung geschöpften samlungen der volkspoesie.“ Zunächst wird das skandinavische Folklore von J. A. Lundell besprochen, dessen algemeine bemerkun-

gen über den gegenstand ebenso wie seine geschichte dieser studien im norden gewiss sehr wilkommen sein werden. Für das Deutsche und Niederländische hat John Meier wesentlich nur eine bibliographie geboten, welche überdies innerhalb der einzelnen abschnitte besser geordnet sein könte, und vor allem durch hervorhebung des wichtigen und durch weglassung des gleichgiltigen gewinnen würde. Welchen wert hat z. b. auf s. 786 die anführung von Berdellés übersetzung einiger dichtungen über elsässische sage von Stöber, Chamisso usw.? Dass die deutschen forscher sich um das ganze gebiet der forschung die grösten verdienste erworben haben, dass ohne die Grimm, R. Köhler u. a. diesen studien der wissenschaftliche zug wol überhaupt nicht gegeben wäre, erfährt man teils bei Lundell, teils aus Brandls behandlung des englischen Folklore, welche die geschichte dieses vielfach von dilettanten überschätzten wissenschaftszweiges, insbesondere allerdings in England, ebenso lichtvoll als reich an einzelheiten vorführt.

Auf die litteraturgeschichte folgt IX die metrik, ein bekantermassen besonders schwieriger und umstrittener teil der philologie. Werden doch schon die prosodischen grundlagen des versbaus, selbst die betonungsverhältnisse unserer heutigen sprache sehr verschieden aufgefasst. Wenigstens kann ref. mit manchem, was Paul darüber sagt, nicht übereinstimmen. Er behauptet s. 906: „Man betont in pausa *Ahnungen, Gräfinnen, Meininger*.“ Ref. kann weder an sich noch bei anderen eine verschiedene betonung der vorlezten silben finden zwischen „Wir haben verschiedene meinungen“ und „W. h. v. meinungen gehabt.“ Paul fügt dem obigen hinzu „ferner (betont man) austeilung“: gewiss, aber das ist etwas ganz andres: ein wortstamm in composition, der als solcher noch gefühlt wird, darf nicht unbetont bleiben. Daran erinnert mit recht Brücke, dessen ansicht über die betonung der nebensilben in dieser zeitschrift XXIII, 368 angeführt worden ist. Stimmen nun aber die ansichten über die tonverhältnisse unserer zeit nicht überein, ss begreift man um so mehr, wie über die der älteren zeiten, und deren hierdurch bedingten versbau die unsicherheit nicht leicht zu heben ist.

Die altgermanische metrik hat Sievers übernommen und, wie er selbst bemerkt, einen auszug aus seinem gleichzeitig erschienenen buche „Altgermanische metrik“ Halle 1893 geboten. Er bleibt wesentlich bei seinem bekanten fünftypensystem stehn und lehnt die inzwischen gemachten versuche seine grundlage umzugestalten ab. Zu diesen versuchen komt nun auch die darstellung der ags. metrik von Ten Brink im Grundriss II, 1, 515 fgg. Gegen Ten Brink hat ref. nur einzuwenden, dass die annahme von pausen oder zerdehnungen im altgermanischen vers nicht zulässig erscheint: vier silben muss der halbvers enthalten, das geht besonders aus der beobachtung von Horn, PB. 5, 170 anm. hervor. Wären pausen (oder zerdehnungen über das mass einer hebung hinaus) stathaft gewesen, so müsten wol auch dreisilbige oder noch kürzere verse vorkommen. Solche sind aber in der westgermanischen alliterationspoesie ausnahmen, und entweder verdächtig oder aus anderen, bestimten gründen zu erklären. Anders in der altnordischen metrik, die aber gewiss auf einer jüngeren entwickelungsstufe steht. Trent man aber die altnordische metrik ab, so fält der haupteinwand weg, welcher gegen Lachmanns theorie von den vier hebungen des altgermanischen halbverses oder kurzverses erhoben worden ist. Dass unter den vier hebungen des alliterierenden verses gewöhnlich zwei höher betont sind, bemerkte Lachmann selbst: Kl. schr. 415 (wie er auch für Otfrid bemerkte, dass dieser fast in jedem halbverse zwei höher betonte wörter habe, ebd. 457). Sievers will nun diese zwei höher betonten allein als hebungen gelten lassen, wäl

Ten Brink sie besser als haupthebungen von den nebenhebungen unterscheidet. Was Sievers statistisch über die stellung dieser zwei haupthebungen und der zwei nebenhebungen beobachtet hat, behält seinen wert, auch wenn man bei Lachmanns ansicht von den vier hebungen verhart. Ein gesetz geht daraus nicht hervor: denn von den sechs möglichkeiten, die für die stellung der verschiedenen hebungen vorhanden sind, wird nur eine ausgeschlossen, und diese ist schon aus sprachlichen gründen unwahrscheinlich, weil dann ein vers aus zwei unbetonten silben vor zwei betonten bestehn müste. Im übrigen führt die Sieverssche theorie nicht nur zu überkünstlichen versschemen, sondern selbst zu solchen, welche verschiedenen typen angehören können. Das gibt er s. 895 selbst zu und in seinem schon angeführten buche s. 162 befindet er sich auch mit einem metriker, welcher seine theorie völlig angenommen hat, im widerstreit. Dazu komt, was Ten Brink s. 516 bemerkt, dass auch unter den haupthebungen stärkere und schwächere zu unterscheiden sind: denn wenn alts. *helaglico* oder ags. *andswarode* eine kurzzeile ausmachen, so ist eben die erste silbe doch allein eine volle haupthebung. Auch drei haupthebungen wird man zugeben müssen: Heliand 5452 *an helidhelme bihelid*, wo es eine wilkür sein würde, entweder die silbe *helm* oder die silbe (*bi*)*hel*(*id*) herabzudrücken. Sievers nimt ja ebenfals solche dreihebigkeit insbesondere für seine schwellverse an. Ein prosodisches gesetz hat er allerdings seinen beobachtungen entnommen: „Nur beim zusammentreffen zweier sprachlicher tonsilben kann die auf die zweite tonsilbe fallende hebung auch durch eine einfache kürze ◡́ gebildet werden“ (s. 867). Aber auch dies gesetz ist nicht durchzuführen. Wenigstens bemerkt Kauffmann, PB. 12, 349 selbst, dass die wegen des gesetzes vorgezogene lesart des Cott. 2482 *nahor mikilu dages endi nahtes* eine unregelmässige alliteration zeige: diese unregelmässigkeit des hauptstabes ist aber so erheblich, dass sie bei der seltenheit der fälle, in denen das gesetz wirksam sein könte, gegen dieses schwer in die wagschale fält. Sievers selbst gibt zu, dass der altgermanische vers sich aus dem indogermanischen achtsilbler entwickelt habe (s. 870 und Altgerm. metrik s. 172, wo Scherer, Zur gesch. d. dtsch. sprache[2] 633 fgg. wol auch zu nennen gewesen wäre), ja dass der urvers ein taktmässig gegliederter gesangsvers gewesen sei, der nur infolge des übergangs vom gesang zur recitation sich in die rhythmisch wechselnden fünftypenformen umgewandelt habe. Diese annahme einer änderung des vortrags vom gesang zum sprechvortrag ist völlig unbewiesen. Für wahrscheinlich kann man nur ansehn, dass die geistlichen nachahmungen des alten volksepos bei ihrer bestimmung für die schriftliche aufzeichnung sich der strenge der alten verskunst entschlugen und dass die schlimsten versungeheuer in der alliterierenden dichtung ebenso zu erklären sind wie die auswüchse der von Wackernagel sogenanten reimprosa des 11. und 12. jahrhunderts.

Festhalten wird man auch an Lachmanns annahme, dass der vierhebige vers, der sich mit geringen änderungen, hier und da auch mit gewissen freiheiten, durch die althochdeutschen alliterierenden dichtungen und das Hildebrandslied durchführen lässt, derselbe ist wie der reimvers Otfrids und der gleichzeitigen deutschen dichtung. Dass dieser reimvers, dem wir gleich noch in der englischen dichtung begegnen werden, und welcher der germanischen volkspoesie bis auf den heutigen tag in kinderreimen u. ä. verblieben ist, rein aus der einwirkung der lateinischen hymnenpoesie hervorgegangen sein soll, wird sich je länger je mehr als unglaubhaft herausstellen.

Paul allerdings, in seiner Deutschen metrik (898—993) sucht diesen gedanken durchzuführen. Dass Otfrid die deutsche reimpoesie eingeführt habe, meint er

s. 911, werde auch durch seine lateinische vorrede bezeugt, worin er von der form seiner dichtung wie von einer sache, an die man sich erst gewöhnen müsse, gesprochen habe. Allein Otfrids worte: „Die zier dieser sprache (d. h. allerdings: die poetische form unserer sprache) verlangt ... dass die dichter den reim beobachten“, wollen doch wol kein neues gesetz geben; sie meinen vielmehr, der dichter dürfe es mit dem reim nicht leicht nehmen, ebenso wie die leser die synaloephe nicht vernachlässigen sollen. Dass Otfrid sich mit der anwendbarkeit der typen von Sievers an die germanische alliterationspoesie anschliesse, hebt ja Paul besonders hervor. Ja Otfrid stelt sogar alliterierende verse ohne weiteres unter die seinigen, ebenso wie die ahd. alliterierenden denkmäler bekantlich auch reimverse vielfach einmischen. Ebenso hat Otfrid die silbenverschleifung u. a. mit der alliterierenden dichtung gemeinsam.

Die ansichten Lachmanns bleiben wie für den zusammenhang des reimverses mit dem alliterierenden, so auch für den inneren versbau der deutschen dichtung im ganzen unerschüttert. Als einen der hauptsächlichsten streitpunkte bezeichnet Paul § 21 die frage, ob da, wo eine hebung entweder auf eine bildungssilbe oder ein einsilbiges formwort fallen muss, die erste oder die zweite silbe betont wird. Fünf gründe bringt er dafür, dass die bildungssilbe die hebung tragen müsse, meist solche, die schon öfters besprochen worden sind. 1) Die abschwächung der präpositionen *bi* und *in* sowie der artikelformen in der mhd. zusammensetzung *enlant* u. ä. *bi* als präposition in *bi lìbe* sei gewiss nicht anders betont als in *bilìban*. Doch wol: aus jenem ist heute „bei leibe“, aus diesem „bleiben“ geworden. Die abschwächung der präpositionen vor substantiven ist selten und nur in formelhaften verbindungen eingetreten, während die verbalzusammensetzung ausnahmslos schwächung des vokals zu *e* zeigt. 2) Der gebrauch des heutigen volksliedes, den Simrock zuerst angeführt hat. Aber dieser beweist nichts, da unser volkslied nachweisbar tiefgreifende musikalische einflüsse von auswärts erfahren hat. Geht es doch auch weit über das hinaus, was sich mit der Paulschen betonungsweise des mhd. vergleichen liesse: fälle wie „meiném feinsliebchen“, wo *nem* über *feins* gehoben wird, würde diese für die altdeutsche metrik zurückweisen müssen. 3) Bei der betonung *líra jòh fídulà*, meint Paul, müsse *joh* das stärkste gewicht im verse an sich ziehn, während bei *lírà joh fídulà* der stärkste ton auf *li* falle. Ref. hat im gegenteil bei der lezteren betonung das gefühl, dass die zweite silbe ganz ungebührlich hervorgehoben werde; in jedem falle macht er sich anheischig, bei beiden lesungen das *li* am stärksten von allen silben des verses auszusprechen. 4) führt Paul Bartschs regel an, wonach die lezte halbzeile der Nibelungenstrophe antispastisch gebaut sei: aber diese regel war nur teilweise und nur mit wilkürlicher behandlung des textes durchzuführen; auch Otfrid hat genug widerstrebende fälle, und das ganze ist doch nur ein analogon von geringer beweiskraft. 5) Lachmann nehme selbst die bedeutung der flexionssilbe vor einsilbigem formwort in manchen fällen an: gewiss, aber nur wenn der flexionssilbe eine nicht hochtonige silbe vorhergeht. Dann tritt schwebende betonung ein: die hebung wird überhaupt nicht markiert, sondern die zwei silben des fusses mit gleich schwacher betonung ausgesprochen, etwa wie nhd. bei Schiller in dem verse „das furchtbare geschlecht der nacht“ die beiden silben *-e ge-* rasch und tonlos vorübergehn. Vgl. für das nhd. Wackernagel-Martin § 142, 123. Alle fünf gründe sind also nicht stichhaltig, und ihnen gegenüber steht: 1) dass ein einsilbiges formwort zuweilen auch mhd. hebung ohne senkung tragen muss, s. Pauls eigene b
gen s. 927: *in sî'nes vâter lánt*, während eine flexionssilbe das nic

weniger tonkraft besizt; 2) dass Otfrid selbst einzelnen formen des personal-pronomens oder des artikels den accent in solcher stellung gibt: 2, 2, 8 *thiu sálida untar in was*. Nach Paul müste *untàr in* gelesen werden.

Es würde zu weit führen, wolte ref. auch im übrigen Lachmanns gesetze für den alt- und mittelhochdeutschen versbau gegen Pauls angriffe verteidigen. Für die neuhochdeutsche metrik fallen solche differenzen so ziemlich weg. Paul hat den versbau der neueren dichter selbständig durchforscht und seine ergebnisse klar und ansprechend zusammengefasst. Er nent s. 898 als vorarbeiten die betreffenden abschnitte in Kobersteins grundriss, nicht aber Wackernagels litteraturgeschichte. Aus dieser § 120, 11 hätte er immerhin ersehen können, dass die s. 899 angeführte ausgabe von Buchners poetik 1642, die nirgends zu finden ist, wol auch nie vorhanden war.

An die deutsche metrik schliesst sich die englische an, bearbeitet von K. Luick, 994—1020, und von J. Schipper, 1021—1072. Indem ref. den wert dieser arbeiten für die englische philologie andern zu beurteilen überlässt, welche in diesem fache besser bewandert sind, möchte er nur auf zwei punkte hinweisen. Luick knüpft auf s. 997 den englischen reimvers, der im 10. jahrhundert bereits anhebend in Layamons Brut um 1200 ein grösseres werk beherscht, an den alliterierenden vers der gesungenen poesie, der nie ausgestorben sei und durchaus als taktierend zu gelten habe. Das stimt vortreflich zu Lachmanns ansicht vom zusammenhang des hochdeutschen alliterationsverses mit Otfrids reimvers.

Schipper, der über die fremden metra in der englischen poesie handelt, zeigt dass weit mehr als die französischen die lateinischen vorbilder auf die englischen eingewirkt haben: s. 1046. 1056. Wenn das von England gilt, wo doch das französische lange zeit die sprache der herschenden stände war, um wie viel mehr wird man es von vornherein für Deutschland anzunehmen haben, wo die französische lyrik doch nur eine kurze zeit auf die einheimische wirken konte und nur durch wanderungen einzelner sänger hinüber und herüber die vermittelung ihres einflusses statgefunden hat. Von dem verhältnis der mhd. strophenbildung zur mittellateinischen sagt aber Paul nichts.

Die II. abteilung des II. bandes endlich handelt zunächst noch über die sitte, ein schwer abzugrenzendes thema. Die deutsche behandelt A. Schultz s. 253—264, wesentlich mit beschränkung auf die angabe der quellen, aus denen man etwas über den gegenstand erfahren könne. S. 265—286 bespricht Mogk „die behandlung der volkstümlichen sitte der gegenwart“, und gibt eine bibliographie mit einer geschichte dieser studien, welche sich mit den bemerkungen von Lundell und Brandl über Folklore (s. o.) vielfach berührt.

Der XIV. und lezte abschnitt bezieht sich auf die kunst, zunächst auf die bildende, worüber A. Schultz s. 287—303 sehr knapp und ohne anschaulichkeit, die ja ohne abbildungen kaum zu erreichen war, gehandelt hat; sodann s. 304—344 auf die musik. Ihre geschichte in Deutschland hat R. v. Liliencron aus genauer kentnis und mit lichtvoller darstellung vorgeführt; über die musikinstrumente ist s. 313—318 ein aufsatz von O. Fleischer eingeschaltet.

Ein ausführliches register, s. 345—484, beschliesst das ganze werk. Über dieses ein algemeines urteil zu fällen, ist nicht gut möglich, da ja so viele verschiedene autoren in ziemlich verschiedener weise daran gearbeitet haben. Es fehlt sogar nicht an widersprüchen zwischen den angaben der verschiedenen mitarbeiter;

ein übelstand, welchen für künftige auflagen auszugleichen der herausgeber des Grundrisses sich wird angelegen sein lassen. Am meisten werden die grammatischen abschnitte den erwartungen entsprochen haben, am wenigsten i. g. die über die altertümer handelnden. Fehlt doch so gut wie ganz das, was Müllenhoff in seiner Altertumskunde behandelt hat, die geschichte des gesamten volkes und seiner stämme. Aber auch die grammatischen abschnitte lassen erkennen, wie viel noch zu erforschen ist. Wenn uns z. b. für die bildung des schwachen praeteritums ein aorist auf *dôm, dês* als grundlage geboten wird (I, 375), so ist damit noch keine erklärung gegeben; und die möglichkeit anderer ableitungen, wie etwa die von Collitz versuchte aus einer form, welche der griechischen endung *ται* entspräche, kann nicht geleugnet werden. Und wenn, zwar nicht in diesem Grundriss, wol aber in dem der vergleichenden grammatik der indogermanischen sprachen von Brugmann II, 1, 628 angegeben wird, der got. dativ *wulfa* könne auf einen alten instrumental, oder einen ablativ, oder einen dativ, oder einen locativ mit ganz verschiedenen endungen zurückgeführt werden, so sieht jeder, wie weit wir auch jezt noch von dem ziel einer alseitigen und zuverlässigen erkentnis der elemente unserer sprachbildung entfernt sind.

STRASSBURG, 5. OKT. 1893. E. MARTIN.

Beiträge zur stamkunde der deutschen sprache, nebst einer einleitung über die kelt-germanischen sprachen und ihr verhältnis zu allen [!] andern sprachen. Erklärung der perusinischen (tuskischen) inschriften und erläuterung der eugubinischen (umbrischen) tafeln von **Martin May.** Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1893. CXXX, 299 s. 8 m.

Herr Martin May hatte an dem Etymologischen wörterbuche von Kluge mancherlei auszusetzen und schickte diesem seine bemerkungen zu, damit die fehler in einer neuen auflage verbessert werden könten. Unbegreiflicherweise aber wolte sich Kluge nicht belehren lassen. Da sezte herr May sich hin und schrieb selber ein etymologisches wörterbuch, das er bescheiden nur „Beiträge zur stamkunde der deutschen sprache“ betitelt. Die ignoranz Kluges ist nun offenkundig vor aller welt erwiesen. Das hat er davon.

Der hauptzweck des Mayschen werkes ist ausgesprochenermassen der, den beweis zu führen, dass diejenigen wörter unserer sprache, die man bisher als entlehnt ansah, fast durchweg keine lehnwörter, sondern echt germanischen ursprunges sind, sogar auster, bischof, butter, kirche, käse, lilie, pferd, predigen usw. usw. Bei diesem beweise komt die alte gute methode, „welcher die consonanten wenig und die vokale nichts bedeuten“, wider zu ihrem rechte[1]. Umgekehrt werden wörter aus fremden sprachen mit vorliebe aus dem germanischen erklärt: die Osker z. b. haben ihren namen von *Óski,* einer altnord. bezeichnung des Óðinn, erhalten; die Seine (Sequana!) ist die „langsame“ (altn. *seinn*) u. dgl.

Die einleitung enthält die grossartigsten sprachwissenschaftlichen entdeckungen, über die unsere linguisten, denen hier so unvermutet ein helles licht aufgesteckt wird, wo sie bisher im tiefsten dunkel tapten, mund und nase aufsperren werden. Herr May beweist, dass sämtliche sprachen der welt mit einander verwant sind. Die geheimnisse des baskischen und etrurischen sind ihm ein offenes buch: das erste ist

1) Ein beispiel instar omnium: auster hat im anlaut ein h verloren und ist daher — res als haus-tier, d. h. ein tier, das in einem hause lebt.

eine „keltgermanische“ mundart, das zweite ist im grunde mit dem lateinischen identisch und ebenfals „keltgermanisch“. Kein zweifel, von dem buche des herrn May datiert eine neue epoche der sprachwissenschaft.

Auch sonst finden sich in der einleitung ganz neue und verblüffende aufschlüsse. Auf s. VI behauptet der verfasser, dass im norden bis zum anfange des 15. jahrhunderts zum schreiben ausschliesslich die altgermanischen runen verwant wurden. Die vielen hundert mit lateinischen buchstaben geschriebenen altnord. codices des 13. und 14. jahrhunderts, die wir bisher in unserem blinden köhlerglauben für echt ansahen, sind mithin sämtlich falsificate. Ob sie nicht alle von Árni Magnússon und seinen helfershelfern gefälscht worden sind?

Bekehrt euch von euren irtümern, ihr gelehrten: *ὧδε ἡ σοφία ἐστίν.*

KIEL, 24. SEPT. 1893. HUGO GERING.

Probe eines nordostharzischen idiotikons. Von **Eduard Damköhler.** Wissenschaftliche beilage zum osterprogramm des gymnasiums zu Blankenburg am Harz. 1893. 30 s. 4.

Der als eifriger forscher auf dem gebiete der mundarten des niederdeutschen Harzes bekante verfasser bietet in dieser schulschrift eine probe des wortschatzes der in seinem heimatdorfe Kattenstedt (Katzenstelle? s. *kattenstede* im Mnd. Wb. II, 435) und den umliegenden ortschaften gesprochenen mundart, den buchstaben A umfassend. Sie erweckt noch dadurch ein besonderes interesse, dass der verfasser alle ihm bekant gewordenen redensarten, sprichwörter und reime unter dem stichworte aufgenommen hat. Obgleich ich als geborener Quedlinburger das in betracht kommende sprachgebiet mehrmals durchwandert habe, so habe ich dazu doch nur weniges zu ergänzen. So vermisse ich unter *ander* die redensart: *dat is en ander kôrn* (gewöhnlich mit dem zusatze: *seggt Mêlhorn*) = „das ist ganz etwas anderes“. Hat der verfasser sie vielleicht unter *kôrn* eingereiht? Unter *aschgrau* vermisse ich die redensart: *dat geit int aschgraue* = „das ist schier unglaublich“. Unter *arfschlettel* wünschte ich eine bemerkung, ob noch irgendwelcher mit dem erbschlüssel verbundener aberglaube im Nordostharze lebendig ist.

Sonst habe ich nur noch folgendes zu bemerken: *âlischen* halte ich nicht für eine mundartliche form von *Alice,* da dieser name überhaupt nicht volkstümlich ist, sondern für eine zusammenziehung aus *Anne Lîschen.* Unter *ânvorwanter* fragt der verfasser, ob hiermit nur blutsverwante gemeint seien. Nach meiner erfahrung pflegt man damit gewöhnlich gerade die entfernteren verwanten zu bezeichnen, fast im gegensatz zu den *ânjehêrijen,* den blutsverwanten. Unter *awrônswartle,* deren wissenschaftlichen namen Damköhler nicht feststellen konte, vermute ich trotz der auffälligen betonung auf dem *ô* (in Quedlinburg legt man den ton auf die erste silbe) eine der arten von *arum* L. (aron, aronswurz, aronstab, zehrwurz), zu denen auch der früher officinelle *Arum maculatum vulgare* (gefleckter deutscher ingwer) gehört.

Möchte der verfasser recht bald die schwierigkeiten überwinden, welche der vollendung und veröffentlichung des ganzen werkes entgegenstehen.

NORTHEIM, OSTERN 1893. R. SPRENGER.

Jansen Enikels werke. Herausgegeben von **Philipp Strauch.** I. abteilung: Die weltchronik. (Deutsche chroniken und andere geschichtsbücher des mittelalters, herausgeg. von der geselschaft für ältere deutsche geschichtskunde III, 1.) Hannover, Hahn. 1891. VIII und 596 s. 4. 20 m.

Ottokars Österreichische reimchronik. Nach den abschriften Franz Lichtensteins herausgegeben von **Joseph Seemüller.** I. und II. halbband. (Deutsche chroniken V, 1 und 2.) Hannover, Hahn. 1890 und 1893.

Die Monumenta Germaniae haben in den lezten jahren mehrere umfangreiche publikationen gebracht, bei denen die deutsche philologie aufs lebhafteste interessiert ist nicht minder wegen der philologischen arbeitsleistung, die an sie gewant ist, als wegen ihres inhalts. Zwei dieser denkmäler stammen aus Österreich. Sie sind nur durch ein menschenalter von einander geschieden; aber sie kontrastieren noch schärfer, als die verfasser schon durch ihre soziale stellung getrent waren. Jansen Enikel, der kürschnermeister, so kann man sich die dürftigen andeutungen ausmalen (vgl. Ztschr. f. d. a. 28, 38 fg.), zog sich im alter zurück zu den schottischen brüdern, liess sich aus lateinischen büchern von ihnen erzählen und verzierte seine erneuerung der alten kaiserchronik mit neuen fabeln. Ottokar, der Lichtensteiner, schrieb für seine gräflichen herren auf grund einer weitläufigen quellensamlung wirkliche geschichte. Doch ist die durchführung dieses vergleiches aufzuschieben bis die neuausgabe von Enikels Fürstenbuch erschienen sein wird.

I. Den text von Enikels Weltchronik herzustellen war mit besonderen schwierigkeiten verbunden. Es muste in einige 30 handschriften ordnung gebracht werden, welche nicht nur in einzelnen lesarten, auslassungen usw. von einander abweichen, sondern zum teil mit andern chroniken vermengt sind. Einige handschriften der zweiten art wurden ganz ausgeschieden; bei einer andern gruppe aber, 13. 14. 15. 16, welche sonst einen brauchbaren text bietet, wird eine solche vermischung und zwar mit der sog. Christherrechronik im variantenapparat zur darstellung gebracht. (Vgl. Lesarten zu 2780. 2804. 3032. 3036. 9047. 9134.) Diese vermischung erstreckt sich bis zur geschichte Sauls. So war es schon schwierig nur den umriss des originals zu zeichnen. Dafür war in erster linie wesentlich die erkentnis, dass zwei hss. 1 und 2, von denen die eine volständig ist, die andre etwa vier fünftel des textes enthält, zusammen vertreter einer besonderen klasse (**A**) gegenüber der gesamtheit der übrigen (**B**) sind. Aber auch so ist die ausscheidung bis zur volkommensten genauigkeit nicht möglich gewesen. **B** bietet eine reihe von plusversen, meist einzelnen reimparen, selten von längeren partien. In diesen lezten zeigt sich deutlich die absicht, schilderungen im stile der ritterromane zu geben, was sie schon als interpolationen charakterisiert, z. b. nach 16016 und 16020. Dort ist aber zugleich der text von **A** so schwierig, dass der herausgeber sich vor die frage gestelt sieht, entweder die lesart von **A** als aus einer längeren darstellung zusammengezogen anzusehen oder eine lücke anzunehmen. Immerhin war es überall möglich, das fremde auszuscheiden, nicht aber einen völlig zusammenhängenden text herzustellen. Denn, das ist die zweite schwierigkeit, der archetypus zu **A** und **B** hatte lücken, wenn auch meist wenige verse, und hatte auch fehler (vgl. z. b. lesarten zu 14003. 14007. 15902). Aber dem gegenüber erhebt sich etwas neues, und das ist das dritte: wahrscheinlich stammen eine ganze menge schreib- und denkfehler von Enikel selber. Das gebietet eigentlich der kritik schon halt. Und doch möchte man fragen, ob der herausgeber in solchen fällen nicht vielfach alzu zurückhaltend gewesen ist. Die drei eier, an denen Virgil die stadt Neapel aufhängt (24148), während im verse

drauf gleich nur von einem die rede ist, und das *iemerlich* für *iemer* (3948) sind höchst wahrscheinlich vom verfasser so geschrieben, aber doch nur aus flüchtigkeit, gegen seinen willen. Ich glaube auch, dass der zweck der ausgabe dazu berechtigte, den autor selber zu korrigieren. Die chroniken werden doch gedruckt, um des inhalts wegen gelesen zu werden. Deshalb müste im texte alles vermieden werden, was den leser zwingt, an der arbeit teilzunehmen, welche die textherstellung gekostet hat. Das ist etwas anderes als die berechtigte forderung, dass er überall in der lage sein muss, nachzuprüfen, wenn er will. Dafür scheint mir aber die äussere einrichtung der D. Chr. alzu ängstlich sorge zu tragen, welche jedes wort, zu dem eine variante im apparat zu finden ist, mit einem buchstabenexponenten versieht. Das erleichtert ausserordentlich die rekonstruktion des textes der einzelnen handschriften. Wer aber wird zu diesem zwecke die D. Chr. in die hand nehmen? Die lektüre des textes wird aber sehr dadurch gestört, beim Enikel besonders wegen der weitschichtigen überlieferung. In dieser beziehung ist auch hier der vorwurf des historikers Lorenz berechtigt (Deutschlands geschichtsquellen[3] II, s. V); er trift aber nicht den herausgeber.

Jemehr man aber von dem inhalt der weltchronik kennen lernt, umsomehr muss man dem herausgeber darin recht geben, dass er derlei fehler des archetypus dem autor selber zuschreibt; und um so deutlicher zeigt es sich (ohne dass man ihm darum böse wird), mit welcher hemdsärmeligen gemütlichkeit Jansen Enikel zu werke gegangen ist. Es sind sehr viele dinge, auf die es ihm nicht so genau ankomt, wie z. b. dass die gattin des Priamus eine ganze zeit lang Thetis genant wird anstatt Ekuba (15971 fgg.); dass vor Nero vom pabste Leo erzählt wird; woher bei der erzählung von Neros ende auf einmal die feindlichen Römer kommen (23331 fgg.) usw. Grade an der lezten unverständlichen stelle ist es unmöglich, die überlieferung dafür verantwortlich zu machen. Am wenigsten sorge macht es ihm, wenn der reim fehlt; unbekümmert verwendet er formelhafte verse in unpassendster weise (9449. 25512. 28136), vertauscht praeteritum und praesens (s. 188 anm. 1; s. 236 anm. 1; s. 327 anm. 2), schreckt auch vor barem unsinn nicht zurück (*kemenâte : drâte* 17125 : 17126, vgl. die anm.).

Diese schwierigkeiten waren also zu überwinden, ehe der text zu stande kommen konte. Die stellen der zulezt bezeichneten art haben der kritik besondere arbeit gegeben und sie nicht selten zum verzicht auf endgültige entscheidung genötigt. Sie geben schon recht viel stoff für die begleitenden anmerkungen. Deren bedeutendere aufgabe ist es aber gewesen, von stelle zu stelle über das verhältnis Enikels zu seinen sichern, unbestimten und — nicht vorhandenen quellen aufzuklären. Der eindruck, den die persönlichkeit des erzählers macht, ist auch hierbei der schon oben bezeichnete. Er geht mit seinen quellen sehr bequem um; mit den namen besonders nimt er es nicht genau, und gerne erlaubt er seiner phantasie sich an eigener erfindung zu erfreuen. (Vgl. s. 63 anm. 3; s. 72 anm. 1; s. 215 anm. 1; s. 295 anm. 2; s. 315 anm. 1; s. 390 anm. 3.) Man schelte das nicht als nachlässigkeit! Grade dieser unbefangenen art verdanken die besten teile seines buches, die behaglich ausgesponnenen, novellenartigen erzählungen, ihren eigenen, noch nicht erstorbenen reiz. Dieser liegt nicht bloss in der natürlichkeit und einfalt. Er hat ganz eigene töne. Die rührung weiss er bis zum eindruck der wahrheit rein zu treffen (bei Isaaks opferung, 3753—3844. Anm. 4 s. 74). Bei Helenas entführung wird das tragische moment sehr geschickt hervorgehoben: sie weiss ihr unrecht gegen ihren mann, sie hat angst vor der tat, und kann doch nicht anders, 14017—14370. Ebenso die

meldung von Absalons tod an David: längere, unbestimte sätze bereiten vor, dann schliesst es überraschend: *dîn sun Absalon ist tôt* 11658—11672. Köstlich ist Deidamias mädchenwunsch: *Zahei; und sold ich sîn ein man, sô wold ich wunders vil begân: ich wolde varn in fremdiu lant und wolt dâ sîn ein wigant* 14757 fg.

Nicht alles, wofür keine quelle nachweisbar ist, darf deshalb ohne weiteres für erfindung Enikels ausgegeben werden. (Vgl. besonders s. 120 anm. 5 und s. 255 anm. 4.) Die entscheidung ist im einzelfalle nur annäherd möglich, weil Enikel einen bedeutenden teil seines stoffes, den er nicht bei Honorius Augustodunensis und in der Kaiserchronik (seinen direkten quellen) fand, indirekt durch gewährsleute, die *meister* oder *pfaffen*, erhielt. (S. 360 anm. 2, s. 178 anm. 2. V. 3395, 9372, 18362.) Was für eine freisliche phantasie diese leute haben entfalten können, das zeigt das beispiel des einzigen gewährmannes, der mit namen genant wird, des pfarrers Friedrich von Wonawitz in Beheim (s. 169 anm. 1). Von solchen gewährsmännern mögen auch die lesefehler *Frictonius* für *Erictonius*, *Teulucus* für *Seleucus* stammen. In der summe der beispiele ist aber die freierfindende tätigkeit Enikels ausser zweifel gestelt. So geben auch die quellenbelege und angeknüpften erörterungen das wesentliche einer charakteristik des schriftstellers Enikel. Die bekante eigenart des inhalts der weltchronik liess aber erwarten, dass diese nachweise, von kundiger hand gegeben, noch mehr enthalten müsten. Und so sind auch die anmerkungen zu einer bibliographischen fundgrube geworden für jeden, der sich mit der geschichte jener erzählungsstoffe beschäftigen will, die aus dem altertum stammend in der klosterwelt sich zu einem bestimten sagenkörper entwickelten, der dem mittelalter als positives wissen galt. Man braucht anzufassen, wo man will, um nicht nur auskunft, sondern auch lebhafteste anregung zu gewinnen beim einblick in diese phantastische, aber doch sinvolle welt, welche den bildungstrieb einer zeit fast ausfülte, die, glücklich genug, die wahrheit nur schäzte, wenn sie unterhaltend oder lehrreich war, und beim unterhaltenden oder lehrreichen nicht fragte, ob es auch wirklich einmal so gewesen sei.

Über die grundsätze, nach denen die schreibung geregelt ist, wird erst der herausgeber in der mit der Fürstenchronik zusammen zu erwartenden einleitung gehört werden müssen. Über einen punkt aber kann wol schon jezt ein urteil abgegeben werden. In der überlieferung ist das auslautende *e* nach natur- oder positionslanger silbe immer apokopiert; so hat auch Enikel gesprochen und geschrieben. Der herausgeber hat nun, wie man sich leicht überzeugen kann, dieses *e* gegen die überlieferung überall da hinzugesezt, wo der vers nur drei hebungen hat. Aber die dreihebigen verse mit stumpfem ausgange sind bei Ottokar anerkant und finden sich auch anderswo, auch in dem vorliegenden texte mit apokopierten formen, meist wo der reim diese verlangte, z. b. *swelich engel nû bî mir belîb, der traht daz ich vertrîb* v. 211 : 212, *do west got der rîch die rede gemelîch* v. 247 : 248, *lieber her, dû solt mir die arc geben schier* v. 11109 : 10, *von sînem leben schier. er sprach: gewinnet mir* 11211.

Mehrere stellen weisen auf eine kentnis des Strickers hin; eine ganze folge von versen ist wörtlich übernommen (17687—17698. Vgl. s. 3 anm. 4, s. 280 anm. 1, s. 518 anm. 4). Darum darf auch noch bei andern stellen auf den Stricker verwiesen werden; die erzählung von der verstossenen und heimlich wider zugeführten gemahlin des Cyrus hat grosse ähnlichkeit mit der geschichte vom *Bloch* (Wchr. 18475—18520).

Zu dem fortleben der meerfahrt Alexanders (v. 19313—19440) in der Faustsage (s. 368 anm. 1) ist ein merkwürdiger beleg aus Schleswig bei Müllenhoff

zu finden (Sagen der herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg s. 320 nr. 432): dr. Faust soll einst den Niss in seinen diensten gehabt haben und mit ihm in einem gläsernen kasten über die see und auf dem grunde gefahren sein, um die untiefen kennen zu lernen. Am eingange zum Flensburger hafen sei er beinah festgerant, aber dr. Faust habe dem Niss zugerufen: *Holl Niss!* Und daher habe die landzunge Holnis ihren namen. — Die lokalisierung ist natürlich eine gelehrte erfindung; es wäre aber zu wissen wert, wie diese überlieferung bis nach Schleswig hinauf gekommen ist.

Den anmerkungen kann der vorwurf ganz gewiss nicht gemacht werden, dass sie einseitig philologischen interessen dienen. Denn auch der historiker kann an der Weltchronik nur das studieren, wozu jene anleiten, nämlich bildungsgeschichte des mittelalters.

II. Nicht minder hat der herausgeber der Steirischen chronik den zweck seiner arbeit immer vor augen gehabt. Die andre art des inhalts erforderte nur eine andre art der behandlung. Ottokars buch ist eine bedeutsame quelle der politischen geschichte des 13. jahrhunderts. Darum muste ihre glaubwürdigkeit an ihren nachweisbaren quellen geprüft werden. Diese werden in den anmerkungen unter dem text kurz notiert und in der mit dem zweiten halbbande zusammen kürzlich erschienenen einleitung nach allen richtungen einer umfassenden, vorbildlich lehrreichen untersuchung unterzogen. Ruhig wird der beängstigend massenhafte stoff angefasst, gesichtet und abgewogen. Das resultat ist, dass ein einseitiges lobendes oder abweisendes urteil über die glaubwürdigkeit nicht bestehen kann; sondern dass die beurteilung sich von fall zu fall den verschiedenartigsten verhältnissen anpassen muss. Führer war dem philologen auf diesen wegen der historiker Busson. In dessen an verschiedenen orten veröffentlichten „Beiträgen zur kritik der steyrischen reimchronik und zur reichsgeschichte im 13. und 14. jahrhundert", wird an zwei beispielen, der geschichte vom falschen Friedrich und der von der wahl Adolfs von Nassau (Wiener sitzungsberichte 111, 381 fgg. und 114, 9 fgg.) besonders gezeigt, dass grade da, wo die darstellung Ottokars auf mündlicher überlieferung zu beruhen scheint (vgl. Lorenz, Geschichtsquellen[3] I, 247), schriftliche quellen benuzt sind, und dass da, wo zuverlässige berichte anscheinend zu grunde liegen, die darstellung gröstenteils tendenziös erfunden ist. Diese untersuchung hat der herausgeber auf den ganzen umfang der reimchronik ausgedehnt. Von den algemeinen resultaten (die besonderen haben für die frage der glaubwürdigkeit in erster linie bedeutung) interessiert uns besonders eines, welches von Busson bereits angedeutet worden ist, durch die ausführlichere untersuchung des herausgebers aber ganz bedeutend an wahrscheinlichkeit gewonnen hat, nämlich: die quellen sind nach excerpten benuzt, diese excerpte hat aber Ottokar nicht anfertigen können, sondern sie sind ihm zur verarbeitung geliefert und zwar wie es scheint durch seine gönner, die grafen von Lichtenstein. Dagegen sind mündliche quellen wenig benuzt und noch weniger beruht auf eigener anschauung. Ein *ich hôrte* des verfassers beweist dabei an sich eben so wenig, wie ein *ich — sach* (s. LXVII—LXXIII; XCV—XCVII). Die eigene anschauung beschränkt sich auf seine engere heimat Steiermark, Kärnthen und Östreich.

War Ottokar in der auswahl seines stoffes gebunden, so ist seine bearbeitung eine nicht unbedeutende leistung. Seine darstellung ist grade da am besten, wo er fast ohne quellen arbeitet; man sehe sich nur die vorgeschichte der wahl Adolfs von Nassau an! Der eigenen tätigkeit Ottokars hat der herausgeber eingehende erörterungen gewidmet. Die komposition, wie sie die inhaltsübersicht (s. 1417 fgg.) anschau-

lich macht, gibt ein recht buntes bild. Österreichisch-steiersche lokalgeschichte und algemeine deutsche reichsgeschichte wechseln ab, unterbrochen durch die selbständige geschichte vom falle Accons. Dabei leitet im algemeinen das annalistische princip, welches aber von dem geographischen gekreuzt wird (s. LI—LII). Aber es wird der beginn des pragmatismus gemacht, und vor allem ist immer anzuerkennen, dass Ottokar überhaupt diesen umfänglichen stoff im gedächtnis beherscht, ordnet und kunstvoll darstelt. Die widersprüche sind daneben unwesentlich (s. XLIX). Weil also Ottokar als schriftsteller eine grosse bedeutung hat, muss das schärfste gegenteilige urteil, das über ihn ergangen ist, hier besprochen werden. Mit bezug auf die vielen Iweinreminiscenzen sagt Emil Henrici, Ztschr. f. d. a. 30, 196: „Die bedeutung der chronik als geschichtswerk sinkt dadurch erheblich, der dichterische aber schwindet völlig.“ Dass solche erinnerungen und entlehnungen sich nicht auf den Iwein beschränken, sondern sich weiter über die litteratur, besonders auch Wolframs werke ausdehnen, scheint dies verdikt nur zu verstärken. Dessen erster teil wird aber von Seemüller treffend widerlegt (s. CXVII); den zweiten zu besprechen verlohnt sich nicht minder.

Man tut dem Ottokar sehr unrecht, wenn man ihn als „dichter“ bezeichnet und demgemäss an ihn die anforderungen stelt, eigenartig, schöpferisch in der sprache zu sein. Seine aufgabe war, das ihm gegebene material in deutscher sprache „standesgemäss“ darzustellen. Das konte aber nicht anders als in reimparversen geschehen; denn eine andere gebildete und geschriebene erzählungsform fand er nicht vor. Wenn er nicht eine erzählende prosa erst schaffen wolte, dann muste er in versen reden; es gab für seinen zweck nichts anderes. In der natur jeder metrischen form liegt es, dass alles darin ausgedrückte sich leichter dem gedächtnis einprägt; darum sind überall die wörtlichen anklänge in der erzählenden mhd. litteratur so zahlreich. Damit wäre Ottokar immerhin nur entschuldigt. Um ihm völlig gerecht zu werden, müssen wir aber seine absicht zu erkennen suchen. Diese ist offenbar gewesen, formell etwas den mustern der epischen dichtung, welche, wie gesagt, seine einzig möglichen vorlagen waren, ähnliches zu bringen. Was an der erwähnten stelle ihm als trägheit, gewissermassen als ein moralisches vergehen ausgelegt wird, das ist grade gegenstand seines eifers, seines besonderen bemühens gewesen. Dann bleibt es ein geschmacksurteil, ob er darin zu weit gegangen ist; man muss aber dabei immer sich in die zeit und die aufgabe des schriftstellers hineinversetzen. Und wenn man das alles in betracht zieht, so muss man dem schriftsteller Ottokar einen bedeutsamen platz in unserer litteraturgeschichte anweisen. Als blosse lektüre, ohne alle gelehrten nebengedanken, ist er, stückweise genossen, interessanter als die übrige erzählende litteratur fingierten inhalts, die meisterwerke (aber nur die ersten) natürlich ausgenommen.

Ottokars bestreben, den anforderungen der gebildeten geselschaft entsprechend zu schreiben, macht sich in höchst eigentümlicher weise in seiner s p r a c h e bemerkbar. Im algemeinen hat der archetypus der überlieferung, wie auch wol das original den steirischen dialekt gezeigt. Dem entspricht der eigentümliche vokalismus vieler reime. Denen gegenüber stehen aber reime, welche gegen diesen vokalismus (die diphthongierung) sind (*î* : *i*). Und diese reime sind nicht litterarisch übernommen, weil sie genau genommen unrein sind, sondern haben einen realen grund. Dieser lässt sich so formulieren, dass Ottokar die nicht diphthongierte aussprache des *î* für besser gehalten hat, wenn er auch selber kaum so gesprochen hat. Dies ist noch weit davon entfernt, die existenz einer mit bewustsein im gegensatz zum eigenen

dialekt gesprochenen hochsprache zu beweisen. Eher wäre es möglich an eine tradition beim vortrag der höfischen romane zu denken. Ausserdem komt noch in betracht, dass zur zeit Ottokars die breite aussprache der vokale noch beschränkt war und eine leicht kentliche eigentümlichkeit der südöstlichen mundarten gegenüber der gesamtheit der übrigen darstelte. So kann man sich vorstellen, dass in dieser einen beziehung man seine aussprache zu korrigieren bemühte.

Ist der grosse umfang eines werkes auch kein vorzug an sich, so ist doch auch das anzuerkennen, dass kraft und eifer des verfassers gleichmässig ausgedauert hat. Vier bände umfasste, so scheint es, das an die 100000 verse zählende werk. Diese vier bände haben in der überlieferung eine verschiedene geschichte gehabt, und so ist ein anhalt gefunden, trotz des übermässigen umfanges die handschriftliche überlieferung zu ordnen. Wegen dieser eigentümlichkeit hat die betreffende darstellung des herausgebers ein weitergehendes interesse.

Sehr lehrreich ist auch die im vorwort berichtete vorgeschichte der ausgabe.

Beide ausgaben, der Weltchronik Enikels und des geschichtsbuches Ottokars, geben der historischen forschung denkmäler deutscher geschichte zu fruchtbarer benutzung zubereitet in die hand. Freilich erscheint der ertrag, den diese, in engerem sinne gefasst, daraus entnehmen kann, der aufgewanten arbeit gegenüber zu gering. Ihren lohn aber findet diese arbeit in dem gewinn, welcher der deutschen philologie, und so auch im weiteren sinne der deutschen geschichte, aus ihr erwächst.

ALTONA, IM SEPTEMBER 1893. G. ROSENHAGEN.

Zur überlieferung und kritik der Frauenehre des Strickers. Von **Hans Lambel.** Abdruck aus „Symbolae Pragenses“. Prag, Tempsky. 1893. 17 s.

Die vierfache überlieferung der „Frauenehre“, deren zerstückte publikation wunderlich die erkentnis des einfachen sachverhalts verzögert hat, wird in dieser abhandlung geordnet. Zunächst ist nachgewiesen, dass die von Kummer, Ztschr. f. d. a. 25, 290—301 aus der Ambraser hdschr. **D**, mitgeteilte fortsetzung sich auch in den beiden von Pfeiffer, Ztschr. f. d. a. 7, 478—521, verwanten hss. **B** (Heidelberger nr. 341) und **C** (Koloszaer) findet, und als erster gewinn werden die abweichenden lesarten der beiden für das plus-stück in **D** mitgeteilt. Die weitere vergleichung der zusammengehenden überlieferung **BC** mit **D** wird durch eine lehrreiche inhaltsanalyse des gedichtes vorbereitet, und der wesentliche erfolg ist dann die erkentnis, dass die nicht unbedeutende zahl der überschüssigen verse in **D** als echt anzusehen sind, dass auch die 12 verse, die **BC** am schlusse mehr haben, echt sind, und dass wahrscheinlich auch so die überlieferung noch unvolständig ist, wenn auch nicht um sehr viel. Dem herzustellenden texte sind also beide überlieferungen, sorgfältig gegeneinander abgewogen, zu grunde zu legen. Dann bleibt nicht viel für die emendation übrig (s. 16/97). Zu solchen stellen gehört aber auch v. 445 *hât : gesat*, nicht wegen des *gesat* (Amis 975), sondern wegen der quantitätsdifferenz, welche beim Stricker sonst ohne beispiel ist. Es komt dazu noch eine unregelmässigkeit im folgenden verse in **BC**. Möglicherweise sind dazwischen zwei verse ausgefallen, was für das original ganz passend, zwei aufeinander folgende reimpare ergäbe, die nur durch die quantität geschieden wären. Oder wäre dieser reim die folge einer in späteren jahren, in denen das gedicht doch entstanden ist, erfolgten anpassung an österreichischen gebrauch? Das passt aber nicht gut zu dem *gesat*, das dabei steht.

Das verhältnis dieser volständigeren überlieferung zu dem zuerst publizierten bruchstücke A (Wiener hs. 2705; Ztschr. f. d. a. 7, 106—108), richtiger zu den beiden bruchstücken (s. 1/82), hat der verfasser dahin bestimt, dass diese versreihen, welche auch ausserhalb des zusammenhanges verständlich sind, aus dem ganzen als erbauliche betrachtungen herausgehoben sind und nicht umgekehrt A den kern darstelt, an den später die erweiterungen herangewachsen wären, wie einst Wackernagel vorgeschlagen hat (s. 6/87 und anm. 2).

Nicht nur durch die einzeluntersuchung, sondern noch mehr durch den nachweis der wolüberlegten anordnung des gedichtes und durch die verwendung der analyse für die kritik hat die kleine schrift die ausgabe der kleinen gedichte des Strickers, die hoffentlich bald einmal unternommen wird, über den umfang der „Frauenehre“ hinaus vorbereitet.

ALTONA, AUGUST 1893. G. ROSENHAGEN.

Deutsche grammatik (gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch) von **W. Wilmanns.** Strassburg, Trübner. 1893. 1. abteilung: lautlehre. XIX und 332 s. 6,50 m.

Weit zurück muss man gehen, um an einen ähnlichen versuch anknüpfen zu können, an eine wissenschaftliche deutsche grammatik, eine grammatik also, die den ganzen zeitraum unserer sprachentwicklung nach allen seiten umspante. Die forschung, die auf grammatischem gebiete sonst so lebhaft tätig ist, schien gerade im jetzigen augenblick einer solchen zusammenfassenden darstellung wenig zuzuneigen, und darstellungen wie Braunes musterhafte althochdeutsche grammatik standen mehr wie bollwerke inmitten der brandung als wie eine brücke, die von sprachperiode zu sprachperiode trägt. Indess wie einerseits neben der vertiefung in einzelprobleme überall wider das bestreben zu ehren komt, die zersplitterten einzelheiten unter grossen gesichtspunkten zusammenzufassen, so macht sich auch das bedürfnis, schlechthin die notwendigkeit, geltend; denn von der forschung wollen auch solche nutzen ziehen, die den forschern selbst nicht bis ins einzelne folgen können.

Aus der erkentnis dieser bedürfnisse entsprang bei dem verfasser die anregung zu seinem unternehmen. Praktische gründe waren es, die ihn überhaupt zwangen, an die deutsche grammatik immer wider heranzutreten und sich durch die einzelforschungen hindurch den weg zu einem überblick zu bahnen. Und wider waren es praktische gründe, die ihn über die ältere sprache hinaus in die neuere sprachentwicklung hineinwiesen, für die die gegenwart in erster linie belehrung und erklärung wünscht, indess die forscher umgekehrt aus ihr die mittel schöpfen, um die vergangenheit aufzuhellen. Von aussen kam auch die anforderung an Wilmanns, seine deutsche schulgrammatik zu schreiben, deren 8 auflagen deutlich kund tun, wie gross die lücke war, in die sie getreten, und die von selbst den gedanken nahe brachte, für die schulmässige darstellung nun auch den wissenschaftlichen untergrund bloss zu legen. So war der verfasser nicht eigentlich aus innerem drange an seine aufgabe getreten. Er bezeichnet sich selbst in der vorrede, die er der nun abgeschlossenen 1. abteilung mit auf den weg gibt, als einen, der an der eigentlichen forschung nicht beteiligt ist, der ihr ferner steht; aber dieses fernerstehen gab dem beobachter und darsteller von vornherein einen günstigen standpunkt. Er ist nirgends umstrickt von dem kleinkram der einzelforschung, er zielt überall auf den vorstechenden zug und so gelingt es ihm meist, das anscheinende wirsal zum anschau-

lichen bilde abzurunden. Die sprachgesetze, ihre wirkungen und hemmungen verfolgt er nicht in die entlegenen schlupfwinkel der sprache, sondern rückt sie in das volle licht, in erster linie in die wirksame beleuchtung der parallelen. Hier treten bestimte neigungen unserer sprache überhaupt und einzelner zeiträume im besondern kräftig hervor, so dass manchmal die zusammenfassende darstellung in die aufgaben der forschung übergreift, die sie mit neuen anregungen befruchtet. Die klarheit der gedankenfolge, der scharfe durchdringende blick des kritikers, der dem verfasser manche früheren arbeiten fast gefährdete, hier komt er ihm bestens zu statten. Dazu tritt eine besondere beanlagung für das praktische, die schon durch die wahl der beispiele den leser zu fesseln weiss und sich auch in der verteilung des stoffes zwischen text und anmerkungen äussert. Manche kapitel lesen sich bewundernswert leicht und fasslich, in anderen freilich war es nicht gut möglich, die schwere der anforderungen zu mildern, die der stoff an den leser stelt.

So lagen besondere schwierigkeiten für den abschnitt (s. 223 fgg.) vor, der es unternimt, die germanischen auslautgesetze von indogermanischer grundlage abzulösen. Andererseits muste die darstellung der neuhochdeutschen verhältnisse von vornherein glattere rechnung versprechen, wenn auch der mangel an vorarbeiten gerade hier lücken auf der einen, unverhältnismässige fülle auf der anderen seite zur folge hatte. Dagegen glückte es dem verfasser, für die einzelnen entwickelungsprocesse zeiträume abzugrenzen, die durch sie vorwiegend charakterisiert werden, und neben der schriftsprache die mundarten insofern zur geltung zu bringen, als mundartliche neubildungen an einzelnen lehnworten der schriftsprache klar gelegt werden konten.

Die metrischen forschungen des verfassers haben ihn auch besonders dazu befähigt, diejenigen kapitel, in denen die quantität und der accent irgendwie mitsprechen, durch eigene zutaten und neue anregungen zu würzen. So wird s. 230 gelegelegentlich der bindung langer und kurzer vokale im reime eindringlich nicht bloss die dehnung der kürzen, sondern auch die mögliche kürzung einiger längen hervorgehoben. Die ergebnisse der Waltherstudien liefern s. 255 fgg. wilkommenes detail; die synaloephe wird s. 303, accent und metrik s. 323 fgg., accent und syntax s. 317 in neue beleuchtung gerückt, die apokope und synkope mit sorgfalt für alle wortklassen besonders durchgeprüft, vgl. s. 261 fgg. 264 fgg. 266 fgg. 273 fgg.

Auch für die schreibung fält nicht bloss das interesse ab, das schon des verfassers schriften zur orthographie vermuten lassen, sondern die graphische überlieferung wird mit besonderer vorliebe an den ergebnissen der phonetik gemessen und umgekehrt. Dass der interessante aufsatz von Kauffmann über althochd. orthographie (Germania XXXVII, s. 243 fgg.) hier keine erwähnung mehr fand, beruht bei der emsigkeit, mit der Wilmanns die neueste litteratur zusammentrug, wol nur auf chronologischen momenten (vgl. vorrede s. VI).

An einzelheiten folge eine bescheidene nachlese. Zu s. 29: Ansätze zur affricierung des „k" sind auch im bair. gebirge wahrzunehmen (vgl. jezt Zs. f. d. a. XXXVI, s. 77). S. 103 vgl. noch das bairische „Melber". S. 134: das *ab* für *aber* führt doch den löwenanteil seiner existenz in den conjecturen, die älteren metrischen theorien entsprossten. In § 181 und 182 hätte zur erklärung der ausnahmen von der sogenanten brechung wol auch der inlautende konsonant herangezogen werden können. § 194 waren *armiu* und *halbiu* nicht die richtigen belege für die unfähigkeit des flexivischen *iu*, umlaut zu erzeugen, da nach 193 gerade die *r*- und *l*-verbindungen den umlaut hemmen. In § 197 scheint mir die darstellung zersplittert, die phonetischen und orthographischen faktoren, die sich hier stetig durchkreuzen, hätten auch in

diesem zusammenwirken festgehalten werden sollen. Zu § 229 wären jezt die ausführungen Hildebrands Ztschr. für d. unterr. VII, 153 fgg. von interesse. Bei der synkope im präteritum der schwachen verba (§ 309) könten auch die bairischen dialektformen *ich lebet* für *ich lebte* u. a. erwähnung finden, zumal da sie auch den § 280, 2 und § 315 zum beleg gedient hätten. Den schwund der negationspartikel (§ 334) möchte ich nicht bloss lautlich, sondern auch syntaktisch erklären. Zu § 366 wäre auch bei dem kurzen überblick doch hervorzuheben, dass der satzaccent vom zusammenhang stärker beeinflusst wird als von der funktion, die eine wortklasse im satze ausübt. In s. 21/22 hat wol ein druckfehler die verständlichkeit getrübt.

Mit dem vorliegenden werke ist ein vierteil des ganzen abgeschlossen; wortbildung, formenlehre und syntax sollen folgen. Die lautlehre, die nun vorliegt, tritt am ehesten mit andern lehrbüchern in konkurrenz; aber schon sie wird die gotischen, althochdeutschen und mittelhochdeutschen grammatiken nicht zurückdrängen, sondern im gegenteil ihren gebrauch nur steigern, indem sie als bindeglied zwischen die einzelgrammatiken tritt und mit ihrer zielbewussten richtung auf das neuhochdeutsche auch neue kreise von lesern erschliesst. Von den in aussicht genommenen teilen versprechen wir uns viel, vor allem von der wortbildung; möge dem rüstigen und gewissenhaften gelehrten bald die vollendung seines werkes beschieden sein!

HEIDELBERG, OKT. 1893. H. WUNDERLICH.

Niederdeutsche alliterationen, gesammelt von prof. dr. **K. Seitz.** VIII und 99 s. Norden und Leipzig 1893.

Der zweck des buches ist in erster linie zu zeigen, „in welcher grossen ausdehnung der trieb zur alliteration noch heute über die lebendige rede der niederdeutsch sprechenden bevölkerung seine herschaft übt“. Es haben daher zunächst die der platdeutschen sprache ausschliesslich eigenen alliterationen aufnahme gefunden. Jedoch sind auch die dem hoch- und niederdeutschen gemeinsamen nicht ausgeschlossen. Aus der alten zeit sind mittelniederdeutsche formeln und wendungen und selbst die stabreime des Heliand herangezogen worden. Zuerst kommen die ablautenden oder bloss schallnachahmenden zusammensetzungen (s. 13—25), dann koordinierte substantive, adjektive und verben (s. 26—58), endlich die syntaktischen, meist sprichwörtlichen verbindungen (s. 59—59). Die alliterationen sind innerhalb der einzelnen teile alphabetisch geordnet.

Ist die alliteration wirklich, wie es in der einleitung heisst, „hervorgegangen aus einem innern wolgefallen an dem musikalischen getön harmonisch oder gleichklingender laute?“ Entsprang sie nicht vielmehr aus dem überfliessenden besitzstande der ältesten sprache an stamm- und sinverwanten, mit demselben laute beginnenden wörtern?

Jedesfals beweist eine so reichhaltige samlung, wie die vorliegende, dass alliterierende formeln die deutsche sprache durchzogen, ehe es stabreimende epen gab.

Auffallend ist der unterschied zwischen der alliteration des Heliand und der volkstümlichen bei Seitz. Man wundert sich, dass der Helianddichter von diesen offenbar damals schon vorhandenen, so zu sagen natürlichen alliterationen, deren eines glied mit dem andern wie verwachsen scheint, nicht mehr gebrauch gemacht hat.

Bei *krik — krak* s. 14 hätte das rätsel vom eiszapfen herangezogen werden können:

Anne süd bi'n huse
krik — krak — kruse
wo düller dat de sunne schint
krik — krak — kruse grint.

S. 24 fehlt: *up tittenteiwen,* auf zehenspitzen.

S. 22 wäre *milche matt* (von kühen) beizufügen, welches sich in einer urkunde vom jahre 1421 bei Wigand, Archiv f. Westfalen bd. V s. 378 findet.

Pinke-pank, der schmied, s. 15 kömt auch in anderer bedeutung vor. Ein reim, den die kinder beim raten gebrauchten, fing an: *Pinke-panke miine hand!* Hier bedeutet es, wie auch das Bremische wörterbuch III, 319 angibt, das auf- und niederbewegen der hände gegen einander.

Zu den syntaktischen verbindungen lassen sich aus Westfalen noch hinzufügen: *achter'n åm kuomen,* den atem verlieren; *alle lit lank,* alle augenblicke. Das sprichwort: *De sunne schint et braud nich ut dem schappe, se schint et herin.* Ferner in den palmsontagsverschen: *Palm, palm päsken.* Oft in rätseln. So in dem hübschen vom flachs:

Wacker sen ik wuossen
blöwwe blomen driag' ik
Wen ik niks mär weird sen
driaged se mii nå der kansel hen.

In dem vom anziehen der hose:

Teijen tügel tügen
den pontersak den tänterbiarg henup.

In dem von der gänsefeder: *Se schiired mi, se schåled mi.* Vgl. Gillhof nr. 70.

In dem vom vierspännigen wagen: *Ri-ra-rell, veer rüwwe fell'.* Vgl. Gillhof nr. 9.

In rätselmärchen: *Düür eine sulen suagen* (gesäugt), *häd lange den heirn bedruagen.* Vgl. Gillhof 131.

Der verfasser spricht im Ndd. korrespondenzblatt (XVI, 34) die bitte aus, da sich bei ihm bereits reiches material zu einer nachlese angesammelt habe, ihm die den lesern des buches vorkommenden alliterierenden wörter und formeln zukommen zu lassen. Die schrift von Seitz ist ebenso übersichtlich wie fleissig, so dass wir hoffen dürfen auf dieser grundlage zu einer volständigen samlung der alliterationen zu gelangen.

Von der löblichen gewohnheit des niederdeutschen sprachvereins, seine publikationen in grossem, deutlichem drucke erscheinen zu lassen, ist leider dieses mal zu gunsten eines petitdruckes abgewichen.

SEGEBERG. H. JELLINGHAUS.

Niedersächsische sprachdenkmäler in übersichtlicher darstellung mit genauen quellenangaben. Ein bibliographisches repertorium für germanisten, niederdeutsche sprachforscher und freunde der niederdeutschen sprache. Bearbeitet von **R. Eckart.** Osterwieck im Harz 1893. VI und 68 s.

Es gibt immer eine anzahl leute, die sich in der stille mit dem einen oder andern zweige der wissenschaft beschäftigen, fern von universitäten und bibliotheken und dem, was von ihnen ausgeht. Hoffentlich fallen die liebhaber der niederdeut-

schen litteratur unter diesen nicht in die hände Eckarts mit seinem „Bibliographischen repertorium". Solte das manuscript des schriftchens seit langer zeit im pulte geschlummert haben? Nur hie und da ist eine notiz über ausgaben, die in neuerer zeit erschienen, angeflickt. Holländische, flämische und fränkische dichtungen werden als „niedersächsische" aufgeführt. Andrerseits wird beim Sachsenspiegel (s. 28) überhaupt kein niederdeutscher text genant. Bei Flore und Blankflur wird auf Eschenburg und Adelung verwiesen! Das Lübische recht ist nur in der ausgabe bei L. Dietz, Rostock 1509 zu lesen!

SEGEBERG. H. JELLINGHAUS.

Redentiner osterspiel. Nebst einleitung und anmerkungen von **Carl Schroeder.** (Denkmäler herausgegeben vom verein für ndd. sprachforschung V.) Norden und Leipzig, Soltau. 1893. gr. 8. 110 s.

Mit dieser veröffentlichung wird wol die reihe der ausgaben des Redentiner spiels sowie die der aufsätze über dasselbe für einige zeit abgeschlossen sein. Aus der einleitung (s. 1—23) ist bereits bei der besprechung eines vortrages von Schroeder bd. XXIV, 368—70 dieser zeitschrift einiges mitgeteilt.

Die sprachlichen anzeichen für einen nicht meklenburgischen dichter auf s. 11 *nuwerlde, rodde, ik vruchten, wane!* sind doch recht unsicher. Dass in manchen klöstern des ostseegebietes im 15. jahrhundert sich zahlreiche brüder aus dem westen befanden, ist übrigens zweifellos.

In *wolk* v. 658 ist *o* nicht „verdunkelung des *e* von *welk*", sondern *wolk* ist die ächte niedersächsische form.

gummen v. 159 ist doch wol plural. Wenigstens hat man im Ravensbergischen noch jezt den ausruf *O gum!* (O mensch!) In *to do dat* (bis dass) v. 440 könte dem dichter das westliche *tot* vorgeschwebt haben.

Zu v. 991 irt Schroeder, wenn er meint, dass *cannabis* (hanf) in allen germanischen sprachen gleichmässig im anlaute *h* zeige. Van Dale in seinem niederländischen Woordenboek s. 692 hat *kennep*. In ganz Brabant und in Limburg heisst der hanf *kennep, kemp*. Vgl. auch De Bo, Westvlaamsch idioticon s. 509. In Brabant ist übrigens „kenn*ef*" der ring in der nase des schweines.

SEGEBERG. H. JELLINGHAUS.

Des hundes nôt, untersucht und herausgegeben von dir. dr. **Karl Reissenberger.** Sonderabdruck aus dem programme der k. k. staats-oberrealschule in Bielitz für das schuljahr 1892/93. Wien, Gerolds sohn. 1893. 39 s.

K. Reissenberger, der durch seine ausgabe von Reinhart Fuchs (Halle 1886) auf dem gebiete der tierdichtung schon bekant ist, bietet uns hier nach nochmaliger kollation der beiden handschriften eine neue ausgabe der kleinen tierdichtung von „des hundes nôt". Er beschränkt sich jedoch keineswegs auf eine veröffentlichung des textes und der lesarten (s. 25—33); er gibt vielmehr (s. 1—18) auch eine ausführliche algemeine einleitung über die fabel des gedichtes, über ihren ursprung, ihre verbreitung und ihre geschichte,, und (s. 19—24) eine besondere einleitung zu dem mhd. gedichte, in der er fragen nach der kunst und persönlichkeit des dichters und nach der überlieferung behandelt, und bringt in einem angefügten abschnitt (s. 34—39) noch textkritische bemorkungen.

Die fabel ist, wie der s. 1 und 2 gegebene hinweis auf die verschiedenen „varianten“ zeigt, weit verbreitet. K. v. Bahder hatte (Germ. XXXI, 107 fgg.) nur europäische versionen herangezogen. Nach Reissenberger ist aber nicht nur bei den verschiedensten völkerschaften in Europa die fabel anzutreffen, sondern auch bei den Kirgisen Sibiriens und bei indischen stämmen in Asien, ja, sogar in Afrika bei Sudanesen und Hottentotten. In Indien findet Reissenberger die heimat der fabel. Spätestens im 11. jahrhundert ist diese dann in Europa bekant geworden; die Balkanhalbinsel hat dabei vielleicht ihren übergang von Asien nach Europa und ihre verbreitung in Europa vermittelt. Den kern der fabel bildeten nach Reissenberger ursprünglich folgende motive: freundschaft zwischen vogel und schakal, aus dem beim übergange nach Europa der hund wurde; speisung des schakals (= hundes) durch den listigen vogel; tränkung des schakals (= hundes) auf gleiche weise; unterhaltung des schakals (= hundes) durch den vogel, der sich auf den kahlen kopf eines mannes sezt und dadurch dessen jüngeren genossen zu einem schlage herausfordert, der aber nicht, wie er solte, den vogel trift, sondern den kahlkopf. Diese grundmotive haben jedoch im laufe der zeit und ihrer verbreitung auch schon in Indien, namentlich aber auf europäischem boden mannigfache veränderungen und erweiterungen erfahren. So ist zunächst, wie Reissenberger mit rücksicht auf die indischen gestaltungen feststelt, das in der einleitung vielfach begegnende motiv von der feindseligkeit des fuchses gegen die jungen vögel einer anderen selbständigen indischen erzählung entnommen und in die einleitung mehr oder weniger geschickt hineingearbeitet worden. K. v. Bahder hatte (Germ. XXXI, 108) noch dieses motiv für ursprünglich gehalten. Von den drei hauptmotiven der speisung, der tränkung und der unterhaltung ist nach Reissenberger nur das der speisung in allen versionen enthalten; von den anderen beiden hauptmotiven ist mehrfach das eine oder das andere entweder verloren gegangen oder übergangen oder auch nur noch in fast nicht mehr erkenbaren spuren widerzufinden. Das motiv der tränkung, das wir unter anderm auch in dem mhd. gedicht vermissen, fehlt sogar auch schon in der einen indischen gestaltung der fabel. Am undurchsichtigsten ist das motiv des schlusses. Über dieses lässt sich Reissenberger hinsichtlich der urform (s. 3) auch gar nicht aus; hinsichtlich der europäischen grundform (s. 16) möchte er die züchtigung des hundes wenigstens nicht als schlussmotiv hinstellen. Ist nicht aber doch vielleicht nach dem, was Reissenberger selbst über die indischen fassungen (s. 4) bringt, anzunehmen, dass schon in der urform der schakal in eine gefahrvolle oder gar misliche lage kam? und dürfte dann diese nicht auch für die europäische grundform zu fordern sein?

In dem mhd. gedicht ist der ausgang überraschend. Der dichter, der offenbar aus der mündlichen überlieferung seines volkes schöpfte, scheint hier selbständig vorgegangen zu sein. Er verrät sonst gerade nicht besondere selbständigkeit und die gabe, etwas frei und vielseitig zu gestalten. Auch seine sprache ist schmucklos und einförmig; sie weist durch reime (das -n im infinitiv ist 8 mal unterdrückt!) und durch den wortschatz auf Mitteldeutschland. In der metrik bietet sich von jenen dialektischen reimen und dem v. 209—216 begegnenden reimspiel abgesehen nichts besonderes dar; sie weist durch ihre regelmässigkeit auf das erste drittel des 13. jahrhunderts. Eigentümlichkeiten des Strickers, bei dem sonst geschichten dieser art vorkommen, treten nicht hervor; spielmännische manieren und wendungen (z. b. 115—118 und 131—134) lassen sich allerdings nicht verkennen.

Was die überlieferung des gedichtes betrift, so hält Reissenberger gegenüber Schönbach an seiner bereits im R. F. (s. 28 fgg.) geäusserten ansicht fest, dass beide

handschriften auf eine ältere vorlage zurückgehen, dass P aber dennoch fast ausschliesslich heranzuziehen ist. Bei der textgestaltung hält er sich möglichst an die überlieferung. Er weicht deshalb nicht selten von J. Grimm ab, der bei der herausgabe unseres gedichtes (R. F. 291 fgg.) bestrebt war, glatte und regelmässige verse zu schaffen, gibt jedoch dann unterm text neben den handschriftlichen auch Grimms lesarten. V. 12 hätte da wol nur auch sehr gut mit P gelesen werden können: *und alsô hôhe swinges:* das verbum *swingen* wird mit ausgelassenem objekt (*vlügel*) auch in reflexiver bedeutung gebraucht (Lexer II, 1378). V. 107 ist „*an dir*" vielleicht zu streichen. V. 180 scheint mir bei der md. herkunft des dichters und dem folgenden vokalisch anlautendem *einsît* mit PK *wenket* in den text zu gehören; vgl. *volget* v. 150 und 270.

KIEL. FERDINAND SCHULTZ.

F. Max Müller, Die wissenschaft der sprache. Neue bearbeitung der in den jahren 1861 und 1863 am königlichen institut zu London gehaltenen vorlesungen. Vom verfasser autorisierte deutsche ausgabe besorgt durch dr. R. Fick und dr. W. Wischmann. Leipzig, W. Engelmann. I (XXXIX und 564 s.) 1892. 11 m. II (722 s.) 1893. 14 m.

Es ist Max Müllers unbestreitbares und grosses verdienst, durch seine „Lectures on the science of language" — das ist der ursprüngliche titel des vorliegenden werks — und durch seine übrigen aus vorträgen hervorgegangenen bücher das interesse für sprachwissenschaftliche untersuchungen in weite kreise getragen, der „wissenschaft der sprache" eine statliche anzahl von freunden und gönnern erworben zu haben. Max Müllers bücher sind sehr bequem zu lesen. Das ist ein grosser vorzug, es birgt aber auch eine grosse gefahr: ein leser, der mit dem gang der sprachwissenschaftlichen studien nicht näher vertraut ist — und solche leser sind gewiss die meisten der klassischen philologen — kann alzuleicht der versuchung unterliegen, von der sicherheit der form auf die sicherheit des inhalts zu schliessen und auf diese weise anschauungen zu übernehmen und zu verbreiten, welche von andern gelehrten aufs energischste bestritten sind, sofern sie nicht gar schon als solche behandelt werden, die — als längst abgetane — einer widerlegung nicht mehr bedürfen.

Der bekante linguist O. D. Whitney hat im vergangenen jahre über die englische ausgabe unseres buches eine besondere schrift veröffentlicht: „Max Müller and the Science of language: a criticism" (New York. 79 s.), in derem schlusskapitel „General character of the work" er zu folgendem urteil gelangt: „It is probably the work which is most read, and oftenest quoted in discussions, whether anthropological or ethnographical, into which language enters us an important element. If, therefore, its facts are untrustworthy and its reasonings wrong, its influence is in a high degree damaging to the study of language and of everything concerned with language .... It is, in fact, no scientific work .. it ought to be called by some such name as „facts and fancies in regard to language and other related subjects". Das urteil ist ja sehr hart, aber es kann leider nicht als ungerecht bezeichnet werden.

Welchen standpunkt M. Müller in grammatischen dingen vertritt, davon ein beispiel, das für jeden leicht verständlich ist: I, 328 handelt es sich um die erklärung der griech. 3. sing. praes. act. der ŏ-congugation φέρει. „Im griechischen ver-

wandelt sich dieses *ti* — der 3. sing. — in *si*, .. Demnach entspricht grioch. *didōsi* sanskr. *dadāti;* griech. *tithēsi* sanskr. *dadhāti*. Dieses *s* zwischen zwei vokalen, hätte, da es ein ursprüngliches *t* darstelt, im griechischen überhaupt nicht ausgestossen werden sollen. Da es aber viele wörter im griechischen gibt, in denen nach einer algemeinen regel ursprüngliches *s* zwischen zwei vokalen ausgefallen ist, so scheint der einfluss der analogie dieselbe veränderung aus **typteti*, **typtesi* zu *typtei* wie aus *genesi* zu *genei* bewirkt zu haben." Eine staunenswerte verkennung und vermengung von tatsachen! Dass das *ει* in *φέρει* und *γένει* verschieden ist, dort durchweg einsilbig, während bei Homer noch *γένεϊ* gelesen wird, ist verkant. Dass *δίδωσι* die lautform für *δίδωτι* ist, wie die form im strengdorischen lautet, während *φέρει* allen dialekten angehört, ist verkant. Endlich wird das dialektisch aus *t* hervorgegangene *s* mit dem *s* der indogermanischen ursprache gleichgestelt, das ja bekantlich zwischen vokalen ausgefallen ist; nach analogie dieses *s* sei auch das für *t* eingetretene *s* geschwunden. Das sezt doch voraus, dass zu der zeit, da *t* sich bereits zu *s* verwandelt hatte, das indogermanische *s* zwischen vokalen noch unversehrt war. Dass damit zwei vorgänge zeitlich zusammengeworfen werden, die viele jahrhunderte auseinanderliegen, auch das ist verkant. Wenn M. Müller seiner erklärung hinzufügt: „Andere gelehrte nehmen jedoch eine andere art der analogie zur erklärung dieser neuen bildungen an", so kann das nicht entschuldigen, sondern nur belasten. Vgl. noch II, 258, 438, 493, 539 fg., 580 fg. usw.

II, 258 fgg. wird Verners gesetz besprochen; ich zweifle sehr, ob man sich auf grund dieser darstellung ein klares bild davon machen kann; dass da, wo es sich um spiranten handelt, der ausdruck „aspiration" gebraucht wird — z. b. bei ags. *slōh*, got. *grōf* gegenüber *slagen*, *graban* —, trägt zur deutlichkeit keinesfals bei.

Es ist nicht zu wünschen — und ja auch nicht zu besorgen —, dass M. Müllers buch ungelesen bleibe. Man kann auch gar mancherlei daraus lernen. Sehr zu wünschen aber wäre, es behielte jeder leser dauernd im auge, dass das buch in vielen stücken ganz unzuverlässig und veraltet ist. Andernfals würde der schaden unzweifelhaft grösser sein als der nutzen.

MÜNSTER I. W. BARTHOLOMAE.

Forschungen herausgegeben vom verein für niederdeutsche sprachforschung. V. Die niederländischen volksmundarten, nach den aufzeichnungen der Niederländer von **Hermann Jellinghaus.** Norden und Leipzig, Diedr. Soltau. 1892. VIII und 132 s., tabelle und karte.

„Die vorliegende schrift", so teilt der verfasser im vorwort uns mit, „ist aus dem wunsche hervorgegangen, zu erkennen, wie sich auf einem grossen gebiete die einzelnen spracherscheinungen, vor allem die laute, wenn nicht von ort zu ort, doch von gau zu gau abstufen und verändern. Da in keinem lande die erforschung der mundarten mit so viel liebe und ausführlichkeit betrieben ist, wie in den Niederlanden, so schien mir die niederländische volkssprache geeignet für eine solche betrachtung."

Aus der ganzen schrift spricht eine grosse vorliebe für unsere dialekte, welche uns Niederländern wol tut. Dr. Jellinghaus hat sich grosse mühe gegeben, sich in unsere dialekte hineinzuarbeiten; keine leichte aufgabe, um so mehr, als die sammlungen zahlreich und sehr zerstreut sind, meist in zeitschriften, so älterer als neuerer zeit, sich vorfinden.

Der plan des buches scheint mir zweckmässig. Der schreiber geht von den altgermanischen lauten aus und verzeichnet die in den verschiedenen gauen gefundenen dialektischen abweichungen in der entwicklung der stamsilbenvokale, nachdem er erst die einteilung der niederländischen mundarten gegeben hat, hauptsächlich nach den andeutungen von J. Winkler im Idiotikon.

Das alles könte recht schön und gut sein, wenn nur meinen landsleuten in der darstellung ihrer dialektischen laute völlig zu trauen wäre. Langjährige dialektische forschung, an ort und stelle, hat mir die erfahrung gebracht, dass ein ungeübter, sobald er sich daran sezt, seine dialektische sprache niederzuschreiben, anfängt laute des dialektes mit dem holländischen zu vergleichen und oft dazu komt, in der schrift ein ungenaues bild der sprache darzustellen. Die lautbezeichnung bei diesen leuten ist meist sehr mangelhaft, ja ich habe fälle gefunden, wo nicht bloss die lautbezeichnung, sondern auch das hören ungenau war, so dass es sich ereignete, dass, nachdem das genaue hören erlernt war, eine ganz andere lautbezeichnung gegeben wurde wie zuvor. Ebendeshalb scheint es mir unzureichend für wissenschaftliche zwecke, eine grammatische übersicht der laute verschiedener dialekte bloss aus schriftlichen mitteilungen mehrerer ungeübter berichterstatter zusammenzustellen. Noch verwirter wird die sache, wenn diese berichte aus älterer und neuerer zeit datieren; wenn einige verfasst sind bevor, andere nachdem eine bedeutende änderung in der schriftsprache und in der orthographie ihrer geschäftssprache eingetreten ist. Das einzige korrektiv hiergegen ist, dass derjenige, der sich um die abfassung einer zusammenfassenden übersicht der verschiedenen dialekte verdient machen will, die verschiedenen gaue besuche und sich nach dem wert der laute in den aufsätzen der verschiedenen samler persönlich erkundige. So lange dieses nicht geschehen ist, bleibt man mit ungeübten und unsichren samlern immer auf unfestem boden.

Und eben dieses ist der fehler des buches. Unter den berichterstattern sind dilettanten, welche sich nicht um die sprache, nur um die im dialekt aufgezeichnete erzählung kümmerten, so u. a. in *Van de Schelde tot de Weichsel*, *Geldersche volksalmanak*, u. a. Auch Winklers Idiotikon enthält viele berichte von unberufenen. So steht in Leopold Van de Weichsel tot de Schelde I, 611 für Beilen kurzes *a* als *ao* angegeben in *maokt;* mir ist dieses *ao* für *a* unbekant und ich wage es auf die rechnung des berichtgebers zu stellen, der auch in einem bericht für Hoogeveen (I, 618) *daon* (*dannen*) und *gaon* reimt; *daon* hat aber überall, auch bei ihm, kurzes *a* und es ist hier nur des reimes wegen *daon* geschrieben. So gibt derselbe s. 606 *oarondprootien*, während überall der umlaut von *ao* aus *â* als *äo* gesprochen wird. Vieles wäre anzuführen; ich weise nur auf die grenzenlose verwirrung zwischen *eu*, *ue*, *ö*, *uu*, *ui*, *öö*, welche umlaut des *ô* und des *o* in den sächsischen dialekten angeben sollen, aber in der tat nur zwei laute repräsentieren, welche nicht gehörig auseinandergehalten sind, nl. *ö̂* und *ö*. Allerdings hat umlaut von *ô* in Groenlo usw. eine entwicklung von *ö̈* in der richtung nach *ö* oder *ue*. Durch solche falsche darstellung ist dr. Jellinghaus auch wol dazu gekommen, s. 1, *ô* in den sächsischen mundarten den lautwert van „*oo* (deutsches *ō* [in *brōt*])“ beizulegen, während ich in Volkstaal I, 112 nachdrücklich gesagt habe: „*ô* (ndl. *oe*) is in het Saksisch duidelyk onderscheiden von *oo* (aus *au*) en van *ō*, de zachtlange *ō* in gesloten lettergreep.“

Das *ô* hat hier wol die meiste ähnlichkeit mit dem *óó*, wie es von Sweet Hist. of Engl. sounds s. 135 in *góós*, *stóól* angegeben wird; die *u*-färbung, welche im holländischen die überhand gewonnen hat, fehlt dem *ô* nicht ganz, ist aber sehr zurückgetreten.

Aus germ. *au* ist, wie Jellinghaus gut angibt, in den sächsischen gegenden überall *oo*, d. i. doppel-*ó*, geworden; dennoch findet sich Leopold I, 608 neben *kwaod* auch *laopen*, ein mir unbekanter laut.

Ähnliches würde noch mehrfach zu rügen sein, was aber nicht Jellinghaus, sondern seinen berichtgebern zur last fallen würde. Ich werde mich aber auf einige bemerkungen und zusätze zu einzelnen paragraphen beschränken. S. 11: „zum ostutrechtschen gehört auch der dialekt im Gooi." Nicht ganz richtig so. Ein kleiner teil des nordutrechtschen gehört mit dem östlichen teile des Gooi's und dem nördlichen teil des Veluwe zusammen; vielleicht die alte Nordgouwe. Hier geht, was von Jellinghaus s. 41 nicht verzeichnet ist, ein *ŏ* vor *r* über in *a*. Als zwischenlaut ist *ò* anzunehmen. Was in sächsischen gegenden *o* lautet, z. b. *born, horn, norden* ist hier *barn, harn, narden*. Dieser lautübergang datiert schon von lange her, denn in den Werdener heberollen findet sich aus dem 10. jahrhundert *Narutki*, für den ort jezt *Naarden* genant; für die dehnung des *a* vgl. *Baarn* für *Barn*. Die dehnung findet sich nur im Gooi, nicht östlich in Barneveld und bei Putten, hier sind in den worten *Barn, Barneveld* u. a. die *a* vor *r* kurz geblieben. Übergang von *ò* in offener silbe in *ao* findet sich algemein in Gelderland, Overysel und in einem teile von Utrecht; in einigen worten findet sogar übergang in *a* statt, z. b. *kate* für *kote*. Das sächsische Gelderland und Overysel unterscheiden aber zwischen *ó* und *ò*, z. b. *bóge* (arcus) und *pòten* (pflanzen), u. a.; in den samlungen ist dieser unterschied fast niemals beachtet.

Nicht verzeichnet ist bei Jellinghaus der übergang von *nw* in *m* in *maer* aus *nware* < *ne ware, men* < *nwen* < *ne wen* < *ne hwan, lame* < *lanwe* < *laten we* lassen wir. Dieser übergang findet sich sowol im westen wie im osten des landes; mir scheint es, dass er aus dem osten nach dem westen vorgedrungen ist.

S. 93 l. 6 v. u. *gillen* hat nicht *j* sondern *g*, wie mnl. *gellen*, ndl. *galm*. Auch würde ich in *gülen* schreien, zuschreien eher wie in *blümken* einen umlaut des *ô* sehen und es so in verbindung bringen mit got. *goljan;* die schreibweise *geûllen*, welche Jellinghaus für Overysel und Gelderland angibt, meint denselben laut, deutet ihn nur anders an.[1]

§ 49: „*g* in *egi* zu *j, i*. I. In den sächsischen mundarten keine spur davon." Haben auch hier die samlungen die schuld? Meine samlung weist *meid* und *meister, zeisen* (segisna) und *zeil* auf.

Zu der vokaldehnung von *i* vor *nd* will ich noch mitteilen, dass die ältesten mir bekanten beispiele die eigennamen *Linden, Lindlo* sind: 970 *Liendna,* 996 *Lienden* neben *Lynden,* usw. alle in der Betuwe, während östlich von der Ysel sich niemals *Lienden,* sondern nur *Linden* findet. (Vgl. Nomina geographica Neerlandica III, 346.)

S. 100 § 51: „Anlautend altes *sk* I, 3) Gr. Zutphen und Veluwe *sch*." Nicht bloss in Overysel, sondern auch in der gegend von Zutphen findet sich *sch* nur im westlichen teil, östlich von Ruurlo und Lochem fängt schon *sk* an.

S. 103: „Germ. *ft*. Alle übrigen mundarten haben *cht*." Jedoch haben sich einige reste von *ft* erhalten. So regelmässig in der Graafschap Zutphen, Overysel in den worten *kluft, heft, verkoft.*

1) Näheres hierüber in meinem Wörterbuch der Geldersch-Overyselschen mundart, welches bei M. Nyhoff, Haag, in diesem jahre erscheinen wird.

Was es heissen soll „ein altes *kn* hielt sich in *knier* niere (Groningen)“ ist mir nicht deutlich. *Niere* hatte m. w. niemals anl. *k*. Besser wäre es gewesen *knîf*, welches sich für messer neben *nîf* findet, hier aufzunehmen; *knîf* findet sich in den östlichen provinzen und im westlichen Gelderland.

Wenn man sich mit dialektforschung beschäftigt, wird man einsehen, welche schwierigkeiten jemand zu überwinden hat, der sich aus den samlungen ein genaues bild einer sprache entwerfen will, welche aus vielen sehr verschiedenen dialekten besteht. Und eben in der kleinen ecke zwischen Ems und Schelde finden sich drei sprachen, deren jede in viele dialekte zerfält, und in welchen noch dazu dialekte von völkerstämmen, welche südwärts gezogen sind, wahrscheinlich reste hinterlassen haben. So war früher die fränkisch-sächsische grenze wol in Overysel zu suchen, jezt findet sie sich westlich davon. Die linie, wie sie auf der karte von dr. Jellinghaus angegeben ist, ist nicht genau so wie ich sie mir verzeichnet habe. Ich würde die grenze des Sächsischen so ziehen, dass die gegend südlich von der stadt Groningen, das Goorecht und Westerwolde noch zu den sächsischen dialekten gehört — Jellinghaus zieht die linie durch die südostspitze der provinz Groningen, vielleicht weil er meint, dass was man in Groningen *de punt* nent und was algemein als sächsisch angegeben wird, sich da befinden soll; irtümlich aber, wenn es so ist, da mit *de punt* die nordspitze von Drenthe ganz in der nähe der stadt bezeichnet wird. Die sprachgrenze geht dann östlich von Dwingelo, Meppel und Zwolle bis in die nähe von Uddel[1], westlich von Apeldoorn, biegt sich dort östlich, geht zwischen Deventer und Zutphen über die Ysel, bleibt westlich von Vorden, und geht über Keppel in der richtung von Anholt. Für meine grammatik und um eine von der königl. geographischen geselschaft geplante sprachkarte zu kontrollieren, wurden von mir persönliche untersuchungen in diesen orten angestelt, weshalb ich glaube mit bestimtheit diese grenze angeben zu können. Es sei mir vergönt zum schluss die hofnung auszusprechen, dass recht bald genaue dialektbeschreibungen es dem verfasser ermöglichen mögen, uns eine neue ausgabe auf besseren grundlagen zu schenken. Seine arbeit wird gewiss dazu manche anregung geben.

1) Uddel ist auf der karte nicht an die richtige stelle gesezt, es liegt näher bei Apeldoorn.

UTRECHT, DECBR. 1893. J. H. GALLÉE.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Bechstein, R., Ausgewählte gedichte Walthers von der Vogelweide und seiner schüler. Schulausgabe. 2. aufl. Stuttgart, Cotta. 1893. Gebunden 1,20 m.

Die ausgabe verdient vor manchen anderen für die schule bestimten empfohlen zu werden, da die auswahl der (nur im mhd. original gegebenen) gedichte passend und nicht zu knapp bemessen ist und die anmerkungen, obwol kurz gefasst, viel anregendes und lehrreiches bieten. Die proben der an Walther sich anschliessenden lied- und spruchdichtung bieten eine dankenswerte zugabe; das wörterbuch entspricht seinem zwecke volkommen.

Blume, L., Goethes Egmont mit einleitung und anmerkungen. [Schulausgaben klassischer werke 29.] Wien, K. Graeser. XXXII und 88 s. 0,50 m.

Auch dieses heft der samlung (vgl. bd. 26, 277) lässt gründliche studien des herausgebers erkennen und ist als schulausgabe zweckmässig eingerichtet.

Dirksen, Karl, Meidericher sprichwörter, sprichwörtliche redensarten und reimsprüche. Mir anmerkungen. 2. aufl. Königsberg, Hartung. 1893. 56 s. 1 m.

Eloesser, Arthur, Die älteste deutsche übersetzung Molièrescher lustspiele. Berlin, C. Vogts verlag. 1893. IV, 79 s. 1,80 m.

Fränkel, Ludw., Shakespeare und das tagelied. Ein beitrag zur vergl. litteraturgeschichte der germanischen völker. Hannover 1893. Helwingsche verlagsbuchhandlung. VI, 3, 132 s. 3 m.

Heusler, Andreas, Über germanischen versbau. Berlin, Weidmann. 1894. VIII, 139 s. 6 m.

Heyne, M., Deutsches wörterbuch. Fünfter halbband: *R — setzen*. Leipzig, S. Hirzel. 1893. 592 sp. 5 m.

Jónsson, Finnur, Den oldnorske og oldislandske litteraturs historie. Første binds tredje hæfte. (Schluss des 1. bandes.) København, Gad. 1894. S. I—XII und 481—650. (Compl. 10 kr.)

Kassewitz, Joseph, Darlegung der dichterischen technik und litterarhistorischen stellung von Goethes elegie „Alexis und Dora". Leipzig, G. Fock. 1893. 27 s. 1 m.

Krause, G., Gottsched und Flottwell, die begründer der Deutschen geselschaft in Königsberg. Festschrift zur erinnerung an das 150jährige bestehen der geselschaft. Leipzig, Duncker und Humblot. Mit facsimile eines briefes von Gottsched. 1893. IX und 292 s.

Die auf sehr sorgfältigen quellenstudien beruhende schrift stelt die beziehungen Gottscheds zu einem seiner ergebensten anhänger, dem Königsberger professor Flottwell, ausführlich dar und gewährt viele neuen einblicke in das litterarische und geistige leben Königsbergs in der zeit, die der Kantischen epoche voraufgieng.

Mourek, V. E., Prager bruchstück einer pergamenthandschrift des Barlaam und Josaphat von Rudolf von Ems. — Prager bruchstück einer papierhandschrift des Renners von Hugo von Trimberg. [Sitzungsberichte der kgl. böhm. geselschaft der wissenschaften XI. XV.] Prag, in komm. bei Fr. Rivnac. 1893.

Schmidt, Erich, Goeze's streitschriften gegen Lessing. (Deutsche litteraturdenkmale des 18. und 19. jahrh. 43—45.) Stuttgart, Göschen. 1893. VI und 208 s. 3,30 m.

Dieser neudruck enthält volständig Goeze's schriften: „Etwas vorläufiges" und „Lessings schwächen, 1.—3. stück"; ausserdem seine auf den streit mit Lessing bezüglichen äusserungen in den Hamburgischen nachrichten aus dem reiche der gelehrsamkeit und im Reichspostreuter (Altona). Es ist also jezt auch von dieser seite das material zur unparteiischen würdigung jener berühmten streitigkeiten bequem zugänglich gemacht.

Schneller, Chr., Beiträge zur ortsnamenkunde Tirols. I. Innsbruck, vereinsbuchhandlung. 1893. XI und 92 s. 2 m.

Schultheiss, F. G., Das deutsche nationalgefühl. Eine historisch-psychologische darstellung. I: Von der urzeit bis zum interregnum. München, G. Franz. 1893. VIII und 290 s. 6 m.

NACHRICHTEN.

Zu ausserordentlichen professoren wurden ernant in Berlin dr. Andreas Heusler, in Leipzig dr. E. Mogk.

An der universität Königsberg hat sich dr. Wilhelm Uhl für deutsche sprache und litteratur habilitiert.

Zu ostern soll bei Dieterich in Göttingen der erste teil eines werkes über G. A. Bürgers leben und dichten von dr. B. Hönig erscheinen.

Die verlagsbuchhandlung von Fr. Strobel in Jena eröfnet eine subscription auf eine in natürlicher grösse durch unveränderlichen lichtdruck nachgebildete ausgabe der Jenaer liederhandschrift (133 auf beiden seiten bedruckte blätter in gross-folio: 56 und 41 centimeter). Die dem texte von gleichzeitiger hand beigeschriebenen sangweisen machen diese handschrift zu einer wichtigen quelle für die kentnis der weltlichen musik des mittelalters. Beigegeben ist eine beschreibung der handschrift und geschichtliche mitteilungen über dieselbe von oberbibliothekar dr. K. K. Müller in Jena. Der subscriptionspreis ist für die ausgabe in einzelnen blättern (in einfacher mappe) 150 mark, für exemplare in altertümlichem leder- oder schweinslederband 180 und 200 mark. Die dem prospekt beigegebene druckprobe kann als sehr wol gelungen bezeichnet werden.

Freunde und pfleger der deutschen litteratur aus allen teilen Deutschlands erlassen den folgenden aufruf:

Am 8. juni 1894 werden es 100 jahre, seit **Gottfried August Bürger** die augen schloss. Die zerstörende macht der zeit, die mit unerbitlicher gerechtigkeit das echte und dauernde sondert von dem vergänglichen, sie hat den dichter der Lenore nur leise berührt. Noch heute bewegt der meister der volkstümlichen deutschen ballade in ursprünglicher kraft die herzen seines volkes bis in die breitesten schichten hinein, mit heiligem schauer sie füllend und mit heiterm behagen. Noch heute packt uns die ungestüme künstlerische wahrhaftigkeit, mit der in Bürgers lyrik ein leidenschaftlich glühendes herz seine innersten tiefen bloss legt, mit der erregenden frische des ersten augenblicks.

Ein würdiges denkmal ist dem dichter nicht einmal in Göttingen errichtet worden, der stadt, die zeuge war, wie der jugendliche adler des hains die flügel zu mächtigem aufschwunge hob, der stadt, die den in sturm und drang erschöpften ringen und sterben sah. Wir hoffen, dass der nahende gedenktag gelegenheit gibt, eine alte schuld abzutragen. Aber wir denken nicht an ein anspruchsvolles standbild. Nur die verwitternde denksäule, die heute Bürgers versteckte ruhestätte kenzeichnet, möchten wir ersetzen durch einen statlichen grabstein, den künstlerhand mit der büste oder dem reliefbilde des teuren sängers schmücken soll, und wir bitten alle freunde des dichters, unsern plan zu unterstützen. Geldbeiträge wird die Dieterichsche buchhandlung in Göttingen, dieselbe, die einst Bürgers gedichte verlegt hat, gern entgegen nehmen.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

ZUR KAISERCHRONIK.

Ein kreuz für die erklärer haben bisher die verse 9391 fgg. der Kaiserchronik gebildet, die nach Schröders text so lauten:

duo chom uns sanctus sanctorum,
duo twalte iwer salbe sâme in Israhêl,
und gesamenet sich hinnen vur niemer mêr.

Die verse gehören der disputation Silvesters mit den juden an und zwar dem in dieser zeitschrift XXVI, 555 fgg. besprochenen teile derselben, welchen Rödiger und Müllenhoff als ein selbständiges lied auffassten. Die anrede an die juden in vers 9392 solte demgemäss nach der annahme dieser gelehrten erst durch den compilator der Kaiserchronik um des zusammenhanges willen, in den er das lied verflochten hätte, hineingebracht sein. Zugleich nent Müllenhoff aber (ztschr. f. d. a. 18, 158) die verse „eine verzweifelte stelle .... hier ist mit der beseitigung des pronomens der anrede, die erst hineingebracht ist, noch nichts erreicht. Eine verbesserung aber, wie sie der zusammenhang verlangt, wird wol nur möglich sein, wenn vorher die bibelstelle oder der ausspruch eines kirchenlehrers ausfindig gemacht wird, auf die sich der satz stüzt." Scherer, QF. VII, 32, meint gleichfals im einklang mit jener liedhypothese, dass hier die dritte person in die zweite umgesezt sei, bemerkt aber im übrigen: „Den juden wird nicht geschmeichelt in jener disputation des Silvester; wir dürfen daher das sehr gut bezeugte *salbe* in 3, 5 unbedenklich beibehalten. Es steht für *salwe,* und die zeile müste lauten: *do ne twálte iwer sálbe sâm ín Israél*, oder mit umsetzung in die dritte person: *do ne twálte der sálbe sâm* (wenn nicht das original vielmehr *der juden sâm* darbot[1])." Schröder erklärt s. 254 und s. 97 die stelle trotz Scherers bemühungen für dunkel und weist darauf hin, „dass die orthographie der handschrift kaum zuläſst *salbe* für *salwe* (schwache form des adj. *sal* „schmutzig") zu nehmen." Ich habe bd. XXVI, s. 556 dieser zeitschrift nichts besseres

1) Wenn das *salbe* aus der judenfeindschaft des Silvesterdichters erklärt wird, so muste doch als ganz sicher angenommen werden, dass er es nicht schon im original vorfand.

gewusst als nach Scherer „schmutziges geschlecht“, wenn auch mit einigem zweifel, zu übersetzen [1].

Müllenhoff hatte richtig vorausgesezt, dass ein befriedigender aufschluss über diese verse erst durch den nachweis ihrer quelle zu gewinnen sein würde; aber unrichtig war die annahme, dass sie dann auf grund dessen verbessert werden müsten. Die überlieferung ist ganz in ordnung. Die beiden ersten der angeführten verse sind nämlich nichts weiter als die übersetzung einer stelle aus der dem Augustinus zugeschriebenen weihnachtspredigt, die Sepet, Les prophètes du Christ, Paris 1878, s. 4 fg. herausgegeben hat. Diese ist eine tendenziöse umformung der weissagung des propheten Daniel cap. 9 v. 24 und lautet: *Dic, sancte Danihel, dic de Christo quod nosti. Cum venerit, inquit, Sanctus Sanctorum, cessabit unctio* ... Und weiter, an die juden gerichtet: *Quare illo presente, cui insultantes dicebatis: „tu de te testimonium dicis, testimonium tuum non est verum“, cessavit unctio vestra, nisi quia ipse est qui venerat Sanctus Sanctorum? Si enim, sicut vos dicitis, nondum venit, sed expectatur ut veniat Sanctus Sanctorum, demonstrate unctionem: si autem, quod verum est, cessavit vestra unctio, agnoscite venisse Sanctum Sanctorum.* Der erste vers hat also sogar das latein der quelle zum teil noch beibehalten, der zweite übersezt die worte *cessavit vestra unctio* mit *twalte iwer salbe (same)*, wobei der dichter *twalte* wol mehr dem wortlaut als dem sinne nach wählte; denn *cessare* wird allerdings auch sonst entsprechend übersezt, vgl. *tuallentem cessantem, gituualan cessare* Graff V, 551, aber hier, wo es nicht zögern sondern aufhören bedeutet, kann der übersetzer mit seinem *twalte* den richtigen sinn nur verbunden haben, wenn er es etwa als *stockte* auffasste. Wenn *salbe same* wirklich die richtige überlieferung wäre, müste man es zu einem worte verbinden und als feminines abstractum zu einem adjektivum *salbesam* erklären, welches etwa die bedeutung salbungsfähigkeit hätte: „eure fähigkeit zur (königs)salbung stockte“, d. h. es konte seit dem erscheinen des heiligen der heiligen kein könig mehr aus eurer mitte erstehen. Aber ausser dem *smidesam* malleabilis, welches Grimm Gr. II², 686 nach Oberlin aufführt, wüste ich kein wort, in welchem

1) Durch ein wunderliches, aber wol unschädliches versehen, dessen ursprung ich nicht mehr feststellen kann, sind a. a. o. s. 555 zeile 12 von unten der 3. und 4., s. 556 z. 15 v. u. der 1. und 2. vers von Rödigers strophe als diejenigen angegeben, zwischen denen die von Rödiger und Müllenhoff gestrichenen verse überliefert seien; es muss natürlich beidemal der 2. und 3. vers heissen, wie schon aus der beigegebenen übersetzung erhelt.

-sam dieselbe funktion hätte wie in einem solchen *salbesam*. Es ist mir daher doch sehr zweifelhaft, ob *salbe same* im original gestanden hat. Ich glaube, *salbe* allein ist das richtige. Nur die Vorauer handschrift (1) liest v. 9392 *salbe same;* 2 liest *sam;* 3. 4 lesen *salbe, salb;* 5. 6. 7 bieten das zweifellos aus *salbe* hervorgegangene *salde, selde*. In den entsprechenden versen 889—90, wo Schröder liest *iwer salbe sâme in Israhêle engesamenôt sih niemer mêre,* findet sich die fragliche verbindung überhaupt in keiner handschrift, sondern 1. 2 lesen hier *same, sam,* 3. 4 *salbe, salb* (die andern fehlen hier). Ich halte danach *same* für eine conjectur der specialvorlage von 1. 2 statt des originalen *salbe,* welches in diesem zusammenhange, namentlich auch im zusammenhange mit dem folgenden verse, ohne kentnis der quelle unverständlich war. An der ersten stelle wurde die conjectur einfach an stelle der originallesart eingesezt, an der zweiten wurde sie ihr vermutlich übergeschrieben, sodass 1 nun mechanisch die beiden worte, 2 aber widerum nur die conjectur abschrieb, während 3. 4 hier ebenso wie im ersten falle den alten text beibehielten, der denn widerum für 5—7 den anlass bot auf ihre weise zu conjicieren. Zur widergabe von *unctio* verwendet auch Williram *salba,* Notker *salb* (Graff 6, 191). Was *sih gesamenen* hier bedeutet, erhelt aus Rol. 32, 20 *so gesamnet sich der cristinheit êre hinne vure nimir mêre.* Also: ‚eure (königs-)salbung in Israhel stockte (hörte auf) und wird sich niemals wider aufrichten (niemals wider hergestelt werden).“ Dass *unctio* als königssalbung, königliche würde verstanden wurde, zeigen die von Sepet a. a. o. s. 22 und 52 aus französischen prophetenspielen mitgeteilten umdichtungen jener Pseudo-Daniel-Augustinischen prophezeiung:

> *nascetur Dominus, cujus imperio*
> *cessabit regimen et regum unctio;*

und:

> *ecce venit Sanctus ille Sanctorum Sanctissmus,*
> *quem rex iste jubet coli potens et fortissimus.*
> *Cessant phana, cessat regnum, cessabit et unctio*
> *instar regni Judaeorum finis et oppressio.*

Die stellen zeugen zugleich für die popularität dieser antijüdischen prophezeiung. Sie gehörte zum eisernen bestande der christlich-jüdischen disputation des prophetenspieles. In dem entsprechenden teile des Benediktbeurer weihnachtsdramas lautet sie:

> *O Judea misera*
> *tua cadet unctio,*
> *cum rex regum veniet*
> *ab excelso solio* usw.

Die dem Augustin zugeschriebene weihnachtspredigt gehört ganz in denselben kreis wie die XXVI, 557 dieser zeitschrift erwähnten ausführungen der epiphaniaspredigten gegen das judentum. In der berührung mit der einen wie mit den anderen zeigt der fragliche abschnitt der Kaiserchronik, wie er von vornherein in die disputation zwischen christentum und judentum hineingehört, und wie unrichtig es war, ihn unter entfernung der an die juden gerichteten anrede zu einem selbständigen liede stempeln zu wollen.

BRESLAU. F. VOGT.

ALTDEUTSCHE PREDIGTEN.

I

[De die dominico.]

REquieuit dominus die septimo ab omni opere suo quod patrarat. Alle dy sich hewt hye besamment in dem namen des almechtigen gots an disem heren suntag dy sullen wissen, wan das wort suntag gesprochen sey vnd wie grôslich der von allen cristenleuten ze eren
5 sey. die heilig geschrifft spricht: do vnser herre, schepfer aller ding, an dem anbegin der werlt schawet alles das er geschaffen het, do daûcht es in alles gut vnd ruet er an dem sibenden tag von allen dem werck das er vorbrocht het. davon hat dy heilig cristenhait dy gewonhait, das der here suntag also hin sol bracht werden mit feyr, das nicht
10 anders geworht sol werdin nûr wen des leibs notturfft mit ezzen vnd mit trinkin, vnd das sich dy saligen darczu mûsigen, das sye das here gots dinst empzigen, das sy den sichen gelaben, dy totin begraben, dy gest zu hauß laden, dy hungrigen âzen, den durstigen trenken, den nackaten gewanten, die da mishelent das sy die ze fride vnd zu eben-
15 hellung bringen, das heilig opfer mit dem almusen zu kirchen bringen. an dem heren suntag sol kein kristen mensch kauffen noch verkauffen nur wann so vil so er zu seines leibs notturft habe zu dem einen tag, wann der teufel sich des vleisset das er vil manig sel verleuset von der mussikeit des leibs. darvmb ist der here suntag zu
20 eren von allen glaubigen menschen. mit aller andacht vnd mit aller wirdikeit welt ir erkennen dy lage (284[b]) des tewfels. er seet vnter dy lewte seinen samen: das sind dy mayneide, daz ůberhûr, dy luge, dy tewf, das lucke vrchûnde vnd ander vil manig bosheit dy zu sagen

I 3 hr'n 5 vns'r h'r 8 davon] Dañ 9 hr'n *es sieht so aus, als habe der schreiber zuerst* hre *schreiben wollen* 11 hr'n 12 gelaben *aus* glauben *gebessert* 16 hr'n 19 herre 23 virhünde, *davor* fi *ausgestrichen*

ist zelangk; da von euch got von seinen gnaden beschirmen schol. I
der heilig suntag ist ein rast aller seligen menschen. das waß der 25
erst tag der werlt. an dem suntag worden dy heiligen engel geschaffen.
an dem suntag stund dy arch auf den bergen nach der sintfluße.
das erging also: do der almechtig got durch dy gemain sunde der
werld dy lewt gemaincklich verlisen wolt vnd auß aller der werld nůr
wann acht recht menschen funden wurden, Noe vnd sein weib vnd 30
sein drei sŏne vnd ir drei weibe, do gebot vnser herregot dem heiligen
manne Noe, das er worcht ein arche dar in er behalten wurd mit
seinen leuten von der sintfluß. do nẘ der arche geworhit worde vnd
er dar ein chom mit seynen kinden, als sy benent sind, vnd aller ding
vnd aller gescheffte raynes vnd vnreines zway vnd zway dar ein 35
gesaczt, als er das vnderworchet het nach der gotes lere, do brast der
regen zu tal vnd wilen dy brunne zu berg vnd ging das zu samme
vber dy hochsten berg virczehen cloffter vnd ertranck alles das lebentig
was an dy, die dy arch wefangen het, dy got mit insigel auzzerhalb
besperret het. do der czoren des almechtigen gotis gelag vnd er 40
seiner warmunge vber sein armz hantgetat gedacht, do begund sich das
waßer zu mindern vber hundert (285ᵃ) vnd funfczig tag vnd gestund
dy arch auf den bergen Armenie des landes, dy ye geschwebet het
auf dem wasser siben mânet. an dem suntag lost vnser herre sein
lewt auß Egipto vnd furt sy durch das rote mere in dy wůste. an 45
dem suntag regent got das himelbrot von himel, damit er furt dy
juden virtzig jar. an dem suntag flussen auß einem stain vier brunne
von ŏle, wein, honig vnd milch. an dem suntag wart vnser herre
der heilig crist geboren. an dem suntag ward er besnytin. an dem
suntag ward er getaufft. an dem suntag brochtin im dy konig drey 50
opfer: golt, weiroch, myrren. an dem suntag macht er das wasser zu
wein. an dem suntag speiset er von funf brotin vnd von zwain vischen
funf tausent menschen an weip vnd an kint. an dem suntag erstund
er von dem tod warer got vnd warer mensch. an dem suntag sant
er den heiligen geist vber dy heiligen zwelfbotin. an dem suntag ist 55
er zukunftig zerichten vnd zutailen vber lebentig vnd vber toten. an
dem suntag fur er zu himel vnd erlost dy sele auß dem munde des

33 *vor* der arche: dew, *dessen* w *getilgt ist, hierauf* r 36 der g.] des g. 37 vilen 38*f* lebentigen 40 czorñ 41 warnunge hantgetag 42 waßß hundert] sechzig 43 arme iedes geschebet 47 den 48 wein *fehlt* war h'r 49 geborñ 56 tailen = ertailen, *oder stand ursprünglich* zerteilen? 57*f* der l., *zur construction vgl.* III, 64; *ob aber nicht* leben *verderbt ist?* Leviatan? *Schönbach*

I leben, des vbeln. an dem suntag gesaz er zu der zesem seines vaters nach seiner vrstend. an dem suntag gab er dy e auf dem berg Synay. 60 an dem suntag ließ er sant Johannem seineu taugen sehen in der einŏde Pathmos. an dem suntag habent alle dy sele gnad, dy zu der helle nicht geacht sind, das sy ewicklichin vorlorin sein, sunder dy da gelautert sullen werden mit dem fewr. der heilig suntag bezaichent (285[b]) den ewigen leib. mein vil liben, nu got den sůntag also geert 65 vnd geheiligt hat mit also manigen grossen zaichen, dy er an dem suntag begangen hat, vnd auch den ewigen leib bezaichent, so sullen auch wir in eren mit allen guten wercken auf dy gnad vnseres herren des almechtigen gots, das vns der ewig leib gegeben werd. das verleich vns der ware gots sun durch seiner gnaden willin. amen.

II

[De Antichristo et die iudicii.]

Antichristus nascetur in magna Babilonia de genere meretricum et a maleficis in Corozaim nutrietur. Alle dy sich hewt in vnsers herren dinst hie gesammet haben, dy habin angst zu der jungsten kunft vnßers herren des almechtigen gotis. wann wie die ergen sol, das wel 5 wir euch mit gottis kraft sagen. der anticrist wirt e geborn in der stat zu Babilonia von einem bosen weib vnd mit dem teufel erfult in seiner můter leib vnd wirt von zoberaren in der stat zu Corozaim gezogen. da von spricht dy heilig schrift: Ve tibi Bethsaida, quia in te nutrietur Antemos id est Antichristus id est contrarius Christo. we 10 dir Bethsaida, wann in dir erzogin wirt vnßers herren widerwart vnd beginnet zu reisen vber alle dise werlt vnd alles menschliches geschlecht. das macht er im in vier weiß vntertan. primo maiores et fortiores per diuitias. zu der ersten weiß macht er vntertanig dy gewaldigen diser welt mit dem reichtumb vnd mit der gezir diser werlt, 15 wann aller der schatz der verporgin ist, der ist im offen. secundo modo vulgus ei terrore subditur. zu der andern weiße so vberkumpt er (286[a]) das smach volk diser werlt mit seiner vorcht. tertio modo clerum sapientia et maxima eloquentia sibi subiugabit. zu der dritten weise so vberkumpt er dy weisen diser werlt, das ist dy pfaffen, mit

59 auß 60 Jōhem s. taugen] seinē taufer 61 pathmot *vor* alle: h *ausgestrichen* 67 vnser's hr'n

II 3 hr'n *so auch im folgenden.* 5 egeborn 6 von e.] zu einē weib *aus* weig 12 in *B(asler hs.)*] vnter 14 reichtūb *aus* reichtūg der gezir: *zuerst stand* ger gezir 15 der ist] der wirt *B* 17 er dy weisen (dy w. *ausgestrichen*) diser werlt das sm. (*B liest* swach) volk t. modo] 3°°

weistumb vnd mit red. quarto modo mundi contemptores signis et prodigiis fallit. zu der virden weiß so betreugt er dy dise werld versmacht habin, das sint munch, nunnen, closnar vnd ander leuth dy sich von der werlt gezogin habent, mit zaichin vnd mit offenbarn wundern. postquam intrabit antiquam Jerusalem. darnach so kumpt er in die alten Jerusalem vnd widerzimert dye vnd haizzet sich in der anbeten fur got. so kument dy juden von aller der werlt vnd enpfahen in mit micheler wird vnd wenent, das er sey messias dem sy wartent. also beginnet er herschen vnd predigin drei jar vnd sechs mënet. tunc veniet Helias et Enoch et praedicatione eorum convertentur ad christianam religionem. so kument Helyas vnd Enoch vnd von irrer bredig kumen all dy zu kristenlichn glauben, dy er betrogin hett. dy werdin auch von im erslagin vnd bleiben vngerochen vnd vnbegrabin vncz an den jungsten tag. ipse vero praecipitabitur spiritu oris domini volens ascendere in celum quia scriptum est: praecipitabit dominus inclitum universe terre in monte sancto. dar nach vermizzet er sich, er wel zu himel varen, vnd wirt nider geworfen mit dem gaist vnßers herren, wann es ist geschriben, das vnßer herre nider schol werfen den gewaldigen dißer werlt. tunc Judei videntes quod sunt decepti et elapsi convertentur ad pacem. so dy juden den sehent das sy betrogin sint, so werden sy bekert; aber das an dem ende dißer werlt ist. vnd werdent (286ᵇ) in verlassen virczig tag, das sy reusen die rewsen wellen vnd behaltin werden; dy nicht reusen wellen, das sy ymmer an ende verloren sein. in den virczig tagen so geschehent funczhehen zaichen. dy schult ir merken, das ir da bei gebessert seyt. das erst ist das dy vischs in des mers grundt schreient vor angst, das der jungst tag so nahent ist. das ander das der wack swilt das er funfczehen claffter ob dem ertrich gestet. das dritt zaichen ist, das der bach versinket das in nymant gesehen mag. das vird zaichin ist das das geflugel vellet auf das gras vnd stirbt von den angsten, das der suntag so nahent ist. das funft zaichen ist das das wild verdirbt vnd verleust seinen syn, das got dem menschen zu trost vnd zu gnaden beschaffin hat. das segst zaichin ist das ros vnd rinder verderbent vnd alle dy tier dy vns got geordent hat. das sibent zaichen ist das ein iczlich mensch sein funf syn verleust vnd dy siben gab dy er von

20 weissung q. modo] 4ᵒᵒ 21 dy *von gleicher hand übergeschrieben* 24 Irlm̄ 25 Jerusalē 27 wird *aus* werd dem *B*] den sy] sich 29 eorum] iᵒʳ*e* 37 geschibē 38 quod] qz. 39 juden *aus* jugen 41 virczig] virczehem, m *in* n *gebessert* 42 das *am zeilenschluss*, sy *fehlt* 43 virczehen 44 gebessert *aus* bebessert 46 *f* funfczehēt 48 bach = wac 49 *lies* gefugel? 51 dē

II dem heiligin gaist het: dy mûß er wider czu erden lassen vncz an den jungsten tag, das er sy wider von got gehabin mag. o wie selig dy geburt ie ward, dy das vmb got hie enerd erberben mag! das acht zaichen ist das das gras ervalbet vnd wirft sich von der erde als ab es nye enbûrd. das newnt zaichen ist das dy steren swarcz werden
60 als dy brent vnd kument irs lichts an ein ende. das zehent das dy wawm verdorrent vnd vorlisen ir wucher vnd ir laub alles von den angsten das der suntag so nahat ist. das einlefft zaichen ist das sich der man verwandelt vnd wirt rot als ein blut; (287[a]) vor den angsten des suntags tûet er das. das zwelft zaichen ist das dy sunn yren schein
65 vnd ir licht verleust. das dreiczehent ist das ein gerigen kumet starck vnd groß vnd dy gots rache get denn vber alles ertrich. das vircz ehent ist das ein wint komet da von alle dy berg zuerstybent dy er sein. das funfczehent zaichin ist das dy gots rach komet das ist das fewr das da heisset der suntag, wann es ist geschriben Ignis ante ipsum
70 praecedet. das fewr sol vor im komen vnd brennen stein vnd wein funfczehen clafter vnder sich, vnd wirt alles gelaûtert ennein. vnd was got geschaffen hat, das mûß den als zergen praeter quatuor elementa quae mutantur in melius. vncz an vier dingk. mit der gots krafft wil ich euch der weschaiden. Tota terra quia corpus Christi confovit
75 ut paradisus erit. das erst ist: dicz ertrich da got in wegraben wart das wirt verwandelt in das paradise, wann es got mit seinen fussen trat vnd auch von der erd geborn wart: das was das fleisch vnd gebein das dy gothait in der mait leib an sich nam. dy selb mait, muter rain dy bekom von der erd. des freut sich beid weibe vnd
80 man. alles ertrich wirt vron paradise, id est odoriferis floribus sicut liliis et rosis et violis immarcessibiliter in perpetuum erit decorata. vnd wirt mit drein wolsmeckenden blumen wol wedeckt. der blûm ain haysset lilium, dy ander haisset rosa, dy dritt haisset veiol. dy bezaichent alle dy got behaltin wil. dy lilge wezaichent den gaistlichin
85 man, das ist den babst zu Rom, alle gardinal, alle bischoff, alle abt, alle munich, alle nunnen, all chlasnar, alle aynsidel, alle dy got zu seinem dinst geordent hat. so wezaichent dy rose den bawman vnd alle dy (287[b]) mit elicher heirat wegriffen sind vnd sich mit trewen vnd mit worhait begen. der drit blûm veiol bezaichent alle

55 *vor* er: e *und ein weiterer buchstabe* (?) *ausgestrichen* 57 *nach* ward: hye *ausgestrichen* 59 sterñ 66 alles *aus* allem 67 *nach* da *war ursprünglich ein dritter buchstabe beabsichtigt, der dann aber im entstehen getilgt ist* er] in aller der welt *B* 68 ist *fehlt* rach] kraft 70 sterñ v. wem *für* bein 71 alles *aus* als *gebessert* 81 in *fehlt* 83 liliũ 85 Ram 87 seinẽ 89 blûm] bawm, *auch in B steht* der bluome, *vielleicht stand ursprünglich auch z.* 83 *das masc.*

werentlich richter vnd recht schirmer, das ist der kaiser von Rom, alle II
konig, alle hirczogen, alle graffen. Aqua vero, quae corpus Christi
tingere meruit, super omnem decorem cristalli erit. das ander ist: dy
wasser werden vorwandelt lautrer dan der cristalle. rue gewinnet es
alles: es enflusset noch engust nicht vnd stet still vnd hat rue vnd
gnade, wann got dar inn tawfft wart vnd alle dy an in glauben waren. 95
Celum gloriam solis induet et sol septempliciter plus quam nunc luce-
bit. das drit ist: der himel stet denn stille. sein rue geit im dy gotis
krafft vnd wirt licht als sam dy sunn. dy anderen zaichen dy in dem
himel sint, dy sunn vnd der mon vnd dy stern, dy stent denn still
vnd gewinnent rẘe, vnd wirt ir licht vnd ir schein sibenwaltig gemert. 100
Et haec erit mutatio dextre excelsi. das ist dy wandlung der gots
zesem. Sequitur quartum elementum: quidquid fuit caro hominis,
resurget, vnusquisque ea etate quam cum esset triginta annorum, ut
futurus erat. dy virde dy sei wir, dy got getrost hat, das daz minst
har an vns nicht mag zergen, wann wir ersten alle in den selben 105
tugenden als got was do er dreissig jar alt was, arme vnd reich alle
gleich. Vbi erit resurrectio? in valle Josaphat quod interpretatur locus
iudicii et hoc erit in nube. wo wirt dy vrstend? in dem tal Josephat.
als wir es an dem heiligen glaubin haben, so kumpt do got gegen
vns vnd ersten wir von der erd. das vrtail erget in den luften. Qua- 110
liter veniet dominus ad iudicium? recte sicut imperator huius (288a)
mundi ingrediendus est aliquam ciuitatem, vbi corona et alia insignia
eius praeferuntur, ut cognoscatur adventus eius: ita dominus noster
Jhesus Christus cum omnibus ordinibus angelorum ad iudicium veniens.
angeli crucem ferentes praeeunt. nu vornemt, mein vil liben, wie 115
vnser herregot sein vrtail do hat vnd er dar chomet. zu gleicher weiss
als ein kaiser, der kunftig zu einer stat ist, sam er sendet sein vor-
boten: also thut vnser herregot. der sendet vor sein engel schar, dy
brengent das creucz vnd das sper vnd dy drei nagel, do er an das
creucz mit genagelt wart, vnd dy dornen kron, dy im auf geseczt was, 120
vnd andrew ding do er mit gemartert ward. dornoch koment all sein
heiligen und sein traut mů̂ter sancta Maria. dy komet do maniger
sel zu trost vnd zu gnaden. tunc boni a malis sicut grana a paleis

90 wer̃tlich 91 quae *fehlt* 94 engust] endivzzet *B*, *unsere hs. verwechselt einigemal* d *und* g, *vgl. die lesarten zu z.* 14. 39 96 semplicit' 98 anderñ 104 *man erwartet mit B* das virde das 106 *es ist schwer festzustellen, ob* tugenden *in* jugenden *oder umgekehrt geändert wurde, wahrscheinlicher ist mir das erstere, übrigens unrichtige* 108 nübe 110 ersten] erst *am zeilenschluss* wir] wirt 113 n'r 116 her'got 117 kaiser' 118 her'got 122 heilig̃ sc̄ta

II mox ab angelis secernentur et in quatuor ordines diuidentur. do wer-
125 dent von den heiligen engeln dy guten von den vbeln also geschaiden
sam das chorn von den ehern vnd werdent an vier ent geschart. dy
erst schar ist der erwelten, dy mit got ortailn sullen vber alle dise
werld. [daz ist ûnser frowe sant Maria vnd die hailigen zwelfpoten
vnd ander hailigen die daz vmb got verdient haben *B.*] dy ander
130 schar ist der guten, dy mit ortal wehalten werden. wer sind dy? die
mit irr beicht vnd mit iren almusen vnd mit waren ruen ire sund
gebusset hand. dy dritt schar ist der vbeln, dy mit vrtail vordamp-
net werden. wer sind dy? di mit vnrechten wercken vnsers herren
verlaugenten. dy vird schar ist der wirsern, dy sind an vrtail vor-
135 dampnet. [wer sint die? daz sint die, die ir herren verravten haben
vnd die an der gotes genade vnd an dem hailigen geloben gezwifelt
haben, daz sint die, die in selb den tot haben getavn, als Judas tet:
der verriet Jhesum Christum sinen herren vnd chaufte in vmb drizig
pfenning, er zwifelt an der gotes genad vnd hieng sich selber an ainen
140 ast, vnd het die dri sünd mit ain ander begangen *B.*] o we das sy
ye geboren wurden! darnach werden dy saligen zu vnsers herren
zesem gestellet, dy vnsaligin zu seiner winstern. also das erget, so
spricht vnser herre zu den seiner zesem: „wer sindt dise liben kindt?"
des antwurt im sein muter, vnßer (288[b]) fraw sand Maria: „liber sun,
145 das sint dein libe kint." also spricht der gut sand Peter, der gut sand
Jacob, der getrew sant Niclas vnd all gots heiligen: „herre maister,
es sind unßer arm pilgram, vnd schullen hewt gehaissen werden deine
kindt, wan sy volgten vnßer lere vnd haben deinen willen getan. sy
tranckten dich do dich durst, si aczten dich do dich hungeret vnd
150 gebanten dich do dich vros: des wel wir dy gezeug hewt hie sein."
so spricht vnser herre: „venite benedicti patris mei. chumpt her mein
gesegente kind, empfaht mit mir meines vaters reich, das euch beraittet
ist von angang der werld. do sult ir hewt in enpfahen dy freud
vnd dy gnade que oculus non vidit nec auris audiuit nec in cor
155 hominis ascendit, dy nye kain aug mocht gesehen noch kain ôre geho-
ren noch kain hercz gedenken, dy got geordent hat den dy in hie
gelibt habent." wol sy wart, das sy ye geborn waren! darnach spricht
er zu den dy zu seiner winstern sint: „wer sindt dy armen dy da-
stent?" des antwurt im der tewfel dem sy gedinet haben: „herre, das
160 sint dy meinen dy mir gedinet haben. mit gezeug wil ich sy wehal-

126 sam] sein 131 beicht] bitt 132*f* vordampmet 134 verlaugen
134*f* vordampmet 141 hr'n 142 vinstern 143 her' 146 her' 148 vol-
gent vnß'r 151 vnser' her' pris 158 vinstern

den, wann sy nye zu beicht noch zu rew komen vnd yedoch, herre, II
deinen heiligen leichnam namen. ich vand sy an dem hůre, an dem
vberhůre, an dem sippehůre, an dem meinaid, an dem neid, an dem
hazze, an den vntrewen, an der geiczickhait, an der hochuart, an dem
bůcher, an der dibehait, an dem schach, an dem brant, an der man- 165
schlacht vnd han sy hewt an rew her bracht.“ o we wie jar jamer-
lich dy gestendt! so spricht vnser herre: „Ite maledicti ad ignem
eternum! vart ir vorfluchten kint in das ewig fewr! da ist in ach vnd
ach vnd weinen (289ᵃ) vnd grisgramen der czend an end.“ vor der
selben stim beschirm vns got alle. ibi novem penas specialiter patiun- 170
tur, quia consortium novem ordinum angelorum neglexerunt. da můs-
sen sy neun weicz alle leiden, wan sie dy wirdickhait der newn
ordinung der heiligen engel vorvnrůchten. dy erst weicz est ignis
inextingwibilis. das fewr, das nymmer erlischet, das ist also getan:
ob das mere dar ein flusse das es dannoch nicht erlesch. dy ander 175
weicz ist frigus incessabile, so grosse keld, ob man ein fewrein werck
drein wurf, der wurd sa zu stund zu eyß. von den zwain weiczin ist
geschriben: da von kumpt wainen vnd grisgramen der zend. dy dritt
weicz ist incomparabilis vetor, der vnmeschlich stanck. dy vierd weicz
sind vermes immortales sicut piscis in aqua sic viuunt in flamma, 180
wurmen dy nimmer ersterben, dy windent sich vmb dy arme sel vnd
peisent si vil sere vnd lebent auch in dem fewr als sam dy vischs in
dem wasser. dy funft wicz das sind ignea flagella, fewren geisel als
dy eysnen hemer, do man dy arme sel mit schlecht. dy sechst wicz
ist confusio peccatorum quia ibi omnia patent et nulla abscondere valent, 185
dy schant der sundt, wann do sind all sund offenbar, do mag kain
sund vorporgen sein. dy sibent weicz ist visio horribilis demonum et
miserabilis fletus gementium, das vorchtlich angesicht vnd das vnmess-
lich weinen. [div ahtod wizz, das sint vinstrine die man wol begri-
fen mag; vnd ob daz wær, daz alles daz brunnen waren daz vf ertrich 190
ist, daz enhet dehain lieht gegen der vinster div da ist *B*.] dy newnt
weicz das sint ignea vincula quibus sunt per singula membra distenti,
das sind fewren gebant, do dy armen sunder mit gebunden sein an
allen liden, vnd sint zudent: dy růcke sind in zu sam gekort, dy
hawpt sind in under sich vorsencket, dy fusse sind in auf gekert. wer 195

165 bůcher = wuocher 167 h'r 168 das 170 vns *aus* vng 171 ordinum *fehlt* 172 neun *fehlt* 175 *vor* nicht *ist* nich *ausgestrichen* 177 so 179 incompabilis vier 180 sic] sīc 181 jmmer 182 sam̄ 184 do *aus* don man] mit 186 mag man 189 dritte w. ist *B* 190 waren *B*] *lies* ware? 191 newt 193 fewre 195 under sich] sunderleichen

II sind dy dy so getan weicz leiden? das sull wir (289^b) euch sagen, das ir euch da bei pessert. das sint membra dyaboli, des tewfels kint, dy vbermůtigen, dy geyzigen, dy fresser, dy trinker, dy hurrer, dy manslechten, dy dieb, dy schelter, dy mainaid, dy vberhurär, dy
200 schacher, dy missehelligen, dy werrer. alle dy in so getaner boshait funden werdent, dy můssen dy weicz leiden ymmer an end. so dy gevertiget werden zu dem ewigen todt, so virt vnßer herre Jhesus Christus mit seiner gemaheln id est ecclesia, das ist dy heilig cristenhayt, haym zu der himelischen Jerusalem, das ist dy ewig frewd. das laß vns
205 got in disem leib verdinen. dy seiligen sel dy sint in dem paradeiß gezirt mit grosser zir vnd sint gewant mit den heiligin tugenden. ir gewant ist hail vnd frewd. ir werck ist anders nicht wen das sy got lobent. was ist das lob? das sy den almechtigen got lobent vnd sehent, vnd des laydes, des in ye in diser werld geschach, vnd der vbeln
210 werck gedencken sy nicht, wann das habent sy alles vberwunden. sehent dy guten dy vbeln? ja. pitent si got umb si nicht? vmb was? das sy sein got nicht gewert, wann das gericht des almechtigen gotis vnd aller sein wil gevelt in wol, also do geschriben stet: letabitur iustus cum viderit vindictam peccatorum, der gerecht frewdt sich, so
215 er dy gerach sicht vber den sunder. nw pit wir vnßern herren, das er vns seinen heiligen geist in unßer hercz sende, der vns also belaid so der jungst tag kom, das wir frolich zu der gots zesem hant gesten můssen vnd dy himelischen Jerusalem besiczen mussen. amen.

III

[Pro defunctis.]

BEati mortui qui in domino moriuntur. der tȯd sind drey. ain tod ist gůt, des wir all gern schullen. der ander der ist vbel, den wir all flihen schullen. (290^a) der dritt ist jemerlich, den wir all leiden můssen. o welcher seliger mensch vnd er wertlich er vnd dy sundt
5 durch den almechtigen gott lett vnd sein fleisch maystert vnd im seines bosen willen vnd seiner gelůst nicht gestätt: der ist der werld tod, er lebt aber dem almechtigen got. das ist der tewr todt der rechtin vnd der seligen. wer des tods stirbt, der hat den ewigen leib. der rechten menschen tod so sy zu disem leib sterbent, der haisset nicht
10 tod, der heisset ein schlaf. dy so getans tods sterben, den geit vnser herre den ewigen leib. der ander tod ist so getan: dy vil armen men-

198 hurrer' 200 w'rer 209 diser' 216 vnßer'
III 4 vnd er, er *fehlt* 5 mayster 7 lobt den

schen, dy dye hawpsundt vnd totlich sund begen, dy sterben an der III
sel, wann sy von got geschaiden sindt, der der ewig leib haizzet. so
getaner tod der sunder das ist der aller wirst tod. der bringet den
armen menschen zu der genozscheft der vnreinen engel des teufels. 15
so getaner tod der sunder, den schul wir flihen. den tod den dy vbeln
vnd dy vnrechten an dem tod leident, der haizset ein vordampnůß,
wan wenn sy von disem leib schaident, so weren sy zu den ewigen
vngnaden gefurt. der dritt tod des leibs der ist vns allen gemain,
wann ein iczlich mensch durch Adams sunde sterben můß, vnd nach 20
seinen wercken als ez verdinet hat so wirt ez eintweder zu den gnaden ader czu den weiczen gefuret. alles vnser leben ist gleich dem
mietman. der mietman der wunscht das sein taidung chom vnd das
im sein lon wurd gegeben, das er freiligh varen můsß. also ist es
vmb den armen menschen gewant: so er von disem leib geschaidet, so 25
ist sein taiding chomen. hat er den wol gedinet, so wirt im der pfennig des ewigen leibs zu lon geben. aber der (290[b]) vnselig, der nicht
arbeiten wolt, der selb vnnůcz was vnd auch an die anderen irret,
das si got chein wůcher noch kein dinst erbuten, dy werdent ab geslagen mit der achs des todes vnd werdent geworfen in das ewig fewr. 30
vnser herre hat allen menschen zil geseczit, da fur mag es nicht komen. der ist aber vil mit den vbeln werken. das machet das sy nicht
vol kement hincz dem zil, das in geseczet was ob sye recht lebten.
dy vnrechten menschen dy gedencken nicht, ob sy immer ersterben
sullen. von dye werden sy hin gezucket des jehen todes. aber dy 35
seligin vnd dy gerechten menschen, dy gedencken zu allen zeiten, das
sy sterben můssen. von dy schaiden sy wol gewarnet vnd vil salicklicher von disem leben. vnßer herre spricht: si sciret paterfamilias
qua hora fur veniret, vigilaret vtique et non sineret perfodi domum
suam. west der hauswirt wenn der dyep kŏm, er wacht vnd ließ sein 40
hauß nicht durchgraben. der tod kumpt als der diep. so er den wirt
des nachts slaffen vindet, so pricht er in das havß vnd erslicht den
wirt vnd nymt sein gut. also tut der tod dem menschen. wenn er
sich des nicht vorsicht, so kumpt er vnd vindet den armen menschen
an gůt werk vnd das hauß des leibs vndergrebet er, dy sel vecht er 45
vnd furt sy zu den weiczen. der armen menschen tag dy naigent
sich so der schat, si vlient abweck als sam das gewülcken der wint
treibt. was ist der arme mensch? niwann ein vivl vnd ain wurme.
der arme mensch ist geborn von einem brŏden weib. sein leben in

12 hawp sundt 14 *nach* ist: daz *ausgestrichen* 18 schaidet weren = werden 32 machent 42 erslicht = erslecht 48 vivl] viol 49 armen

III dißer (291ᵃ) werlt ist ein kurcze zeit. er můse leiden manch erbeit.
in seiner kinthait get er auff als ein blům. manick ser leidet er in
der jugent. in seinem alter vorleust er sein crafft. darnach kumpt
der tod, vnd wirt den wider zu erde. ein iczlich mensch kumpt mit
ser in dise werlt, mit grossem grim schaidet er auch von diser werlt.
55 zu hant vnd das kind geboren wirt, so weint es vnd wedewt do mit
dy arbeit dy im kumftig ist. darnach so es gewâchset, so es gearbei-
ten mag, so erbeit es vnd enweiß wem. darnach můse es varen vil
schier von disem leib vnd leth seinen reichtumb den fremden vnd
můß in dy erde, das ist sein hauß. do hat dy herschafft den ein end.
60 nu vornemt vnd merckt es: in dem selben hauß do wirt sein fleisch
sůmleichs zu wůrm. dy selben wurmen dy da dar auß werdent, dy
fressent es auch. sůmleichs fawlt vnd wirt zu erd vnd auß seinem
marck werdent slangen. auß dem hiren werden kroten vnd der vil
arme mensch, der dem slangen, dem tewfel in dem bild des slangen,
65 der sunden gevolget, der garnet den tod. er wirt auch von recht zu
slangen, wann er dem slangen gevolget der im dy sunde riet. dy
heilig schrifft spricht: melius est ire ad domum luctus quam ad domum
conviuii. es ist besser gen zu dem hauß der clag da weinen ist dan
zu dem hauß da freud ist vnd wirtschafft. wa frewd vnd wirtschafft
70 ist, da vorgist der mensch des todes vnd des ewigen lebens. zu dem
hauß da clag ist vnd weinen, do der tod vor den augen ist, da geden-
cket ein iczlich mensch des todes. wir vil armen wir sehen alletag
dy toden, vnd wân wir yedoch, das wir ymmer sterben. dyser saliger
mensch, des leichnam hie vor vns stet, der was ein blum der werlt.
75 er was (291ᵇ) ein trost des lands, ein er des reichs, ein zir seines
chůnnes, in erten dy fursten, sein gleich teten im wol vnd dyenten
im, sein vntertan dy vorchten in, dye lantlewt warin im willick vnd
sprachen im wol. der in nu entwachte: sein liebsten frewndt sahen in
vngeren vnd fluhen von im, vnd einem iczlichen armen, der den noch
80 lebt, bei dem waren sy geren. so er aber etzlich weil in dem grab ge-
lag, sahen in den dy libsten frewnt, sy fluhen vnd mochten den stanck
der von im ging in keiner weis nicht vordolen. wann vns allen das chunf-
tig ist, so sull wir, dy weil wir es gethun můgen, flihen von den sunden
zu dem almechtigin got. wir sullen vnser sunden zu beicht kumen vnd
85 schullen sy bussen, vnd schieb wirs auf, der tod scheibet sy nicht
auf. von dy sull wir das bewaren, das vns der tod vngewarnet icht

50 *nach* erbeit *nochmals* leiden 58 reichtūg 63 hirñ 64 dem slang *am zeilenschluss* 72 a. wir] a. sy 76 eren teten] heten dyentem 78 nu] im entwachte = entwate frewdt 79 arme 82 *f* chūftig

ersleich vnd so wir geren gepůsten, so mug wir nicht gebussen, wann III
wir dy weil noch den tag vnßers todes nicht enwissen: so sull wir zu
allen zeiten gewarnet sein, wenn der tod chem, das wir sein weicz
dann nicht erfurchten, das wir der ewigen frewde den vil gewiß sein. 90
des verleich vns vnser herre Jhesus Christus. nu sulle wir vmb die
arme sele, der leib hie zu antwurte ist, den almechtigen got vil innick-
lichen piten seiner gnaden, das er im ruch antlaß zu geben aller sei-
ner sunden vnd in der genosschaft seiner heiligen zu statten. durch
dy gnad vnd durch dy zuvorsicht so bringet man sy her zu kirchen, so 95
sich dy kristenhait hie gesamme vnd sy dy toden hie sehen, das sy in
helfen mit irem gepet vnd mit irem almusen. das ampt das wir vmb dy
singen, das sing wir als das ampt (292ᵃ) an dem chorfreitag, do vnser
herre an dem creucz durch vns starb, vnd thun es dar vmb, das wir
des vil gewise sein, das vns der tod des heiligen cristes das himelreich 100
geoffent hat, allen den dy sich in diser werlt der boshait vnd der sund
durch sein lieb und durch das himelreich ertoten. nu sull wir vnßer
frawn sancta Marian vnd alle gots heiligen vil innicklichen biten,
das sy wegen da zu dem almechtigen got dißer saligen sel vnd allen
glaubigen selen, vnd hebet dy ruf „den gotis sun den pit wir. kirie- 105
leisen."

IV

Alius pro defunctis.

Domine quando venies judicare, noli me condempnare. der hailig
weissag der mant vnser armůt vnd vnßer grosse brôd vnd spricht
also: werleich der arem mensch ist gleich dem hew. so das gras ab
gemeet wirt, so dart es vnd wirt zu hew: also ist es vmb den armen
menschen gestalt. als schier er stirbt, so verleust er dy grůn dy er
het vnd sein schon, vnd sein fleisch vnd sein leib wirt vorwandelt zu 5
erd. dy not vnd dy vorwandlung vnd sogetan boshait dy bracht vns
der erst man vnser vater Adam, da er vngehorsam wart seinem her-
ren, seinem schepfer, vnd sein gepot vbergie. do verlos er den leib
vnd vant den tod vnd brocht alle sein affterchom in dy selben not.
das wiß wir wol, das ein iczlich mensch zu erd wirt. wie es aber 10
vmb dy sel erge, das sull wir mercken. alle dy cristen sint, dy glau-
ben das dy sele lebt, so der leib stirbt, vnd lebt eintweder vil salich-

90 frewde *fehlt* 98 vnser' 101 diser' 102 seiñ lieb, *zuerst stand* leib 103 s̄cta jnnicklich enbiten

IV 3 arm̄ 12 vmb] vnd

IV licher ader vil jamerlicher. welch salig sel, dy weil sy mit dem leib
15 was, sich selben schon vnd recht leitte, dy allein dem willen irs schepfers gehorsam was, dy geren werentlicher gier widerstund, dy geren in dem gots dinst wacht, geren vast, geren pett (292[b]) vnd das almusen gab geren vnd andere gute werck geren worcht: dy salig sel dy das tůt, also drat als sy von disem leib schaidt, so si von diſs
20 leibs noten erlediget ward, so furent sy dy heiligen engel an dy stat, do sy gnad vnd wunn hat, do sy mit freuden des jungsten tags erpeit, der gemain vrstend, so sy wider zu dem leib kumpt, michels paz dan sy ensamt waren. da empfahet sy dann vol gnad vnd den grossen lon, den got selb weraitt hat den dy in liben vnd im getrewlich
25 dinen. also vns dy heiligen lerer sagen, als es auch vil offt guten lewten geoffenbart wirt, des sampcztagen nachts an der weil als vnßer herre der heilig crist von dem tod erstůnd, so kumpt dy sel, als ir sein got verhenget, vber das grab, do ir leichnam in liget, vnd spricht vil froleich: „salickleich ligstu, mein vil libes vas,
30 salickleich ligstu, mein vil libes hauß, wann do wir gesampt waren, do gehengst du mir, das wir vnßers herren vnd vnsers schepfers gepot erfulten. alle dy lage vnd schůndung vnd dy vnrainen lust des teufels vloch do. du verhengest mir guter werk, das ich mein peicht zeitlich tet, das ich mit der vasten, mit der innicklichen rew, mit
35 almůsen mein sundt puzt, das ich dy nackaten gewant, dy sichen besuchet, das heilig gots hauß emptziget, das ich dy gest enphye, das ich dy armen lapt, das ich geistlich lewt minnet vnd ert, das ich dy heiligen schrift geren hort vnd auch erwůlt. seistu salick vnd gesegent! wie du ein weil wůlest, yedoch erstestu zu den genaden vnd
40 zu micheln eren.“ des armen sundar sel dy kumpt wider zu dem grab da ir leichnam bestätt ist. dy (293[a]) vnreinen geist dy weiczigen sy, dy pringent sy dar, wie gar vngern sy das tunt: wann es gots wil ist, sy muzzen sy dar wringen. sy kumpt mit grosser vngeheb, mit michler clag. sy spricht: „awe aube aube! du vnreines vas, du
45 vorfluchter leib, wye groß weicz ich vil arme durch dich leid! wie tief der kercher ist den ich durch dich leid! — wie wol er ist rüches vnd prinnvndes swebels vnd vnmäsleichs stankes! — dar vmb das ich dyr gehenget aller bosen ding, dy dir der tewfel riet, deiner bosen

19 das] da 31 gehengst = gehengetest vnſs h. 32 vnraine 33 do = da verhengest = verhengetest 35 gewant 41 da] dy 42 tunt 46 *durch den ersten grundstrich von* wol *geht ein roter strich, als zeichen der tilgung? vgl. Z.* II, 100. IV, 38. 39 46 f rüches v. prinnes vnd *(soll vielleicht nachträglich* [illegible] *und corrigiert sein)* swebels 47 das] dy 48 deine

girden, den ich nicht mocht widersten. du fleizzt dich des frazz, der IV
trunckenhait, des hůres, der tewf, des růbes, der manslacht, der 50
maynaid, der lugen vrkund vnd ander bosheit vil maniger vnd woltes
des alles nit bůzzen. nu ligstu in der erd vnd in dem staub, vnd
leid ich arme grozz not in der hell. o we vil armer leib! der jungst
tag der ist vil nohent, so chum ich wider zu dir, vnd erstestu, so
werd wir paid geworfen in dye ewig vordampnůß mit dem tewfel 55
vnd mit seinen engeln, den wir in diser werlt gedinet haben.“ alles
des diser salig mensch in diser werlt het, des enwirt im nicht
mer wann dyse grůbe do man den saligen menschen ein leit. wenn
wir vnser liben dy hinnach verschaident in das grab legen, so cher
wir sy osten, wann wir das glauben, das sy ersten sullen alß wir dy 60
sun alle tag osten sehen auf gen. so vnßer liben von diser werlt
schaident, des ersten tags so arbayt wir vmb sy, wann sy des tags vor
dem richter stent, das wir in da zu hilf komen, wan des tags wirt in
ertailt (293[b]) aintweder dy gnad ader dy weicz dy sy immer haben
muzzen. an dem jungsten tag so der leib erstet, so wirt dy gnad 65
zwiualtig oder dy weicz, dy sy dan immer an end haben. den
sibenden tag begee wir darvmb, das in vergeben werde was sy in den
siben tagen, dy in der wochen sindt, missetat getan haben. den
dreissigsten tag den begee wir darvmb, das in vorgeben werd waz sy
in dem mened in den dreissig tagen misstat getan haben. dy jarczeit 70
dy begee wir dorvmb, das in dy gůt des almechtigen gots antlas růch
zu geben aller der sundt dy sy in dem jar habent getan. nu sull wir
vil empzicklichen vnd vil vleissicklichen piten vmb all glaubig sel vnd
am aller maisten vmb vnßer erkanten, wann als der in einer grossen
hicze get vnd in hart durst als der erkulet wirt mit einem kalten průn: 75
also werden sy erkult vnd getrőst von ewrem almůsen, dy in den
weiczen sindt. so ir vmb dy saligen vnd vmb dy reinen pitt, dy da
zu gnaden sindt, der er wirt da von gemeret vnd chumt ew zu hail,
wann sy biten den almechtigen got vmb vns, das wir dy selben gnad
gewinnen dy sye besessen haben. so wir aber vmb dye piten dy in 80
den weiczen sindt, so ledig wir peide sy vnd vns selben. vmb dy
vertailten sol nymant piten, vmb dy hayden vnd vmb dy juden, vmb
dy irrer vnd vmb dy bosen cristen, wann der umb dy vertailten pitet,
der lestert den almachtigen got. so dy rechten vnd dy durnâchtigen
von diser werlt schaiden, so furent sy dy heiligen engel zu den ewi- 85

49 nicht *fehlt* 50 der t.] des tewfel rubes 51 bosheit] hochzeit 57 entwirt 59 vnd in 60 ersten] ersterben 65 den w't 66 dy sy] das sy 67 sibendentag werden 69 dreissigen 71 dy *vor* gůt *fehlt* 78 er|rer 81 sy peide

IV gen gnaden. summleich dy ir sundt nicht volckleich gebuzzet haben, so (294ᵃ) dy hin schaident, so varen sy zu den weiczen da sy gelewtert werden. iedoch sindt dy selben weicze so michel, das das minst merrer ist denn das maist daz in dißer werlt mocht sein oder wer-
90 den. sumlich leident groß hicze, summlich grossen frost, eczlich vnmaslichen stanck, sumlich vinster. also sy in diser werld misleich sundt begingen, also leident sy misleiche weicz. also dy sund waz lang oder kurcz, michel oder wenig, also werden auch dy weicz. alle dy die in so getanen weiczen sind, dy werdent all von dem ge-
95 pett, von dem vasten, von dem chirchgang, von dem almůsen der rechten lewt erledigt. es ist aber den aller maist frům, dy es vmb ir vordern thunt vnd vmb alle glaubig sele do si lebten. dy aber zu hell varent, dy leident misleiche weicz vmb ir misliche sundt. eczliche weicz ist minner, eczliche mer. iedoch werdent sy nymmer erledigt.
100 nu enpfelhet dy sell hewt in dy gnad des almechtigen gots, wann wir das glauben vnd sein chainen zweifel haben: dy toten dy ersten vnd ersten all in dem alter sam ob wir dreissig jar alt sein vnd ein chint auch als wol das nůr einer nacht alt ist sam eczlicher der newn hundert jar alt ist. da scheinent dy gerechten als dy sunn in dem himel-
105 reich. sumleich sindt lichter vnd habent mer eren in dem gots reich. dy sich selben recht layten vnd auch dy anderen mit der heiligen lere layten, dy leuchten in den himellischen eren. si leuchten all sam dy sunne. es leuchten aber sumlich vor den anderen als sam eczlich steren vor den anderen steren leuchtent. so sindt eczlich dy vor den
110 scheinent als sam dy sun vor dem (294ᵇ) man thut: also werden dy saligen geeret inn dem gots reich, dy sich in diser werlt gewasschen haben von den sunden. dy sich aber in diser werlt nicht haben von den haupsunden erledigt vnd also hin geschaiden sindt, ewicklich sindt sy vorloren. wir haben vil gelesen, wie vil manick sele dick erledigt
115 sindt mit der messe, mit dem almůsen, mit dem gepett von den weiczen: des wel wir euch ein luczel sagen. ein siecher prister pflag das er ze einem heissen pad, daz also heiß auß der erd gie, — daz er durch ircznei vil empzichlich dar gie. eines tags da vand er da einen man, der stund in der hicz des wassers vnd so der prister in
120 das wasser gie vnd so er dar auß gie, so dient im der man. eines tags pracht im der prister ein prot. des enwolt er nicht enpfahen vnd saget dem prister, er wer ein sundiger mensch gewesen vnd er lid dy

89 *lies* merre? 90 *an zweiter stelle* sŭmlich 99 minner] immer 107 dem si leuchtem 108 *f beidemal* sterñ 110 den 111 gewasschent 118 *vor* ircznei: irne *ausgestrichen* 121 tag

weicz da, vnd pat den prister, das er das selb prot durch sein sel IV
geb vnd sagt im auch, wenn er do hin wider chom, ob er sein nicht
vind, das er wissen schold, das er erledigt wer. da er im das gesait, 125
affter dew sach er in nicht mer. da der prister wider haim chom, da
erbeit er all wochen mit wachen, mit vasten, mit gepet vmb in. er
sanc im dy selmeß alle tag. darnach do er hin wider zu dem pad
chom, da vand er sein nicht, wann er was erledigt. ein ritter wart
gevangen in einem vrlewg vnd wart besmitt vnd in den chercher ge- 130
worfen. do went sein weib, er wer todt vnd frumbt im all tag ein
selmeß vnd gab im almusen. do sein dreissig tag wurden, do ward
er erledigt vnd chom wider haim vnd sagt seinem weib, das chain tag
(295ª) inderhalb dreissig tagen, im enchom eczlich trost. zu jungst
prasten dy pant vnd tet sich der cherher auf vnd gie frolich auß. da 135
pey mǔgt ir chisen, ob sein sel in den weiczen sei gewesen, sy ward
vil gewislich erledigt, als der leib auß dem chercher ward erlost. wir
lesen auch, wie er in einem sturm wunt ward vnd lag vnter andern
wunten lewten. schier kom er vnd gie von danne. nu ward er ge-
vangen vnd ward dick besmitt. vnd vilen dy pant als dick von im, 140
das sein dy lewt grozz wunder nam. do sprach einer vnter in, er
kont den list, das dy pant von im vilen. do sprach er, er enkundt
kainen list darczu nicht, er het einen prister, der wer sein bruder,
der sung all tag vnd pât all tag vmb in. des versech er sich wol,
das gepett hett geholfen hincz dem almechtigen got. das was auch 145
also. do in sein veint lissen vnd er haim kom, da sagt im sein bru-
der, das er alltag selmeß vmb in sung sam ob er tod wer. da pei
mǔgt ir erkennen, wie nǔcz vnd wie rain das gepet sey, das dy sali-
gen lewt vmb ir frewndt sprechen, dy von disem leib geschaiden sindt,
das es den lebentigen nǔcz ist vnd dy da mit erledigt werden. nu 150
sull wir vil vleissiglichen piten vmb vnser frewnt, dy disen leib ver-
wandelt haben. gedenck wir ir, so wirt vnser wol gedacht, so wir
hin schaiden. vergesse wir ir, so wirt vnßer vergezzen. nu verleich
vns der almachtig got nach disem leben das ewig leben.

V

De s. cruce.

Christus non immemor misericordie suo suscepit in cruce Israel pue-
rum suum et ab eius collo dyabolice potenter excussit servitutis

125 da] dar 128 sanc] sam 136 weiczt sein 142 *ein* er *fehlt*
146 *nach* also: daz waß *ausgestrichen* 151 vnserñ disenn

V 1 Christus] Op̄c isr̄l

V iugum. mein vil liben, Cristes (295[b]) crewtz ist der bawm, des este in
dy erd sind gestecket, des wurcz durch das abgrűnt sindt gewaschen,
5 des tolden durch den himel sindt geswungen, wann kain stat ist weder
in der hell noch in dem himel, sein gnad hab dar an gelanget. dy
hell prast von der signűß des heiligen creuczs. irdisch lewt sint gele-
digt von dem heiligen crewcz. himelische frewd ist gemert, wann alle
dy schar der patriarchen vnd der propheten, weib vnd man, dy da zu
10 hel erledigt ward, dy ward bestettet in dy chor da der tewfel auß
gevallen was durch seinen vberműet. dy groz gnad ist vns den berayt,
das dy bosen geist dy vanen des heiligen creuczs mussen vlihen. wa
vns der alt veint kain schreckung oder wekorung an wirft, da thu wir
ye das zaichen des heiligen creuczs vor vns, das gibt vns dy signuß,
15 das bringt vns ymmer vollichliche ledigung, das zaigt vns die straze
gein der pfalnczen des almachtigen gots, das macht fromd lewt dem
almechtigen got haimlich, das geit ellenden lewten ir haimut wider.
der suzz smack des heiligen creuczs der sammet dy schaff dy got dar
an erlost hat an dy rechten weid. o we wie suzz pűrd dar an hiengen,
20 do dy vil edeln lieder sancta Maria suns dar an gehohet worden!
o we wie tewr vnd wie edel dy nagel waren dy seinen leichnam auf
hebeten! wie heilig der stain was do das blut des almechtigen gots
auf troff! wie wol geweiht dy erd was dy da enpfie das rosenvarb
taw vnd dy tropfen dy da fluzzen auß vnsers herren seyten! gesegent
25 sey dy weil do der (296[a]) selb pawm bachsen begund, das er ye ge-
zimert ward, das er ye gepawet ward. der tag vnd dy weil műssen
ein heiltumb sein aller hochzeit, das dy edeln este zu Jerusalem ye
wurden pracht. o we wye heilig vnd wie rain der weyer was proba-
tica piscina, do das holcz vnser erlosung inne lag! wir lesen an der
30 heiligen schrift, das der heilig engel alle jar chom zu einem mal in
den selben weyer ad visitandum lignum, das er da besucht das heilig
holcz des ewigen lebens. das was dar ein geworfen von den vbelen
haiden. dy heten dy stat gewunnen zu Jerusalem vnd nomen dy zwen
este des heiligen creuczs. dy waren da beschlagen mit gold vnd mit
35 edeln gestain. das brachen sy ab, wann sy erkanten das holcz nit.
da von wurfen sy es vnwirdicklichen nider in den selben weyer, da
wir euch von gesagt haben. des ward das smahe wazzer also geert,
das der heilig engel dar ein fur all tag vnd weget dy vnd spilt dar

3 M. v. l. 4 gewaschen = gewahsen 12 vānē 13 wekerung 14 gibt vns: vns *aus* vnd 15 die str. *Schönbach*] stazz 16 pflanczen 17 haimūt 18 sā-met 19 hangen 23 rosñvard̄ 27 heiltūg 29 wir] wie 31 lig[m] 32 des *aus* das 35 des h. 37 des] das swahe, *vgl.* II, 17 *lesarten* 38 dy *sc.* wazzer

inne. welcher mensch dann noch dem engel am ersten in das wasser V
chom, wie siech der was, der ward gesundt von allem seinen sichtum. 40
do vnser herre fur mit seinen jungern in diso werlde, da sach er bei
dem selbem weyer krump vnd hufholcz vnd vorgichte lewt vnd dy do
den vallenten sucht heten vnd ander sichen genůg. dyo aber czu den
rechten zeiten in das wasser nicht komen mochten, dy enpant der hai-
lant diser werlt mit seinen gotlichen gnaden von allen iren vnchreften. 45
do dy juden den weyer furweten, do ward das creucz funden vnd
wart vnser herre der (296[b]) heilig crist dar an genagelt. do geschach
afterde nymmer chain zaichen inn dem weyer. nu sehet manich
wezaigung an, dy got mit seinem crewcz wegie ee er ye dar an
ward gemartert. nu ert hewt den schepfer himelreichs vnd ert- 50
reichs, der dy tewf des abgrunds mizzet vnd erkennet vnd dy brey-
ten erd in seiner hant beslossen hat, der in der hoch des himels
sein hauß gesetzt hat! pitt in, das er vns lazz genizzen seines vil
heiligen creuczs, wann allez das das er ye dar an begie, das was
in der alten ee alles vor wedewt, vnd sullen wir vil wol wissen vnd 55
wedenken, daz vnter allen werken seiner barmung, dy er von alter zu
vnser selid geordent het, — das nicht so wunderlich ist noch so hei-
ligs noch so her zesagen noch so verr zu predigen so der heilig
crist, der ein leben ist aller lebenden menschen, durch vnß sun-
dar ward gechreuczigt. dy heilighait dy dar an ist, dy wedewt 60
dy zaichen aller vnser vorvoderen, was sy an ir opfer wegingen
vnd an der saczung dy in geseczt was an den zaichen der hei-

39 mensch] engel 40 si°ch seinō 45 von] mit 46 fur ruten 48 zai-
chem 50 schepfers 57 seligd

39 *hier beginl das von Keinz Münchner sitzungsber., phil.-hist. cl.*, 1869
2, 292 *veröffentlichte fragment cgm.* 5248 *nr.* 5; *die blätter sind, wie schon Stein-
meyer Anz. für deutsches altertum* 2, 232 *sah, umzustellen.* welech mennesch denne
nach dem engile *zem ersten* in daz wazzer geuiel, swie siech der was, der *wrde*
gesunt uone alleme sineme siechtŏm. Do uns*er herre* uŏr mit sinen iungern in dirre
werlte, do *sah er* da bidem wiare chrumpe unde halzen undo *miscls*uhtigiv (?) lute
unde die die uallenten sŭhten und *ande*r siechen genŭgen. Die auer in daz wazzer
ze der *reht*en zit niht mohten chomen, die enbant der hei*lant* dirre werlte mit sinen
gotelichen genaden uo*ne all*en ir unchreften. Do die iuden den wiare fur*beten*, do
wart daz cruce funden unde wart unsir *herre* der heilige christ darane genagelo-
en (!): do ge*scha*h after div niemir mere dehein zeichen in dem *wiare.* Nu seht
die manigen bizeichenunge ane.

58 *cgm* 5248 *nr.* 5 ze sagene noch so uerre ze predigen so der her*e* *Xp̄c*,
der da ein leben ist himelis unde der erde *unde al*ler lebentigen menschen, durch
uns sun*dare* wart gechrucet. Div heilicheit div darane *ist* bedivtet die bizeichenunge
aller unserre *ueter,* swaz si ane ir opfere begiengen unde ane der *sa*zunge div in

V ligen weissagen, das chundet das das also geordent was, das sagt das
das also erfullet sold werden, das der heren mayd sun seinen leib
65 gab an das crewcz zu marteren durch all sundâr. das lamp das
sy opfferten auf dem heiligen altâr, das wezaichent dy still vnd dy
dymůtikeyt des almechtigen gots, das er senff (297ᵃ) ticklich vnd still-
sweigend zu der marter gie, da ers vil wol widerredet mocht haben,
ob er wolt, als er zu sancto Petro sprach, do er einem juden das or
70 ab slug: „stoß dein swert in dein schaid. wânstu des nicht, wolt ich
meinen vater piten, er geb mir mer wenn zwelf schar der heiligen
engel, dy mit fewren swerten fůr mich vachten vnd das vil wol wir-
ten, das ich in der juden gewalt nymmer gegeben wurd. wer lost
denn den menschen" sprach der heilig crist „vnd wie wurd alls das
75 erfult das von mir geschriben stett?" mein vil liben, si opferten auch
in der alten ee rotew rinder: das wezaichent das rôtt plut, das von
vnseres herren wunden vloß, wann wir waren in einen so tiffen cher-
cher des laydigen valents gevallen, het er vns mit seiner vnzalleichen
gůt nicht erledigt vnd hett mit seinem gewalt den gewalt vnsers vein-
80 des nicht zuprochen, so enmocht wir nymmer volkomen sein noch
senfte auffart haben gewunnen hincz den choren da ymmer licht ist
an vinster vnd grosse chrafft an allen sichtum. o we wie suzz speiß
von dem chrewz chomen ist! wie salich der mundt ist der den heren

64 her'n, 68 der' 70 ab] an 75 M. v. l. 77 vnser's hr'n so
in einen 78 vallens vnzaichleichen 79 *f* veindes] herren 82 alle 83 vom
83 *f* den leichnam hr'n

gesezzet was ane den zeichen de*r* *hei*ligin wissagen, daz chundet daz daz also geor-
denet was, daz seite daz daz also eruollet scholde w*erden*, daz der here meide sun
sinen lip gabe ane *dax* cruce ze marteren durch alle sundare. Daz *lamb* daz si
opferten uf deme heiligen altere daz *bi*zeichent die diemôte des almahtigen gotes, *das*
er semfticlichen vnde stille swigent ze der *mart*ere gie, *da er ez vil wol widerredet*
mohte haben, *ob* er wolde, alse er ze sancto petro sprach, do er ei*m*e iuden der
hiez malchus daz ore abe slůch. *do sp*rach er ze ime: Stoz din swert in dine
schei*de*; wanestu des niht, wolde ich minen uater bi*ten*, erne gabe mir mere denne
zwelf schar der *hei*ligen engile, die mit uivrinen swerten fure *mi*ch uachten vnde
daz uil wole werten, daz ich *in d*er iuden gewalt niemir gegeben wrde. wer *los*te
denne die menneschen, sprach der heilige christ, unde wie wrde allez daz erfullet,
daz uo*ne* mir geschriben ist? Mine uil lieben, si opferoten in der alten ê rotiv rin-
der: daz bezeichent daz *rot*e plůt, daz uone unsires herren wnden flôz; wa*nde* wir
waren in einen so tieffen charchere des lei*dig*en ualandes geuallen: hete er uns mit
siner *un*zallichen gûte niht erlediget vnde enhete mit *si*me gewalte den gewalt unsirs
uiendes niht *ze*brochen, so ne mohten wir niemir uol chomen *sin* noch semfte uf
uart haben gewnnen hine zô *de*n chôeren, da iemir lieht ist ane uinster vnde *grô*-
ziv chraft ane allen siechtôm. Owi wie sůeziv *spi*se uns uone deme chruce chomen

leichnam vnd das her blut des almechtigen gots mit rewen an seinen V
jungsten zeyten entpfeht, der des hailweigs mit trewen gesmecket, das 85
vns got geweyhet hat, da von dy tewfen wunden (297[b]) der sele werdent gehailt. Helizeus ein heiliger weissag der chom ee, lang e got
geporen wart, in ein michele stat vnd in ein weyt gegent. dy lewt
dy dar inn waren dy clagten im, das ir wazzer so sawr wer vnd also
hantig, das lewt vnd viech da von sturben, vnd paten in, das er in 90
hulf vmb got, das in dy vngnad zu bezzerung vorwandelt wurd. da
gie der heilig man Helizeus da dy vrsprung waren vnd warf dar in
salz vnd ein wenig holczs in der bizaichnung des heiligen creuczs. da
ward alles das wazzer in ein grose sůß vorwandelt, das ez nymmer
mer chainen schaden tet weder lewten noch viech. der selben gnaden 95
sull wir got piten was pitters an vns sey, das er das von sein selbers
barmung vnd durch seines heiligen creuczs er vorwandel. Christus
non immemor misericordie sue etc. got het nicht vorgezzen seiner
barmung, do er sein liben chint vnter sein arem ving, vnter dy vettach
seiner schirmung an dem heiligen creucz, wann er pey der selben 100
bezaichnung das joch der vorschalkung vnd des laidigen valents von
vnserm hals vil gewalticklichen hat geschůtt. nu rått euch dy heilig
schrifft, das auch ir durch got etzlich marter leidet vnd das ir mensch-

92 warf *bis* 93 vnd *fehlt* 93 *vor* holczs: honig *ausgestrichen* peyzaichūg
94 gro|se er 95 noch wed' l. noch v. 98 etc. *fehlt* 98 *f* seiner barmung *fehlt*
99 arm 101 bezaichūg joch] ye doch vorsenckūg vallens 103 *das zweite*
ir *fehlt*

ist! wie salich *der* lip ist unde der munt, der den heren lichena*men* unde daz heilige blůt des almahtigen gotes *mi*t riwen ane sinen iungisten ziten enphahet, der *des heilawages mit triwen* gesmechet, daz uns got gewihet han (*lies* hat), da uone die tieffen wnden de*r* sele werdent geheilet. Holyseus ein heiligir wis*sage* der chome ê, lange ê got geborn wrde, in eine *mi*chel stat, in eine wite gegende. Die lute, die dar*inne* waren, die chlagete (*so*) ime, daz ir wazzer also sũer *we*re unde also hantech, daz lute unde uihe da uo*ne* sturben, unde baten in, daz er in hulfe umbe got, *daz* in div ungenade zebezzerunge uerwandelet w*rde*. Do gie sazehant der heilige man helyseus, da di*v ur*sprinch waren unde warf dar in salz unde ein *we*nigez holz inder bizeichenunge des heiligen cruc*es*. dauone wart alloz daz wazzer in eine grozze sue*ze* uer wandelt, daz iz niemir mere deheinen schad*en* niemen tet weder luten noch uihe. Der selbe g*ena*den schuln wir got biten swaz sures unde bitt*ers* ane uns sie uone unsern sunden, daz er daz d*urch* sine selbes barmunge unde durch sines heilig*en* cruces ere uerwandle. Xp̄c non inmemor mis*ericordiae* suae et cetera: Got hete niht uergezzen siner barmun*ge*, do er siniu liebiv chint under sine arme uiench *un*de untir div uettach sines schermes ane demo he*ili*gen cruce, wande er mit der selben bezeichenun*ge* daz ioch der uerschalchnusse unde des leiden u*alan*tes uone unserme halse uil gewaltichlichen ha*t ge*schuttet. Nu ratet iv div heilige schrift daz ðch, *hier bricht das stück ab.*

V licher gier widerstet vnd an ewch tôtet dy vil manig svnde, da ir
105 euch mit vorbarht habt wider got vnd wider ewr arme sele. der ist
der salig, der auf dem spor des almachtigen gots nach volget, der das
chreucz cristenlicher ere fur seczet. nu mant vnsern herren seiner
gnaden, das wir in vnd sein heilig creucz in disem (298[a]) leben also
geeren mûzzen, das wir besiczen das ewig leben. amen.

VI

[De die cinerum.]

(H)omo, cum in honore esset, non intellexit: comparatus est iumentis insipientibus etc. ir sult hewt enpfahen dy zeit der heiligen
vasten mit staub vnd mit aschen vnd was das wedewt, das sult ir ein
luczel vor vornemen. da vnser alt vorvodern Adam vnd Eua hye vor
5 in dem paradyß waren in allen den eren vnd in got vorlihen, het der
tewfel zu grozzen neyd, das der mensch den zehenden chor besiczen
schold dann er vorstozzen ward durch seinen vbermût, vnd gie zu ir
in seiner natur pild vnd sprach: „quare praecepit vobis deus, ne commederetis ex omni ligno paradisi? warvmb hatt euch got vorboten alles
10 das obs das hye stet in dem paradiß?“ do antwurt im das weib vnd
sprach: „des obs das hye alle vmb stet, das ezze wir, das aber mitten
in dem paradiß stet, das ezze wir nicht, wann da sturb wir leucht
von.“ do sprach der tewfel: „nequaquam moriemini. nayn, das sult
ir mir glewben, wann got weys selb wol, wenn ir das obs ezzet, so
15 werdent ewch aller erst ewr augen offen vnd wizzet da vbel vnd gut.“
do das weib dy rede vornam, do sach sy hincz dem obs das das schon
vnd wunnickleich was vnd nam einen apfel vnd az den vnd do sy das
ersach, das sy da von nicht enstarb, do gab sy auch einen apfel irem
mann Adam. do sy baide das obs gazzen, da sahen sy aller erst, das
20 sy nackat waren vnd wegunden sich schamen vnd eilten (298[b]) vast vnd
porgen sich. darnach kôm vnser herre zu mittentag gegangen vnd rufft
Adam in dem paradeiß. „Adam“ sprach er „wo pistu?“ do sprach
Adam: „domine audiui vocem tuam et abscondi me. herre, do ich
dein stim vornam, do erchom ich vil hart, wann ich vorcht dich durch
25 das daz ich nacket was vnd han mich hie vorporgen.“ do sprach
vnser herre: „wer saget dir das du nacket warst oder wer hiez dich
ezzen das obs, das ich dir vorboten het?“ do sprach Adam: „herre,
das weib das du mir gabd, das gab mir das obs vnd han ich das

104 *f* da ir euch mit] dy er vns 105 hat 106 der auf] des auf got
VI 7 dañ 8 *f* commederetis 10 *vor* obs: holcz *ausgestrichen* 24 stim
am zeilenschluss

ayder gaz." do sprach vnser herre: „eo quod obedisti vxori tue plus VI
quam voci mee maledicta terra in opere tuo. Adam, das du deinem 30
weib hast mer gevolget denn mir vnd mein gepot durch iren rat vbergangen hast, des sey dy erd immer vnsalig dy du ymmer gepawst. in sudore wultus tui vesceris pane tuo. nu rawm mir vil schir mein paradiß vnd leb mit angsten vnd mit nöten vnd is dein prot mit dem swaizs deines antluczes, wann du pist ein stawb vnd ein erd, 35
vncz das du wider zu stawb vnd zu erd wirst dann du komen pist." o we der schiedung dy da ergie, wann da müst der arem Adam sein haymad rawmen vnd must layder von seinem schopfer an sein huld cheren. dy gehwg der vil trawrigen vnd der vil jamerleichen schiedung dy wegee wir hewt. als ir nw vernůmen 40
habt, vnser alt vorvodern dy vorluren gots huld vnd das her paradiß mit irer vngehorsam vnd mit irem vbermůt: das sull wir nu wider gewynnen, ob got wil, mit (299a) aller slacht gehorsam, mit aller tet, mit vasten, mit wachen, mit opfer, mit almůsen, vnd wo wir vns dar an vorsawmt haben in allem disem jar, das sullen wir nw 45
alles wider erfullen in diser heren zeit, dy sich hewt an venget, vnd schullen darczu enpfahen disen aschen auf vnser hawp zu einem urchund vnser gehorsam vnd sullen das da mit *ein got wil* vordynen, wenn vnser sundiger leib der von stawb komen ist vnd wider zu stawb wirt, das dy sele dann rast hab in dem heren paradiß. des 50
helf vns der wor gots sun durch seiner gnaden willen. amen.

VII

[De s. Martha.]

(V)nser herre Jhesus Christus der durch das hayll der armen sunder in dise werld chöm, des wil da ist, das sich der sunder da becher vnd dy ewigen gnad hab, der hat uns payden, den rechten vnd auch den sundern, schone pild gegeben an seinen heiligen. dy rechten sehen an dy suzzen Marthen, das sy ir recht gemeren, dy 5
armen sundår sehen an Marian Magdalenam, mit wie grozzer puße vnd mit wie mynnicklicher rew sy wider zu gots hulden chöm. so getan pild sech wir vor vns, das wir vns chainen weis enschuldigen mügen. nu ist vns chomen dy groß hochzeit der vil heiligen frawen sancta Marthan. wer dy wår vnd wie sy vnserm herren hab gedynet, das 10

33 wlt9 37 arm̄ 38 haymād 40 jarmerleichen, *das erste* r *ausgestrichen* 43 gewynnenn 46 diser' hr'n 47 vnser' 48 vnser' *lies* mit dem gots willen? 49 vnser'

VII 1 hayll *aus* hayd 6 Mariā, *vgl.* III, 103 7 wie mit 8 chainē 9 acta

VII sagent vns dy heiligen ewangelia. nach werentlicher gepurd was sy ein edle fraw chungleichs geslechts. ir vater hiez Syrus, ir mûter Eucharia. ir stat do sy gesezzen was dy hayst Bethania, zu nachst pei (299^b) Jerusalem. sy het geswistrigeidt Marien Magdalenam vnd
15 Lazarum, den vnser herre auß dem grab hieß sten. in ir chinthait begund sy vnserm herren dynen. dy ebreyschen pucher het sy gelernet. der ee der was sy vntertan. ir leib, ir sit vnd ir rede waren schon geziret. weibes werck kund sy zu maisterschaff wurcken. mit schôn vnd mit wiczen vnd mit kewsche vberchrafft sy ander frawen. mit
20 mann gewan sy nye nicht zu thûn. ir vater Syrus der was herczog in dem land Syria vnd het reichtum vnd gewalt bei dem mere mangen enden. do sych dy heiligen getailten in dy lant zu leren vnd zu predigen, do ward er auch ein getrewer lerer. do belaib dy heilig fraw sand Martha mit irr swester Maria vnd mit irem pruder Lazaro
25 auf ir aygen, vnd heten dy zwo stet Bethaniam vnd Magdalum vnd ein tayl der stat zu Jerusalem, das was sy von irr mûter an geerbt. des pflag Martha, wan sy vnter in dy wiczigist was. sy was auch reich vnd taylt iren reichtum mit den rittern vnd mit iren lewten vnd alle dy die ir hauß suchten, dy enpfie sy wol vnd handelt sy wol vnd
30 gab in des das sy datz ir gerten. da mit vordynet sy, das syt got selb rûcht zu irem hauß zu komen vnd ir dinst rucht zu enpfahen, als vns sand Lucas an dem heiligen ewangeli geschriben hat. darnach was er oft in irem hauß, wann er so getan lieb het zu Marthen vnd zu Maria Magdalena vnd zu Lazaro, das er in irem hauß geren was.
35 so er in dem tempel zu Jerusalem des tages gepredigit, so gieng er des abends zu Betha(300^a)nia in sand Marthen hauß, do sein lib frewnt waren, Martha, Maria, Lazarus, wann dy heilig fraw sancta Martha das west, das sy unserm herren lib was vnd sy im getrawt, das ers irr gepet gewert. da pat sy in vmb iren bruder Lazarum, der
40 toder in dem grab vier tag gelegen was. des gewert er sy vnd hieß in auß dem grab sten. do Symon, den vnser herre von der mûselsucht errainiget het, vnsern herren zu hauß pat vnd er in seinem hauß enpays, do saz Lazarus zu tisch darvmb das nymand kainen zweifel gehaben mocht an der vrstend des saligen Lazari. da von sull wir
45 gewiß sein, ob wir stete rew haben vnd ob wir mit gutem herczen sand Marthen an ruffen, ob sy den almâchtigen got vmb vns pitt, das sy vns antlas erberbit vmb vnser sunde vnd den ewigen leib. do dy

11 werñtlicher 13 Entharia 15 chunhait 17 was *fehlt* vnt'|getan seit 19 kewscher an der 23 belaid 30 syt] sy 39 irem 41 vnser hr' 42 vnser'n hr'n 47 vnser'

heilig sancta Martha vnsers herren wort innickleichen mercken begund, VII
da er sprach: „wer durch mich lett vater vnd müter, das weib vnd dy
chint vnd das aygen, das wirt in dem ewigen leib hundertvaltickleich 50
samen vil geben“ — do sy dy rede trachten begund, do taylt sy all ir
hab in drei tayll. ain tayl gab sy irr swester Marien, das ander irem
pruder Lazaro, das dritt behilt sy ir selber. des lebt sy vnd dynet
dem almechtigen got da von vnd seinen jungeren, so si zu ir chomen.
waß sy dan noch mer gehaben mocht, do sich dy cristenhayt meren 55
begund nach der aufert vnßers herren hincz himel, das oppfert sy auf
vmb dy heiligen zwelfboten, daz es gemain wer den glaubigen, den
sein durftig wer. (300[b]) do habt sich sand Martha in das selb leben,
als sye die heiligen zwelfboten geweisten. do sich die cristenhayt meren
begund, do meret sich auch dy vbel vnd der grimme der vnrainen 60
juden vnd vortriben dy heiligen junger auz irem land. sumlich wurfen sye in den charcher, sumleich erslugen sye, sumlich saczten sye
an dy schiff an ruder vnd an segel, an ezzen vnd an trinken vnd an
aller der slacht vnd sie wedurften. aber dy gnad des almechtigen gots
dye pflag ir vnd wehutt sye vnd furt sye in dy haydenische land. do 65
hat sy got gereichet vnd geert. der heiligen zwaier vnd sibenczig
junger was Maximianus einer, ein vil heiliger vnd ein vil cheuscher
man. der selbe herre gab den heiligen geist Marthen vnd Marien irr
swester, wann er sy getawft het, das er sy mit gutem pild vnd mit
der heiligen prodig zu dem himelreich welaitt. mit dem selben Maxi- 70
miano vnd mit manigen andern sazzen sy an ein scheff, vnd welaitet
sy vnser herre das sy zu Marsilia chomen, zu Aquense zu einer
grozzen stat. da becherten sye der lewt vil. vnser herre der almechtig got der het sein gnad sand Martha gegeben, das sye dye sichen
hailet vnd gesundt machet vnd das ire predige den oberisten fursten 75
anvenckleich was vnd michel menig von ir wekert wart. do der heilig man Maximianus wegund predigen vnd Martha ir swester Maria,
do wart das maist tail volches zu stet wekert. zu den selben gezeiten
was ein frasleich track ob dem Roten in einem wald in (301[a]) einem
steingevell, der ließ nymant do fur varen in dem wald oder in dem 80
wazzer, er müet sy, er totet sy, vnd heten groß not von im. offt
komen gewoffent lewt vnd wolten in erslagen haben, so vloch er in
das wazzer vnd vorporg sich. do horten sy von sant Marthen sagen,

48 hr'n 54 jungorn̄ 56 hr'n himl̄ 57 umb] vncz 60 vbeln grimen
67 *lies hier und sonst* Maximinus 68 den selbn̄ hr'n 70 mit den 72 vnser' h'r 73 vnser' her' 75 prediigen 78 das] des 79 dem Roten] den
toten

VII wie manig zaichen sy weging, vnd komen zu ir vnd paten sy, das sy
85 sye von dem tracken erlost. dy heilig gots frewndin sancta Martha
dy fur mit in vnd vand den tracken in dem wald do er als einen
menschen az vnd gesprengt in mit geweichetem wazzer vnd habet fur
ein hulczein chrewcz, das sy mit ir het dar pracht. do stund der
track als ein schaff, vnd pant in dy fraw mit irr gurtel. so zu hant
90 slugen in dy lewt mit iren waffen vnd mit stain vncz das sy in erto-
ten. den selben tracken hissen dy lewt tarasche vnd noch haissen in
dy lewt Tarasch. do paten sy sancta Marthen, dy obristen dy in dem
land waren vnd das volk alles gemainncklich, das sy da blib. das
erlawbt ir sand Maximian ir meister vnd ir swester sand Marie Mag-
95 dalen. do blaib sy da vnd dynet dem almåchtigen got mit vasten, mit
wachen vnd mit gepet. wie manig arbeit, wie manig angst, wie man-
gen sichtum, wie mangen hunger sy da lide, das enmocht nymand
erzelen. dy ersten siben jar az sy aichel vnd wurcz vnd gruns chrawt
vngesotens, als es in dem wald stund, vnd dy holczopfel vnd proze
100 das waz ir wirtschafft. dar nach sampten sich pruder vnd swester dar
czu ir vnd machten ein michel můnster dem almachtigen got vnd sei-
ner (301[b]) můter vnser frawen sand Marien. da lebten sy eines her-
ten lebens. si meit ållåch vleisch vnd smalcz, cheß vnd ayr vnd vastet
all tag. ir gewant was also getan: des winters trug sy einen scheffenn
105 pelcz vnd einen mantel, des sůmers trug sy einen rock vnd einen
mantel. zu aller vnderst an irr hawt trug sy einen gaissen pelcz.
parffuß gie sy all tag. ein hauben trug sy von olbenden har gemacht.
do mit twang sy·iren heiligen pauch, das dy wůren auß irem faulen
vleisch vil dick vilen. ir pettgwant daz waren dy este, dy in dem
110 wald stunden, vnd ein stain was ir panckuß, dar vber legt sy ein
haren tuch. wie ir leib hye in erde war, ir gedanck was zu allen
gezeiten zu himel. des tag viel sy hundert venie, des nachtes hun-
dert. aller tugent het sy gnůg. ir tisch was nymmer an gest vnd
an arme lewt. das heilig gots wart sprach sy zu allen zeiten. sy
115 warcht auch vil geren. mange zaichen wegie got durch sy. dy sichen
machet er gesundt. vil manig enpfingen den heiligen geist auf dy si
ir heilig hend leit. dy von ir bechert vnd getaufet wurden, der was
vil manig tawsendt. zu einen zeiten do dy heilig fraw sancta Martha
pei dem Roten predigt vnd die sichen hailt, do was ein jungling
120 enhalb des wassers. do er nicht schiffes gewinnen mocht, da wolt er

84 zaich 91 heissen, *über dem ersten* e: a in *den wald* 94 Marien
97 liden 99 pro ze 104 scheffeñ 107 parffuß *aus* parguß 108 *vor* faulen:
heiligñ *ausgestrichen* 113 was] wart 115 gerñ 119 Roten] roten mer die] den

da vber swimmen. do er mitten an das wasser chom, do enprast im VII
vnd ertranck. do er funden ward des andern tags, do leit man in fur
dy fuß der heiligen frawn sancta Marthen. do pat sy dy lewt, daz sy
vnsern herren mit sampt ir peten, das er im den leib wider geb.
aber sy selb strackt sich zu dem toten an ir venie (302ᵃ) vnd sprach 125
ir gepet. schier enstundt sy sich, daz sy got erhoren wolt vnd stund
auf vnd vieng des kindes hant vnd hiez in auf sten in dem nam des
heiligen cristes. so zu stund stůnd er auf vnd gert der tawf. do
wůrden dy purgår all glewbig vnd wurden getawft. zu den selben
zeiten chomen dri bischof hincz sand Marthen, Maximianus, Trophimus 130
vnd Eutropius, der chainer west was der ander wolt. do sy dar cho-
men, als es gots wil was, do pat sy sancta Martha das sy ir můnster
weichten. das weichteń sy in den eren vnßers herren vnd vnser frawn
sand Marien. do sy do zu tisch gingen, do ward das wazzer zu wein.
pey dem heiligen pischoff Maximiano enpot sancta Maria Magdalena ir 135
swester Marthen, das sy sy gesehen wolt. das enlaist sy nicht leben-
dige, sy laystet ez aber, do sy von disem leib schaidet, einem heiligen
pischoff der hiez Phronto, dem sancta Martha ir peicht tett, vnd sagt
im, daz sy schier von disem leib schied, vnd gehiez ir der pischoff,
ob er es gelebt, er chôm zu ir bevilde. do vnser herre Jhesus Crist 140
seiner liben hausßfrawen sand Martha ir dinst lonen wolt, do liez er
sy wissen ir hinvart von disem leben. do ez nåhet, das nwr acht tag
zu irr hinvart waren, da hort sy, das ir libe swester Maria Magdalena
von disem leben geschaiden was vnd sy dy heiligen engel gein himel
gefurt heten. an der selben vert verweiz sy ir, das si zu ir nicht 145
komen was, als sy ir gehaissen het. so zu stund wegund sancta Mar-
tha sichen vnd wewart sich mit dem heiligen gots leichnam vnd ir
chlosters dingk vnd mant ire pruder vnd ir swester, daz sy mit vleiß
got dyneten vnd pat sy des, (302ᵇ) das sy ir licht zunden vnd vleis-
sicklich wachten vnd vmb sy peten, vncz das sy vorschied. das teten 150
sy auch vil geren. des nachtes do sy des morgens vorschied, vmb
mittnacht do dy hůtter entsliffen, do chomen dy pôsen veint mit einem
wintgestôzz vnd laschten all dy licht dy da waren. do sy dy vnrai-
nen geist vor ir sach, do sprach sy ir gepet. do erwachten dy hůter
vnd lieffen nach fewr vnd waren lang, ee sy vůnden. vndter dew 155
kom ir swester Maria Magdalena vnd trug fewr in irr hant. da von
enzunten sich dy licht alle. do nanten sy an einnander. saczestund

124 hr'n 127 im dem 130 dri b.] dy brif 132 das] dy 133 der
s. vnßs hr'n 135 Maxiano 138 phrento 140 hrr' 142 ez] er 145 ir
nach zu *fehlt* 148 iren pr. 155 vnder, t *eingeschaltet*

VII kam vnser herre vnd sprach zu Marthan: „mein libe haußfraw, var auß disem kercher in den himelischen sal. du enpfiengd mich in dem
160 hauß hye in erd, ich wil auch dich pringen in mein hauß da zu himel. dy gnad dy ich dir in disem leben vber dy sichen han gegeben, dy nym ich dir nymmer. dy zu dir koment durch ir not, die erhor ich vnd lose sy durch lieb.“ er gehieß ir auch, er chôm ir aber. do vnser herre vnd Maria Magdalena von ir schieden, do chomen dy, die
165 nach dem fewr waren, vnd nam sy michel wunder, wer dy licht so vleissicklichen het gezundet. der gots wunder dy do ergangen waren, der enwesten sy dannoch nicht. da sayt in sancta Martha ganczlichen was da ergangen wer vnd wie es da ergangen was. do dy nacht fur was vnd der tag komen was, das sy varen scholt, do hiez si sich auß
170 dem hauß tragen vnd hiez sich legen bei dem mûnster vndter einen pawm, da sy zu himel gesehen mocht vnd hiez sich mit einem haren tuch decken vnd hiez das creucz fur sich haben vnd pat sy all, das sy den (303ᵃ) almächtigen got vmb sy peten. do sprach sy ir gepet vnd pat vnsers herren marter ob ir lesen. do man czu dem andern
175 mal ob ir laß, do schied sy von disem leben zu den ewigen gnaden. dy heiligen lewt dy da mit ir waren, dy berayten das grab vnd wachten drey tag vnd drei nächt. auch was dar chomen ein michel menig auß den pûrgen vnd auß den dorffern, dy dar vmb waren. zu hant des suntag do sich dy menig in dem munster gesammet vnd das ampt
180 begen wolten, do sang der heilig pischoff Phronto zu seinem pistum vnd saz vnter dy auf seinem stûl vnd sang der chor. do erschain vnser herre dem volck vnd sprach zu im: „mein vil liber Phronto, ob du laisten wellest, das du meiner hausfrawn Marthen gehiezt, so var mit mir czu ir bevilde.“ sa zu stunden in einer kurczen weil komen
185 sy zu Tarasch in sand Marthen munster vnd wegingen das ampt. sy heten in ir hant ir puch vnd huben sy do in ir grab, vnser herre einhalb, der pischoff anderhalb. do sy zu der erd bestett ward, do het dy pfafheit gesungen vncz das man das ewangeli lesen schold, do rurt in der dyaconus. dennoch gab er im chein antwurt. do nam sy grozz
190 wunder, pfaffen vnd layen, warumb der pischoff so lang nicht entwacht. do entwacht der pischoff vnd sprach also: „min vil liben bruder vnd swester, warumb weckt ir mich so gehling? vns ist groß wunder gescheen. vnser herre Jhesus Crist het mich mit im gefurt zu seiner hausfrawn sancta Marthan, das wir sy zu der erd bestatten, als ich ir

158 vnser' h'r 159 denn h. s. 168 nach 169 scholt *aus* schost 174 hr'n 179 gesāmet 181 seinē st. 182 vnser' her' *lies* unter dem volck? 186 h'r 187 zu *fehlt* 190 nicht *fehlt* 191 M. v. l. 193 vnß her' *aus* der' *gebessert* Jhū 194 sct[illegible]

vert het gehaissen. nu sendt vil pald ewr poten dar, das sy vns prin- VII
gen (303[b]) vnser vingerlein vnd vnser hantschuch, dy enpfalch ich
dem guster, do ich sand Marthen in das grab hub, vnd vergaz ir, do
ich von dann schied, wann ir mich zu frů wecket.“ zu hant santen sy
dar ir poten, dy prachten das vingerlein vnd einen hantschuch. den
andern wehield der guster da zu einem vrchund. der heilig bischoff 200
der sayt auch, do sy her auß gingen, da volgt in ein bruder, der dy
puch chundt vnd fragt vnseren herrn, wer er wer vnd wann er wer
vnd wie er hiezz. des antwurt er im nicht, wann er ein puch in der
hant trug, das gab er im. da vand er an geschriben: „dy gehügd
meiner liben hausfrawen dy zuerget nicht, dy ist ymmer stått. daz 205
himelreich vnd dy ewigen gnad dy hat sy an ende. iren liben gast,
der den leib *gestått,* den mynnet vnd frewet ir sel.“ Chlodoveus der
was chůnck zu Chårling. der het einen sweren sichtum, des im ny-
mant gepussen mocht. da er getawft ward von sand Remigio vnd er
sagen hort dy manigen gnaden von sand Marthen, do er dar chom 210
vnd ir grab gerůrt, do ward er gesundt. do ert er sand Marthen,
wann er gab dar yetwederhalb des Rotens erd drey meil vnd stet vnd
dorfer vnd freyet dy selben stat, das chain lay chainen gewalt dar
vber gewunn. nu sull wir vnser frawen sand Marthen piten, die
gnad, dy ir got vber dy sichen hat gegeben vnd er ir gehaissen hat, 215
das er ir nymmer genem, das sy vns mit tail, das sy vns vnsern
sichtum der sele vnd auch des leibs hail vnd vns der ewigen gnaden
helf. amen.

VIII

[De inventione s. crucis.]

Do zway hundert vnd dreissig jar ergangen waren von vnßers
herren marter vnd Constan(304[a])tinus kaiser was, do wesamp-
ten sich dy haiden mit grosser chrafft zu der Tůnaw entgegen der
Rômerey vnd wolten dy wůsten. do wesamt sich Constantinus vnd
fur gen in vnd vant sy bei der Tunaw. do er gesach, das ir so vn- 5
massen vil was, do wegund er trawren. des selben nachts kom ein
schoner man vnd wacht in vnd sprach zu im: „Constantine, furcht dir
nicht, sich auf zu himel!“ do sach er zu himel vnd sach das heilig
creucz an dem himel vil hart lichts vnd schons vnd sach puchstaben
dar ober geschriben, dy sprachen: mit disem zaichen gesigest du. do 10

196 *vor* enpfalch: enpflac(h) *ausgestrichen* 198 wecket = wecketet hant] sant 199 den *aus* der 200 ander 202 vnserñ hr'n 205 zu erget 207 *lies* bestått? Chodoreus 209 Benigno 212 rotens

VIII 1 *f* vnßs hr'n 4 römerey = „Romania“, *lies* der Rômer reychen? wacht in] wachtñ 10 oben

VIII er das gesach, do hieß er ein creucz machen vnd hieß das vor im furen vnd fůr auf dy haiden vnd slug ir ein michel tayl mit der hilf des heiligen creuczs. dy haiden dy entrunnen vnd wurden ir vil zu laid bracht. do gab vnser herre Constantini den sige durch des hei-
15 ligen creuczs ere. do wesandt er alle dy ewart der abtgot vnd fragt sy, wer der got wer, des zaichen so getan wer. des enkůnden sy im nicht gesagen. do waren auch cristen da, dy sayten im, es wer des himelischen kůnges zaichen vnd sayten im von dem vater vnd von dem sôn vnd von dem heiligen geist vnd sayten im, wye der heilig
20 gots sůn von der heren maid geporen wart vnd wie er an dem dritten tag erstund. do sandt er nach dem babst sand Siluester vnd wart getaufft. do er do gevestent wart an dem heiligen glauben, do zustôrt er der abtgoter hâuser vnd machet vnserm herren dem almâchtigen got ein hauß. do er do vornam, wo vnser herre gechreu(304ᵇ)ziget wart,
25 do sand er hincz seiner muter Helena, dye was dacz Jerusalem, vnd pat sye, das sy das erfůr, wo das heilig creucz vorporgen were, do vnser herre an erhangen was. sandt Helena was erfullet von dem heiligen gaist. sy hett auch zwen sůn Constancium vnd Constantinum, dy waren ped gut christen. der ein pflag des landes zu Constantino-
30 pel, der ander zu Rome. dy heilig konigin sand Helena dy fleiß sich, das sy dy heiligen geschrifft vnd dy heiligen ewangelien zu allen zeiten mit grosser andacht laße. do vant sye alle dye wunder vnd gnade, dy vnser herre wegye in diser werdt vnd vorscht mit grossen vleiß nach den heiligen steten, das sy das heilig creucz fund. do sy gelaß
35 in den heiligen ewangelien die menschliche gepurt vnd sein marter an dem chreucz vnd sein heilige vrstend, do entwalt sy nicht, vncz sy das heilig creucz vant. si chôm hincz Jerusalem mit vil rittern vnd gepot den juden, das sy das chreucz zaigten, do der heilig crist an erhangen was. dy selb stat dy was vbel zu vinden, wann ein kaiser
40 was 'Adrianus gehaissen, der het ain hurhauß an dy selben stat gemacht, dorvmb ob chain christen peten wolt, . das er das durch dye vnrainnickait liesß, vnd was der stet also vergessen., dy vnrainickait hieß dy kunigin alle fuder thun *vant sy* da dy juden mit vervnraint heten dy stat, das das her chreucz nymant mocht vinden. do gepot
45 aber dy konigin, das dy juden aber sich sampten vnd fur sy kâmen. do sy fur sy komen, (305ᵃ) do sprach sy zu in: „ich han in der heiligen geschrift das wol vornůmen, das ir des kunnes seyt vnd das i

13 wurden] warñt 14 bracht *fehlt* h'r *lies* Constantino 23 vnsr'm h[illegible] 33 vnser' diser' 42 d' 43 *lies* thun, dy sy da vant, da *usw.? siehe aber un*[illegible] *die anm. zu z.* 37 *ff; nach* da *punkt in der hs.* 43 *f* verrünt hetñ sy dy st.

got lieb wart, vncz das ir den heiligen gots sûn, der in dise welt VIII
durch ewr hail komen was, — dem zaigt ir ewr vbel so verr, das ir
in an das chreucz hiengt. darvmb seyt ir vorflucht. nu nemet under 50
ewch die, dy da dy ee wol konnen, wes ich sy frag." do giengen
dy juden dann vnd welten vnter in tausent, dy die ee kunden, vnd
komen fur dy konigin. dy sprach zu in: „ewr veter, wie sy dy ee
wol vorstunden vnd auch dy geschrifft der heiligen weissagen, iedoch
gelaubten sy ir nicht. dy heten vil offenlich gesait von der kunft des 55
heiligen cristes, von seiner gepurt vnd von seiner marter vnd auch
wie ir erplinten solt, vnd von der vbel ewres herczen haben sy auch
gesayt. das thut Moyses, das tuet Ysayas, das thundt dy propheten
all. ewr veter irten. in dem selben irtumb seyt ir noch. nw get
vnd welt under euch! dy dy ee wol kunnen vnder euch, antworten 60
mir des ich sy frag." vnd gepot dy konigin iren ritteren das sy ir
hutten. do erwelten sy aber funf hundert vnd sayten der konigin, dy
kunden dy ee durchnahtikleichen. do sprach dy konigin: „ir seyt vil
thumb lewt, das ir den irrtumb ewer veter nicht lat. ir leset dy weissa-
gen vnd verstet ir nicht." sy sprachen, sy verstunden sy all dy weis- 65
sagen. do sprach dy konigin: „ob ir dy weissagen versteet, so sagt
mir sy. er (305[b]) spricht „tamquam ovis ad occisionem ductus est.
er wirt gefurt als ein schaff dar da man in slecht" vnd wo erfult das
ye kain weissag an im selben? es spricht auch der weissag „vnsern
siechtumb vnd vnser sunde dy trug er. durch vnser missetat ward er 70
an das chreucz erhangen." er spricht auch der weissag „non mea
plebs vos". da von das ir vnd ewr geslecht verworfen würt vnd dy
hayden zu gots hulden koment, so spricht er durch des weissagen
mundt „ir seyt nicht mein lewt." ewr vbel vnd ewr vnglaub hebent
ewch vertailt. von den haiden spricht er auch „vocabo plebem meam 75
que non erat plebs mea." er spricht „dy mein lewt nicht enwaren,
do sy vnrecht lebten. nu sy glaubig sindt vnd mir mit trewen dynen,
so sint sy nu mein lewt." nu sehet noch, ir vil arm lewt, wie vast
ir irret. das ir den gots sone, der nye sund getet, an das chreucz
erhinget, das er alles menschlich kind von dem tode erlediget vnd das 80
er an dem dritten tag von dem tod erstund vnd zu himel für vnd
sein heilig jünger vber alle dy haidenschaft sandt, das sy predigten,
vnd alle dy gleubig wurden vnd vmb iren irretumb rew hyeten, das
dy enpfingen antlaz aller irrer sunden." do sprach aber dye konigin:

53 in] ir ewr] dy 54 iedoch 57 ir *Schönbach*] er sold 64 ew'r
67 tamquam — est *steht in der hs. fälschlich nach* 66 versteet 75 er *fehlt*
77 do] dy

VIII „sůchet noch vnder ewch dy die ee paß konnen!“ do giengen sy aber vnd reddten vnder ein ander vnd nam sy groß wunder, wes dy konigin mit in weginnen wolt. do was einer vnder in, der hieß Judas. der sprach: „ich versiech mich wol, sy wil vorschen nach dem chreucz da in vnser vodern an er (306[a]) hingen. nw huttet ir herren
90 all, das keiner dy stat, da das chreucz verporgen ist, der konigin zaig, wann wirt das chreucz funden, so wirt vnser ee zustort. Zacheus mein en sayt meinem vater vnd sayt mir mein vater, do er also verschaiden solt „so dy zeit kom das man das chreucz sucht, da Messias an erhangen wart, ee man dich dann marter, so zaig du dy stat do
95 es verporgen ist. der juden reich das zuerget vnd gestet der reich vnd der ere, dy den heiligen crist an peten: der ist der ware gots sůn, des reich gestet ymmer an end.“ do sprach ich zu meinem vater: „vater, ob vnser vetter westen, das er es was der heilig crist, warumb griffen sy in an?“ des antwurt mir mein vater: „sein gewalt ist michel.
100 ich kom nye zu dem råte, ich widerriet es vil offt. darvmb das er dy fursten vnd dy alten herren strafte, darvmb hiengen sy in. sy hutten sein auch dacz dem grab, ob er erstůnd, das sy in aber erslugen. er erstund aber mit den eren vnd mit dem gewalt seiner gothait vnd er offendt sich seinen frůnden vnd fur zu himel mit herlicher
105 signůß. Steffanus der dy worhait sayt von dem heiligen crist, den stainten sy auch. der was mein pruder. Saulus, der des vleissig was, das mein bruder gestaint wart: des wart er auch wekert vnd predigt auch von dem heiligen crist dy warhait. da von rat ich dir, mein vil liber sôn, das du icht mit worten oder mit werken icht wider in
110 (306[b]) thuest oder sprechest. da ze der stat da er gemartert wart, da sv̊ch dv sein genad tugentlich, swenne er dw můgst.“ also sayt mir mein uater Symeon, do er also verschied. nůn habet ir es alles vernomen. nẘn berat ẘch, wie ir der kunigin welt antwurten.“ do sprachen dy anderen: „hieten wir vernomen nie so getones nicht! nvn
115 bewar, das dw die stat icht zaygest, dy dir chunt ist.“ vnder dew chomen dy poten der kůnigin zw in, das sy fůr giengen. da sy hin fur kumen vnd sy dy kůnigin fraget, da wolten sy nicht sagen. da pôt dy kunigin, das man sy all prånt. da vorchten sy den tot vnd

85 sůchet *aus* sechet 89 in v.] sy vnsern hr'n 91 Tracheus 93 so] do 94 mañ 95 zu erget 98 vnser' 99 ist] ich 101 hr'n 107 d' wart 110 *mit bl.* 306[b] *begint eine neue hand* da *nach* wart] do *am zeilenschluss, darnach ein punkt* 111 sv̊ch dv] ẘch (*oder* cv̊ch) da swenne er *Schönbach*] swere[illegible] 113 ẘch] ich 115 beẘar 116 *vor* dy potñ: d' *ausgestrichen* künig[illegible] 118 kunigñ

gaben sy Judam dar vnd sprachen: „fraw, der Judas zaicht dir allen dei- **VIII**
nen willen.“ do hieß sy sy all lassen wan Judam ain. czw dem sprach 120
si: „der tôt vnd das leben sindt dir fur geseczt. nvn tue, welligs dw
wellest, das leben oder den tot.“ da sprach Judas: „wayß ich es, fraw,
des dw fragest, ich sag dir es vil drot.“ do sprach dy kůnigin: „wel-
lest dw leben auf der erd vnd wellest dw tail haben dacz himel, so
zaig mir, wo das heylig krewcz verporgen sey.“ do sprach Judas: „als 125
es geschriben ist, des sind zway hundert iar vnd drey vnd dreyczing
iar, vnd sey wir iung lewt, wie mocht wir das wissen?“ do sprach
dy heylig kunigin: „nvn hast dw gesprochen, es sey geschriben vnd
zweyffeltz den der stat?“ do sprach Judas: „wie mőcht ich dy stat
wissen? ich was dennoch nicht geporen.“ do sprach dy kunigin, er 130
mŭest des hungers sterben, er saget den dy stat, vnd hieß in do ver-
sencken in ein tewffe grueb. do er siben tag dar in lag, da rueft er
her aus auß der grueb vnd pat, das man in auß lies, er wolt das
krewcz zaygen. da (307[a]) er auß der grueb kam, da fŭert er sy hincz
der stat, da das heylig krewtz verporgen was, vnd sprach sein gepet 135
vnd pat den almåchtigen got, das er von der stat da das heylig krewcz
verporgen was einen suessen rauch ließ aus gen, ob es sein wil war,
das das her krewtz solt werden eroffent, vnd hieß dem almåchtigen
got, das er den kristenlichen gelauben enphahen vnd behalten wolt.
als er das gepet sprach, da beweget sich dy stat behant, da das heylig 140
chrewtz lag, vnd kam ein rauch wundersuesßer. da frewt sich Judas
vnd sprach aber sein gepet vnd gie hincz der stat vnd grueb zw aller
erst. da sy vil tieff gegrueben, da fůnden sy III chråwcz vnd prach-
ten sy in dy stat. da fragt dy kunigin, welches vnßers herren chråwcz
war. sy sprachen: „wir wissen wol das dy zway krewcz der zwayer 145
schacher sindt, dy mit im gechrawtz wurden.“ nwn legten sy dy
drey nider vnd peiten der eren des almåchtigen gots. zw nonzeyt do
trueg man einen toten dafur. do sprach Judas: „nůn erőffent got dy
tugent seines heyligen chråwcz“ vnd hieß her dar tragen den toten
vnd hieß in auf iechlichs chråwtz legen. da er auf der schacher krewtz 150
gelegt ward, dennoch ward er nicht lebendich. da er auf das dritt
chråwtz gelegt ward, da stund er auf vnd was wol gesundt vnd alle
dy da waren, dy lobten den almåchtigen got. da hort man den vn-
rainen geyst in den luften klagen vnd schreyen: „owe Jhesus, wie groß
dein tugent vnd dein gewalt ist! dw hast es alles zw dir gezogen 155

119 Judam] reden 124 himl̄ 126 geschribm̄ 128 kunign̄ geschribm̄ 131 sterbm̄ 132 sibm̄ 138 ers (s *ausgestrichen*) offent 139 gelaubm̄ 143 gegruebm̄ 144 he'rn̄ 147 drey] zway ꝑitn̄ de' 148 Judas *fehlt*

VIII vnd hast dein krewtz geöffent wider mich! unsaliger Judas, was hast dw getan! ich riet, das Judas seinen herren den iuden gab. nwn hat mich der Judas verraten. ich vindt auch etwas, do mit ich dir gelon! ich schaff, das ein ander kunig wirt, der meines ratz volget: der mar-
160 tert dich, das dw des chrewtzten gotz verlaugen muest.“ Judas der des heyligen geyst erfullet ward, der sprach da: „der heylig christ der dy toten auf hayst sten, der versenck dich in das abgrund der hell!“ dy heylig chunigin sand Helena dy zirt das heylig krewtz mit edlem gestain, mit golt vnd mit silber (307[b]) vnd hyeß ein truchen machen
165 silberein, da sy es ein layt vnd machet ein kůrichen an der stat, da das heylig chrewtz verporgen was. si pat auch den pabst Eusebium, der mit ir da was, das er Judam tauff vnd ander dy gelaubig worden waren von den genaden des heyligen chråwtz. Judas der pessert sich vnd dient vnsserem herren mit michelem vleyzz. dy heylig kunigin
170 dy pat da den pabst, das er Judam zw pischoff weicht zw Jherusalem vnd wandelt im den namen vnd hiez in Quiriacum. dar nach begundt dy kůnigin ze forschen nach den nagelen vnd sent nach Judam der Quiriacus hieß vnd sprach also: „nwn hat mich got gewert des ich zw seinen genaden gegert vmb das heylig chrewtz. nwn suech aber sein
175 genad vmb dy heyligen nagel.“ da nam der pischoff Quiriacus zw im dy gueten prueder, dy auch gelaubig waren worden, vnd cham an dy stat da das heylig chrewtz gefunden ward vnd sprach sein gepet. da zaicht aber vnser herre sein wunder. an der stat, da das haylig chrewtz funden wart, da schain ein licht schöner den dy sůnn vnd dy
180 heyligen nagel schinen als das golt. alle dy das sachen, dy lobten den almachtigen got. da nam sy der pischoff vnd pracht sy der chunigin. da lobt sy den almåchtigen vnd zirt sy mit edlem gestain vnd hyeß ain truchen auß golt machen, da sy sy in legt. dy iuden vertraib da dy kunigin, dem heyligen pischoff gab got so getanew genad,
185 das er dy tewfel vertraib vnd aller lay sichtumb an den lewten haylt. Helena dy heylig chunigin, da sy got wol gedint, da schiedt sy von disem leben gan himel vnd lie dem pischoff iren reichtumb, das er den tailt den armen vnd dy gotzhausser da mit fudert. das heylig chråwtz hieß sy enzway spalten vnd sent das ain tail ze Constantinopel, das
190 ander tail lye sy zw Jherusalem. alle dy des heyligen chrevtz hochzeyt mit fleyß wegent, dy enphahen tail an dem himel vnd behalt sy der heylig christ, der sy an dem heyligen chrewtz erledigt hat. nwn

157 her'ñ 160 chrewtzen 162 stem 167 da] das 169 kunig[illegible] 173 ich] sich 180 golt] got 181 / chunigñ 185 lay] clayt sichtu[illegible] 187 reichtung 189 Constamtinopel 191 an] in

mant vnseren herren seiner genaden, das wir hewt dy selben hochzeyt VIII
mit so getanem fleyß begen müessen, das wir von got nimmer werden
geschayden. amen. 195

IX

(308ᵃ) [De exaltatione s. crucis.]

Do dy christenlewt mit iren manigueltigen sunden das garnden,
das sy dy hayden mueten vnd an vachten, do was ein übel
man chünch zw Persia, ein veint des almachtigen gots. alle dy landt
vnd dy reich dy im gelegen waren, dy het er im vndertan gemacht
mit seinem gewalt vnd het das gepoten, das man im opfer pracht als 5
den goten vnd in an petten vnd in chünig hiessen aller chünig vnd
herren aller herren. dennoch genüeget in des nicht. er betwang Si-
riam vnd Palestinam vnd Egiptum vnd alle dy reich dy im gelegen
waren, dy machet er im alle vnttertan. des genüegt in dennoch nicht.
er wolt varen gein Jerusalem vnd wolt zestoren dy kürichen; das lant 10
alles das vmb Jerusalem lag, das roubet er vnd prennt es. da er zw
vnssers herren grab gen wolt, da ercham er vnd torst dar czw nicht
chomen. iedoch nam er das her chräwcz, das dy heylig chünigin sand
Helena da het lassen zw einem vrchundt vnd fürt es von dann. der
selb wüetreich het gemacht einen silberein turen. in dem selben turen 15
het er gemacht ein guldein stuel vnd het mit edlem gestain dy sun
vnd dy steren gemachet vnd het mit listen gemacht, das das wasser
in rören dar cham, das er da mit regenet. vnd het gemacht mit listen,
das er donert. in dem selben turen da saez er in vnd het das chrewtz
zw im geseczt vnd seinem sün het er das reich lassen. vnd sas er in 20
dem pethauß. zw den selben zeyten was ein römischer kaysser (308ᵇ)
Eraclius geheissen, ein tugenthafter man. vnd wie er ein werltlich man
war, iedoch was er fleyssig vnssers herren dinst vnd eren vnd erten
in alle dye, dy dem almächtigen got dinten. der selb Eraclius der
füer mit her hincz Persya. des chunigs sun Cosdre der fur gegen im 25
mit seinem her zw einem grossen wasser vnd lait sich da mit seinem
her. zw iüngst, als es got wolt. da wurden sy all innen, das dy zwen
chünig zesammen giengen auf der pruchk vnd fachten mit ein ander.
der da gesiget, der het das reich da allain an schaden des herß. sy
auch gelobten das: ob chainer von yetwederem her dem seinen zw hilff 30
chommen wolt, das man dem hendt vnd fueß ab schlueg vnd in an

194 gotanē
IX 13 ohünigñ 14 daññ 15 turñ *so auch im folgenden* 17 [illegible]
18 regeñt 19 selbiñ 24 in *fehlt* 26 einē grosser 31 chomuē

IX das wasser wurf. da sy all das gelobten, da giengen dy chunig ped
ze samen enmitten auf der pruck vnd uachten lang. ze iungst erhort
vnßer herre den rûef vnd das gepet der christen, vnd durch dy er des
35 heyligen chrewtz, dem sich der kayser Eraclius des selben tags vil
andachtichlich het enpholhen, so gab er im signûst. das her des chu-
nigs, der da geuallen was, dy waren an irer gelûb stat vnd ergaben
sich dem chayser Eraclio. do enphie sy der chunig genâdichlichen
vnd hieß sy, das sy sich taufften. das gelobten sy all. da fûr der
40 chayser Eraclius mit seinem her (309[a]) in dy reich dy der wûetreich
Cosdras betwungen het vnd cham da hin, da er da was, vnd gie dar
auf zw im mit lûczel lewten vnd vant in siczen auf einem guldein stûel,
wan im het niemant gesayt, wie es ergangen was. sy waren im all
gehâssig durch sein ûbel, wan er offenlich wider got was. da von
45 mocht im niemant hold gesein. da er sy dar auf sach gen, da ercham
er vil hart. da sprach der chayser Eraclius zw im: „wil dw genesen
vnd wil dw gelauben an den waren got vnd iechen mit warhayt, das
dw sein diener seyst, des diener ich pin, so laß ich dir das reich vnd
dein aigen vnd laß dich leben dar vmb, das dw das heylig chrewtz
50 schon behalten hast, wie vnwirdig dw sein warest, vnd wil dw des
nicht tûen, so schlach ich dir ab dein haupt." da er des nicht wolt
tûen, da zoch er auß sein swert vnd slueg im ab sein haupt vnd hieß
in begraben, wan er ein chunig was. einen wenigen sûn het er. den
hieß er tauffen vnd hûeb in auß der tauff selb. der was zehen iar alt.
55 dem gab er das reich ze Persya. den silberein tûrn den tailt er sei-
nem her. das golt vnd das gestain vnd dy guldein chopf vnd dy sil-
berein: da mit hieß er dy chirichen wider machen, dy Cosdras zer-
stort het. da er das alles wol geschuef, da nam er das heylig chrewcz
vnd pracht es wider gein Jerusalem. alle dy da waren, dy (309[b]) gien-
60 gen im frolich engegen mit grossem gesang vnd lob vnd wa mit sy
in geeren mŏchten. da er von dem perge Oliueti ze tal fur ze der
port da vnser her ein fur, da er zw der marter fur, da er dar zw
nachent auf seinem herlichen roß vnd in seinem chûniglichen gewant,
als er dar ein uaren wolt, da rûcht dy mawr ze samen, das ein gan-
65 czew maur ward. da sy das ersachen, da erchument sy hart vnd
wurden vnfro, vnd da sy ze himel sachen, da sachen sy das heilig
chrewtz hart licht seinen. sy sachen auch den heyligen engel auf der
part sten, vnd het das chrewtz in seiner hant vnd sprach: „da der

33 er hort 34 unß 37 ir' 42 *vor* zw: im *ausgestrichen* 43 im h.] in h.
45 er cham 53 sûen 55 tûern 61 ge erñ 64 r. er 67 seinen = scheinen

himelließ chunig hie in erd durch dise port zw der marter durch das IX hayl aller diser werlt gie, do gert er des fråuelen roß nicht vnd saß 70 auf einem esel vnd erczaygt da mit den seinen dy heyligen diemůet.“ da mit fur der engel wider zw himel. da frewt sich der chayser, das vnser her sy geweyset het mit seinem engel vnd tet das chuniglich gewant fůder vnd enschůt sich vnd dyemůetigt sich vnd nam das chrewtz in sein hant vnd gie gein der port wainent. ze hant tet sich 75 dy port wider auf vnd gie der chunig da durch vnd alle dy da waren, dye schmechten einen gesmach so sůssen, dem in der werlt nicht geleich ist. alle dy da waren dy lobten vnseren herren. der chaiser selb (310ᵃ) der sang ein gesang ze eren dem heyligen krewtz. pfaffen vnd můnich vnd ander guet lewt dy lobten den heyligen crist, der dy 80 menschen an dem krewtz erledigt hat. da namen sy das her chrewtz vnd seczten es wider an sein stat. da tet vnsser herre da dy grossen zaychen. des selben tags erstůendt ein toter, vier vergiftig dy wurden da gesundt, zehen mueselsuechtig dy wurden da errainigt, funfzehen plind wurden da gesechen, genug wurden von dem posen 85 geyst erledigt. da hyeß der chayser dy gotzhaus wider machen vnd gab dy chost alle dar czw, da man es mit tet. dy geuangen waren dy hieß er lassen vnd hieß in sein guet geben. er was den christen genadig vnd halff in, vnd da fur er wider gein Constantinopel vnd lebt dar nach manig iar vnd ert das heylig chrewtz. auch 90 merten sich taglich dy mangen zaychen ze lob vnd zw eren dem heyligen chrewtz. nwn pitet den almächtigen got, das er vns durch seines heyligen chrewtz er von vnsseren sůnden genådichlichen erloß vnd erwaß vnd vnser sel enpfach in dem himelreich. amen.

69 diser 74 erschůtt 80 lobn̄ 81 nāmē 84 er rainigt 85 plind *fehlt* 86 gotzhant 91 sich] sy 94 dem] dein

Anmerkungen.

I

Dieser sontagspredigt (*Gen.* 2, 2) *steht die im Spec. ecclesiae ed. Kelle s.* 176, 22 *ff. nahe, vgl. auch ebenda s.* 183, 7 *ff.* = *Schönbach Altd. pred.* 1, 211 *nr.* 111. *Zu Spec. eccl.* 176, 22 *ff. schreibt mir Schönbach: „es liegt dem stück eine auseinandersetzung über den sontag zu grunde, die allem anschein nach sehr alt ist. Sie steht unter den pseudo-Augustinischen sermonen als nr.* 280 (*Migne* 39, 2274 *ff.*), *dann bei Beda unter den Ascetica dubia* (*Migne* 94, 531 *f.*), *bei Alcuin* (?) *Liber de divinis officiis cap.* 27 (*Migne* 101, 1226 *f.*), *bei Hrabanus Maurus De clericorum institutione lib.* 2 *cap.* 42 (*Migne* 107, 355 *f.*) *u. a. Das deutsche stück ist offenbar schon eine sehr erweiterte fassung nach dieser lat. vorlage.*

Dass (176, 33 *f.*) *sich die armen in der hölle am sontag freuen, ist eine populäre anschauung des mittelalters, die mit einer erzählung zusammenhängt, welche sich als homilie nr.* 100 *unter den unechten Bedas* (*Migne* 94, 501 *f.*) *befindet. Der schluss der predigt rührt wahrscheinlich von dem deutschen bearbeiter* (*im Spec.*) *selbst her.*"

1 *Gen.* 2, 2.

11 *ff. vgl.* IV, 33 *ff. S. Cruel Gesch. der deutschen predigt im ma. s.* 78 *f.*; *Roediger zur Millst. sündenklage v.* 360 *ff.* 367. 416. 564 *ff.*; *Spec. eccl. s.* 52.

19 *f. Vgl. Spec. eccl. s.* 176 Von dir ist er zeerenne uñ zelobenne allen christenen luten.

22 *f. vgl.* II, 162 *ff.* IV, 49 *ff. S. Roediger zur Millst. sündenklage v.* 488. 494.

25 *ff. insbes.* 44 *ff. Vgl. Spec. eccl. s.* 177 *und die Denkm.*[3] 2, 169 *f. verzeichnete litteratur, ausserdem noch Vrone botschaft* (*Altd. bll.* 2, 241 *ff.*); *Lucidarius, Strassb.* 1503, *E* 3[ab]; *Lexer* 2, 1318. *Unser prediger hat z.* 27 *ff. die geschichte von der arche Noe ausführlich nach Gen. cap.* 7 *behandelt.*

38 *Vielmehr fünfzehn klafter nach Gen.* 7, 20, *doch s. meine anm. zu Enikels Weltchronik v.* 1677 *und* 1764 *lesa.*; *vgl. auch* II, 41. 43 *lesarten.*

47 *f. Vgl. Annolied v.* 857—860 (*die quellennachweise Germ.* 14, 84 *befriedigen nicht*); *Denkm.*[3] 2, 172.

56 *Vgl. Spec. eccl. s.* 3. 12. 79. (137). 141. 177; *Denkm.*[3] 2, 455 *zu* XCVII, 38.

63 *f. Vgl. Schönbach Altd. pred.* 1, 212, 6 *f.* der suntag bezeichent die ewige genade; *zur variante von C* (= *Spec. eccl.* 183, 25) *vgl. Germ.* 4, 501.

II

Die predigt ist dem Elucidarium des Honorius Augustodunensis entnommen und zwar dem dritten buche desselben (*Migne* 172, 1163. 1164. 1165. 1168. 1166. 1167. 1159. 1160. 1161). *Im einzelnen ist zu vergleichen Wackernagel Die altdeutschen hss. der Basler universitätsbibliothek s.* 21 *ff.* (*s. auch Wackernagel Altd. pred. s.* 256), *wo bereits zum weitaus grösten teile unsere predigt abgedruckt ist; immerhin wird die volständige widergabe nach dem cgm. wegen mancherlei abweichungen im einzelnen gerechtfertigt sein. Ich bezeichne die Basler hs. mit B. Es finden sich auch einige berührungen mit der predigt Dominica* XXIV *post Pentecosten bei Grieshaber Deutsche pred.* 1, 148 *ff.*

Zu 1—38 *vgl. Honorius* 1163 *BC.*

8 *Vgl. Matth.* 11, 21. *Luc.* 10, 13.

22 *Honorius* 1163 *B nent nur* monachi.

27 *Der satz* vnd wenent — wartent *hat nichts entsprechendes bei Honorius.*

31—33 dy (31) *Elias und Enoch. Vgl. Grieshaber* 1, 151 so scleheter die zwen wissagen ze tôde uñ lât si ligen an der straze, dc si ieman begrabe. Uñ da von stat gescriben in Aurora (*s. Grieshaber* 1, XXII *f.*): Ad se convertet multos vi, munere, signis. Heliam perimet et gladiabit enoch.

34 *f. Vgl. Jerem. Thren.* 2, 1. 2. (*Isai.* 25, 7).

38—43 *Honorius* 1164 *A* Relinquentur quadraginta dies his qui eius err[illegible] vel fallacia lapsi sunt, ut poenitere possint. *Zu* 38 *f. vgl auch Anz.* [illegible] *altertum* 19, 59.

43—69 *Über die eigenartige einteilung der folgenden beschreibung der fünfzehn zeichen, für die Honorius keinen anhalt gewährt, s. Nölle in Paul und Braunes Beitr.* 6, 453. — *Z.* 43 *lies* funczehon *statt des überlieferten* funczhehon.

69 *f. Ps.* 96, 3.

69—73 *Vgl. Honorius* 1165 *C und* 1168 *B* Ignis praevalens super omnes montes quindecim cubitis altius ardebit. — elementa vero purgata permanebunt.

74 *f.* 80 *f.* 91 *f.* 96 *f.* 101 *Vgl. Honorius* 1168 *DC, jedoch bietet für die auslegung im einzelnen Honorius nichts entsprechendes, nur zu* 97 *ff. vgl. Honorius* 1168 *C* Denique coelum, sol, luna, stellae, aquae, quae nunc festinant cursu irretardabili, quasi cupientes in meliorem statum immutari, tunc fixa stabiliter manebunt et quieta et mirabili glorificatione immutata.

102—107 *Vgl. Honorius* 1164 *D* Quod caro fuit hominis, resurget. — qua aetate, qua mensura? qua erant, si essent triginta annorum; vel futuri essent, nisi ante morerentur. — omnes in resurrectione reformabuntur in tantum ut nec capillus de eis pereat.

106 *Vgl.* IV, 102.

107—118 *Vgl. Honorius* 1165 *DC.*

118—121 *Vgl. Denkm.*[3] 2, 39; *Grieshaber* 1, 153; *Alemannia* 1, 71.

123—126 *Vgl. Honorius* 1166 *C.*

126—128 *Vgl. Honorius* 1166 *C* Unus ordo est perfectorum cum Deo iudicantium: — apostoli, martyres, confessores, monachi, virgines.

129—132 *Vgl. Honorius* 1166 *CD* Alter iustorum qui per iudicium salvantur: — qui peccata sua poenitentia et eleemosynis redemerunt.

132—134 *Die dritte und vierte schar hat der deutsche text umgestelt; vgl. Honorius* 1166 *C* Quartus malorum, qui per iudicium damnantur. 1167 *B* qui malis operibus Deum negaverunt.

134 *f. Vgl. Honorius* 1166 *C* Tertius impiorum sine iudicio pereuntium. *Das folgende weicht ab, vgl. Honorius* 1167 *A* qui sine lege peccaverunt, pagani scilicet et illi Judaei, qui fuerunt post passionem Christi. nam post suam passionem legis observatio refutatur idololatriae superstitio.

141 *f. Vgl. Honorius* 1165 *D* — iusti ad dexteram Christi statuentur, impii autem ad sinistram ponentur.

142—169 *Vgl Honorius* 1166 *D.* 1167 *B, doch bietet der deutsche text eine im einzelnen von Honorius abweichende ausführung. Vgl. Schönbach Altd. predigten* 3, 103, 39 *ff.*; *Grieshaber* 1, 140.

151 *Matth.* 25, 34.

154 1. *Cor.* 2, 9.

162 *ff. Vgl die anm. zu* I, 22 *f.*

167 *f. Matth.* 25, 41.

170—194 *Vgl. Honorius* 1159 *D.* 1160 *A; Kraus Vom rechte und Die hochzeit s.* 71.

178 *Matth.* 24, 51.

189 *Die im text ergänzte achte strafe nimt in B die dritte stelle ein; in B sind ausserdem die sechste und siebente strafe des cgm. umgestelt, während bei Honorius die strafen sich in der anordnung:* 1. 2. 4. 3. 5. 7. 8. 6. 9

194 *f. Vgl. Honorius* 1160 *CD* Capita sunt eis deorsum mersa, dorsa ad invicem versa; pedes sursum erecti et in poenas undique distenti.

195—201 *Vgl. Honorius* 1160 *D und im Lucidarius, Strassb.* 1503, E 1[b].

203 *Vgl. Schönbach Altd. predigten* 3, 13, 11 *ff.* 109, 32 *ff. und s.* 277 *ff.*

211—215 *Vgl. Honorius* 1161 *AB. Zu v.* 213 *f. vgl. Ps.* 57, 11.

III

Vgl. Honorii Augustodun. Spec. eccl. (*Migne* 172, 1081): *In adventu domini, welche predigt bei Schönbach Altd. pred.* 2, 14 *nr.* 5 *in übersetzung vorliegt, siehe Schönbachs anmerkungen s.* 195 *f. Darauf folgt bei Honorius:* Si potens defunctus est sepeliendus, taliter populus est admonendus. *Vgl. auch Linsenmayer Gesch. der predigt in Deutschland s.* 163; *Cruel, Gesch. der deutschen predigt im ma. s.* VIII. 237 *ff. Im folgenden sind einige varianten dem clm.* 2982 *fol.* 17[a]—20[a] *entnommen* (*M*).

1 *ff. Apoc.* 14, 13. *Vgl. Honorius* 1081 *C* Tres mortes sunt: una bona et omnibus appetenda; altera mala et omnibus fugienda; tertia misera et omnibus ferenda. qui saeculum pro Deo relinquens se viciis et concupiscentiis crucifigit, mundo mortuus est, sed Deo vivit. — haec est preciosa mors sanctorum [iustorum *M*]. — qui hac morte moritur, nunquam in aeternum morietur. porro corporalis mors iustorum somnus dicitur, per quam requies aeterna tribuitur.

11 *ff. Honorius* 1081 *D* Qui autem criminale peccatum committunt, in anima moriuntur, quia a vita Deo deseruntur. — haec mors peccatorum est pessima (*Ps.* XXXIII), quia ducit ad daemonum consortia. hanc mortem omnes fugiamus —. corporalis mors malorum dicitur exterminium, per quam rapiuntur ad aeternum supplicium.

19 *ff. Honorius* 1081 *D* Tercia mors est corporis quae omnibus est communis, qua omnis homo ob peccatum Adae moritur, et proprio merito aut ad gaudium aut ad tormen(1082 *CD*)tum ducitur. — Milicia est vita hominis super terram et sicut mercennarii dies eius (*Job* 7, 1). mercennarius diem pacti sui magnopere advenire optat, quo, mercede recepta, liber a labore abeat. (1083 *A*) sic dies mortis est dies a labore emissionis, ubi qui in vinea Domini tota die, scilicet in lege Domini tota vita sua laboravit, denarium vitae reportabit (*Matth.* XX); qui vero ut sterilis ficulnea terram occupavit (*Luc.* XIII), et ut palmes arescens non fructificavit (*Joan.* XV), de vite Christo securi mortis excidetur et in ignem gehennae mittetur (*Matth.* VII).

31 *ff. Honorius* 1083 *A* Omnibus hominibus Deus terminum vivendi constituit, quem nullus praeterire poterit. multi autem ad praescriptum terminum non perveniunt dum spacium vivendi malis operibus perdunt. et igitur quia mali nunquam cogitant se morituros, omnes subita morte rapiuntur; iusti autem quia iugiter pertractant de hinc discessuros [se morituros *M*], nunquam repentina morte praeveniuntur.

38 *ff. Honorius* 1083 *AB* Dicit Dominus — (*Luc.* 12, 39). dies mortis sicut fur in nocte ita veniet. fur in nocte veniens et patremfamilias dormientem inveniens, domum irrumpit; ipso occiso bona eius diripit: ita cum inopinata mors advenerit, et animum a bono opere torpentem invenerit, domum corporis perfodit, animam exstinguit, [delicias vitae ei abstraxit,] ad supplicia non praevisa pertrahit. *Vgl. auch Schönbach Altd. pred.* 2, 15, 22 *ff. Über den tod als dieb s. Denkm.*[3] 2, 165 *zu* XXX[b] 13, 3.

46 *ff.* *Honorius* 1083 *BC* Dies enim hominis sicut umbra declinant et quasi nubes vento impulsa pervolant. quid namque homo nisi putredo? et quid filius hominis nisi vermis? [homo quippe de immundo conceptus semine,] de fragili nascitur muliere, brevi hic vivens tempore. [ut harundo temptationibus movetur,] multis miseriis repletur (*Job* 14, 1). quasi flos in pueritia egreditur, variis doloribus in iuventute conteritur, in senectute viribus deficiens fugit [velut umbra] (*Job* 14, 2), in morte tabescens recipitur iterum a terrae vulva.

53 *ff.* *Honorius* 1083 *CD* Omnis homo cum dolore mundum ingreditur, cum dolore iterum egreditur. mox natus plorat, quia laborem [et dolorem] sibi futurum pronunciat. deinde supervacuo labore totum studium [ut aranea] impendens thesaurizat, nesciens cui ea congregat (*Ps.* 38, 7). post pusillum alienis divicias suas relinquit et solum sepulcrum domus eius in aeternum erit (*Ps.* 48, 11 *f.*), sicque homo vermes [, bestias, serpentes] haereditabit. caro namque partim in vermes vertetur, partim ab ipsis consumetur, partim in putredinem, deinde in pulverem redigitur; medulla autem in serpentes, cerebrum eius dicitur verti in bufones. et quia homo serpenti ad peccandum consensit, moritur, et post mortem ideo iuste in serpentes vertitur.

66 *ff.* *Honorius* 1083 *D* Dicit Scriptura — (*Eccle.* 7, 3 *vgl. Spec. eccl. ed. Kelle s.* 184). in convivio quippe homines mortis et aeternae vitae obliviscuntur; in luctu mortui hominis futurae mortis recordabuntur. [si homines nobis mori referrentur, forsitan non crederemus;] ecce cottidie ante oculos mortuos cernimus, et nos aeternos putamus.

73 *ff.* *Honorius* 1083 *D* En cuius corpus inpraesentiarum conspicitis: flos mundi, gloria patriae, honor regni, omne decus extitit generis, a principibus honorabatur, ab aequalibus venerabatur, a subiectis timebatur, ab omni plebe honorifica(ba)tur [beatificabatur *M*]. nunc si pallium quo ope (1084 *A*) ritur tollitis, quique amicissimi eum inspicere, ei appropinquare perhorrescitis, et quemlibet pauperrimum tamen viventem eo meliorem iudicatis. porro si post aliquot dies eum in sepulcro videretis, utique fetorem putredinis eius quam maximo fugeretis.

82 *ff.* *Honorius* 1082 *D* Dum ergo lucem vitae habeamus (habemus), ad hunc fontem vitae peccata confitendo et poenitendo curramus, ne subito tenebris mortis comprehensi (*Joan.* XII) velimus et minime possimus. si enim homo tardat, mors non tardat. et cum neque diem neque horam mortis nostrae sciamus, omnes in bonis actibus pervigiles maneamus, ut in die mortis Domino laeti occuramus et a labore iam cessamus (!) et in gaudio pausare valeamus.

91 *ff.* *Honorius* 1084 *AB* Hodie, carissimi, pro anima eius orate, — ut Deus omnes noxas eius relaxet et — eum sanctis in gloria associet. ideo etiam ad ecclesiam deferuntur corpora mortuorum ut eis subveniat oratio conventus populorum. — — quatenus cum fideles ibi convenerint, visis eorum sepulcris, preces pro eis fundant. — — 1084 *D heisst es:* vestris orationibus vel elemosinis (*vgl. z.* 97) refrigerantur.

97 *ff.* *Honorius* 1084 *B* Horum officia secundum officium mortis Domini ideo agimus, quia in Domino morituros [mortuos *M*] mortis eius participes credimus.

105 *Vgl. Linsenmayer Gesch. der predigt in Deutschland s.* 132. 142 *ff.* 248 *ff.* 252. 264; *Denkm.*[3] 2, 157. *Unserer stelle am nächsten steht der ruf* den den loben wir (*Germ.* 1, 449, 41 *f.*).

IV

Die predigt sezt sich aus zwei vorlagen zusammen. Die vorlage der ersten hälfte (bis z. 58) *gebe ich nach dem clm.* 2982, *über den Steinmeyer Anz. für deutsches altertum* 2, 219 *ff. und Linsenmayer Gesch. der predigt in Deutschland s.* 218 *ff. zu vergleichen sind. Über das beliebte thema vom gespräch zwischen leib und seele s. Germ.* 16, 128 *f.* 136 *ff.* 143 *f., auch Zarncke in den Berichten der sächs. gesellsch. der wissensch., phil.-hist. cl.,* 18, 193 *ff. Für den zweiten teil schöpfte unser prediger aus Honorius, s. zu z.* 58 *ff. und anm. zu* III. — *Im text sind die randzahlen* 5 *und* 10 *um eine stelle hinaufzurücken.*

1 *Vgl. Job* 10, 2 (*Ps.* 53, 3. 108, 7).

3 *Dem wortlaut nach hat der deutsche prediger Ps.* 102, 15 *im sinn, während die lat. vorlage an Isai.* 40, 6 *anknüpft. Es heisst clm.* 2982 *fol.* 22ᵃ: Alius pro defunctis. Divina voce iubente clamavit sanctus propheta dicens „Omnis caro foenum et omnis gloria eius quasi flos agri“ (*Isai.* 40, 6) et hoc verum sub affirmatione: „vere foenum est populus“ (*Isai.* 40, 7). quam cito herba incisa arescit et fit foenum, similiter homo quam cito moritur viriditatem quam habuit amittit et caro quantumcunque speciosa pulcritudinem suam mittat in pulverem et cinerem. hanc mutationem et vilitatem nobis contulit primus parens humani generis qui factus inobediens praeceptis sui creatoris. vitam perdidit et mortem invenit et omne genus tali conditioni subcumbere fecit. cum autem manifestum sit quod omnis caro redigatur in pulverem, quid agatur circa animam videndum est. fides est omnium credentium animam post mortem vivere vel feliciter vel miserabiliter (*es ist im text z.* 13 *f. zu lesen:* salichlichen a. v. jamerlichen). quaecumque fidelis anima bene se rexit in corpore, voluntati creatoris sui obediens, carnalibus voluptatibus resistens, vigiliis, ieiuniis, orationibus, elemosinis ceterisque bonis operibus insistens: haec anima statim ut exierit a corporeo carcere, (22ᵇ) liberata ab omnibus praesentis vitae pressuris, ducitur ab angelis in locum refrigerii et ineffabilis delectationis, exspectans in gaudio diem universalis resurrectionis, quando coniuncta corpori suo ut ante sed multo melius quam ante percipiet incomparabilem mercedem, quam deus praeordinavit diligentibus se.

25 *ff.* Interim sicut testantur sancti doctores et multis revelatum est, nocte dominica ea hora qua dominus noster Jhesus Christus resurrexit, permissione dei descendit fidelis anima super sepulchrum corporis sui, exultans in haec verba: „Bene, bene iaceas, iocundum vas meum! bene, bene quiescas, dulce habitaculum meum! quia dum manerem in te consensisti mecum mandatis nostri creatoris, neglexisti omnes malas suggestiones, delectationes et insidias antiqui hostis, consensisti mihi in omnibus bonis operibus, confitendo, poenitendo, ieiunando, elemosinas dando, nudos vestiendo, infirmos visitando, ecclesias dei frequentando, hospites suscipiendo, pauperes recreando, dei servos diligendo, sanctas scripturas libenter audiendo et auditas memoriter recolendo. benedicta caro quamvis ad modicum putrefacta, tamen resurrectura cum magna claritate in gloria!“ *Zu z.* 33 *ff. vgl. die anm. zu* I, 11 *ff.*

40 *ff.* Similiter et peccatrix anima permittitur a suis tortoribus licet invitis, nutu tamen dei visitare sepulchrum sui corporis suspirans in haec verba: „Heu, heu, heu! maledictum corpus, quantas penas propter te sustineo! quam profundum carcerem plenum fumo et flammis sulphureis et foetore intolerabili possideo! quia praebui tibi et diabolo qui te circumvenit assensum ad omnia scelera perpetranda nec potui resistere tuis nequissimis cupiditatibus. frequentabas enim comessationes, ebrietates, luxuriam, furta, rapinas, homicidia, periuria, falsa testimonia et multa mala nec pos-

nitentiam agere volu (23[a]) isti. ecce tu iaces in pulvere foetido et ego misera crucior in inferno! o misera caro! prope est dies iudicii, quando revertar in te et resurges, ut eiciamur simul in tenebras exteriores et in aeternos cruciatus cum diabolo et angelis eius, quibus in mundo male servivimus." *Zu z. 49 ff. vgl. die anm. zu* I, 22 *f. Mit z.* 58 *geht der deutsche text in Honorius über, während die bisher benuzte vorlage folgendermassen schliesst:* Igitur, fratres karissimi, laborate, dum tempus habetis, pro animabus vestris, cogitate et orate pro anima huius amici nostri, cuius hodie corpus terrae commendamus, et pro animabus omnium fidelium defunctorum, ut, si quid in hoc saeculo deliquerunt quod praeventu mortis corrigere non potuerunt, pius iudex in eis corripiat misericorditer. iuvare siquidem potestis eas vestris orationibus et elemosinis, quae per veram confessionem et dignam satisfactionem ex hoc mundo migaverunt, interpellando pro eis sanctissimam Mariam matrem domini nostri Jhesu Christi et beatum Martinum et omnes sanctos dei, ut intercedant pro anima huius fratris nostri et pro animabus omnium defunctorum.

58 *ff. Honorius* 1084 *B* (*aus der in nr.* III *widergegebenen predigt im Spec. eccl.*) Hos ideo ad orientem versos in sepulchris ponimus, quia eos resurrecturos novimus, sicuti solem cottidie in oriente surgere cernimus.

61 *ff. Honorius* 1084 *BC* Primo die tantopere pro eis laboramus ut eis coram iudice consistentibus succurramus; nam post mortem unicuique illud iudicium irrogatur quo omne genus humanum in ultimis iudicatur. tunc autem gloria vel poena duplicatur cum corpus animae associatur.

66 *ff. Honorius* 1084 *C* Septimum diem idcirco recolimus ut eis dimittatur quicquid commiserunt in ebdomadae VII diebus. tricesimum ideo agimus ut eis relaxetur quod delinquerunt in mensis XXX diebus. *Vgl. Homeyer Der dreissigste, Berlin* 1864; *Schönbach Altd. pred.* 1, 241, 32.

70 *ff. Honorius* 1084 *C* Anniversarium autem propterea commemoramus ut peccatum eorum toto anno patratum deleamus.

72 *ff. Honorius* 1084 *CD* Karissimi, frequenter orare debetis pro omnibus fidelibus defunctis, maxime pro vestris propinquis, quia sic in aestu ambulans et sitiens fonte frigidae aquae refocillatur, sic in poenis positi vestris [orationibus vel] elemosinis refrigerantur. cum pro bonis oratis, illis proficit ad honorem, vobis autem ad salutem. et oratio vestra in sinum vestrum convertetur, quia ipsi orant ut unusquisque eis in gloria associetur. cum autem pro his qui in poena sunt oratis et vos ipsos liberatis. — pro damnatis vero, scilicet paganis, judaeis, haereticis, malis catholicis non est orandum, — quia — Deum blasphemat qui pro impio orat.

84 *ff. Honorius* 1084 *D* Iusti morientes ab angelis [velut sponsa] suscipiuntur et [cum coelesti armonia] in gaudium Domini deducuntur; quidam autem, minus emendati, quibusdam poenis purgabuntur, quarum minimae ma (1085 *A*) ximas huius mundi poenas vincere traduntur. quidam nimio calore, quidam maximo cruciantur algore; quidam magno fetore; quidam autem puniuntur tenebrarum horrore. et sicut hic diversis peccatis subduntur, ita ibi diversis poenis afficiuntur. et secundum modum peccati extenditur modus supplicii. hii omnes orationibus, vigiliis, ieiuniis, elemosinis iustorum liberabuntur —. haec vero his tantum proderunt qui viventes haec pro aliis fecerunt.

97 *ff. Honorius* 1085 *AB* In inferno damnati diversis suppliciis pro diversis meritis, alius minus, alius plus, cruciabuntur, numquam autem liberabuntur. pro mortuis frustra oraremus si nos [eos *M*] minime resurrecturos speraremus. resurgent autem omnes mortui ea aetate et mensura qua Christus resurrexit, scilicet XXX

annorum, tam infans unius noctis quam aliquis nongentorum annorum. tunc iusti fulgebunt sicut sol in regno Patris eorum (*Matth.* 13, 43). *Zu z.* 102 *vgl.* II, 106.

105—107 *Der deutsche text gibt die vorlage nur in ihren algemeinen gedanken wider: Honorius* 1085 *B* et sicut est alia claritas solis, alia claritas lunae, alia claritas stellarum (I. *Cor.* XV), sic erit et diversitas iustorum. stella ab stella differt in claritate (ibid.), sic et resurrectio mortuorum, quia docti ut splendor firmamenti ad iusticiam multos erudientes quasi stellae lucent in gloria iustorum (*Dan.* XII).

107 *ff. Honorius* 1085 *BC* Omnes quidem ut sol fulgebant, sed alii prae aliis, sicut quaedam stellae prae stellis splendebunt; [alii vere prae illis, ut luna nitet prae stellis *fehlt M*] itemque alii prae illis rutilant in gloria ut sol radiat prae luna. sic, karissimi, beati in gloria vivificabuntur, et hic peccatis in Domino moriuntur. qui autem in anima mortui, hic per poenitentiam non surgunt, mortui corpore in aeternum peribunt. qualiter hostia salutari vel elemosinis saepe animae liberatae sint, multa quidem legimus, sed pauca vobis referre volumus.

116 *ff. Honorius* 1085 *C* Quidam presbyter pro medicina aquas de terra calidas manantes balneabat [balneandus frequentabat *M*]; qui in ipso fervore virum stantem inveniebat, isque presbytero balneum intranti et egredienti obsequium praebebat. cui presbyter die quadam panem pro caritate attulit, quem (1086 *A*) ipse recipere noluit; moerens et anxius se hominem fuisse illamque pro peccatis suis post mortem subisse poenam retulit; ut eundem panem Deo pro se offerret petiit, et si reversus eum non inveniret, se liberatum sciret. haec dicens evanuit, et quod spiritus fuerit apparuit. presbyter autem ad ecclesiam regressus, vigiliis, ieiuniis, orationibus per septimanam pro eo laboravit, hostiam salutarem [pro eo cottidie *M*] immolavit, deinde ad balneum pergens, virum non invenit quia iam in refrigerium pervenit.

129 *ff. Honorius* 1086 *AB* Quidam miles in bello capitur, vinculis astrictus carcere includitur. quem uxor putans mortuum, cottidie pro eo obtulit sacrificium. qui post XXX dies de angustiis eripitur, domum revertitur. gaudenti uxori retulit qualiter cottidie per XXX dies aliquod solatium ei evenerit, ac demum solutis vinculis carcere reserato ipse liber exierit. per hos patet si huius anima in poenis fuisset, utique sicut corpus de carcere liberata esset.

137 *ff. Honorius* 1086 *BC* Alius in bello miles vulneratus inter vulneratos corruit; deinde resumpto spiritu surgens abiit, qui ab hostibus comprehenditur, catenis innectitur, sed mox rigor catenarum solvitur. cum autem saepius ligaretur et toties a vinculis solveretur, cunctis mirantibus novamque rem stupentibus, ait quidam eum arte peritum quod sciat solvere nexum. ille negat se aliqua arte imbutum, dicens autem se habere fratrem presbyterum quem putet pro se Domino obtulisse sacrificium, et hoc modo solutum vinculum; et ita erat; nam ab hostibus dimissus ad suos rediit, fratrem suum cottidie pro se quasi pro mortuo missas celebrasse didicit. ecce quantum valet deprecatio iustorum quae pie impenditur spiritibus mortuorum, per quam etiam redimuntur capta virorum corpora. igitur, karissimi, diligenter oremus pro defunctis, et orabitur pro nobis quandoque mortuis. quod si neglexerimus, et nos in neglectum vivis veniemus.

V

Für diese predigt vermag ich eine unmittelbare quelle nicht nachzuweisen; einzelnes findet sich bei Honorius. Im algemeinen ist zu vgl. W. Meyer Die geschichte des kreuzholzes vor Christus. Abhandl. d. bayr. academie der wissensch. XVI, 2 (1882), 103 *ff.*

28 *ff. Vgl. Honorius* (*Migne* 172, 944 *B*) *in dem sermo de inventione s. crucis* Fertur quod istud lignum Hierusalem sit allatum atque in piscinam probaticam iactatum. ob cuius reverentiam angelus singulis annis in piscinam descendit, aquam movit, et quicumque languidus primus in aquam descendit, sanus exiit. tempore autem dominicae passionis piscina siccitate exaruit et illud ignum apparuit, *vgl. auch die predigt Dominica de passione Domini, Migne* 172, 912 *C*; *Leben Jesu ed. Diemer* 260, 23 *f.* das holz lach ze ware in einem wiare. *S. noch Keller Fastnachtspiele, nachlese s.* 127; *Goethes Briefe* 3, 252.

29 *f. Joh.* 5, 2 *ff.*

33 *f. Vgl. S. Pauler predigten* 105, 5 *f.* di zwên este unser erlôsunge.

34 *f. In der ältesten fassung der lat. legende heisst es:* Salemon — (lignum) totum deaurauit. — — tunc rex Salemon — aurum de ligno excrustauit et in profundo piscinae ipsum lignum proiecit (*Meyer a. a. o. s.* 107; *vgl. aus jüngeren texten:* ornauit auro purissimo et argento (*Meyer* 117). — rex lignum hoc auro et argento et lapidibus pretiosis precepit orbari (*hs.* ornari) et in piscinam probaticam proici (*Meyer* 122).

70 *Matth.* 26, 52 *ff.*

76 *Vgl. Honorius in der predigt Dominica de passione Domini* (*Migne* 172, 912 *A*) Praecepit etiam lex ut rufa vitula offerretur et in cinerem cremaretur eiusque sanguine et cinere populus emundandus aspergeretur (*Levit.* XVI). Rufa vitula est caro Christi sanguine rubricata.

87 4 *Reg.* 2, 19 *ff.*

90 *Vgl. Lucidarius, Strassb.* 1503, *D*1[a]: *das meer* — handig als ein saltz.

101 *f. Vgl. S. Pauler predigten* 105, 14 *ff.* er hât dâ mit ab unserm halse benomen daz swære joh und ouch di burde, dâ mit wir wârn verschelcht in di gwalt des laidigen vâlandes (*Anz. für deutsches altertum* 5, 40).

VI

Die aschermitwochspredigt stimt im wesentlichen mit nr. 23 *im predigtbuch des priesters Konrad überein, vgl. Schönbach, Altd. predigten* 3, 48 *ff.* 296 *f. Der übersichtlichkeit wegen empfahl es sich den text des cgm. vollständig zum abdruck zu bringen; eine variantenangabe würde kaum weniger raum erfordert haben.*

1 *Ps.* 48, 13. 21.
8 *Gen.* 3, 1.
13 *Gen.* 3, 4.
23 *Gen.* 3, 10.
29 *f. Gen.* 3, 17.
33 *Gen.* 3, 19.

VII

Die direkte vorlage für die predigt über die heilige Martha (29. *juli, vgl. Acta SS Julii* 7, 4 *ff.*) *vermag ich nicht nachzuweisen; inhaltlich lässt sie sich aber im wesentlichen aus des Rabanus Maurus Vita beatae Mariae Magdalenae et sororis eius sanctae Marthae* (*Migne* 112, 1431 *ff.*) *sowie aus den einschlägigen fassungen in der Legenda aurea des Jacobus a Voragine* (*ed. Grässe*) *reconstruieren. Vgl auch L. Clarus Gesch. des lebens, der reliquien und des cultus der heil. geschwister Magdalena, Martha und Laza-*

rus und der übrigen heiligen, welche das christentum zuerst in Frankreich verkündigt haben. Regensburg 1852, *bes. s.* 351 *ff.*

11 *ff. Vgl. Rabanus Maurus* 1432 *B.* 1433 *ABC* In territorio Jerosolymitano — sita est Bethania (*Legenda aurea* 408 Bethania, quae est iuxta Jerusalem). — ex hoc municipio orta est venerabilis hospita et devotissima ministra filii dei domini nostri Jesu Christi Martha beatissima. mater eius nobilissima, nomine Eucharia, ex gentis israeliticae regali prosapia inclytum genus duxit. pater eius [Theophilus, natione] Syrus (*Legenda aurea* 444 Martha hospita Christi Syro patre — *s. Clarus a. a. o. s.* 352 —, Eucharia matre regali ex progenie descendit). — — erat autem beatae Marthae soror — nomine Maria et frater — nomine Lazarus. vigebant in iis tribus ingenium simul et industria bona et adepta in puerilibus annis litterarum hebraicarum plena scientia. — in singulis enim inveniebatur corporum miranda venustas et morum acceptissima gratia et eloquiorum gratissima luculentia; adeo ut viderentur ad invicem et specie et moribus et gratia aemula sibi probitate certare. — virili namque carens consortio continentiae florebat titulo (*Legenda aurea* 444 Nunquam autem legitur virum habuisse).

17 *Vgl. Passional* 333, 26 *f.* si was mit allem vlize dran, daz si ir e hielt.

20 *ff. Vgl. Rabanus Maurus* 1433 *A* (Pater eius) totius Syriae et universae maritimae regionis dux inclytus et princeps fuit. postmodum vero, quod pluris, ad praedicationem Christi factus discipulus Christi, relictis saeculi fascibus, humiliter secutus est vestigia Christi.

23 *ff. Vgl. Rabanus Maurus* 1433 *BC* — Jure hereditario (*Legenda aurea* 408 iure maternae hereditatis) — possidebant — civitatis Jerosolymae partem maximam, et — Bethaniam in Judaea — et Magdalum — et Bethaniam trans Jordanem — (*Legenda aurea* 444 Magdalum et Bethaniam utramque et Hierolimitanae urbis partem).

27 *ff. Vgl. Legenda aurea* 408 Martha prudens sororis et fratris sui strenue gubernabat et militibus et famulis suis ac pauperibus necessaria ministrabat; *Rabanus Maurus* 1433 *CD* In omnibus his unanimiter degentes deliciis affluebant: rerum tamen summam et praediorum omnium — habere Martham voluerunt et frater et soror. — ad pauperes mitis et affabilis, ad omnes — misericors et liberalis.

32 *Luc.* 10, 38.

40 *ff. Vgl. Joh.* 11, 17. *Matth.* 26, 6. *Marc.* 14, 3. *Joh.* 12, 2.

49 *ff. Marc.* 10, 29 *f.*

51 *ff. Vgl. Legenda aurea* 408 Omnia tamen haec post adscensionem domini vendiderunt et ad pedes apostolorum pretium posuerunt.

59 *ff. Vgl. Legenda aurea* 444 Post adscensionem domini cum facta esset dispersio discipulorum, ipsa cum fratre suo Lazaro et sorore sua Magdalena necnon et beatus Maximinus (unus de LXXII domini discipulis *Legenda aurea* 409), qui eas baptizaverat et cui a spirito sancto fuerant commendatae, multique alii ablatis remis, velis et gubernaculis omnibus et alimentis ratibus ab infidelibus includuntur, qui domino duce Massiliam pervenerunt (*vgl.* 409 Post adscensionem igitur domini — cum Judaei — discipulos a Judaeae finibus eiecissent, *s. auch Clarus a. a. o. s.* 206 *anm.*). tandem territorium Aquense adeunt et ibidem populum ad fidem convertunt. erat autem beata Martha valde facunda et omnibus gratiosa.

78 *ff. Vgl. Legenda aurea* 444 Erat autem tunc temporis super Rhodanum in nemore quodam — draco quidam, medius animal, medius piscis. — ad quem Martha a populis rogata accedens ipsumque in nemore quendam hominem manducantem repariens aquam benedictam super eum iecit et crucem quandam sibi ostendit. qui pro-

tinus victus ut ovis stans a sancta Martha proprio cingulo alligatur et illico a populo lanceis et lapidibus perimitur. vocabatur autem draco ab incolis Tarasconus, unde in huius memoriam locus ille adhuc vocatur Tarascona.

92 *ff. Vgl. Legenda aurea* 445 Ibi igitur beata Martha de licentia magistri sui Maximi et sororis suae deinceps remansit et orationibus et ieiuniis indesinenter vacabat.

98 *f. Vgl. Rabanus Maurus* 1498 *A* Sedit ibi solitaria septem annis. omnis cibus eius, tanto tempore, radices olerum et herbae virentes, arborum fructus et poma.

100 *ff. Vgl. Legenda aurea* 445 Deinde congregato ibidem magno sororum conventu (*der deutsche text hat z.* 100. 148 pruder vnd swester, *an lezter stelle in übereinstimmung mit der Legenda aurea, vgl. auch z.* 191 *f., wo der lat. text nur* fratres *bietet*) et ad honorem beatae Mariae semper virginis magna aedificata basilica satis ibi asperam duxit vitam, carnem et omnem pinguedinem, ova, caseum [et vinum] vitans. semel tantum in die edebat.

104 *ff. Vgl. Rabanus Maurus* 1498 *CD* Vestis eius aspera, saccus et cilicium, tempore septenni, cingulo nodoso, de setis equinis, ad carnem astricta, ita ut vermes ex putrida carne illius effluerent. — semper nuda pedes, alba tyara de pilis cameli velata caput. lectus eius stratus loco ramis arborum et sarmentis, licio superstrato, cervicalis lapide temporibus substrato. has inter delicias, millies martyr, Martha sanctissima, mente coelos inhiabat.

112 *f. Vgl. Legenda aurea* 445 Centies in die, toties in nocte genua flectebat.

113 *ff. Vgl. Rabanus Maurus* 1498 *B* Semper egenos suae mensae participes faciens. 1499 *A* evangelizans populis fidem domini salvatoris. — quod enim verbis docebat, prodigiis et signis incontinenti probabat; sola oratione quoque, adhibita manuum impositione, daemonia obsessis corporibus expellendo, et omne genus virtutum in virtute sancti spiritus exercendo.

118 *ff. Vgl. Legenda aurea* 445 Quadam vice dum apud Avenionem inter urbem et fluvium Rhodani praedicaret, iuvenis quidam ultra fluvium consistens eius verba audire desiderans, cum navigio careret, nudatus natare coepit, sed subito vi fluminis rapitur et protinus suffocatur. cuius corpus vix secunda die inventum ante pedes sanctae Marthae resuscitandum praesentatur, illa vero in modum crucis sola prostrata taliter oravit — — et apprehensa eius manu mox iuvenis surrexit et sacrum baptisma suscepit. *Rabanus Maurus* 1500 *A* Quod videntes populi conclamaverunt omnes unanimiter: Christum Jesum verum deum esse, nec esse alium praeter Christum deum.

129 *ff. resümieren den inhalt des cap.* 43 *bei Rabanus Maurus:* Ubi beata Martha aquam in vinum convertit in dedicatione domus suae (*Migne sp.* 1500).

135 *f. entbietet irtümlich Maria Magdalena statt Martha der schwester, wodurch der bericht unklar wird; vgl. Rabanus Maurus* 1501 *B* Salutavit autem beata virgo sororem suam — Mariam Magdalenam: rogans obnixe, ut eam, dum viveret, visitare dignaretur. quod ubi beatae dilectrici dei retulit archipraesul, salutatione sororem resalutavit quodque petebatur concessit; quamvis illud non in corpore sed post corpus impleverit.

137 *ff. Vgl. Rabanus Maurus* 1501 *C* Ancilla Christi: „o“, inquit, „praesul Petragoricensis (Frontinus), noveris me proximo anno completo migraturam de corpore mortis huius; obsecro, si placet, adveniat sanctitas tua ad me sepeliendam.“ cui antistes: „ego“, ait, „o filia, tuis obsequiis adero, deo volente, vita comite.“

140 *ff. Vgl. Legenda aurea* 445 Obitum autem suum sibi dominus ante per annum revelavit. — ante octavum diem sui exitus angelicos choros sororis suae in coelum animam deferentes audivit, quae mox fratrum et sororum conventu congregato ait — —. *Rabanus Maurus* 1503 *A* Inquit: „o pulcherrima soror, — cur me, ut mihi promiseras atque mandaveras, non visitasti?"

146 *ff. Vgl. Legenda aurea* 445 Statimque beata Martha exitum suum vicinum praesentiens suos admonuit, ut luminaribus accensis circa se usque ad obitum vigilarent, nocte vero media ante transitus sui diem custodibus somno gravatis ventus vehemens irruit et luminaria cuncta exstinxit, illa vero malignorum (446) spirituum turbam cernens orare coepit — —. *Rabanus Maurus* 1503 *C* Dehinc custodes excitavit, ut luminaria reaccenderent rogavit. currentibus illis diuque morantibus — —. *Legenda aurea* 446 Et ecce sororem ad se venientem vidit, quae manu facem tenens cereos et lampades inde accendit, dumque altera alteram proprio nomine vocaret, ecce Christus advenit dicens: „veni, dilecta hospita, et ubi ego sum, illuc mecum eris. tu me suscepisti in hospitio tuo, ego te recipiam in coelo meo et invocantes te exaudiam amore tuo." *Rabanus Maurus* 1504 *B* Tunc deinde vigiles advenerunt et luminaria, quae exstincta reliquerant, insolito lumine radiantia mirati sunt.

168 *ff. Vgl. Rabanus Maurus* 1504 *BC* Ubi dies illuxit, iussit se extra subdio poni (*Legenda aurea* 446 ut coelum posset videre). — sternuntur paleae sub arbore frondosa, — ipsaque petente crucifixi salvatoris imago ante faciem eius erigitur. — rogavit ut (fidelium multitudo) suis precibus eius transitum accelerari peterent. *Legenda aurea* 446 Iussitque, ut passio — coram se legeretur — et emisit spiritum. *Rabanus Maurus* 1505 *B* Hi — triduanas vigilias in eius exsequiis egerunt cum multitudine concurrentium undique populorum, qui usque in diem tertium circa corpus sanctum in dei laudibus excubabant.

178 *ff. Vgl. Legenda aurea* 446 Sequenti vero die, scilicet dominica, dum circa corpus eius laudes exsolverent, circa horam tertiam apud Petrogoricas beato Frontoni missam celebranti (*Rabanus Maurus* 1505 *C* populos expectanti) et post epistolam in cathedra dormitanti dominus apparuit dicens ei: „dilecte mi Fronto, si vis adimplere, quod olim hospitae nostrae pollicitus es (*vgl. z.* 138), surge velociter et sequere me." quo iussa complente subito ambo Tarasconam venerunt — et corpus eius in sepulchro suis manibus collocaverunt (*Rabanus Maurus* 1505 *C* Christus capiti, praesul pedibus astantes). verum dum apud Petrogoricas finitis cantibus dyaconus evangelium lecturus benedictionem petens episcopum excitaret, ille vix excitatus respondit: „fratres mei, cur me excitastis? Dominus Jesus Christus ad corpus Marthae hospitae suae me duxit et ipsam tradidimus sepulturae, dirigite igitur illuc velociter nuntios, qui nobis annulum nostrum, aurum et cyrothecas criseas deferant, quae, dum ad corpus sepeliendum me aptarem, sacristae commendavi et ex oblivione dimisi, quia me tam cito excitastis." missi nuntii et hoc, ut episcopus dixerat, invenientes annulum solamque cyrothecam attulerunt, aliam vero in huius rei testimonium sacrista retinuit. addidit quoque beatus Fronto dicens: „cum post sepulturam ab ecclesia exiremus, frater quidam illius loci literis peritus nos insecutus dominum interrogavit, quo nomine vocaretur. cui ille nihil respondens ostendit ei codicem, quem in manu tenebat, apertum, in quo nihil aliud erat scriptum nisi versus iste: in memoria aeterna erit iusta hospita (447) mea, ab auditione mala non timebit in die novissimo."

207 *ff. Vgl. Legenda aurea* 447 Chlodoveus rex Francorum christianus effectus a sancto Remigio baptizatus cum gravem renum pateretur dolorem, ad eius tumulum veniens sanitatem integram reportavit, quapropter illum locum ditavit et trium mil-

liariorum spatio in giro ex utraque parte Rhodani terram, villas et castra dedit locumque illum liberum fecit.

VIII

Vgl. De s. Juda Quiriaco episcopo martyre Hierosolymis Acta apocrypha, Acta SS Mai 1, 445 *ff., vgl.* 836, *s. auch Busch in dieser ztschr.* XI, 21 *ff.; E. Nestle De sancta cruce* 1889 *s.* 43 *ff.* 55 *ff. Ich gebe den lat. text nach der überarbeiteten fassung in den Acta SS, der die deutsche prosa folgt; nur ein paar mal habe ich die lesarten der ursprünglichen gestalt (s. A. Holder Inventio sanctae crucis* 1889 *s.* 1 *ff.) verzeichnet. Vgl. auch die deutschen behandlungen Germ.* 17, 343 *ff. (nach gleicher quelle), S. Pauler predigten* 105, 26 *ff., sowie Heinzel Über das gedicht vom könig Orendel, Wiener sitzungsber., phil.-hist. cl., bd.* 126 (1892) *s.* 66 *ff., bes.* 69 *ff.*

1 *ff. Acta* 445 *DE* Anno ducentesimo tricesimo tertio post passionem Domini nostri Jesu Christi, regnante — Constantino, — gens multa barbarorum congregata est super Danubium, parati ad bellum contra Romaniam. — tunc congregans et ipse [Constantinus] multitudinem exercitus profectus est obviam et invenit eos qui vindicaverant Romaniae partes et erant secus Danubium. videns autem quia multitudo esset innumerabilis, contristatus est —. ea vero nocte veniens vir splendidissimus suscitavit eum et dixit: „Constantine, noli timere, sed respice sursum in caelum et vide." et intendens in caelum vidit signum crucis Christi, ex lumine claro constitutum, et desuper litteris scriptum titulum: „in hoc vince." viso autem signo hoc rex Constantinus fecit similitudinem crucis quam viderat in caelo — et fecit antecedere signum crucis et veniens cum suo exercitu super barbaros, coepit caedere eos — et — barbari — dederunt fugam — et mortua est non minima multitudo et dedit deus — victoriam regi Constantino per virtutem sanctae crucis.

15 *ff. Acta* 445 *EF* Constantinus — convocavit omnes sacerdotes omnium deorum vel idolorum et quaerebat ab eis cuius vel quid esset hoc signum crucis, et non poterant dicere ei. responderunt autem quidam ex ipsis et dixerunt: „hoc signum caelestis dei est." audientes autem hoc pauci Christiani — euangelizaverunt ei mysterium trinitatis et adventum filii dei, quemadmodum natus est [et crucifixus] et tertia die resurrexit. mittens autem rex Constantinus ad S. Silvestrum papam (*so nach einer S. Galler hs. und ms. S. Maximini Treviris, während die andern hss.* ad Eusebium episcopum urbis Romae *haben, vgl. z.* 166) — et baptizavit eum — et confirmatus est in fide Christi. iussit autem aedificari ubique ecclesias, templa vero idolorum destrui. — cum didicisset autem — ubi esset dominus crucifixus, misit suam matrem Helenam ut exquireret sanctum lignum crucis domini —. gratia autem spiritus sancti requievit in beatissima matre Constantini imperatoris Helena.

28—30 *haben nichts entsprechendes in den uns vorliegenden texten.*

30 *ff. Acta* 445 *F* Haec autem in omnibus scripturis se exercebat et nimiam in domino nostro Jesu Christo possedit dilectionem: postmodum et salutare sanctae crucis signum exquisivit. cum legisset autem intente adventum humanitatis salvatoris nostri Jesu Christi et crucis eius assumptionem et a mortuis resurrectionem, non est moras passa donec victoriae Christi invenit lignum, ubi dominicum et sanctum fixum est corpus.

37 *ff. Acta* 446 *A, vgl.* 448 *note* o. Perrexit autem Helena ad Hierosolymam (*vgl. kurz vorher* in sanctam civitatem Hierusalem introivit una cum exercitu magno) et quaesivit diligenter locum, in quo sanctum corpus domini et salvatoris nostri Jesu Christi patibulo adfixum pependerat, ab incolis: qui idcirco ad inveniendum difficilis

erat, quod ab antiquo tempore ab imperatore Adriano — simulacrum in eo lo[co] Veneris fuerat adfixum, ut, si qui Christianorum in loco illo Christum adorare volu[is]set, Venerem videretur adorare (*der übersetzer hat dem lezteren z.* 41 *f. eine and[ere] wendung gegeben*): et ob hoc pene oblivioni datus fuerat locus. sed regina — [ex]inanire fecit locum omnem ab his quae fuerant illic — iudaica aemulatione fa[cta]. *Zur lesart* vant sy (*z.* 43) *vgl. den wortlaut der vorlage* invenit antiquas subter ru[dera]rum concava moles. *S. auch Heinzel a. a. o. s.* 69. 74.

44 *ff. Acta* 446 *ABC* Judaeos congregari praecepit. — quos convocans [beatis]tissima Helena dixit ad eos: „cognovi de sanctis libris propheticis, quia fuistis dil[ecti] dei, sed quia — eum qui volebat de maledicto vos redimere maledixistis, — et [eum] — in mortem tradidistis —, pervenit in vos maledictum [quod est in lege ve[stra] scriptum]. nunc autem eligite ex vobis viros, qui diligenter sciunt legem vestr[am], ut respondeant mihi de quibus interrogavero eos.“ qui abeuntes — invenerunt l[e]gis doctores numero mille et adduxerunt eos ad Helenam. — Helena autem dixit [ad] eos: — „non enim intellexerunt patres vestri neque vos in sermonibus propheta[ru]m, quemadmodum de adventu Christi prophetaverunt, quia prior Moyses dixit (*nach Mombritius*): puer nascetur et mater eius virum non agnoscet. et Isaias vobis dixit: — (*Isai.* 1, 2. 3) et omnis scriptura de ipso locuta est. *Zu dem lezteren stimt der deutsche text z.* 56—59 *nur im algemeinen. Zu z.* 57 *bemerkt mir Schönbach:* „*die juden verblenden sich wider die wahrheit. mit der* ubel ewres herczen *ist die* duritia cordis *gemeint, um derentwillen sie öfters vom herrn getadelt werden, vgl.* caecitas cordis, cor caecatum, obcaecatum *im Ev. Marci; ähnlich auch von den aposteln Marc.* 16, 14.“

59 *ff. Acta* 446 *C* „Qui sciebatis legem errastis, nunc autem eligite ex vo[b]is qui diligenter noverint scientiam legis, ut ad interrogationes meas dent responsu[m].“ et militibus iussit ut custodirent eos —.

62—66 *Acta* 446 *C* Consilio autem facto inter se elegerunt optimos legis doctores viros numero quingentos et — dixerunt: „hi sunt qui optime noverunt legem.“ et coepit iterum dicere ad eos: „vos quam stulti estis filii Israel secundum scripturas, qui patrum vestrorum caecitatem secuti estis, — qui legistis legem et prophetas et non intellexistis.“ illi autem dixerunt: „nos quidem et legimus et intellegimus.“

67. 69 *ff. Isai.* 53, 7. 4 *f.*

71 *f. Ose.* 1, 10.

75 *f. Ose.* 2, 24.

80 alles menschlich kind *s. Lexer* 1, 1576.

84 *ff. Acta* 446 *CD* Ipsa autem dixit iterum ad eos: „adhuc euntes eligite meliores legis doctores.“ qui cum irent dicebant intra se, pro qua causa putas hunc laborem facit nobis regina. unus ex eis nomine Judas dixit: „ego scio, quia quaestionem vult facere ligni, in quod Christum suspenderunt patres nostri. videte ergo nemo ei confiteatur, nam vere destruentur paternae traditiones et lex ad nihilum redigetur. Zacheus autem avus meus praenunciavit patri meo et pater meus cum moreretur adnuntiavit mihi, dicens: —

93 *ff. Acta* 446 *D* „Vide, fili, cum quaestio facta fuerit de ligno, in quod Christum (Messiam *bei Holder* 5, 138) suspenderunt patres nostri, manifesta illud antequam crucieris: iam enim amplius Hebraeorum genus non regnabit, sed regnum eorum erit qui adorant crucifixum, ipse autem regnabit in saeculum saeculi.“ ego vero dixi ei: „pater, si ergo sciebant patres nostri quia ipse esset Christus, quare manus suas iniecerunt in eum?“ dixit autem mihi: „audi me, fili, et cognosce eius

nenarrabile nomen, quia numquam consiliatus sum neque conveni cum eis, sed multoties contradicebam illis; sed quia arguebat seniores et pontifices nostros, ideo contemnaverunt eum crucifigi."

101 *ff*. sy hutten — erslugen *hat nichts entsprechendes in der vorlage*.

103 *ff*. *Acta* 446 *D* Ipse autem sepultus post tertium diem surrexit et manifestavit se suis discipulis.

105—111 *Der deutsche text hat hier die vorlage* (*Acta* 446 *DE*) *gekürzt; während in ersterem der dialog consequent zwischen Judas und seinem vater Simon geführt wird, schwankt der lat. text zwischen Zacheus, Simon und Judas hin und her, vgl. Acta* 448 *note* r *und* cc, *Heinzel a. a. o. s.* 70. „Unde credidit Stephanus frater tuus (*es wird also Zacheus als redend gedacht*) et coepit docere in nomine eius — et tollens eum multitudo lapidaverunt eum. — Paulus (Saulus *bei Holder* 6, 165) — concitavit populum adversus fratrem suum (nostrum *bei Holder* 6, 169) Stephanum et pietate ductus super eum dominus unum de sanctis suis fecit eum. — et nunc, fili, noli blasphemare eum."

111 *ff*. *Acta* 446 *EF* „Haec mihi contestatus est pater meus Simon. ecce omnia audistis. quid vobis placet, si interrogaverit nos de ligno crucis?" ceteri autem dixerunt: „nos talia numquam audivimus, qualia a te hodie dicta sunt. si ergo inquisitio facta fuerit de hoc, vide ne ostendas. manifeste autem qui haec dicis et locum nosti." haec eis dicentibus, ecce veniunt milites ad eos dicentes: „venite, vocat vos regina." illi autem dum venissent iudicabantur ab ea et nihil verum volebant dicere de hoc unde percunctabantur. tunc beata Helena iubet illos omnes igni tradi. qui cum timuissent, tradiderunt ei Judam, dicentes: — „hic, domina, omnia quae desiderat cor tuum ostendet tibi diligenter." et — dimisit eos et tenuit Judam solum. et convocans eum dixit ad illum: „vita et mors propositae sunt tibi: elige tibi quod vis, vitam an mortem." Judas dixit: „et quis in solitudine constitutus panibus sibi appositis lapides manducat?" (*an stelle dieses satzes drückt der deutsche text z.* 122 *f. sich unbildlich aus.*) beata autem Helena dixit: „si ergo in caelo et in terra vis vivere, dic mihi ubi absconditum est lignum pretiosae crucis."

125 *ff*. *Acta* 446 *F* Judas dixit: „quemadmodum habetur in gestis, sunt iam anni duceuti triginta tres (*ms. Antverp.*), et nos, cum simus (sumus *bei Holder* 7, 202) iuniores, quomodo possumus haec nosse?" *Die folgende rede der Helena ist im deutschen text z.* 128 *f. wider stark gekürzt:* „quomodo ante tantas generationes in Ilio et Troade factum est bellum et omnes nunc commemorantur qui ibi sunt mortui et monumenta eorum et loca scriptura tradit." Judas dixit: „vere, domina, quia conscripta sunt: nos autem non habemus haec conscripta." beata Helena dixit: „quid est quod paulo ante confessus es a te ipso, quia sunt gesta?" Judas dixit: „in dubio locutus sum." — (447 *A*) Judas dixit: „neque locum novi, quia nec eram tunc." beata Helena dixit: „— fame te interficiam nisi dixeris veritatem." et cum haec dixisset, iussit eum mitti in lacum siccum usque in septem dies —. cum transissent autem septem dies, clamavit Judas de lacu, dicens: „obsecro vos, educite me, et ego ostendam vobis crucem Christi."

134 *ff*. *Acta* 447 *AB* Cum ascendisset autem de lacu, perrexit usque ad locum, nesciens certius ubi iacebat crux Christi levavitque vocem suam ad dominum hebraica lingua et dixit: *nun eine lange apostrophe, dann:* „ita et nunc, si est voluntas tua, ostende nobis occultum thesaurum et fac ab eodem loco fumum odoris aromatum et suavitatis ascendere, ut et ego credam crucifixo Christo."

140 *ff.* *Acta* 447 *BC* Haec cum orasset Judas, statim commotus est locus et multitudo fumi et aromatum odoris suavitatis ascendit de loco: ita ut admiratus Judas plauderet ambabus manibus suis et diceret: *nun ein kurzes gebet. Dann:* haec cum dixisset, — coepit fodere. cum autem fodisset passus viginti invenit tres cruces absconditas, quas — attulit in civitatem. interrogabat autem beatissima Helena, quae esset crux Christi. „scimus autem quia ceterae duae latronum sunt, qui cum eo crucifixi sunt.“ et ponentes eas in media civitate expectabant gloriam Christi. et circa horam nonam ferebatur mortuus iuvenis in grabato. Judas autem gaudio repletus (*vgl. z.* 141) dixit: „nunc cognosces, domina, dilectissimum lignum et virtutem eius.“ et tenens grabatum Judas, fecit deponi mortuum et posuit super eum singulas cruces (*im deutschen text wird irtümlich der leichnam auf die kreuze gelegt, richtig dagegen S. Pauler predigten* 106, 20 *f.; Germ.* 17, 345) et non surrexit. imposita autem tertia cruce dominica super mortuum, statim surrexit qui mortuus fuerat iuvenis, et omnes qui aderant glorificabant dominum.

153 *ff.* *Acta* 447 *CD* Sed omnium bonorum semper invidus diabolus cum furore vociferabatur in aere, dicens: „quis iterum hic est, qui non permittit me suscipere animas meorum (*wofür der deutsche text z.* 154 *f.* owe Jhesus, wie groß dein tugent vnd dein gewalt ist! *bietet*)? o Jesu Nazarene, omnes traxisti ad te! ecce et lignum tuum manifestasti adversum me. o Juda! quid hoc fecisti? nonne prius ego per Judam traditionem perfeci et populum concitavi impie agere? ecce nunc per Judam ego hinc eiicior. inveniam et ego quid faciam adversum te: suscitabo alium regem, qui — mea exequetur consilia et immittet in te iniqua tormenta et tunc cruciatus negabis crucifixum.“ Judas autem, fremens in spiritu sancto, dixit: „qui mortuos suscitavit Christus, ipse te damnet in abyssum ignis aeterni.“ — beata Helena — cum magno autem studio collocans pretiosam crucem, auro et lapidibus pretiosis, faciens loculum argenteum, in ipso collocavit crucem Christi. et ecclesiam construxit [in ipso Calvariae loco] — et commendavit eum (Judam) episcopo (*der deutsche text hat z.* 166. 170 pabst, *vgl. z.* 21 *und die anm. zu z.* 15 *ff.*), qui illo tempore erat adhuc Ierosolymis et baptizavit eum in Christo (*zu z.* 167 *f.* vnd ander — chråwtz *vgl. z.* 175 *f. und die anm. zu z.* 171 *ff.; zu z.* 168 *f. vgl.* Judas — de praecedentibus signis ostensus est fidelis). — beata autem Helena accersivit episcopum Eusebium — et ordinavit Judam episcopum in Ierosolyma ecclesiae Christi. mutavit autem nomen eius et vocatus est Cyriacus.

171 *ff.* *Acta* 447 *DEF* Beata autem Helena — coepit studiose requirere qui in cruce confixi fuerant clavi — et convocans Judam, qui cognominatus est Cyriacus, dixit ei: „quod circa lignum crucis erat, repletum est desiderium meum [sed de fixoriis qui infixi sunt imminet tristitia. sed non requiescam et de hoc, donec dominus compleat desiderium meum] sed accede adhuc et de hoc precare dominum.“ sanctus vero episcopus Cyriacus, veniens ad Calvariae locum una cum multis fratribus, qui in domino Jesu Christo crediderunt per inventionem sanctae crucis — — exclamavit ex toto corde ad dominum —. in fine orationis — factum est tale signum. — magna autem coruscatio de loco illuxit, ubi inventa est sancta crux, clarior solis lumine et statim apparuerunt clavi illi — tamquam aurum fulgens in terra, ita ut omnes sine dubio dicerent credentes: „nunc cognoscimus in quem credimus.“ quos accipiens — obtulit beatae Helenae. quae — adoravit eos.

182 *f.* *weichen von der vorlage ab, in der Helena die nägel einem vertrauten übergibt, damit er sie* in freno equi regis *befestige. Der deutsche text nahm wol z.* 163 *ff. zum vorbild.*

183 *ff.* *Acta* 447 *F* Beata autem Helena — persecutionem Judaeis immisit — (448 *A*) et minavit eos a Judaea. tanta autem gratia secuta est sanctum Cyriacum episcopum, ut daemones per orationes eius effugaret et omnes hominum sanaret infirmitates. beata autem Helena dona multa derelinquens sancto episcopo Cyriaco ad ministerium pauperum, dormivit in pace.

Für z. 188—190 *bieten die Acta Judae Quiriaci nichts entsprechendes, doch s. Heinzel a. a. o. s.* 68. 70 *f., auch Germ.* 17, 346.

190 *ff.* *Acta* 448 *A* Quicumque vero memoriam faciunt sanctae crucis accipiant partem cum dei genitrice sancta Maria et cum domino nostro Jesu Christo.

IX

Zu dieser predigt ist betrefs der quellen Busch in dieser ztschr. XI, 32 *ff. zu vergleichen. Die widererzählung der legende von Cosdras und Eraclius schliesst sich am nächsten der fassung im Chronicon Reichersbergense, gegen schluss der im Speculum historiale des Vincenz von Beauvais an; gelegentlich verdient auch eine lesart aus Honorius (Migne* 172, 1004—1006) *und der Legenda aurea des Jacobus a Voragine (ed. Grässe) herangezogen zu werden.*

Zu z. 1 *f. wüste ich nur zu vergleichen aus der fassung in der Legenda aurea (s.* 606): permittente domino flagellari populum suum per saevitiam paganorum.

3 *ff.* *Vgl. Chron. Reichersb. ed. Gewoldus s.* 85 Nam quidam impius et profanus adeptus erat tunc regnum Persarum nomine Chosdroas: qui in tantum ausus est prorumpere audaciam et superbiam, ut ab incolis vicinarum gentium, quos — suo nefando subiugaverat dominio, et coli se iuberet ut deum et vocari se regem regum et dominum dominantium. nec cum hoc solum ei sufficeret —, etiam Syriam cum subiugasset (et Palaestinam *bei Vincentius Bellovac.*) et Aegyptum regnaque quae extra et infra limites glomerabantur per circulum suo crudelissimo subigeret dominatui, Hierosolymam adiit, ecclesias Christi subvertit totamque finitimam regionem vastavit, incendit ac praedatus est. ad sepulcrum ergo Domini cum voluisset accedere, territus divinitus rediit: sed tamen ligni salutaris partem, quam religiosa regina Helena ibi quondam in testimonium virtutis reliquerat, asportavit.

14 *ff.* *Vgl. Chron. Reichersb. s.* 85 *f.* Fecerat namque sibi turrim argenteam, in qua interlucentibus gemmis thronum exstruxerat aureum ibique solis [quadrigam] et [lunae vel] stellarum imaginem collocaverat (ac per subtiles et occultos meatus — per fistulas occultas *heisst es bei Honorius, vgl. auch Kaiserchr. v.* 11155 — aquam aspergebat: *dieser satz, der dem texte des Vincentius Bellovac. entnommen ist, kann in Gewolds ausgabe nur ausgefallen sein*), ut quasi Deus pluviam desuper videretur infundere, et dum subterraneo specu equis in circuitu trahentibus circumacta turris fabrica moveri videretur, quasi quodammodo rugitus tonitrui iuxta possibilitatem artificis inde ciebatur (*der deutsche text begnügt sich z.* 17. 18 *mit dem verallgemeinernden ausdruck* mit listen). in hoc ergo loco sedem sibi Chosdroas paraverat atque iuxta eam — crucem Dominicam posuerat ac filio suo regno tradito ipse in fano huiuscemodi residebat.

24 *ff.* *Verglichen mit dem Chron. Reichersb. s.* 86 Anno 611. Heraclius imperator. adversum hunc Heraclium imperatorem filius Chosdroë ad bellum pergens iuxta Danubium fluvium cum suo consedit exercitu *steht dem deutschen texte eigentlich Honorius im Spec. eccl. (Migne* 172, 1005 *A) näher, wo es heisst:* ad quem

(Cosdram) Heraclius imperator Romanorum (*vgl. z.* 21) cum exercitu venit eique filius Cosdrae cum manu valida ad Danubium occurrit (*der deutsche text hat in übereinstimmung mit Aimoins* vicino flumini *ganz algemein z.* 26 zw einem grossen wasser, *vgl. Massmann, Eraclius s.* 491 *f.*). *Im Chron. Reichersb. heisst es s.* 86 *f. weiter:* Tandem — utrisque principibus placuit, ut ipsi singuli in medio pontis fluminis dimicarent et cui sors victoriam contulisset, ut sine damno utriusque exercitus imperium teneret. decretum etiam cum iuramento processit, ut, si aliquis ex eorum populo principi suo venire in auxilium praesumpsisset, cruribus excisis et brachiis ab eo in fluvio mergeretur. cumque utrique populo haec pactio placuisset, invicem, ut dictum est, dimicantes, diu multumque in pontis medio sunt congressi. tandem pulsatus Dominus lacrymis Christianorum per virtutem s. crucis, cui se die eodem princeps Heraclius attentius commendaverat, fideli suo Christus concessit de hoste victoriam: tantaque mentis mutatio Chosdrae invasit exercitum, ut non solum praedictam pactionem nequeant transcendere, sed etiam voluntarii — Heraclio se subderent tam potestate quam fide. quos ille benigne suscipiens, in hoc illis clementiam praestitit, ut omnes ad baptismum convolarent, quod ita se facturos omnes spoponderunt.

39 *ff. Vgl. Chron. Reichersb. s.* 87. Ipse autem regna quae Chosdroes tenuerat perlustrans ad sedem ipsius venit, cum paucis ad eum ascendit sedentemque in throno aureo reperit. nullus enim ex eius exercitus fuerat, qui ei aliquatenus exitum belli nunciasset, quia propter suae crudelitatis superbiam omnes eum exosum habebant. cumque ipse tremefactus salutationis verba proferret Heraclio, ille respondit: „si vis salutem habere pro eo quod lignum sanctae crucis, quamvis indignus, honorifice — tractasti et si credere Domino Jesu Christo volueris et servum te illius esse, cuius ego famulus sum, confessus fueris, regnum tibi Persarum tantum cum patrimonio et vitam — dabo.“ (quod si nolueris, mox gladio meo interibis *Vincentius Bellovac., vgl. auch Legenda aurea* caput tuum precidam.) cumque ille nequaquam acquiesceret, Heraclius (extracto *Vinc. Bellov. und Legenda aurea*) gladio caput eius amputavit (et quia rex fuerat sepelire precepit *Legenda aurea*), filiumque eius parvulum — baptizari iussit ipseque eum de sacro fonte suscepit; erat enim annorum decem. descriptiones etiam regni Persarum sub illius nomine fecit (*vgl.* regnum paternum ei dimisit *Legenda aurea*) totumque argentum turris — in praedam sui exercitus deputavit. aurum vero et gemmas in vasis vel utensilibus ad restaurationem ecclesiarum, quas tyrannus ipse destruxerat, reservavit, auferensque inde lignum sanctae crucis, quod impius asportaverat, Hierosolymam illud cum magna veneratione restituit, unde ablatum fuit.

61 *ff. Vgl. Vinc. Bellovac. Spec. hist.* XXIII, 12 Cumque imperator de monte Oliveti descendens per portam qua Dominus intraverat, quando ad passionem venerat, cum equo regio et ornamentis imperialibus intrare vellet, repente lapides portae descendentes clauserunt se invicem et factus est paries unus, cumque mirarentur attoniti et nimio moerore constricti respicientes in altum viderent signum crucis in coelo flammeo fulgore splendescere, angelus quoque domini accipiens illud manibus, stetit supra portam et ait: „quando rex coelorum passionis sacramenta completurus per hunc aditum introivit, non — equi potentis (*vgl.* equo superbo *Honorius*) vehiculum requisivit, sed humilis aselli terga insidens cultoribus suis humilitatis exemplum reliquit.“ his dictis angelus in coelum confestim rediit, tunc imperator gaudens de visitatu angelico, depositis imperii insignibus, discalciatur, protinus — crucem domini manu suscipiens perfusus faciem lacrymis — properabat ad portam. *illo*

humiliter propinquante — statim porta se surrigens liberum intrantibus patefecit ingressum. odor quoque suavissimus — per pectora se gratanter infudit. igitur populo dei laudante potentiam gloriosus quoque Augustus erumpens in laudibus ait: „o crux splendidior astris etc.“

81—87 *Vgl. Legenda aurea* 607, *z. t. übereinstimmend mit Honorius, Migne* 172, 1006 *A* (*ich wähle aus beiden die passendste lesart*): Sicque pretiosa crux in suo loco restituitur et antiqua miracula renovantur. eodem die recepit mortuus vitam, quatuor paralytici adepti sunt sanitatem, leprosi decem mundantur, caeci quindecim illuminantur, plurimi a daemonibus liberantur; et sic imperator ecclesias reparans et regiis muneribus cumulans ad propria remeavit.

Der früher zu S. Emmeram befindliche cgm. 4880 *enthält auf blatt* 284—310 *eine reihe deutscher, von zwei händen des* 15. *jahrhunderts geschriebenen predigten — die zweite hand begint blatt* 306^b —, *deren ursprünglicher text, wie schon Schmeller* (*Die deutschen handschriften der k. hof- und staatsbibl. zu München s.* 494) *sah, „ein paar jahrhundert älter“ ist als die handschrift, genauer gesagt, in das* 12. *jh. zurückreicht. So viel ich sehe, hat bisher nur Massmann der handschrift gelegentlich erwähnung getan: in seinem Eraclius s.* 486 [3]. 488 [1]. 491 [1]. 493 [3] *hat er aus nr.* IX *einige stellen ausgehoben. Es handelt sich in der Münchner handschrift im ganzen um neun predigten, deren aufeinanderfolge kein bestimtes princip erkennen lässt:* I *De die dominico.* II *De Antichristo et die iudicii* (*Dom.* XXIV *post Pentecosten?*). III. IV *Pro defunctis* (*In adventu domini*). V *De s. cruce* (3. *mai*). VI *De die cinerum.* VII *De s. Martha* (29. *juli*). VIII *De inventione s. crucis* (3. *mai*). IX *De exaltatione s. crucis* (14. *sept.*). *Durch* V *werden die von Keinz in den Münchner sitzungsber., phil.-hist. cl.,* 1869, 2, 292 *veröffentlichten fragmente einer deutschen, der samlung in Kelles Speculum ecclesiae ähnlichen predigthandschrift des* 12. *jahrhunderts* (*vgl. auch Denkm.*^{3} *nr.* 97) *in willkommener weise ergänzt.* VI *gibt die nr.* 23 *in priester Konrads predigtbuch* (*Schönbach Altd. predigten* 3, 48 *ff.*) *in einer eingangs gekürzten gestalt wider.* I *findet in einer predigt des deutschen Speculum ecclesiae ihr parallelstück,* II *behandelt einen auch sonst handschriftlich nachweisbaren abschnitt, der, wenn schon umgearbeitet, dem Lucidarius des* 12. *jahrhunderts angehört.* VIII *und* IX *benutzen quellen, die gleichfals dem von Busch herausgegebenen Legendar des* 12. *jahrhunderts bekant waren, vgl. diese ztschr.* XI, 21. 32. *Die beiden leichenreden* (III. IV) *sind übersetzungen aus dem Speculum des Honorius und zwar* III *durchaus,* IV *in ihrer zweiten hälfte, während die erste hälfte eine im clm.* 2982 *enthaltene lateinische predigt verdeutscht; diese handschrift, die zum grösten teil*

aus Honorius entlehnt hat, war früher im besitz der Franciscaner zu Amberg, vordem aber in dem wenige meilen nördlich von Regensburg, der früheren heimat unserer deutschen predigten, gelegenen Benedictinerkloster Reichenbach in der Oberpfalz (*Anz. f. deutsches altert.* 2, 220).

Abgesehen von den varianten, die unsere predigten zur überlieferung des 12. *jahrhunderts gewähren, sowie den beziehungen zur lat. litteratur des* 12. *jahrhunderts würden allein schon der wortschatz und einige formelhafte wendungen für diese frühe zeit sprechen. Ich verweise auf die den beicht- und glaubensformeln entnommenen stellen:* I, 11 *ff.* IV, 33 *ff.;* I, 22 *f.* II, 162 *ff.* IV, 49 *ff.;* I, 53 *f.* 56. 58. *Über den leisruf* III, 105 *s. die anm. zur stelle. Aus dem wortschatz, der sich auf das innigste mit dem im deutschen Speculum ecclesiae berührt* (*vgl. auch Anz. f. deutsches altert.* 5, 31 *ff.*), *seien angeführt:* affterchom IV, 10. antlaß III, 93. IV, 71. VII, 47. anwerfen V, 13. âzen I, 13. II, 149 (*Ztschr. f. deutsches altert.* 36, 260). wekorung V, 13. beleiten II, 216. VII, 70. 71. beschirmen I, 24. II, 170. besperren I, 40. bevilde VII, 140. 184. brôde (*adj.*) III, 49. (*subst.*) IV, 2. tewf (*ahd.* diuva) I, 23. IV, 50. durnâchtig IV, 84. durchnahtikleichen VIII, 63. ebenhellung I, 14 *f.* (*Denkm.*[3] 2, 272). empzichlich IV, 118. empzicklichen IV, 73. empzigen I, 12. IV, 36. enerd II, 57 (*neben* in erd VII, 160. IX, 69). ensamt IV, 23. entwellen VIII, 36, *vgl. Kraus zur Hochzeit* 249. eroffenen VIII, 138. 148. errainigen VII, 42. ewart VIII, 15. garnen III, 65. IX, 1. gehengen IV, 31. 48. gehüge VI, 39. gehügd VII, 204. gelegen *c. dat.* „*benachbart*" IX, 4. 8. geschefft I, 35. gewanten I, 14. II, 150. 206. IV, 35. gewûlcken III, 47. hantgetat I, 41. hailweig (= heilwæge) V, 85. huor II, 162. IV, 50. hurrer = huorære II, 198. irrer IV, 83. kûriche VIII, 165. IX, 10, chiriche IX, 57 (*vgl. Deutsches wb.* 5, 792[8]). chrewtzen VIII, 146. 160. das lucke (luge) vrchûnde I, 23. IV, 51 *s. Roediger zur Millst. sünderklage* 494. manslacht II, 165 *f.* IV, 50. dy manslechten II, 199. mietman III, 23 mishellen I, 14. dy missehelligen II, 200. misleich IV, 92. 98. phalnze des almachtigen gots V, 16 (*Lexer* 2, 224; *meine anm. zu H. v. Nördlingen* XXV, 17 *f.; Schönbach Altd. pred.* 3, 196, 29). diu gotes rach II, 66. 68. reusen = riuwesen II, 41. 42. schach II, 165. schacher II, 200. dy schelter II, 199. schûndung IV, 32. sippehûr II, 163. tailen = erteilen I, 56. vberhûr I, 22. II, 163. dy vberhurâr II, 199. vorschalkung V, 101 (*oder* vorschelkung? *vgl. im hslichen fragment* uerschalhnusse „servitus";

wonach Lexer 3, 211 *zu berichtigen ist*). vorunrûchen II, 173. furwen (furben) V, 46. wegen *c. dat.* III, 104 *s. Roediger zur Millst. sündenklage* 815, *oft im Spec. eccl.* widerzimern II, 25 *vgl. Fundgruben* 2, 114, 7. weiczigen IV, 41. *Der teufel erscheint als löwe* I, 57 *f.? (vgl. S. Pauler predigten* 68, 16, *Schönbach Altd. pred.* 3, 110, 38; *s. jedoch oben die lesarten: zu* Leviatan *vgl. Kraus zu S. Veit* 39), *als schlange* III, 64, der ubele I, 58, der laidige valent V, 78. 101, der alt veint V, 13 (*vgl. Spec. eccl.* 124), widerwart II, 10. *Vgl. noch Kraus zur Hochzeit* 136.

Die predigten, die wol schon ursprünglich in oder für S. Emmeram aufgezeichnet worden sind, zeigen, wie die unten folgende zusammenstellung im einzelnen belegt, den bairischen dialekt des 15. *jahrhunderts, neben dem sich jedoch beim ersten schreiber fränkische einflüsse geltend machen, die ihn dem nördlichen Baiern, etwa der gegend um Nürnberg, zuweisen. Ob nicht vielleicht in einer oder der anderen der predigten, deren zusammengehörigkeit kaum eine ursprüngliche sein wird, so sicher auch unsere hs. bereits die vereinigung voraussezt, dieser mitteldeutsche zusatz original ist, muss dahingestelt bleiben.*

Vokale. Es herscht schwanken zwischen umgelauteten und nicht umgelauteten wörtern, auch doppelformen begegnen: vgl. dart IV, 4; *conjunctivformen wie* sahen, waren; vntertanig, closnar, sundar *neben* sundâr, zoberaren, lucke luge, munch, luften, bosen, frolich, schon, noten, bussen, gebusset, furent *neben* hemer, hebent VIII, 74 (*Weinhold Bair. gr.* § 319), benent, sent, prennt (*s. unter synkope des* e), prânt (*conj.*) VIII, 118, genozscheft, wenent, jemerlich *neben* jamerlich, seligen *neben* saligen (*s. auch* ei *für* æ), selid V, 57, vecht III, 45, lett leth, brôd, gelaûtert gelewtert *neben* gelautert, *über* glewben *s.* eu. — a *für* o (*B* 6. 38): ader, ab, wart, warcht, part *neben* port, chlasnar *neben* closnar. — a *für* ai ei (*B* 39): fraslich VII, 79; — *die verkürzte form* ortal II, 130 *neben* vrtail II, 132 (*B* 8). — a *aus* age: gan VIII, 187 *vgl. Deutsches wb.* 4, 1, 2, 2196. — a *in ableitungssilben* (*B* 8): nahat, nackat — pilgram II, 147, heimad VI, 38 *neben* heimut V, 17. — â *kann auch* a *mit beilaut bezeichnen.* — âllâch VII, 103 *steht für* allîch, ellîch. — e: *der umlaut hat sein gebiet erweitert in* erbeit (*subst.*) III, 50, erbeit (*verb*) III, 57. IV, 127 *neben* arbeit arbeiten III, 56, *vgl. Weinhold Mhd. gr.*[2] § 28, *H. Sachs* (*Schmeller Bayr. wb.*[2] 1, 136); *vgl. auch* menet II, 28. IV, 70. mânet I, 44. — e *neben* i (*B* 11): scheff VII, 71 *neben* schiff VII, 120. brengent II, 119; — *vgl. auch* 3. *pl. praes.* kement III, 33 (*Schmeller*[2] 1, 1245. *Mehrfach erscheint* e *als vocalischer nebenton* (*B* 17):

geren, wûren = würm, turen, steren, czoren, hiren, arem, *in unorganischer anfügung:* sone VIII, 79. werlde V, 41. weibe I, 31. II, 79. mûse III, 50. 57. *Gegenüber diesem zuwachs finden sich andererseits zahlreiche apokopierte und synkopierte formen; von lezteren seien erwähnt:* garnen, gnozschaft, gwant (*B* 14); reisen = richesen II, 11. reusen = riuwesen II, 41. 42. prennt IX, 11 *(Schmeller*[2] 1, 357). benent I, 34. schaidt IV, 19. sen(de)t(e) VIII, 172. 189. berat VIII, 113. wûrt = wurdet VIII, 72. engust II, 94. vorgist III, 70. gehenge(te)st, verhenge(te)st IV, 31. 33. pfalnzen V, 16. zesem (*dat.*) I, 58. — afterde V, 48 (*neben* after dew IV, 126) *kann md., vielleicht aber auch nur schwächung sein.* — e *in ableitungssilben:* menet; -en *für* -în: dornen II, 120. fewren II, 183 *neben* fewrein II, 176. eysnen II, 184. scheffen VII, 104. gaissen VII, 106. haren VII, 111. 171 *neben* hulczein VII, 88 *und von der zweiten hand* guldein, silberein. — i *für* e (*B* 18. *Mhd. gr.*[2] 22) *vor* r: hirczogen II, 91. irczneí IV, 118. virt II, 202. wirten V, 72 *f.* — erslicht III, 42. — i *für e in flexionssilben findet sich in älteren bairisch-österreichischen hss., dann aber namentlich im md.* (*B* 20. *Mhd. gr.*[2] 81). *Da dieses* i *in* I *und* II *überaus häufig begegnet — am häufigsten in conjugationsformen, aber auch in der declination und gelegentlich in ableitungssilben* (zaichin II, 52. ordinung II, 173) —, *später jedoch nur noch vereinzelt erscheint (in* III *fünfmal, ausserdem nur* V, 57. VII, 35. 47), *so wird die annahme berechtigt sein, dass diese schreibung aus der alten vorlage stamt.* — *Für* ie *überwiegt die schreibung* i, *die sehr häufig auftritt; nur in* VII *findet sich* ie *oft beibehalten und fast ausnahmelos beim zweiten schreiber, in* VIII *und* IX. *Man wird jenes* i *auf einfluss des benachbarten fränkischen sprachgebietes zurückführen dürfen* (*B* 52. *Mhd. gr.*[2] 131. 134. *A. Langmann s.* XXVII. — *Die alte länge des* i *ist mit verschwindenden ausnahmen* (wicz II, 183. 184 *neben sonstigem* weicz) *dem diphthongen* ei *gewichen; über die verkürzung in* ertrich (II, 47. 66. 75. 80 *neben* ertreichs V, 50 *f.*) *und* — lich (wertlich, freiligh, sumlich, mislich *usw.*) *s. B* 19. — o *für* a (*B* 22. 56): vromd, holczopfel, hufholcz, chorfreitag, brocht, nohent, mon, worhait, cloffter *neben* claffter. — o = a *für* ê: gekort II, 194 *neben* gekert II, 195 *vgl. B* 39, *fals nicht* o *schlecht geschriebenes* e *sein solte* (*vgl. die lesarten zu* III, 7. VIII, 54). — o *im präfix* vor- (*ahd.* far-) *begegnet sehr häufig neben* ver- *und stamt vielleicht auch aus der alten vorlage, vgl. die belege aus altbair. denkmälern B* 22. 24 *und s.* 235. — o *für* u *vor* r *und* n *sind dem bair. nicht fremd* (*B* 21. *Mhd. gr.*[2] 59): ant-

worten VIII, 60. worden I, 21. V, 20 *neben* wurden I, 30. porgen VI, 21. konig konigin *öfter* (*die zweite hand schreibt aber* kunigin kůnigin). sôn VIII, 19. 109 (sône *plur.* I, 31) *neben* sun I, 69, sûn VIII, 20. *Md. einfluss macht sich geltend in* konnen VIII, 51. 85; kont *neben* enkundt IV, 142, chundt VII, 202 (*vgl. B s.* 330. *Mhd. gr.*[2] 413. 414); *in* ortailn II, 127, ortal II, 130 *neben* vrtail II, 132. — *Auf rechnung des tonmangels* (*B* 21) *wird man* vloch do IV, 33 *statt* du *setzen dürfen, in* vloch *ist der vokal der* 1. *und* 3. *sing. in die* 2. *sing. eingedrungen.* — o *für* ou: troff V, 23 (*B* 269); *in* zoberaren II, 7 *und* weiroch I, 51 *könte* o *dunkler* a-*laut für* au (ou) *sein* (*B* 40. 54. 66), *fals nicht md. einfluss anzunehmen ist* (*Mhd. gr.*[2] 112). — ô *bezeichnet öfter* o *mit beilaut.* — zu- *für* ze- (zer-) *weist gleichfals auf md. einfluss und ist namentlich dem Nürnberger dialekte gemäss* (*B s.* 238. *Schmeller*[2] 2, 1069. *Frommann Versuch einer gramm. darstellung der sprache des H. Sachs s.* 31. 69), *vgl.* zuprochen, zudent, zustort *neben* zestoren IX, 10. zergen II, 72. *Die schreibung* zuer- (zuerstybent II, 67. zuerget VII, 205. VIII, 95) *für* zer- *belegt Schmeller*[2] 2, 1146, *vgl. B* 108, *auch Braune Ahd. gr.*[2] *§* 72. — u *für* i *auf verwechslung mit der ableitung* -ung *beruhend:* taidung III, 23 *neben* taiding III, 26 (*Lexer* 2, 1387. *Frommann a. a. o. s.* 30). — *Der brechung ist gewehrt in* vornůmen VI, 40. VIII, 47 (*B 28*). — u *für* ô (â *B* 63): erchument IX, 65. — u *für* iu *in* enflusset II, 94. engust II, 94. ruen II, 131 *wird aus der vorlage stammen* (*B* 60. *Mhd. gr.*[2] 130). — *Die schreibung* u *für* uo *findet sich ausserordentlich häufig* (*B* 62. *Mhd. gr.*[2] 140); *die zweite hand bietet aber meist* ue, ůe, *leztere schreibung zeigt vereinzelt auch der erste schreiber* (II, 64. V, 11) *neben* ů. — ů (*einigemal auch* û, ůe) *bezeichnet nicht selten* u *mit beilaut.* — ů *für* i (*B* 33): kůrichen VIII, 165. IX, 10 *neben* chirichen IX, 57. můselsucht VII, 41 *f.* mueselsuchtig IX, 84. — *Die ableitung* -nůß *in* vordampnůß III, 17. IV, 55 (*B* 209. *Mhd. gr.*[2] *s.* 262. *Schmeller*[2] 1, 1765). — *Über die altertümliche schreibung* û = ou (rûches IV, 46, *vgl. auch* rubes IV, 50) *s. B* 99. — ai *ist häufiger als* ei, *das sich oft noch erhalten hat, vgl. schreibungen wie* mayneide I, 22. meinaid II, 163; *es steht mit einziger ausnahme von* IV, 1 *immer* heilig. — au *für* ou *und* û *durchgehends, doch s. oben* o *und* ů *für* ou. — gechrawtz(t) VIII, 146 *neben* (ge)chrewtzten VIII, 160 (*B* 70). — aube *neben* awe IV, 44. — ei *für* æ (*B* 66. 80. *Mhd. gr.*[2] *s.* 85): seiligen II, 205. hailweigs V, 85. — ei *für* î (*s. oben*), *vgl. auch* geswistrigeidt VII, 14. — ei *für* iu (*B* 79): scheibet III, 85. — eu *für* ei = î (*B* 87): leucht

VI, 12. — eu *regelmässig für* iu *und als umlaut von* ou, *doch s. unter* u *für* iu. VI, 14 *begegnet die umgelautete form* glewben (*B* 86. *Schmeller Die mundarten Baierns s.* 44). *Der brechung des* iu *ist widerstand geleistet* (*B* 84. *Mhd. gr.*[2] *s.* 122) *in* tewf V, 51. tewfen V, 86. tewffe VIII, 132 *neben* tiffen V, 77. tewf (*ahd.* diuva) I, 23. IV, 50 (*Schmeller*[2] 1, 497 *f.*). — ie *für* i (*B* 90): lieder V, 20. schiedung VI, 37. 40. gier IV, 16. V, 104. viech V, 90. 95. versiech VIII, 88. — himelließ IX, 69. — ie *für* iu: von dye III, 35 (*daneben* von dy III, 37. 86).

Consonanten. Labiales. Anlautend p *für* b *findet sich weitaus überwiegend* (*jedoch nie in* I *und selten auch in* II), *so dass es der belege nicht bedarf; andererseits aber auch* bredig II, 30 *f. neben* predigin II, 28. *Einschub eines* p *nach* m (*B* 122) *ist nicht selten:* kumpt, empzigen, empzichlich, vordampnet II, 132 *f.* 134 *f.* vordampnůß III, 17. IV, 55. — gesampt IV, 30. sampten VII, 100 *neben* gesammet, besamment *usw. s. unter* m. *Im auslaut* b *und* p: thumb, ampt. — *Anschub eines* b (*B* 126): reichtumb, sichtumb, irtumb, *einschub:* frumbt IV, 131. — b *für* w (*B* 124. 125): bach II, 48 *neben* wack II, 46. erberben erberbit II, 57. VII, 47. enbůrd II, 59. gebanten II, 150. bachsen V, 25. bůcher II, 165. aube *neben* awe IV, 44. leben? I, 58. ervalbet II, 58. — v *für* w *sext vielleicht die alte schreibung* u *voraus* (*B* 135): vilen I, 37. vinstern II, 142. 158. — f, *verschärfung von* v (bh): tewf I, 23. IV, 50 (*B* 133). — *Ausfall des* f: funczehen II, 43 *neben* funfczehen II, 46 *f.* (*B s.* 262), *vor* f: aufert VII, 56 (*B* 133), *dem gegenüber aber* parffuß VII, 107 (*B* 131). — w *für* b (*B* 136): warmunge I, 41. wawm II, 61. wein II, 70. werck II, 176. wringen IV, 43 *und häufig im präfix* we- *für* be-: *z. b.* wefangen, weschaiden, wegraben. — w *für* v (f) (*B* 121): sibenwaltig II, 100. erwůlt IV, 38. wůlest IV, 39. wol IV, 46. — *Inlautendes* w *ist ausgefallen* (*B* 137) *in* ruen II, 131. reusen II, 41. 42. ruet I, 7. rue II, 94. 97. — m = mm *für* mb (*Mhd. gr.*[2] 182): widerzimert II, 25. gezimert V, 25 *f.* m, mm *für* mn (*B* 138): stim II, 170. VI, 24. — gesammet II, 3. besamment I, 2. gesamme III, 96. sammet V, 18.

Linguales. t *für* d (*B* 140): tewf I, 23. IV 50 *neben* dibehait II, 165. notturfft I, 10. 17. *Inlautend* t (*B* 141): vallenten sucht V, 43. hantig V, 90. gewanten I, 14. II, 150. *Ausfall des* t (*B* 142): hawpsundt III, 12. IV, 113. enstundt VII, 126; *vgl. auch* chrewtz(t)en VIII, 160. *Abfall des* t (*B* 143): war I, 48. gechrawtz VIII, 146. maisterschaff VII, 18. hawp VI, 47. nach VII, 168. *Während in*

der 3. *pl. praes. organisches* t *oft abfiel, erfuhr die* 3. *pl. praet. öfter unechten anschub von* t. *Unechter antritt* (*B* 143) *auch in* gewasschent IV, 111. *Einfügung von* t *(B* 142): abtgot VIII, 15. — th (*B* 144): thum, thumb, leuth, leth. — *Inlautend* d (*B* 146): dy toden III, 96, toder VII, 40 *neben* die totin I, 12. zunden VII, 149 *neben* enzunten VII, 157. dy gewaldigen II, 13 *f. Auslautend* d (*B* 149): czend II, 169. 178. hand (3. *pl.*) II, 132. sand VIII, 25. belaid *(von* beleiten*)* II, 216 *neben* welaitt VII, 70. *Ausfall des* d (*B* 148): weren III, 18. — z *für mhd.* t: geiczickhait II, 164. geyzigen II, 198 *vgl. Frommann s.* 63. zz *für mhd.* z: sazzen VII, 71. — s ss *für* z (*B* 151): peisent II, 182. mŭsigen I, 11. mussikeit I, 19. gaissen VII, 106. — s *für* ss: gewise III, 100. — s (ß) *für* sch (*B* 154): seinen IX, 67. himelließ IX, 69. erwaß IX, 94. — ss *aus* st: weissung II, 20 = weistumb *s. unten s.* 209. — tz *für* st: zweyffeltz (2. *sing.*) VIII, 129. — *Die schreibung* schs, ssch *für* sch (*B* 157) *begegnet in:* vischs II, 45. 182. gewasschen[t] IV, 111. sch *für* z (*B* 157): vnmeschlich II, 179. sch *für* hs *in* gewaschen V, 4 *dürfte durch* ss *vermittelt sein* (*B* 156. 154), *fals nicht blosses verschreiben vorliegt.* — *Ausfall des* l (*B* 159): werdt VIII, 32. wertlich IX, 22. *Unorganische doppelung:* sell IV, 100. himellisch IV, 107. IX, 69. l *für* ll: mishelent I, 14. wil VII, 2. 132. — *Ausfall des* r (*B* 162): vorvodern V, 61. VI, 4. 41. vodern VIII, 89. fŭder IX, 74. fudern VIII, 188. welt (*Mhd. gr.*[2] 213) *neben* werlt II, 14. *Unorganische doppelung* (*B* 163): irrer II, 30. VIII, 84. hurrer II, 198. merrer IV, 89. herre I, 19. — n *für* l: werentlich II, 90. IV, 16. VII, 11 *ist überwiegend in mitleren sprachgebieten beliebt* (*Mhd. gr.*[2] 218), *s. auch Schmeller*[2] 2, 977. n *für* m (*B* 169): kunftig II, 117 *neben* kumftig III, 56. wŭren VII, 108. *Einschub von* n (*B* 168): dreyczing VIII, 126. *Ausfall des* n (*B* 166): pfennig III, 26 *f. Abfall eines* n *der endung begegnet öfter:* schul wir, sei wir, wegee wir, wel wir, antwurte (*inf.*), *vgl. B* 167. 283. 308.

Gutturales. Im anlaut ist für mhd. k *die bair. schreibung* ch *beliebt; auch doppelformen begegnen, z. b.* closnar chlasnar, kunftig chunftig, vrkund vrchŭnde. ck *neben* g *in* lucke luge I, 23. IV, 51 (*B* 173). — pruchk IX, 28. — track tracken VII, 79. 85 (*B* 181). — *Für auslautendes mhd.* c *begegnen* ck *und* ch: wack II, 46 = bach II, 48 (*B* 174. 186), *auch die schreibung* langk I, 24. — *Anlautend* g *für fremdes* c (*B* 175): gardinal II, 85. guster VII, 197. 200. g *für* ch (*B* 177): segst II, 52 *neben* sechst II, 184. — welligs VIII, 121. g *für* j: lilge II, 84. — gh *für* ch (*B* 177): freiligh III, 24. — *Inlautend*

ch = *altem* k (*B* 181): schmechten IX, 77. vnderworchet I, 36 (ge-worhit I, 33 *vgl. B* 192). chercher IV, 137 (cherher IV, 135). *Aus-lautend* ch: gesmach IX, 77 (*B* 185), *vor* t (*B* 183): wacht VIII, 7 rûcht (*praet. von* rücken) IX, 64. — ch *für* g (*B* 177): zaicht VIII, 119. 178. ch *für* h (*B* 183): truchen VIII, 164. 183. *Einschaltung von* ch *vor die schwache praeteritalendung* -te (*B* 305): entwach III, 78. *Zum ausfall von* ch *in* reisen II, 11 *vgl. B* 188. 194. — h *ist verschwiegen zwischen vokalen* (*B* 194): gescheen VII, 193. vlie III, 47, *vor* t (*B* 194) *in* enschût IX, 74 *und abgefallen im erst compositionsteil von* durnâchtigen IV, 84 (*B* 195) *neben* durchnac tikleichen VIII, 63. — j *für* g (*B* 198): jar II, 166, *doch könte sich auch aus dem unmittelbar folgenden* jamerlich *erklären.*

Conjugation. kement 3. *plur. praes.* III, 33. — vloch do (= du) IV, 33. — troff (3. *sing.*) V, 23. — 2. *sing. praet. auf* t (*B* 291): du vleizzt IV, 49. du enpfiengd VII, 159. du gabt VI, 28 gehiezt VII, 183. — worde (3. *sing. praet. ind.*) I, 33. — schaidet (*schwaches praet.*) VII, 137, *vgl. Schmeller*[2] 2, 370 *und Diemer zum Joseph* 263. — hebent VIII, 74 (*B* 319). hieten VIII, 83. 114. — schol, sol, schullen (1. *plur.*) III, 2. schul wir III, 16. schult ir II, 44. schullen (3. *plur.*) II, 147. sullen I, 3. schold IV, 125. — wel wir II, 4 *f.* wellt ir I, 21. er wel (*conj.*) II, 36. woltes (2. *sing. praet.*) IV, 51. — *part. praes.* prinnvndes IV, 47 (*B* 312). — ge-worhit I, 33. vnderworchet I, 36.

Declination. Das genitiv-s *ist öfter abgefallen: nach* st (geyst VIII, 161. dinst IX, 23), *aber auch sonst* IV, 40 (*vor* s-*anlaut*). VII, 179. *Vgl. Kraus zu Tundalus* 66. — *Schwache flexion:* sampz-tagen (*gen.* IV, 26). der sunden (*dat. sing.*) III, 65 *vgl. Denkm.*[3] 2, 89. 439; *Kraus zu Tundalus* 234. wurme (*nom. sing.*) III, 48. wurmen (*nom. plur.*) II, 181. III, 61 (*stark* VII, 108). *Starke flexion:* dy brunne I, 37. 47 *vgl. Denkm.*[3] 2, 225. — sancta *indeclin.* III, 103. V, 20. VII, 9. 92. 194 *vgl. Denkm.*[3] 2, 91. — *Darf für* euch (*dat.*) II, 5. 196 *auf Denkm.*[3] 2, 199 *verwiesen werden?* — after dew IV, 126. afterde V, 48. vndter dew VII, 155. von dye (dy) III, 35. 37. 86.

Wortbildung. signûst IX, 36 *und daneben* signûß V, 7. 14. VIII, 105 *vgl. Margareta Ebner s.* C. — geswistrigeidt VII, 14 (*B s.* 205). — *Geschlecht:* der arche I, 33 *neben fem.* I, 27. 39. asche *masc.* VI, 47. grimme *masc.* VII, 60. den vallenten sucht V, 43. sintfluß (*fem.*) I, 27. 33 *vgl. Lexer* 2, 935. *Von. seltneren worten seien noch her-vorgehoben:* abweck III, 47. âllâch „*durchaus, gänzlich*“ VII, 103, als „*eben, gerade*“ VII, 86. anvenckleich „acceptabilis“ VII, 76. panck

VII, 110 = banckûssen *Lexer nachtr.* 41; *Schmeller*² 1, 1303. sich begen II, 89. behant VIII, 140. besmiden IV, 130. 140. sich mit dem h. gots leichnam bewarn VII, 147. *wezaigung *„kundtuung", wenn richtig überliefert ist,* V, 49 (*var.* bizeichenunge). proze VII, 99 *vgl. Schmeller*² 1, 365; *Deutsches wb.* 2, 399. dibehait II, 165. durchgraben III, 41. sich en(t)schuochen „discalciari" IX, 74 *vgl. Passional* 282, 64. entwachen VII, 190. 191. entwæten III, 78. vnßer erkanten *„propinqui"* IV, 74. gehling VII, 192 *vgl. Schmeller*² 1, 887. gaz VI, 29. gebant II, 193. gehâssig IX, 44. gelaben I, 12. gelüb IX, 37. *gerach II, 215. gerigen II, 65. gezir II, 14. hantig V, 90. dy mainaid „falsiiurii" II, 199. mûsigen I, 11. schirmung V, 100. *schreckung V, 13. steingevell VII, 80. vberkreften VII, 19. vnderwûrken *„scheidend, verteilend ausführen"* I, 36. vngeheb IV, 43. vergiftig IX, 83 (*neben* vorgichte lewt V, 42) *vgl. Schmeller*ᵇ 2, 876. werrer *„zwietrachtstifter"* II, 200. wintgestôzz VII, 153. *wundersueß VIII, 141.

Syntax: und *relativisch* III, 4. VI, 5. VII, 64. und *temporal:* zuhant vnd III, 55. werden *mit dem infinitiv in inchoativer bedeutung:* IX, 85. *Verbalrection:* irren an III, 28. scharn an II, 126. (das gras) wirft sich von der erde II, 58. hieß in aus dem grab sten VII, 40 *f.* verlassen *c. dat.* II, 41. zu berg wallen I, 37. sich von den sunden waschen IV, 111. enbresten *absol.:* do enprast im VII, 120.

Erwähnung verdienen auch einige lesefehler, weil aus ihnen schlüsse auf die beschaffenheit der vorlage und deren schriftcharakter gezogen werden können. Häufig sind g *und* b *verwechselt:* II, 6. 44 *und namentlich in* -ung *für* -tum(b) = -tuom: weissung II, 20. reichtûg III, 58. VIII, 187. heilûg V, 27. sichtung VIII, 185 (*vgl. über den umgekehrten fall* umb *für* ung *B* 139). g *für* d II, 14. 39, *für* t (d?) I, 41; vnd *für* vmb IV, 12; d *für* b V, 23. VII, 23; vns *aus* vng II, 170, *aus* vnd V, 14; w *für* m V, 37 *vgl.* II, 17 *lesarten;* r *für* n *und umgekehrt* IV, 14 (*s. d. anm.*). VIII, 53. IX, 26. 74. VIII, 10. *Auf die ursprüngliche schreibung* dc *für* daz *weisen vielleicht die schreibfehler* IV, 19. VIII, 167. IV, 47. VII, 132. *Gelegentlich könte auch ein falsches oder auffallendes* o *auf ursprüngliches* v *zurückgeführt werden, vgl.* III, 48. IV, 33.

Zum schluss habe ich prof. Schönbach zu danken, der in einigen zweifelhaften fällen freundlich rat gespendet hat.

TÜBINGEN, JANUAR 1893. PHILIPP STRAUCH.

ZUM HELIAND.

Dass es zum stil der altsächsischen und angelsächsischen poesie gehört, denselben begriff durch zwei neben einander gestelte synonyma zu bezeichnen und denselben gedanken in leicht veränderter form zweimal auszusprechen, ist eine bekante tatsache, vgl. z. b. Hel. (ed. Sievers) 5449: *that uuîf uuarth thuo an forahton, suîtho an sorogon;* 5455 *im helpan bad, formon is ferhe;* 5483 *fare is drôr obar ûs, is bluod endi is banethi* „sanguis eius super nos“; 5508 *hietun sia Cristan thuo, sâlig barn godes selbon fuorian* (näml. das kreuz), *dragan hietun sia ûsan drohtin;* Beów. 180 *metod hîe ne cûđon .. ne wiston hîe drihten god;* 680 *ic hine sweorde swebban nelle, aldre beneótan* usw. usw. Dieselbe variation liegt nun zweifellos auch Hel. 5496 fg. vor: *uueros .. im is giuuâdi binâmun, rôuodun ina thia reginscathon rôdes lacanes* „die männer zogen ihm sein gewand aus, beraubten ihn des roten kleides.“ Dass die verse so und nicht anders widerzugeben sind, beweist klar der unmittelbar nachfolgende vers: *dedun im eft ôđer an thuru unhuldi* „sie legten ihm darauf aus hass ein anderes gewand an.“ Trotzdem haben sowol Schmeller (Glossar. saxon. 89[b]), als auch Heyne in der 2. und 3. ausgabe des Heliand (in der 1. ist die stelle noch richtig erklärt!) und Behaghel (Heliand s. 216[b]) *rôbon* s. v. durch „bekleiden“ übersezt[1], wie auch Jac. Grimm (Gr. IV, 674) das wort in dieser bedeutung auffasst. Die unmöglichkeit dieser erklärung lässt sich — auch wenn wir von dem zusammenhange, in welchem *rôbon* an unserer stelle sich findet, absehen — leicht erweisen. Zunächst hat das verbum in keiner andern germanischen sprache die für das alts. supponierte bedeutung, vgl. ags. *reáfian* „rapere, corripere, diripere, spoliare, vastare“; altfries. *râwia, râwa* „berauben, pfänden“; ahd. *roubôn* „despoliare, vastare“; mhd. *rouben* „rauben, berauben“; mnd. *rôven* dass. usw. Ferner widerspricht der genet. *rôdes lacanes* (den Jac. Grimm selber auffallend fand: „nur im alts. der gen.“) Schmellers annahme auf das entschiedenste, da man nach einem verbum des bekleidens die praepos. *mid* erwarten müste, vgl. Hel. 1680 *(thiu uurt) thiu hîr an felde stâd fagoro gegariuuit, lilli mîd sô lioblîcu blômon;* 3330 *imu*

1) S. v. *lakan* hat dagegen Heyne die stelle richtig erklärt, er citiert aber dazu als quelle Mt. 27, 28 „et exuentes eum chlamydem coccineam“, was nur aus flüchtigkeit geschehen sein kann. Denn die Matthäusstelle lautet volständig: „et exeuntes eum chlamydem coccineam circumdederunt ei.“ Über die wirkliche quelle s. u.

simlun uuas garu mid goldu endi mid godouuebbiu; 379 *biuuand ina mid uuâdiu uuîbo scôniost.*

Wie sind denn nun aber Schmeller und die ihm folgten dazu gekommen, für alts. *rôbon* die bedeutung „kleiden" anzusetzen? Sie nahmen offenbar an, die verse Hel. 5496 fgg. seien die übersetzung der aus Marc., Matth. und Joh. zusammengesezten Tatianstelle 200, 1: „et exuentes eum induunt ei tunicam purpuream." Dies ist jedoch ein irtum. Die Heliandverse beruhen vielmehr zweifellos auf Tat. 200, 4: „exuerunt eum clamidem et purpuram et induerunt eum vestimentis suis", wie dies auch von Sievers unter dem texte volkommen richtig bemerkt ist. Ob das auge des altsächsischen dichters in seiner lateinischen quelle von 200, 1 auf 200, 4 abirte oder ob er absichtlich die zweite hälfte von 200, 1 ausliess, weil er darin einen widerspruch gegen 200, 4 zu finden meinte, ist schwer zu entscheiden; doch scheint mir die lezte annahme wahrscheinlicher, zumal da 200, 2 und 200, 3 in dem gedichte benuzt wurden (der erste passus hinter den von uns besprochenen versen). Die erklärung, die Heinr. Rückert (Heliand s. 236) von unsrer stelle gibt (er nimt an, dass der dichter die Tatianstelle 200, 1 misverstanden habe), ist somit ebenfals zu verwerfen; doch hat er wenigstens das gesehen, dass *rôbon* nicht durch „bekleiden" übersezt werden darf — dass im wörterbuche zu seiner ausgabe diese bedeutung aus den älteren glossaren einfach abgeschrieben wurde, hat nicht er verschuldet.

KIEL, 19. APRIL 1894. H. GERING.

ZU MAX VON SCHENKENDORFS GEDICHTEN.

Die zahlreichen ausgaben der gedichte Max v. Schenkendorfs, welche jezt auf den markt gebracht werden, sind, soweit ich sie verglichen habe, alle unveränderte abdrücke von A. Hagens ausgabe, Stuttgart, Cotta'scher verlag 1862. Diese ausgabe ist im ganzen sorgfältig angelegt, bietet hin und wider auch eine trefliche verbesserung, wie z. b. im liede: Der versunkene ring s. 45 v. 6 Taubenmonat richtig als ein alter druckfehler für Traubenmonat erkant ist (s. anm. s. 518). Eine vergleichung von Hagens text mit dem in: Max von Schenkendorfs poetischer nachlass. Berlin, bei Gustav Eichler. 1832, IV, 224 (verdruckt 324) seiten 8°, zeigt aber, dass Hagen doch an manchen stellen wilkürlich verfuhr. Ich habe diese vor jahren vorgenommen und teile hier zum nutzen künftiger herausgeber die resultate mit.

1) An Jacob Böhme's grabe, Hagen s. 137:

In quellen wolt ich tauchen
Mein glänzend angesicht.

Nehmen wir dazu Hagens bemerkung: „Es war seine absicht gewesen sich in Heidelberg in gelehrte studien zu vertiefen", so will das adj. glänzend nicht in den zusammenhang passen. Nachl. s. 22 bietet dafür richtig: glühend, d. h. von wissenseifer erglüht. [Ist in der fünften auflage (1878) bereits gebessert. Red.]

2) Gruss aus der fremde, Hagen s. 327:

Du liebes frommes wesen
An dem dies herz genas,
Das ich mir nicht erlesen,
Das mir mein gott erlas.

Im Nachl. s. 29 lautet die dritte zeile:

Das ich mir recht erlesen

d. h. also: „Das ich mir in richtiger weise (unter gottes führung) erlas." Auch an dieser stelle halte ich die lesart des Nachl. für die richtige.

3) An die freunde in Baden, str. 8 [Hagen s. 354] lautet im Nachl. s. 60:

Grüss dich gott, du herz der herzen,
Schöne frau so still und mild,
Mägdlein, welche singen und scherzen,
Dich der demut frommes bild.

Ich kann trotz Hagens bemerkung die lezte zeile nur auf das „Herz der herzen", die entfernte gemahlin beziehen, und sehe daher nicht wie durch Hagens änderung

Euch der demut frommes bild

ein offenbarer druckfehler verbessert sein solte; vgl. dessen bem. s. 359.

4) Am see. Bei Hagen s. 356 singt der dichter von der gattin:

Du mildes frommes angesicht,
Du himmelslicht, du reines licht,
Du täuschest nicht mein sehnen.

Nachl. s. 62 hat himmelsblick statt himmelslicht. Dass dies die echte lesart ist, werden wir bei einem dichter, der sich an der sprache der minnesinger gebildet hat, nicht bezweifeln. Goedeke, Elf bücher 2, 356 hat die richtige lesart. Übrigens gebraucht auch Goethe blick = lichtstrahl, so z. b. am schlusse von „Werthers leiden": Ein nachbar sah den blick vom pulver. (D. j. G. 3, 373; so auch in allen guten ausgaben.)

6) Osterlied. Hagen s. 443, str. 2, 4:

Kontet ihr das leben binden?

hl. s. 159 liest:

Mochtet ihr das leben binden?

altertümliche mochtet = vermochtet ist offenbar die richtige rt.

5) Palmsontag. Hagen s. 441:

Eilet, geht ihm doch entgegen,
Wandelt mit ihm schritt vor schritt,
Auf den blutbesprengten wegen
In den garten, wo er litt.

hl. s. 156 hat das allein richtige: In dem garten.

7) Bernsteinfischerlied. Hagen s. 47:

Bei dem ersten morgenstrahle
Füllen wir mit gold die schale,
Schöpfen wir das sonnengut.

hl. s. 12 hat: Fülten und schöpften. Es ist kein grund von ser lesart abzuweichen; vielmehr erscheinen die praeterita angemeser im munde der in dem festspiel „Die bernsteinküste" auftretenden iffer.

Ausserdem bemerke ich noch folgende beachtenswerte lesarten des hlasses:

S. 47, 4. An dem brünlein, an den bächen
Geht es, an den wasserfall.

Hagen hat wegen der vorhergehenden dative: an dem wasserfall sezt. Eine unnötige änderung, da sich der accusativ wol verteigen lässt.

Ebenda s. 49 („an das thal zu Baden"):

Auferwacht und auferstanden
Leib und geist in holder pracht,
Aus der krankheit schweren banden,
Aus des winters langer nacht.

gen, der auch unnötig das komma hinter pracht tilgt, vermutet 522 in der ersten zeile einen setzfehler statt: Auf! erwacht, wie ferstanden. Das passt aber nicht in den zusammenhang, und es ibt nach meiner ansicht nichts übrig, als anzunehmen, dass Schenndorf, wie sich auch Goethe ähnliches erlaubt, hier des versbaus gen eine starke kürzung anwendete, und dass zu lesen ist:

Auferwacht- und auferstanden
Leib und geist,

so dass die endung -en zugleich auf auferwacht zu beziehen ist[1].

Auch in dem vielgedruckten gedichte „Andreas Hofer“ Nachl. s. 100 = Hagen s. 250 ist str. 3 das mundartliche drein statt des seit Hagen algemein aufgenommenen drin herzustellen. Mundartlich und nicht zu ändern ist auch der gebrauch von wann, wo wir wenn erwarten, in dem bekanten gedichte Muttersprache Nachl. s. 128 = Hagen s. 300:

Ach, wie trüb ist meinem sinn,
Wenn ich in der fremde bin,
Wann ich fremde zungen üben,
Fremde worte brauchen muss.

Der dichter wolte hier offenbar die unschöne widerholung von wenn vermeiden. Dagegen steht wenn Nachl. s. 76, 1:

O zweig, wenn wilst du grünen
Gleich Aarons heil'gem stab?

wo Hagen s. 383 das der schriftsprache gemässe wann sezt. Auch dieses wenn, das noch jezt in der umgangssprache häufig verwant wird, ist wol eher der heimischen mundart des dichters, als dem setzer zuzuschreiben. Ein setzfehler ist es wol, wenn Hagen s. 164, z. 2 warmes blut im text steht, während Nachl. s. 23 das allein passende leichtes blut hat. Auf ein versehen des setzers lässt die anm. auf s. 526 schliessen.

Warum Hagen s. 385 das Lieben wünsche des nachl. s. 77, z. 17 in Liebe wünsche geändert hat, ist nicht einzusehen. Fast scheint es, als ob er den vokativ nicht erkant habe.

Die interpunktion des Nachl. ist herzustellen: Nachl. s. 76:

Wohin denn willst du locken,
O luft, so gotterfült?

Hagen s. 384 hat ein ausrufungszeichen statt des fragezeichens.

Nachl. s. 128:

Muttersprache, mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!

Hagen s. 300 sezt unschön ein doppeltes ausrufungszeichen.

Geradezu den sinn entstelt hat Hagen durch änderung der interpunktion in dem gedichte: Am Elisabeths-tage s. 67:

1) Solte es nicht einfacher sein, beide verbalformen als participia zu nehmen, die im ausruf ohne verbum finitum (*sind*) gesezt wurden? Red.

Denn als dein herr gescholten
Und du vergingst in schmerz,
War er, mit wundern kräftig,
Zu deinem trost geschäftig.

Nachl. s. 182 wird interpungiert:

War er mit wundern kräftig,

d. h.: „Er erwies sich kräftig durch wunder.“

Auch in den nicht aus dem „Nachlass“ entnommenen gedichten hat Hagen hier und da wilkührlich geändert. S. 109, 16 schreibt er: Bescheiden bei den kräften, doch ist die richtigkeit der in den früheren ausgaben überlieferten lesart: Bescheiden in den kräften nicht zu bezweifeln. — Auch s. 227 war die lesart derselben: Viel edler himmelsfrucht nicht zu bezweifeln, da dieser im Mittelhochdeutschen nicht seltene gebrauch (Mhd. wb. III, 313) sich bei Schenkendorf auch sonst nachweisen lässt. Vgl. „Tedeum nach der schlacht“ (Hagen s. 198):

Wer je für recht und glauben fiel,
Der edlen Winfelds-kämpfer viel,
Die kaiser aus dem Schwabenland
Erheben gottes wunderhand.

Der schluss dieses gedichtes ist entstelt; er lautet bei Hagen:

Der lüge fern, der gleisnerei,
Einfältig lass uns sein und treu,
Im staube fürst und untertan —
Herr gott, herr gott, wir beten an,
Wir hoffen auf dich, lieber herr,
In schanden lass uns nimmermehr!

Ich glaube, dass derselbe ursprünglich folgendermassen gelautet hat:

Der lüge fern, der gleisnerei
Einfältig lass uns sein und treu,
Im staube fürst und untertan,
Herr gott, herr gott, dich beten an.
Wir hoffen auf dich, lieber herr;
In schanden lass uns nimmermehr!

Ich schliesse mit dem wunsche zu einer hoffentlich bald erscheinenden kritischen ausgabe unseres dichters ein scherflein beigetragen zu haben.

NORTHEIM. ROBERT SPRENGER.

VON DEM REICHTUMB PRIESTER JOHANNS.

Ein bericht über das sagenhafte reich des priesters Johann ward zuerst griechisch im XII. jahrhundert abgefasst und dem kaiser Manuel gewidmet. Eine handschrift dieser fassung fand erzbischof Christian von Mainz (1165—1183) bei einer gesantschaftsreise nach Konstantinopel vor und übersezte solche zu hause ins lateinische. Eine handschrift seiner übertragung befindet sich aus Niederaltaich stammend als cod. n. 413 zu Wien in der k. k. hof- und staatsbibliothek. Mehrfach ward der bericht bearbeitet und auch ins deutsche übertragen. Den ursprung sowie die weitere überlieferung und fortbildung dieses berichtes untersuchte Fr. Zarncke zunächst in mehreren universitätsprogrammen (Leipzig 1874. 75), worauf er dann in den Abhandlungen der sächsischen akademie (phil.-hist. klasse, bd. VII und VIII. Leipzig 1877. 1879) ausführlich die resultate seiner forschungen über den priester Johannes darlegte. Vgl. noch Pfeiffer, Germ. 8, 447. 22, 11. 23, 447 fg. Goedeke, Grundriss², I, 258.

Im anhange seiner ersten abhandlung gab Zarncke die texte mehrerer deutschen metrischen bearbeitungen des briefes. Die erste, nur als bruchstück in einer Berliner handschrift des 14. jahrhunderts erhalten, war vorher schon von Hoffmann von Fallersleben in den Altdeutschen blättern I, 308—324 veröffentlicht und fand bei Zarncke a. a. o. bd. VII, s. 949—955 einen widerabdruck.

In wiefern dieser text mit dem zweiten, bei Zarncke a. a. o. s. 957—968 veröffentlichten und auf den folgenden blättern neu herausgegebenen der Wiener handschrift zusammenhängt, bedarf einer näheren untersuchung, welche hier zu weit führen würde.

Der text des hier zur sprache kommenden deutschen berichts in versen ist nur in einer einzigen älteren handschrift zu Wien erhalten. Von dieser hs. kenne ich als abschriften die nun verschollene am 28. april 1841 von dem k. k. bibliothekcustos Joseph Bergmann zu Wien beendete und die hiernach von J. F. H. Schlosser († 22. Januar 1851) im jahre 1842 gefertigte abschrift. Die leztere (in kleinoctavo) gelangte mit Schlossers bibliothek in die bischöfliche seminarbibliothek zu Mainz, deren bibliothekar herr dr. theol. Schieler mir solche aufs bereitwilligste zur verfügung stelte. Als abschrift ist sie der Wiener hs. gegenüber wertlos, hat aber einige emendationsversuche. Die dritte abschrift, ein folioheft von der hand des germanisten und Frankfurter stadtarchivars dr. Franz Roth († 1869), meines verwanten, befindet sich in meinem besitz. Dieselbe ist 1860 nach einem ms. des Maximilian

zum Jungen copiert. Woher die vorlage stamte, ist ungewiss; die hss. des zum Jungen kamen gröstenteils in die Frankfurter stadtbibliothek, eine derartige ist aber nicht dort. Diese abschrift ist auch nur abschrift einer solchen der Wiener hs., hat aber rheinischen dialekt gegenüber dem niederösterreichischen sprachidiom der Wiener hs. Die abschrift ist interessant durch manche richtige wortformen, die jedesfals auf emendationen des dr. Franz Roth zurückgehen, nebenbei aber auch die fehler der Wiener hs. Einige lesarten sind im abdrucke verwendet und mit hs. R. bezeichnet. So bliebe denn nur die Wiener hs. als textquelle übrig.

Der abdruck derselben bei Zarncke leidet an mehrfachen ungenauigkeiten. Nicht selten ist die handschrift unrichtig gelesen. Besonders auffallend ist der verstoss, dass der v. 899 als fehlend bezeichnet wird (s. 956. 966), während er doch in der handschrift steht; vieles andere ist in den anmerkungen angeführt. Von den konjekturen, welche Zarncke in den text aufnahm, sind einige geistreich und überzeugend, andere aber nicht zu billigen. Auch die interpunktion schien mancher verbesserung zu bedürfen. Auch ist die ausgabe, in dem umfangreichen bande der akademieschriften versteckt, nur wenigen leicht zugänglich. Diese umstände liessen einen neuen, berichtigten abdruck des interessanten sprachdenkmals rechtfertigen. Meine ursprüngliche absicht, mit hilfe der Mainzer und meiner abschrift den text zu verbessern, scheiterte an vielen stellen, worauf herr prof. dr. O. Erdmann eine von dem custos der k. k. universitätsbibliothek zu Wien herrn dr. Th. v. Grienberger aufs bereitwilligste vorgenommene collation der hs. mit dem drucke veranlasste, die nicht unerhebliche berichtigungen des Zarnckeschen textes ergab. Auch die folgende beschreibung der hs. beruht auf v. Grienbergers mitteilungen.

Die Wiener hs. aus schloss Ambras ist auf pergament geschrieben und wird zur zeit in den kunstsamlungen des k. k. hauses (kunsthistorisches hofmuseum) bewahrt. Der bericht des priesters Johannes umfasst blatt CCXXXV[b] (alter blattzählung, eine neue existiert überhaupt nicht) bis CCXXXVII[b] und bildet 15 spalten der dreispaltig geschriebenen hs. Der text entbehrt der überschrift und der randrubriken. Zur seite der ersten spalte des textes befindet sich eine miniatur: ein nach links schreitender bote mit schwert und sper, in blauem rock und breitem blauem hut, mit rotweisroter cocarde rechts oben am grauen wettermantel, reicht mit der rechten hand ein gefaltetes und, wie es scheint, auch gesiegeltes schreiben empor (anspielung auf v. 70 fgg. des textes). Unterhalb des boten befindet sich eine grosse

blume und ein grauer pudelhund, der einen luftsprung zu machen scheint.

Die verse sind in der hs. nicht abgesezt, jedoch durch punkte getrent. Zu beginn des gedichtes befindet sich ein grösserer initial auf goldgrund. Im innern des textes zeigen sich zahlreiche neue absätze mit kleinen abwechselnd roten und blauen initialen bezeichnet. Diese absätze hat schon Zarncke angemerkt; sie finden sich im nachstehenden abdruck durch einrücken der zeile gekenzeichnet. Die hs. hat 68 mit tinte vorgerissene zeilen auf jeder spalte. Im innern der verse erscheinen grosse anfangsbuchstaben bei eigennamen, auch bei manchen appellativen und fast immer beim persönlichen pronomen. Nach üblicher editionsmethode sind diese versalbuchstaben nur bei eigennamen (ausserdem bei namen der fremden tiere und steine) in unserem abdrucke widergegeben. Die versanfänge schreibt die hs. klein, im abdrucke stehn grosse buchstaben. *v* und *u* der hs. wurden nicht unterschieden, sondern gleichmässig für den vokal *u*, für den konsonanten *v* gesezt; ebenso wurde gegen die hs. *i* und *j* der aussprache gemäss stets geschieden. Abkürzungen hat die hs. nur wenige, die — da die lesung unzweifelhaft war, stets aufgelöst wurden. Den diphthong *uo* schreibt die hs. meist *ů*, seltener *ue*; das erste ist im druck durch *uo* gegeben, das zweite beibehalten. Das *y* hat stets übergesezte punkte, was keine beachtung fand. Die in der hs. durch übergeseztes kleines *a*, *e*, punkte oder häkchen bezeichneten umlaute sind gleichmässig mit *ä*, *ö*, *ü* widergegeben; bei *eu* unterblieb diese bezeichnung.

Die überschrift im drucke ist zusatz des herausgebers nach dem index der hs. am schlusse: Von dem reichtumb priester Johanns (zu spalte CCXXXV) gemäss v. 65 des textes.

Sprachlich ist die hs. nicht gleichmässig geschrieben; neben *âne* (v. 294, 319, 690, 1015) komt *an* (v. 16, 275, 681) und *one* (v. 411 und 686) vor. Solche beispiele liessen sich mehrere angeben. Die hs. hat eigenartige grammatische wendungen in der flexion, viele ältere worte und wortformen neben jüngeren. Sie belegt manches selten vorkommende wort als beitrag zu den werken von Grimm, Lexer und Graff und bietet überhaupt interessanten stoff in menge für den sprachforscher. Die am ende beigefügten sachlich-grammatischen anmerkungen machen auf solche vorkomnisse aufmerksam; ich verdanke solche grösstenteils dem herausgeber dieser zeitschrift herrn prof. dr. Erdmann. Was den text betrift, so dürfte derselbe noch an manchen stellen der verbesserung fähig sein; allzu gewagte conjecturen blieben jedoch aus pietät gegen die hs. weg.

Benedeiter got Jhesu Crist,
Wie gros dein parmunge ist
Uber alle deine hant getat!
Deines ewigen vater rat,
5 Het das hie bevor lennge
Geordent vor aller der welt anegenge,
Wie dein parmunge ervollet wurde.
Die kranken menschlichen purde
Da ward dein gothait mit geladen;
10 Da ward der mensch mit gnaden
Aller erst wol bestannden,
Da du in aus des teufels pannden
Erlöesest mit deiner gothait.
Da gedachtest du an die menschait,
15 Daz sy hilffe bedorffte wol.
An dich enmag noch ensol
Die menschlich plöede nicht gesteen,
Gewern beleiben noch gegen,
Sy muesset sein gehilffe sein.
20 Die unzellich parmung dein
Ward do dem menschen kunt,
Do du in von helle grunt
Die deinen mit deiner gothait,
Als unns der ware glaube sait.
25 Da ward die gros parmunge dein
Vil wol an der menschheit schein,
Wann sy was gestercket und erhaben,
Die ee was todtlich begraben
In den sünden von alter schulde.
30 Da kam von gotes hulde,
Von der ungehorsam was komen;
Da was ee unvernomen,
Wie der mensch erlöset wurde,
Es entet got mit menschlicher purde,
35 Die er an sich taugenlichen nam,
Und da mit her en erde kam.
Da ward ein grundtveste gelait
Unser gnaden und unnser selikait,
Und huob sich freude und ein trost
40 Aller der, die in dem feurinen rost

Waren manig zeit verporgen;
Die kamon aus den sorgen,
Mit den sy waren befangen,
Wann die zeit was zergangen,
45 Daz got sande seinen aingebornen sun
Und wolt nach seiner gehaysse tuon.
Als er sich des het bedacht,
Sein kunfft der welt bracht
Hayl und selden vil.
50 Die red ich nu enden wil,
Ich wil einer rede beginnen:
Er bedarff guoter synnen,
Wer sy fürbringen sol,
Gueter märe ist sy vol,
55 Wann sy hat wunderliche sage.
Es geschicht vil nahen alle tage
Wunderlicher dinge vil,
Als ich euch nu künden wil
Von ainem herren, der lebt noch,
60 Vil gelaublich ist es doch.
Ze India ist er gesessen
Reicher kayser wil vermessen,
Briester Johan ist er genant,
Seinen namen ich also geschriben vant.
65 Von seinem reichtumb wil ich sagen,
Welt ir gesweigen und gedagen,
Daz hernach ze sagen wäre.
Derselbe kaiser märe
Zo einen zeiten er sande
70 Seine poten ze kriechischem lande
Einem künige, der hiess Emanuel.
Habt es nicht für ein spel,
Es ist genomen von der warhait.
Das puech unns also sayt,
75 Daz er im einen brief sannde,
Und sein herrschafft daran erkante.
Die potschafft huob sich so,
Also stuonde an dem briefe do:
Priester Johann von gotes gewalt
80 Und von seinen crefften manigvalt

Und von gnaden Jhesu Crist,
Der all der welt vater ist,
Herre aller künige ich bin,
Wie so sy geheyssen sin.
85 Mein potschafft ich sennde
Verre in ellennde
Dem grossen künige Emanuel
Von Kriechen reichem und schnel,
Dem wünsche ich ze allen czeiten
90 Freude und salden nahen und weiten,
Und mit grossem reichtumb leben,
Und in herrschafft ymmer sweben.
Es ist unns kunt getan
Von dir sunder wan,
95 Daz du mynnest unnser herrschafft
Und auch unnsers reichtumbs crafft;
Wie gros herre ich were,
Das saget man vor dir ze märe.
Nu ist unns kunt getan,
100 Von unnserm poten sunder wan,
Daz du mir woltest sennden,
Mochtest du es ymmer vollenden,
Ettwas von deinem lannde,
Daz man ze selczame erkannde,
105 Daz man saget ze märe,
Vor unns und auch ze sagen wäre.
Seyder daz ich auch mensch bin,
So lernet mich mein synn,
Daz ich dir sennde etwas,
110 Daz du erkennest dester bas
Unnser grosse herrschafft
Und auch kayserliche crafft,
Die wir in unnserm reiche han.
Ich bin got unndertan,
115 Das empeut ich dir zware.
Nu kunde mir offenbare,
Ob du mit unns wellest gelauben,
Das soltu unns eraugen,
Ob du cristen wellest sein,
120 Ob du fuerest den gelauben mein,

Das wil ich wissen von dir,
Bey meinem poten empeute mir,
Ob du gelaubest an Jhesu Crist,
Der unnser aller schepfer ist.
125 Seyder daz du menschlichen syn hast
Und in menschlicher nature stast,
So wänent für war die deinen,
Als mir sagent die meinen,
Daz du seyst ein warer got,
130 Und es stee ze deinem gepot,
Daz in deinem reiche sey.
Nu merck rechte hie bey,
Seyder daz du bist tödtliche
Und muost auch sterben menschliche,
135 So thue deinen wan hin,
Seyder ich grosser herre bin
Und auch ettwen sterben sol,
Davon erkenn ich wol,
Daz niemand sein selbs geniessen mag,
140 Wenn im kumbt sein tag,
Daz sein ennde sol sein.
Nu künde mir bey dem poten mein,
Was selczams bey mir sey,
Da ist mein wille bey,
145 Daz du das erwirbest wol,
Und was ein man beruochen sol,
Des habe gewalt von mir.
Mer empeute ich dir,
Wes dir ze freuden durfft sey,
150 Da ist mein guoter wille bey,
Daz ich dir das sennden wil,
Des duncket mich alles nicht ze vil.
Nym ein fürstenambt von mir,
Daz alle mein fürsten steen vor dir!
155 In meinem namen solt du es nemen,
Des mag dich wol gezämen
Und vahe auch kunde mein,
Daz mag dir grosser frumb sein,
Daz wir zwischen unns baiden
160 Die frundtschafft bestättigen mit aiden.

Unnser potschafft solt du sehen an,
Und betrachte mit dir sunder wan,
Ob du zu unns kumen wilt.
Wir geben dir werdikait so vil,
165 Daz du der höchsten ainer bist
In meinem reiche, der nu lembtig ist,
Und magst ymmer mit vollen leben.
Das wil ich dir ze miete geben.
Wilt du dann wider haym farn,
170 Meinen reichtumb wil ich nicht sparn,
Ich mache dich also reiche,
Daz du ymmer werdicleiche
Und herrlichen muost leben:
Das wil ich dir ze gabe geben.
175 Wilt du auch wissen unnser herrschafft,
Dartzuo unnser gewaltes crafft,
Das sol wir dich wissen lan,
Als wir dir empoten han.
In welhem lannde wir gewaltig sein,
180 Das verkünden wir dir mit den poten mein,
So magst du dich wol entsteen
Und solt sein auch nicht irre geen,
Daz dir der herre priester Johann
Nyemand wil fur lan,
185 Der in der welt also reiche
Sey und far also gewalticleiche.
Er ist herre aller künige,
Der reichen und der frumige,
Die hat er alle uberzogen,
190 Mit reichtumb uberflogen.
Alle die unnderm himel sint,
Der reichtum ist aller plint,
Sy mugen im nicht eben tragen.
Dir sol auch mein pot sagen,
195 Daz unns dienent gewaltikleiche
Zwen und sibenczigk künigreiche,
Die unnserm gewalt genigen hant
Und auch zu unnserm gepot stand,
Die unns alle ir zynns gebent,
200 Die weile daz sy nu lebent;

Die unnser auch ze herren jehent.
Wenn sy unnser gepot sehent,
So muessen sy unns gehorsam sein,
Das gepot in der gewalt mein.
205 Gut cristen ich bin,
Das lernet mich mein syn.
Was under unns sein armer cristen,
Die sol wir vogten und fristen,
Wo sy auch in dem reiche sint,
210 Es sey weib oder kint,
Die alle unnsers almuosens lebend,
Die nymmer nicht darumbe gebent,
Wann daz wir got eren damit;
Das sint unnser tägliche sytt.
215 Inn der welt nicht grössers ist,
Wann der recht gelaubet an Crist.
Wer mit dem glauben wil gesteen,
Dem mag nymmer zergeen
Sälde und weltliche ere,
220 So vergicht die cristenlich lere.
Wer rechten glauben hat,
Wie frölich der an dem jungsten stat,
Wenn die erwelten gotes kint,
Die zu dem himelreich geladen sint,
225 Die ewige freude sullen besitzen!
Da kumen wir aller erste ze witzen.
Wer dann rechtes glauben phligt,
Der hat dem teufel an gesigt
Und gewinnet ein stätes wesen.
230 Und ist ymmer ewiclichen genesen.
Der gelauben ist veste,
Er muos auch ze leste
Unns für got weysen,
Da muos man die rechten preysen,
235 Die an dem rechten funden sint,
Die sint dann die erwelten kint.
Dein gelaub sey veste,
So gesigestu aller peste.
Wir haben got einen antheis getan,
240 Des sul wir nymmer abe gan,

Daz wir mit michelm heer
Und mit krefftiger weer
Varn süllen zu unnsers herren grab
Und zu der stat, da er sich gab
245 Ze martern durch die sündere,
Daz in sein reiche offenbäre,
Und süllen varn so lobeleiche,
Als es geczimet unnserm namen und dem reiche,
Und süllen streiten wider die,
250 Die gotes veint waren ye
Und des creuczes veint sint,
Und waren seyt des teufels kint,
Und nicht den gotes namen loben,
Der da im himel reichsnet oben.
255 Es sint dreu der Lannt,
Die India sint genannt.
Die sint unns auch unnderthan,
Und sy in meinem gepot han;
Und weret mein gewalt da
260 Uncz zu der verristen India,
So da leit sant Thomas,
Do er auch da gemartert was.
Fürbas gewalt ich han
Durch wueste lant, da dhein man
265 Vor hicze wol beleiben mag,
Noch fürbas, da die sunn und der tag
Zu dem ersten aufgeent
Und auch an ir scheine steent,
Und geet darnider in ein lant
270 Manigem menschen unerkant.
Die wueste Babilonie haysset sy.
Nu mercket recht hiebey:
Unns dienent zway und sibenczig lanndt
In summelichen cristen unerkant.
275 Die anndern alle an den glauben sint
Und gegen unnserm herren plint;
Seinen künig hat yeglich lanndt,
Die alle in meinem gepot standt.
Wir haben in unnserm lande
280 Ein michel tail der Helphande,

Chämel und Dromedary,
Wir haben auch Crocodrilli,
Owern und panckel,
Die sint wunderstarch und snell;
285 Weysse lewen und pern,
Vor den mag nicht gewern,
Was sy besteen wil.
Greyffen haben wir auch vil;
Ochsen, die sint wilde,
290 Die sint auf dem praiten gevilde.
Wir haben wunderliche leute,
Vernym, wie ich die bedeute:
Die sint halb ross und halb man,
Die schiessent auch on wan,
295 Daz in nicht entgeet,
Was so vor in gesteet,
Und sint auch wilde leute.
Ich sage dir bedeute:
Wir haben leute mere,
300 Des mag dich wundern sere,
Die geent one haubet,
Daz man muelich gelaubet;
An der pruste haben sy augen,
Das sint gotes taugen.
305 Wir haben auch risen, die sint lang,
Vil herrlich ist ir gang,
Ir lenng sint vierczigk ellen.
Erzeugen wir das wellen
Mit der rechten warhait,
310 Es ist, als ich dir han gesait.
Wir haben noch leute mere,
Das ist ze wundern sere:
An dem hirne ein auge sy hant,
Linstuzen sint sy genant;
315 Und den vogl, von dem man liszt,
Der fenix gehayssen ist.
Sein ward nie nicht mer dann ainer,
Sein nature ich dir beschaine.
Er hat ziere on masse vil;
320 Wenn er sich jugenden wil,

So kumbt er, so man list,
Wo die sunne aller nachst ist
Und da sy hicze hat nach ir crafft,
Das gepeutet im sein maisterschafft,
325 Und machet im ein nest da
Und recht nyndert anderswa.
Wann er es dann beraitet hat,
Und in das alter begriffen hat,
So ist er der sunnen so nahen,
330 Daz in die hicze beginnet vahen.
Von edeln wurczen ist das nest sein;
So vahet in der sunne schein,
Wenn er an dem neste leyt,
Die sunne im die hicze geit,
335 Ze aschen prynnet er so ze stet,
Das was vil nahen ee sein pet.
Wenn er dann verdirbet,
Und der alt leib erstirbet,
So gewinnet der asche sölhe crafft,
340 Daz er wirt weerhafft
Und wirt darnach lebentig wider.
Das habt ir ee noch syder
Von dhainem tier vernomen,
Und ist danne volkomen
345 Vil rechte an sein tugent:
Also hat er gejugent,
Und ist jung alsam ee.
Wir haben tier und vogl mee,
Dann yeman der unnderm himel sey.
350 Nu mercket recht hiebey:
Wir haben aller der hande tier,
Die da sint an dem ende der welte vier.
Von honige fleusset unsser lannt,
Das sey dir vil wol bekannt.
355 Putter speyse ist es vol,
Mein pot dir das sagen sol.
Wir haben noch ein lanndt,
Das dienet auch zu unnser handt.
Von guotem lufft hat das die crafft,
360 Daz da nyemant wirt schadhafft

Von dhaynem tier, das ayter hat;
Crote noch slange da nicht enstat,
Noch nicht, das uns geschaden mag;
In dem lannde beleibet nicht einen tag
365 Aller hande tier, das Ayter hat,
Noch dhaynem menschen ze schaden stat.
 Wir haben besessen ein lanndt,
Das wartet auch ze unnser handt
Under den wilden hayden,
370 Das wellen wir dir beschaiden.
Dardurch fleusset ein wasser süess,
Das ist gehayssen Ydonus.
Der phlaume rynnet von dem paradeyse.
Unns ist kumen ze weyse,
375 Daz dasselbe wasser trayt,
Also gicht die warhait.
Das guot und das edel gestaine
Die vindet man da allgemaine,
Die staine nenne ich dir sus:
380 Saphier, Smaragde, Karbuṇculus.
Man vindet Crisolitum, Onichilum
Und den edlen Topatium.
So ist auch da der liecht Berillus
Amantiste und der schöne sardius
385 Und anders gestaines vil.
Noch mer ich dir kunden wil
Von ainem paume, von dem man lyszt,
Der bey dem wasser gewachssen ist:
Der ist geheyssen Assidios
390 Des craffte man offte chos.
Umb die wurtze es also stat:
Wer die wurcze bey im hat,
Der schaffet mit den boesen geisten;
Was er wil, daz muessen sy laysten.
395 Von dem menschen vertreibet er in,
Das ist ein maisterlicher syn;
Vil wol er im gepeutet,
Daz er im bedeutet
Seinen namen und war er sey.
400 Er mag nymmer werden frey,

Wann als er selbe wil.
Muelich ich dich des hil,
Daz von der wurcze craft
Getar der teufel kain maisterschafft
405 Gegen dem menschen gehan
Und getar in nymmer bestan.
 Wir haben noch ein ander lant,
Dem gepeutet auch unnser handt,
Da wachsset der pheffer ynne.
410 Nu mercke recht die synne:
Das lanndt ist one massen slanngen vol,
So man dir rechte sagen sol,
Und ist ein so dicker walt
Als ein wilde, die mit dicke ist bestalt.
415 So der pfeffer danne zeitig wirt,
Und in der paum rechte gepirt,
So zündet man den walt,
So fliehend die natern manigvalt
Und fliehent dann in ir hol.
420 Ir ursloff ist der walt vol;
Der pitter rauch gat überal,
Der pfeffer, der weys was, der wirt sal:
Danne nymbt man in von den paumelin
Und behaltet in, da er mag behalten sin.
425 Der walt bey einem perge leit,
Slimpus man im namen geit.
Von dem perge fleusset ein prunne,
Liecht und lauter sam die sunne;
Nach aller hannde wurtze hat er geschmach,
430 Und verwandelt sich nacht und tag.
Drey tagwayde hat er gang;
Von dem paradeyse ist das unlang,
Da Adam ward ausgestossen
Mit andern sein genossen.
435 Wer des prunnen dreystund
In dem tage trincket vastund,
Des tages ist er vor allem siechtumb frey,
Und beleibet zu allen zeiten, als er sey
In der jugent als ein man,
440 Der des alters ist sunder wan;

Als ainer von drey und dreyssig jaren,
So mues er ymmer geparen.
In dem wasser sint wenige stainlin,
Das sol dir sagen der pot min,
445 Andiosy sint die genant,
Summelichen aren wol bekant.
Die aren haben dick einen sit,
Da jugende sy sich zu allen czeiten mit:
Wenn in das alter hat begriffen,
450 Und auch die jugent ist entsliffen,
Daz im der augen abe gat,
Und er des guchen nicht enhat,
So kumpt er, da die staine sint,
Und wirt da gesehen, der ee was plint.
455 Ettwenne bringent sys in eur lant,
Vil manigem menschen unerkant.
Wer in an der hannt trayt,
Das wissen bey der warhait,
Und hat er des gesichtes nicht,
460 Und daz er empirt der augen liecht,
Sy werden im liechter von tage ze tage.
Wunder ich dir noch sage:
So er ye lennger angesehen wirt,
So er ye pesser augen pirt.
465 Ein segen gehört zu dem staine:
Die wort sint so crefftig und so raine,
Wenn man in daruber list,
Selczame nature dann an im ist,
Daz den menschen niemand gesehen mag,
470 Und ist liechter dann der tag.
Wer in auch bey im hat,
Hasses noch neydes bey im nicht bestat.
Er hat auch ze allen zeiten senften muot,
Wann des staines crafft es alles thuot.
475 Alles des ich dir han gesaget,
Ein wunder han ich dir noch verdaget,
Und ein rede von selczamen dingen,
Von der man mag wol lesen oder singen,
Daz ein mere ist in unnserm lannde,
480 Wann von ainvaltigem sande,

Nyeman da dhain wasser sicht,
Noch aller dinge nichtes nicht,
Daz ze wasser geziehen mag,
Und wuetet doch nacht und tag,
485 Als es gerliche von wasser sey,
Und tobet ze allen weylen dabey,
In dhainer stille es nymmer wirt.
Die starchen winde es dicke pirt,
Es hat auch also grosse crafft,
490 Daz nie dhain so starche maisterschafft
Mochte es des betwingen,
Daz mit scheffe noch mit dhainen dingen
Muge yemand darüber kumen;
Davon ist noch unvernomen,
495 Wie getan lant yenenthalb sey.
Man vindet auch maniger hande vische dabey
An dem lannde, daz unnsern halb ist.
Es ist dhain tag noch dhain frist,
Sy sein ze essen edel und guot,
500 Sy verleyhent euch senfften muot,
Und gebent so getanen schmackh,
Daz nie wasser noch dhain wagk
Solches nie nicht gewan;
Das ist unns undertan.
505 Dich sol wundern sere:
So getane vische wurden gesehen nie mere!
Von disem wasser gueter tagwayde drey
Ist ein gepirge unverre bey,
Von dem kumbt ein phlume an wasser gar
510 Wann mit klainem sande sunder war,
Und geet auch durch unnser land,
Ane wag ist der durre sant.
Der phlume in das mer geet,
Davon ich euch ee gesaget het.
515 Der phlume, davon ich han gesprochen,
Der fleusset nicht wann drey tag in der wochen,
Und bringet dann mit im holcz und staine.
Es sey gros oder klaine,
Die weyl er dann rynnet hin,
520 So hat des niemand dhainen syn,

Daz yemand darüber müge,
Wann ein vogl darüber flüge;
Die anndern tage man darüber fert,
Wann es die fart niemandt wert.
525 Bey disen wassern sint wüeste lant
Manigem menschen unerkant.
In der wüeste ein pach fleusset,
Verre under der erde deusset.
Zu dem pache nyemand kumen mag
530 Zu dhainer weyle weder nacht noch tag,
Es geschehe dann von ettlicher geschicht,
Annders mag es geschehen nicht.
Die erden sich ettwen auftuot,
Wenn sy des duncket guot.
535 Wer die weile da fürfert,
Die fart danne nyemand wert;
Der mag ze kurczer weyle darynn gan.
Wil aber er dhain weyle da ynne bestan,
Die erde in villeicht bey ir behalten mag,
540 Daz er nymmer mer dhainen tag
Noch dhaynen menschen gesihet.
Begreyffet aber er des sanndes icht,
Es sey gros oder klaine,
Das sint alles gymme und edels gestaine.
545 Diser pach in ein ander wasser get fürbas,
Von der warhait wisse das,
Das hat einen weitern flus
Und einen sterchern duss.
Dar koment die leute von unnserm lant
550 Von dem griesse und von dem sant,
Der in dem wasser leit,
Grossen reichtumb von gymmen der geit.
Wenn sy dann bringent das gestaine,
Es sey gros oder klaine,
555 So haben sy ymmer einen sit,
Und erent unns damit,
Für unns bringent sy das.
Welhe staine unns dann gevellet bas,
Und den wir gern han,
560 Den lassen wir ane gelt nicht bestan.

Bey dem wasser zeuhet man auch kint,
Selczame ding das sint.
Des ist in dem lannde sit,
Das gestaine vindent sy damit:
565 So unndertan ist in der wag,
Daz sy drey monate nacht und tag
Mugen wol darundter leben,
Also mus in das wasser geben
Die geczierde, die es hat.
570 Mit solhem reichtumb unnser reich stat.
Vernym, was ich mayne:
Enhalb des phlumes der staine
Die zehen geslachte der Juden sint
Besperret mann, weip und auch kindt
575 Mit einem gepirg, das wunder hoch ist,
Die nymmermer dhaynen tag noch dhain frist
Von derselben vancknusse kamen
Und irdischen man nie me vernamen,
Die Allexander bey alten zeiten,
580 Der da wunderlich hiess nahen und weiten,
Also lebentige da ynne het vertan,
Die ich auch in meinem gepot han.
Sy jehent, sy haben herren und künige under in,
On zweyfel ich ir aller herre bin.
585 Ir zins gebent sy mir,
Von der warhait das sag ich dir;
Ze herren sy auch unnser jehent,
Wenn sy unnser gepot sehent.
Wir haben dannoch bey in ein lant,
590 In unnserm gepot dieselben leute stand,
Das lannd einer hannde würme hat,
Der in wunderlicher nature stat:
Salamandra derselbe gehayssen ist,
So man von im saget und list.
595 Wie seiner natur sey,
Das mercke recht hiebey.
Der wurme ungeheure
Mag nyndert genesen wann in dem feure,
Da muos er ze allen czeiten ynne sein,
600 Das wisse in der warhait mein;

Und habent ymmer ein syt,
Ir nature erzaigent sy damit:
Er umbwurchet sich mit vleisse,
Mit edler seyden, die ist weysse.
605 Als da wurchent die wenigen wurmlein
Klainde fadem nün seydin.
Recht also umbewurchent sy sich,
Wol solt du versteen mich:
Das sint die edlisten seydin und so getan,
610 So sy Damasce die stat peste ye gewan;
Die wurchet man unns zo gewande,
Des ist syt in unnserm lannde,
Wann unnsere frauen würchent das.
Du solt auch wissen fürbas,
615 Daz wir ander wath nicht enhan.
Des gewandes nature ist so getan:
Wenn es von alter verdirbet,
Und die schöne an im erstirbet,
Und an sein stat wider komen sol,
620 Der unflat an im sich verkeret wol.
Man bringet es zo einem prynnenden feure,
Das nymbt im vil unteure,
Er werffe es darein.
Nu syhe, welch maisterlicher sin:
625 So es ye lennger in dem feure leyt,
So es ye pesser zierde geit.
Grossen reichtumb wir han,
Das süll wir dich wissen lan.
Von silber und von golde ist unnser land
630 Verre und weiten wol bekant,
Wann wir den rechten hort han.
Es ward in der welt nie dhain man,
Der an golde so reiche wäre;
Verstand dich diser märe.
635 Wir han die crafft der edlen staine,
Sy sein gros oder klaine.
Wir han auch in unnserm lande
Grosse herte der Helffante;
Cämmel und Tromedary,
640 Die wonent unns zu allen czeiten bey;

Grosse und michel hunde,
Die haben wir ze aller stunde.
Von wanne geste komend in unser land
Reich oder arm, und wy sy sein genant,
645 Die sullen wir alle emphahen,
Wie sy koment verre oder nahent.
Wir haben nicht armer leute;
Das sag wir dir bedeute:
Diebe oder raubere
650 Sint unns vil unmäre.
Gegen unns verraitet niemant nicht,
Bey unns nyemant rumore sicht,
Wir haben verrätter noch den dieb,
Die in sumelichen hoven sint vil lieb.
655 Bey unns ist nicht gierschait,
Die manigen fürsten und menschen gen helle trait,
Hochfart noch misselunge
Ist dhaines menschen zunge,
Wann wir hellen all geleiche
660 Und sein an allen dingen reiche.
Mein glaube ist einem dinge bey,
Daz in der welt niemant reicher sey
Halt in der wilden haydenschafft,
Die übergeet unnsers reichtumbs crafft.
665 Wenn ein ding also leit,
Daz sy varn sullen an einen streit
Gegen unnsern veinden,
Rechen unnsern annden,
So ist das unser gewonhait,
670 Daz man vor unns füeret und trait
Grosser creucze dreuzehne,
Herrliche und alle guldine,
Wol geziert mit edlem gestaine.
Vernym recht, was ich mayne:
675 Ein yeglichs seinen garrotschen hat;
Yeglichem garrotschen volget nach und gat
Zehentausent ritter mit gannczer beraitschafft.
Von sarianden haben wir die crafft,
Das yegliche garrotsche haben sol
680 Hundert tausent fuoskenckel gewaffenter wol

An leut und an knechte,
Die zu dem wagen gehörent rechte.
Wenn wir aber da hayme sein,
Und mich bringet dartzuo der muot mein,
685 Daz wir varn sullen in dem reiche
One heer und auch haimleiche,
So hab wir dann ein gewonhait,
Daz man fur unns fueret und trait
Ein creuze, das ist von holcze gar
690 On alles gemäle sunderwar,
Weder mit golde noch mit silber beslagen,
Das hayssen wir vor unns täglichen tragen,
Daz wir dabey gedencken und gehügen,
Wenn wir vor unmuosse mügen,
695 Der marter, die got durch unns layd,
Umb uns und umb alle cristenhait.
Man füeret auch vor unns ein guldins vass,
Mit erde ist gar gefüllet das,
Dabey süllen wir gedencken daran,
700 Daz so reiche ward nie dhain man,
Daz er sich sül oder müg verczeihen,
Er muesse zu blosser erde gedeyhen.
Ein silbrines man auch vor unns trait,
Das wisse bey der warhait,
705 Das sol volles goldes sein.
Damit ist bezaichent die grosse herrschafft mein;
Und für war wissen sol weib und man,
Daz aller herren herre ist briester Johan,
Künige und herren überzogen,
710 Mit reichtumb sy alle überflogen.
Under unns niemand leuget,
Noch den anndern betreuget.
Wenn ainer beginnet liegen,
Seinen ebencristen triegen,
715 So ist er todt an der stat,
Wann er sein ere verloren hat.
Wir haben in für einen todten man;
Die wirdikait, die er sol han,
Die muess er lassen unnderwegen,
720 Die schandt muos sein fürbas phlegen,

Bey unns hat er dhaynen wart mere,
Wann er hat verloren all sein ere.
  Wir mynnen alle die warhait,
Und was unns das rechte sait,
725 Des sey wir alle vollaist.
Wir mynnen an einander allermaist.
Trunckenhait und überhuere
Und aller hannde unfuere
Hat bey unns dhaynen tayl,
730 Wir leben auch on sunden mayl.
  Wir phlegen einer gewonhait,
Daz wir alle jar sullen sein berait,
Ze farn mit starchem here
Und auch mit krefftiger were
735 Zu der wüesten Babilonen verre,
Da der weyssage Daniel der herre
Leibhefftiger ist begraben.
Gewaffente leute müessen wir haben
Durch die ungefüegen slanngen
740 Grosse und auch lanngen,
Die da sint in den landen
Unkunden und ungenanten.
Wir haben einer hannde vische,
Die trayt man unns ze tische:
745 Die purpur verbet man von dem pluote.
Die varb ist so stätte und so guete:
Alle röte sy über gat,
Alle varbe zu ir nicht enstat.
  Wir haben michel purge und grosse veste,
750 So dhain künig gewan ye peste,
Dabey maniger hannde hayden wir han,
Wunder starche und auch vil übel getan.
  Es stet auch in unnser hanndt
Under wilden hayden ein lanndt,
755 Da sint frauen und hayssent Amazones,
Wundern sol dich des.
Die sint ze allem streit also guot,
Ich wän, dhain ritter sölhes nicht entuot,
Mit sturme oder mit manhait.
760 Wisse bey der warhait,

Daz sy gegenn einem künige riten,
Und wolten mit im han gestriten,
Der Allexander was genant,
Dem alle die welt und alle die landt
765 Ze zinss waren undertan,
Die ich auch in meinem gepot han.
Ir wonunge ist ein einlant,
Daz mere sy darumbe gebant,
Unt sint hundert tausent überal,
770 Also gicht unns die zal,
Und sint nicht wann ainveltige maget.
Dir sol auch ein ding sein gesaget,
Daz wir gepieten einer hannde haiden,
Die süllen wir dir beschaiden:
775 Bragmani sint die genant,
Die derselbig kunig mit streite überwant.
Das palas, da wir ynne sein,
Und auch wonet die herrschaft mein,
Das ist geordent nach dem palas,
780 Das weylent sant Thomas
Het erworben einem künige
Gundaforo, reichem und frumige,
Der von sant Thoman ward bekeret
Und den gelauben ze India leret.
785 Und ist von so getanen dingen erczogen:
Von musiertem golde nicht betrogen;
Von entwerffen auch die striche
Gebent so getane anplicke,
Das sein ymmer ze wundern ist.
790 Von zederpaum, von dem man list,
Der nymmer gefaulen sol,
Von dem ist der palas erpauen wol.
Das dach, daz darüber gat,
Ebanus ist das, und die nature hat:
795 Dasselb holez nymmer geprynnen mag:
Und ob es nacht und tag
In dem feure solte sein,
Da wär vil klaine die sorge mein,
Daz es nymmer zergienge
800 Oder ymmer dhyaen flammen gevienge.

Zwen knophe sint auf dem tache oben,
Die sull wir dir von schulde loben.
Die sint gros und wunder eben
Recht als so sy ob dem dache sweben,
805 Und sint von golde gar,
Von geprantem golde sunderbar.
Darinn sint zwen karbunckl staine,
Schon und nicht ze klaine,
Die prynnent mit so getanem prehen,
810 Von irem liecht mag man wol sehen
Vil verre bey der vinstern nacht,
Also leuchtent sy von ir macht.
Es haysset ein edel stain Sardius,
Michel crafft hat er alsus,
815 Von danne ist erpauen der palas,
Von dem dir ee gesaget was.
Under die staine gemischet ist
Von Cerastes des wurmes, von dem man list,
In der nature der stat:
820 Wer seines hornes bei im hat,
Vor aller uncreffte soll er sicher sein,
Das wisse bey der warhait mein.
Das ander taïl gar von helffenpain,
Die venster von ainem stain,
825 Der liecht Cristalle ist er genant.
So getan liecht die venster auch hant,
Daz da nymmer vinster wirt,
Wann es ze allen czeiten liecht gepirt.
Wir sullen auch nicht vergessen
830 Der tisch, da wir abe essen:
Von golde sint sy summeliche,
Als es zymmet einem künige riche.
Die anndern sind von dem staine Amatiste,
Höre sein nature und auch sein liste.
835 Wer an dem tische wil siczen,
Der mag nicht verlieren seiner witzen,
Im wirret nicht von dhainer trunckenhait,
Als unns die nature des staines sait,
Wie vil er getrincken mag.
840 Truncke er nacht und tag,

So kumbt er nicht von synnen,
Seiner wicze mag im nicht zerrynnen.
Eines dinges ich nu wunschen wil:
Käm es mir ymmer an das zil,
845 Daz ich der herren rat wäre,
So saget ich im zwar dicz märe,
Und wolt in künden disen rat,
Wie sich der herre getischet hat.
Wie er doch wäre ein künig reiche,
850 An herrschaft im nyeman geleiche,
Von seinem tische saget er doch,
Wann er ze loben ist auch noch.
Treten summelich fürsten an sein zil,
So wer der trunckenheit nicht so vil,
855 Als ob iren tischen da geschicht.
Ich wän, das summelich herren des loben nicht,
Truncken werden sy gerne
Und wellent auch leicht des tisches enperne.
Liessen sy in raten das,
860 Mit der trunckenhait sy teten bas
Und volgten dem herren nach
Und gewunnen den tisch, nach dem im was gach,
Und phlagen, des die masse ze rechte phliget;
So hieten sy der trunckenhait an gesiget,
865 Und mit dem alle unfuore,
Girshait und überhuore,
Das were dann von in verre.
Dicz urkund hat briester Johann der herre
Den fürsten allen vorgetragen,
870 Wann sy es horen, lesen oder sagen,
Daz sy sich pessern dabey,
Und yeglich man in rechter masse auch sey,
Und solher tische gerne phlegen.
Hie sey diser rat gegeben,
875 Und greyffen wider an das märe,
Das ist noch vil sageware,
Was die tische auf hant,
Und wie sy auch empor stand;
Das sind weysse helffenpaine schragen.
880 Annders mochte sy nicht getragen.

Vor dem palas ist ein stat,
Vor unns sy das recht behabt hat:
Wenn zwen wellen fechten
Mit kemphlichen rechten,
885 Da ist die dingstat geordnet zuo,
Daz man dem siglosen sein recht thuo.
Die ist schone beleit
Mit einem estrich wunder prait
Von dem staine onichilo.
890 Des nature gicht also:
Wer den staine bey im trait,
Dem zerrynnet nymmer mannhait.
Von dem staine ist sein estreiche
Gestreuet schone und geleiche,
895 Das von des staines craft
Die kempfen werden manhafft.
So sy ye lennger streiten,
So sy ye bas zaghait vermeiden.
In dem palas ein liecht prynnet,
900 Dem nymmer liechtes zerrynnet,
Das ist geordent von Balsamo.
Des nature ist also,
Daz es ymmer prynnet,
Und doch liechtes nymmer zerrynnet.
905 Die kemmenate, da wir ynne sein,
Und da ich phlege des schlaffes mein,
Die ist ynnerthalb geczieret
Von golde schon gemusieret,
Und mit werche, das ist erhaben,
910 Nicht wann edel staine darynne begraben
Und annder zierde wunderlich,
Als es zymmet einem künige rich.
Da prynnet auch balsam ynne,
Daz ir liechtes nicht zerrynne.
915 So ist unnser pete von ainem staine,
Michel, lauter und auch reine:
Saphiere ist er genant.
Umb den ist es also bewant,
Daz er zu allen weylen die keuschait trait,
920 Und wil auch nicht wann rainikait.

Da phlegen wir schlaffens ynne,
Ob wir ettwen von unnsynne
Unnser keusche wolten überhügen,
Daz wir vor dem staine getüren noch enmügen.
925 Solt ich aber nu rat geben
Den herren, die mit huoren wellent leben,
So wolt ich in von disem pete sagen,
Und auch vil selten gedagen,
Daz sy sölher pete phlegen,
930 Und nymmer an dhainem andern gelegen,
Und waren ymmer keusch und raine.
Die manneler ich dartzuo mayne,
Wann er unrainer, dann der teufel ist.
Sein vil ungetreuer list
935 Es vil wol geraten kan,
Wann er dann verratet den man,
Daz er die sünde begeet,
Vil verre er hindan steet,
Ze sehen sy im verschmahet,
940 Vil balde er von im gahet,
Und duncket in als unraine.
Nie sünde wart er so veint so der aine,
Und dem er von seinem rainem weibe,
Mit der er behalten solt seel und leibe
945 Und zu einer unkeuschen geet
Der muot nicht wann ze unkeusch steet,
Und mit der er begeet manig überhuore;
Solhe sund und solhe unfuore
Einem unrainen michels bas tuot,
950 Dann mit seiner konen lebt in rechtem muot.
Nu secht, wie sich der verkeret,
Wann sein sünde und sein laster sich meret,
Der gewan nie mannlichen muot!
Es ist im weder an seele noch an eren guot,
955 Wann daz die baide enwage sint.
Er geet in das feur sam das kint,
Also hat sy in erplendet,
Von der rainen konen gewendet,
Die hat er in einer swachait,
960 Sam sy im thue grosse laid

Mit der er sein konen solt eren,
Und ir zucht kunden und meren.
Das ist alles der unkeuschen gegeben,
Dise muos in armuot leben,
965 Wie sy doch ze allen weylen die ere trage.
Mit disem märe und diser sage
Süllen alle die gepessert sein,
Welhe lesen dicz puechlein.
Wer vor unkousche behüeten wil seinen leib,
970 Der fliehe nun unkeusche weib!
Behaltet er den leib in der maisterschafft,
So hat die unkeusche an im claine crafft;
Wer sy fleuhet, den fleucht auch sy,
Wer sy mynnet, dem ist sy gerne bey.
975 Wer nu habe den muot,
Daz im unkeusche bas dann keusche tuot,
Nach disem pet er werben sol;
Geschlaffet er ze einem mal darynne wol,
So hat sich sein underwunden die rainikait.
980 Wisset bey der warhait,
Daz er dicz pete hat besessen,
Seiner unrainikait gar vergessen.
Sprechen fürbas von dem märe
Das noch ist vil sagebäre,
985 Wie und was er im empot,
Des ist unns ze sagen not.
Also schone sint unnsere weib,
Daz in der welt nie dhain leib
Ward schoner und bas gezogen.
990 Sy sint an nichte betrogen;
Was an frauen lobes sein soll,
Daran sint sy volkomen wol
Und habent ymmer einen sit,
Ir zucht erent sy damit:
999 Alle mann meident sy gar,
Wann vier stund in dem jar,
So koment sy, da ir wirt sint;
Haben sy davon dhain kint,
Das ist von rainer ee komen,
1000 Annder unkeusche ist unvernomen

Uber laut und uber stille,
Nün durch erbes wille.
So varent sy schone dannen
Wider von iren mannen
1005 Und bringent das kint, des sy sint genesen,
Wo sy ee sint gewesen.
Unnser hofe ysset nün zu ainem male,
So geit man auch von gueter speise den schale,
Daz yeglich man, der essen wil,
1010 Hat ze rechter masse essens vil.
Wann wir dann ze tisch gan,
So ist unns gebrievet an
Dreyssig tausent mensch uberal,
Also gicht unns die zal,
1015 On geste, die unns tegleiche
Verre und nahent suechen von dem reiche,
Den wir alles das geben,
Des sy in der welt süllen leben,
Die wir auch süllen beruochen,
1020 Wenn sy es in unns wellen suechen
Von rossen und von gewande,
Des ist sit in unnserm lannde.
Der tisch ist ein grosser stain,
Lauter und vil wunderrain,
1025 Schmaragde ist er genant.
Zwo seul den tisch auf hant,
Die sint von rechtem amatiste,
Wissent sein nature und auch sein liste:
Vor trunckenhait ist er ymmer sicher wol,
1030 Wer an dem tische siczen sol;
So gros ist des staines crafft
Und auch sein maisterschafft.
Vor dem tor des palas,
Von dem dir ee gesaget was,
1035 Dabey da die dingstat,
Und den kemphern an ir recht gat,
Da die süllen fechten
Mit kempflichen rechten,
Da ist ein spiegl auf erhaben
1040 In ein seul begraben.

Wer zu dem spiegl wil geen,
Da sicht vor einander steen
Staffen, der sint fünff und hundert,
Alle maisterlichen gesundert,
1045 Und sint andre getailet also,
Als ich dir empot do,
Das erste drittail von stainen
Michele, lauter und raine,
Die staine nenne ich dir alsus:
1050 Chrisolitus, berillus, onichilus.
Das annder drittail sag ich dir,
Bey der warhait glaube mir,
Da ist dreyer hannde staine auch bey,
Wisse es, daz es also sey.
1055 Die staine sint also genant:
Amatiste, smaragde und der jochant.
Das obriste drittail ist gelait,
Wisse es bey der warhait,
Von dem cristalle, jaspis und sardius,
1060 Das märe nennet dirs alsus.
Wenn man zu dem spiegl kumen sol,
Der ist in ein seul verworcht wol.
Auf der seule zwo ander seulen stand,
Die zwo seuln ander neun auf hand,
1065 Auf den neun ein seule dann stet,
Auf der ainen vier und zwainczig auf geet,
Auf den vier und zwainczig aber aine.
Vernym, was ich mayne:
Der seuln sullen zwo und dreyssig sein,
1070 So sol dir sagen der pot mein.
So man ye lennger auf geet,
So der spiegl ye mer seul hat;
Geet man aber wider ze tal,
So ist der seulen mynder an der zal,
1075 Und ist ze jungste nün ein ainigeu.
Die seul sint auch getailt in dreu,
Yeglich tail von dreyer hande staine,
Die ich dir hie beschaine:
Chrisolitus, berillus, onichilus.
1080 Das erste tail ist geordent alsus.

Anmerkungen.

12 du *fehlt nicht, wie Zarncke angibt, in der hs. Im folgenden vers die hs.* erloosest; *doch ist jedesfals mit hs. R. die 2. sing. praet.* erloeste *lesen, wie Zarncke als conjectur in den text sezte. Der nebensatz 12 fg. aber mit dem vorhergehenden gegen Zarncke verbunden werden.*

16 ân dich *hs. gegen Zarncke:* die; an *hier für* âne *wie auch v. 275. 681* an *für* âne *steht; dagegen 512. 560* ane, *294. 319. 584. 690. 730. 101 411. 686* one. *Wie Zarncke s. 956 vermutete, ist v. 275 und 681 eine ver selung mit* an *annehmbar.*

18 *hs.* gewern = *währen, dauern. Mhd. wb. III, 581.*

19 *ausschliessender conjunctivsatz mit dem sinne: sie (gottes gnade) denn sein (des menschen) gehilfe sein. Ähnlich v. 34, jedoch mit negatio dem verbum:* es entet got; *mit* dann *531.*

23 *hs.* die deinen, *welches keinen sinn ergibt. Zu lesen ist wahrsche nach hs. R. und Zarncke:* erloestest mit deiner gothait; *vgl. v. 13.*

26 *hs.* andern menschen, *was keinen sinn ergibt. Zu lesen ist nach Za* an der menscheit, *wie sich im hinblick auf* sy *v. 27 ergibt.*

30 *hs.* da, *wie Zarncke angab; dieser vermutete eine lücke in der hs. schen 30 und 31. Aber der gedanke, dass der ungehorsam der ersten men durch gottes huld zugelassen ward, um dadurch anlass zur späteren erlösu geben, ist alte theologische ansicht. Vgl. Otfrid II, 6, 53—54.*

36 en erde *ohne artikel mit abgeschwächter enklitischer präpos.* in; *vgl. wtb. I, 749. Hs.:* herren erde.

38 uns *hs.* für unser, *wie v.* 187 all *für* aller, *ferner* 583 und *für* Vgl. auch 345 an sein tugent.

108 lernet *hier und* 206 *für* lêret. *DWb. VI, 768; Lexer, Hwb. I, Pfeiffer, Germania 5, 241 zahlreiche nhd., aber wenig mhd. beispiele diese tauschung.*

133 tödtliche, *wortform für sterblich, durch dieses seit dem 16. jahrh in bestimter bedeutung ersezt.*

146 *hs.* berüen. *Jedesfals ist mit Zarncke zu lesen:* beruochen, vgl. *weniger wahrscheinlich erscheint* beruoren *oder* beruowen, *wenn dieses au schreibweise der hs. am nächsten kommen würde.*

166 *hs.* lembtig *für* lebentig, *wie* 341. 581 *steht.*

180 *hs. R.:* dein *für* mein.

187 *hs. Ambras:* all; *hs. R.*: aller; *vgl. zu* 38.

188 frumige *hier gen. plur.,* 782 *dat. sing. masc. des adjectivs* vrümec mig *(Mhd. wb. III, 430); in beiden fällen neben* rîch *und im reime auf* l *mit entstelter adjectivflexion.*

193 eben tragen = *an wert gleichen.*

222 an dem jungsten = *an dem lezten, zulezt, am ende aller dinge. 1680, 4:* unz an daz jungiste. *Unwahrscheinlicher erscheint die auslassun* tage *oder* urteile. *Zarncke gegen die hs.:* an dem ende.

228 *hs. R.:* ob *statt* an.

239 antheis = antheiz = *gelübde, versprechen.*

246 *ist vielleicht zu lesen:* daz ist sein reiche offenbäre = *das ist off sein reich, d. h. das land, das ihm (nicht den Muhamedanern oder heiden) zug*

248 *hs. R.:* In sein himelisches reich. *Der vers leidet vielleicht an zusätzen:* namen und dem. *Beide lesarten der hss. ergeben nicht das richtige.*

272 *hs. Ambras*: hiebey *gegen den reim; hs. R.:* hieby.

283 owern = *auerochsen; hs. R.:* auern. panckel = *panther.*

298 bedeute *hier und* 648 *als adv.* = *deutlich, algemein verständlich. Es finden sich dafür Mhd. wtb. I, 327 nur wenig belege. Vgl. Otfrid* in githiuti *V, 8, 8, anders* githiuto *I, 1, 101. II, 24, 8.*

304: *das sind gottes geheimnisse* = *sehr geheimnisvolle wunder.*

314. *Die Ambraser hs. lässt es unentschieden, ob mit dr. v. Grienberger* linstuzen *oder mit Zarncke* luistuzen *zu lesen ist. Der lateinische text bei Zarncke s. 911 bietet keinerlei anhaltepunkt für die lesart.*

320 jugenden, *späteres denominatives verbum. Komt im Mhd. wb. gar nicht, bei Lexer, Hwb. I, 1487 nur als: jugendlich sein vor. Hier und* 448 *bedeutet es mit reflexivem acc.: sich jugendlich machen, verjüngen;* 346 (*mit hülfsverb* haben) *dagegen: jugendlich werden. Hs. R. hat:* jungon.

340 *hs. Ambras:* weerhafft. *Jedesfals ist mit hs. R.* boerhafft *zu lesen* = *dass die asche neues leben gebiert.*

346 *hs. R. anschliessend an die lesart v. 320:* gejunget.

355 Putter *die hs.; der schreiber hatte bei* 353—55 *bibelstellen wie Jesaja 7, 15. 22. Hiob 20, 17 im sinne. Dagegen schreiben hs. R und Zarncke:* gutter = guoter. *In dem Münchener texte bei Zarncke s. 947, 243 steht:* milich und hönig hab wir vil.

373 phlaume, *509. 515 fg.* phlume = *fluss. Im Mhd. wb. II, 1, 511 belege seit dem 12. jahrhundert.*

420 *hs.* ursloff, *nicht* besloff, *wie Zarncke angibt. Es ist sicher substantivische ableitung von* sliefen, *bedeutet aber keineswegs* = *unterschlupf, schlupfwinkel. Ahd. (Graff, Sprachschatz VI, 806) ist* urslauf *als glosse zu* exuviae *belegt, geradezu als bezeichnung der alten haut, aus welcher die schlange verjüngt ausschlüpft; vgl. Schmeller² III, 508. Hier ist wol bei sonstiger unbelegtheit im mhd. diese bedeutung zu verstehen und zwar im gen. plural: von den häuten, aus denen die schlangen ausgeschlüpft, ist der wald voll.*

426 *hs.* Slimpus. *Zu schreiben ist wol:* Olimpus *nach dem latein. texte bei Zarncke s. 912:* ad radicem montis Olimpi.

454 gesehen *statt* gesehende *mit aktiver bedeutung.*

558 *hs.* welhe staine *statt* (s)welh stein. *Vgl.* 597 wurme *(nom. sg.).*

583 *hs.* und, *zu lesen ist* under.

585 *hs.* ains, *zu lesen ist* zins. *Vgl. v.* 199.

591 würme *(mit deutlicher bezeichnung des umlautes) hier wol acc. plur., da* 592 *anakoluthischer wechsel des numerus statfindet, vgl. v.* 932 *fg.;* 597 *steht* wurme *als nom. sing.,* 818 wurmes *als gen. sing.*

606 *hs.* nün = niwan: *nichts als seiden, reinseiden; vgl.* 970. 1002. 1007. 1075. *Dagegen steht* 516. 771. 910. 920 niht wann, 317 niht mer dann; 401. 510. 522. 598. 996 *nach früherer verneinung* wann, *ebenso* 480 *ohne verneinung.*

622. *Ähnliche sprachwendungen belegt Mhd. wb. III, 40. Der dativ erklärt sich wol aus der auffassung: das gilt ihm sehr billig, darauf komt es ihm nicht an.* — 647 *hs.* nich *für* nicht.

652 rumore *deutlich in der hs. (v. Grienberger).*

657 *hs.* misselunge. *Zu lesen ist mit Zarncke:* missehellunge.

659 *hs. R.:* halten.

668 = *die uns widerfahrene unbilde rächen.*

675 *fg.* garrotsche *verderbt aus:* carroccium = *streitwagen.*

676 volget *im sing. bei nachfolgender zahl 10,000; ebenso* 1012 *bei 30,000. Viele beispiele bei Schachinger, congruenz in der mhd. sprache, s. 78 fg.*

680 fuozgengel *schon bei Notker, Boethius de consol. IV, 10 belegt, öfters mhd. z. b. Konrad v. Wirzburg Troj. kr. 24,862, im 15. jahrh. geradezu geläufig; später dafür:* fussgänger. *DWb. IV, 1, 1, 1025.*

755 und *ersezt hier die relative anknüpfung.*

782 frumige *s. oben zu* 188. — 800 flammen *als acc. sing. mascul.?*

897 *und* 898 *verderbt. Ursprünglich dürften gestanden haben die formen des praet.* striten *und* vermiten *als genaue reime und sprachlich anpassender.*

932 manneler, *unbelegtes wort, bedeutet eine besondere art der unzuchttreibenden, wie v.* 933 *andeutet.* 933 *das pronomen* er *mit numeruswechsel, ähnlich wie* 591 *fg.*

1001 uber laut = *ahd.* ubar lût = *öffentlich, entsprechend dem hier, wie es scheint, neugebildeten* uber stille = *verborgen, heimlich.*

1008 schale = *speiseschale, schüssel; als mascul. sonst nicht vorkommend. Hs. R. liest:* dru schale, *was auch keinen sinn gibt.*

1013 mensch *hier flexionsloser plur. beim zahlwort, wie sonst* man *und andere massbestimmungen? Grimm Gramm. IV, 285.*

1071 *hs.* geet; *zu lesen ist nach dem reime:* gât. *Hs. R. hat* geet, *und dementsprechend* 1072: het *als verbesserung.*

GEISENHEIM (RHEINGAU). F. W. E. ROTH.

ZU DIETRICHS FLUCHT.

2318. *alrêrst hân ich iuch brâht*
an daz rehte mære,
wer aldern des von Berne wære.

Statt *wære* ist *wæren* zu lesen; vgl. Iwein 7514 *wer si beide wâren,* und zum reime v. 3457 *brünnen : wünne* u. a.

3420. *dô sturben sunder melme*
die recken vaste âne zal,
dâ sie vielen ûf daz wal.

Solte nicht statt des mir unverständlichen und auch von Martin nicht erklärten *sunder melme* zu lesen sein: *in dem melme* = in dem staube? *in den melm vallen* ist in kampfschilderungen häufig (s. Lexer u. d. W.) = *vom rosse gestochen werden.*

4066. *sechs und sechzec tûsent man*
die wâren alle nû bereit
ze rechen als uns ist geseit:

die heten im alle triwe geswarn
mit guotem willen unervarn.

Zur erklärung von *unervarn,* das Martin nicht zu erklären noch zu bessern weiss, dient eine stelle aus dem Augsburger stadtrecht, angeführt bei Lexer II, 1825: *ein unervarner man,* d. i. *ein mann, der noch auf keinem unrecht ertapt ist, ein unbescholtener mann.*

5970. *man hiez dô geben wider gelt*
spîse trinken ungezalt.

Martin bemerkt: *wider gelt;* man erwartete gerade *âne gelt.* Ich vermute: *widergelt* = als belohnung, wie *ze widergelte* Erec 5642.

6857. *Manic tür unde tor*
begunde man in dô tragen vor
an graben unde an mûre.

Martin vermutet für *einem vor tragen* die sonst nicht belegte bedeutung: vor einem wehren, gegen jemand verteidigen. Doch ist nicht ersichtlich, weshalb man sich gerade auf die verteidigung der tore beschränkt haben solte. Ich vermute eine entstellung; vielleicht *sperren vor* „versperren“?

7071. *dô sprach der recke Nentwîn*
„herre, welt ir, ich tuon iu schîn,
ob irz hœren welt zehant:
si hânt iu den namen her gesant,
sint iu liep die helde starc
sô sendet dar ahzectûsent marc.“

Martin erklärt 7074 *den namen* durch „die summe“. Wenn aber nicht eine verderbnis vorliegt, so möchte es eher durch verkündigung, botschaft widerzugeben sein.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

ZUM TILL EULENSPIEGEL.

(Abdruck der ausgabe vom jahre 1515 in W. Braunes Neudrucken nr. 55. 56.)

38, 12. *Ulenspiegel sprach genediger her ich bin nit in euwerm land ich sitz in meinem land das ich gekoufft hab für einen ß. pfenning, unnd koufft das umb einen buren der sagt mir es wer sein erbteil.*

Lappenberg wolte *von* statt *umb* lesen, was auch Hermann Knust, herausgeber des abdruckes in Braunes samlung, zu billigen scheint.

Eine änderung ist aber nicht nötig; vgl. die belege für *umbe einen* (= von einem) *koufen* bei Lexer II, 1722.

67, 24. Eulenspiegel von einer frau und einer magd aufgefordert, ihnen ein wahres wort zu sagen, antwortet: *Welche fraw vil vor der thüren stat, und welche vil weisses in den augen hat, hetten sie zeit und stat, das wer nit alles visch uff dem grad.*

Schon die reime *(stat : hat : stat : grad)* weisen darauf hin, dass der verfasser des Eulenspiegel hier einen alten priamelartigen spruch benuzt hat, der in etwas abweichender form mitgeteilt wird von Karl Euling in den Göttinger Beiträgen zur deutschen philologie (Paderborn und Münster, 1887) II, 19; er lautet dort:

Ain junges weib
Mit stoltzem leib
Die vnder jr tür stat
Und des weisen vil jn dem augen hat
Mich duncket wol jn meinem sinn
Sie pflege auch gerne der liebin
Die wart nie frisch (lies *fisch*) *an dem grat.*

Zu der redensart *visch uff dem grad,* die sich übrigens auch noch im Esopus des Burkard Waldis findet, hat bereits Euling auf Walther v. d. Vogelweide 67, 28 (Lachm.) verwiesen:

Lîp, lâ die minne diu dich lât,
und habe die stæten minne wert:
mich dunket, der dû hâst gegert,
diu sî niht visch unz an den grât.

Si ist niht visch unz an den grât bedeutet: „sie ist nicht volkommen das, was sie sein solte.“ „Fisch bis auf die gräten“ ist im mittelalter bekantlich der ausdruck für etwas in seiner art volkommenes, so dass in dem fälschlich Gottfried von Strassburg zugeschriebenen Lobgesang auf Maria selbst von der gottesmutter gesagt wird: *du bist ein visch unz ûf den grât;* vgl. auch W. Grimm zur Goldenen schmiede XXXVII, 11.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

KLEINE NACHTRÄGE ZUM DEUTSCHEN WÖRTERBUCH.

Die folgenden nachträge zum Deutschen wörterbuche sind einem buche entnommen, welches den titel führt: Catholischer Geschicht-Spiegel, das ist: Historischer Auszug aller Begebenheiten Altes und Neuen Testamentes usw. Anfangs in frantzösischer Sprach beschrieben durch Herrn de Royaumont, Priorn von Sombreval. Anjetzo aber in die Hochteutsche reinlich überbracht durch M. K. Sultzbach, Verlegts Georg Christoph Weber, Buchhändler in Nürnberg 1732. Gewidmet ist es der gräfin Maria Eleonora Felicitas, gräfin von Arco, „des hochlöblichen königlichen stifts zu Hall regierenden frauen obristin". Aus der widmung erfahren wir, dass die erste auflage dem „höchstseeligen Chur-Fürsten von Bayern" gewidmet war; auch enthält das buch eine Approbatio Universitatis Salisburgensis, unterzeichnet von P. Gregorius Wibmperger, Benedictinus Eremitanensis etc. Universitatis p. t. Rector, gegeben im Salzburger collegium S. Caroli am 29. februar 1684, und endlich eine ebenfals aus dem jahre 1684 herrührende erklärung des F. Wolfgangus Eder, Ord. Erem. S. Aug. Bavariae Provincialis, nach welcher das buch mit dem französischen von der Sorbonne in Paris approbierten originale ganz gleichlautend und übereinstimmend befunden worden sei.

Der übersetzer war wol Augustinereremit, der sprache nach sicher dem bairischen stamme angehörend. Viele der im folgenden gebrachten wörter fehlen im Deutschen wörterbuche (sie sind mit * bezeichnet); andere sind entweder unbelegt dort verzeichnet oder mit belegen aus späterer zeit.

* **abfragen** mit accus. der person: Joseph fragte sie, als verdächtige gäste, ziemlich scharff ab s. 121.

* **abgöttereigreuel:** Achatz, welcher in Jerusalem allen abgötterey-greuel wiederum in schwang brachte s. 451.

* **abschlagen:** Paulus beschloss seine rede mit Bedrohung des erschröcklichen zornes gottes wider die, so die wahrheit nicht annehmen wolten, und schlug den staub seiner füße wider dieselben ab s. 489.

abschneiden: Er (Jesus) schneidet von ihrer andacht ab sowol den tempel in Jerusalem, als auch den berg Garizim in Samarien s. 675.

* **achtbeute** (verbotene, untersagte beute): Wenn schon die menschen von der Jerichontischen acht-beute nichts bei uns sehen, gleichwie damals bei Achan nichts gesehen ward s. 229.

* **allmachtstimme:** Mit seiner allmacht-stimme befahle er dem jüngling aufzustehen s. 697.

almosengeld: Nachdem dieser h. apostel das ihm anvertraute almosengeld von Antiochia nach Jerusalem gebracht.

* **altardienst:** Dieß sonderliche exempel (die bestrafung Core usw.) hat verständige leute iederzeit scheu gemacht, sich selbst zum h. altar-dienst einzudringen s. 209.

amtmeister: Roboam schickte ihnen Aduram, einen aus seinen vornehmsten amt- oder schatzmeistern s. 395, (Bei Grimm nur: obermeister in den zünften.)

anbringen (einen sturm): Endlich aber brachte er (Nabuchodonosor) nach zweyjähriger belagerung einen general-sturm an s. 470. (Diese wendung fehlt im DWb.)

anden (wider jemand): Er (Esau) vergesse alles, was er wider seinen bruder anden möchte s. 101.

* **anfang der sonne:** Indem er (Loth) jezt eben mit der sonnen anfang zu Segor ankam s. 58.

anhieb (angriff): Die philister fassten ein hertz, und giengen mit solcher ungestümm auf sie loß, dass sie gleich im ersten anhieb die arche gottes wegnahmen s. 295 (im DWb. nur in der bedeutung incisio lignorum).

ankleben: auf dass alle einen leib und wie der apostel spricht, ein brod ausmachen, welches Jesu Christo auf dem altar, allezeit mit geist und hertz anklebende, sich gleich wie er und samt ihm seinem vater aufopffert s. 186.

anlass, die (oder acc. plur.?) diesem ihrem gemurre aber eine farbe zu geben, nahmen sie die anlass von seinem weibe, die eine mörin war s. 203. (Das geschlecht ist hier ebenso zweifelhaft wie in der von Grimm angeführten stelle aus Fischart.)

* **anmerklich:** Anmerklich ist's, dass Salamon an diesem hohen feyertage zwey und zwantzig tausend ochsen usw. geopffert habe s. 387.

ansteckung: So haben wir dannoch wol in acht zu nehmen, dass wir durch die ansteck- und teilhaftigwerdung der fremden nicht umkommen s. 229.

anstehen (einem) (in einen dringen, einem anliegen): Sobald nun die morgenröte herangebrochen, stunden die engel dem Loth hart an, dass er sich mit seinem weibe hinauspackte s. 57. (Fehlt in dieser bedeutung.)

* **apostelstand:** Der heilige Matthäus sprang gleichsam in einem huy von der zollbank oder offentlichem sünder-sitz zu dem heiligen apostel-stande s. 683.

* **archbau:** Noe legte sich mit ganzem fleiß auf den archbau s. 19.

* **archendienst:** Ein fremder und zum archen-dienst unberufener Oza s. 348.

* **archwagen:** Oza, Abinadabs sohn, der den arch-wagen führte s. 347.

* **arzneistück:** Er riet ihm (dem jungen Tobias), auch das hertz, die gall und die leber, als nüzliche arzneistücke aufzuheben s. 488.

* **aufdünstung:** Item auf ein jegliches von diesen kleinen becken ein gefäß mit köstlichem rauchwerk zu setzen, damit, durch aufdünstung des lieblichen geruchs, die laybe geweyhet würden s. 185.

aufstößig: Weilen aber die kinder in ihrem (Rebeccas) leibe nicht allein empfindlich, sondern auch aufstößig wurden s. 80.

aufwerfen, sich wider jemand: weiln er sich selbsten, durch eine doppelte grobe sünde wider gott aufgeworfen (erst aus Wieland belegt) s. 370.

aufzieren: Der Heyland tratt in einen groß- und wol aufgezierten saal s. 783. (Bei Grimm erst aus Goethe nachgewiesen.)

* **ausbleibezeit:** Als er (Nehemias) sich nun seiner ausbleib-zeit wegen mit dem könige verglichen, machte er sich auf s. 480.

* **ausbrüchig:** Auch wuchs sein (Ismaels) heimlicher neid dermassen — dass er endlich durch äusserliche trangsal und allerley plagen, die er ihm bei gelegenheit antäte, ausbrüchig und offenbahr ward s. 66.

* **auscommandieren:** Diß volk (die Ammoniter) konnte dannoch nicht ruhen, sondern brachte abermal einige leichte truppen zusammen, wider welche David seinen generalen Joab auscommandierte s. 354.

* **außenaltar:** Auf diesem außen-altar verbrante man das fleisch des opfer-viehes s. 191.

* **barmherzigkeitsstrahl:** Indem dis ehedessen von gott so begnädigte volk soviel ungemach litte, und ihnen kein eintziger barmherzigkeit- oder trost-strahl von ihm erschiene s. 474.

* **bauernessen:** Der lüsterne linsenfresser Esau, der nicht geachtet seine erste geburt um ein schlechtes bauernessen zu verkaufen usf. s. 81.

* **bediener:** Dieser heilige mann (Moses), der des alten gesetzes ein bediener war s. 138.

bedrohen mit dem dativ: Die unbußfertigkeit der jetzigen christen, welche wol wissend, was gott ihnen und ihrer bosheit bedroht hat usf. s. 20. (Bei Grimm als fehlerhaft bezeichnet.)

* **bedrohung tun:** Die bedrohungen, welche gott uns heutiges tages tut s. 10.

* **befehlbrief:** Der könig versah ihn (den Nehemias) mit den nötigen paß — credentzial- und befehlbriefen s. 480.

* **beförchtlich:** Hingegen aber die peinen der andern (welt) desto beförchtlicher usf. s. 867.

* **befrohlocken** (beglückwünschen, preisen): Das ganze land befrolockte der Uremi ihr glück s. 287.

Als die weiber ihn (David) befrolockten s. 322.

Es ist schröcklich, dass man demnach nicht recht wisse, ob seine (Salomons) ewigkeit zu beweinen oder zu befrohlocken sei s. 393.

beikommen: Sobald Laban ihm beykommen (ihn erreicht hatte), machte er viel klagens und vorwerfens s. 96. (Fehlt in dieser bedeutung im DWb.)

* **beikömmlich:** Er (der evangelist Matthäus) hat sein (Christi) leben in etwas nachfolglicher und nach unsrer schwachheit beykömmlicher eingericht s. 617.

* **beipflichtig:** Er (Josef) gedachte zu beweisen, dass er dem übel, so er einer person, die ihm sonsten lieb und angenehm war, zu gemessen, nicht beypflichtig wäre (damit nicht einverstanden, teilnehmend daran, mitschuldig).

beiwohnerin (im selben hause wohnend): Die eine erzählet, wes gestalt sie beyde gantz allein in einem hause wohneten, alwo sie eines sohnes genesen. Drey tage hernacher wäre ihre beywohnerin auch niederkommen s. 377. (Im wörterbuche allgemeiner als accola, vicinus erklärt.)

* **bekehrungswort:** Dass sie, wie er, diese rechtschaffene bekehrungsworte zu ihm sagen könnten: Herr, was wilt du, dass ich tun soll s. 840.

beklemmen: Als man sie nun weit genug (aus der stadt) herausgelocket, wurden sie von beyden armeen beklemmet s. 278.

bequemen, einen zu etwas (zu etwas geschickt machen): Weil Samuel dermaleneinsten als ein grosser heiliger erscheinen solte, als bequemte ihn gott dazu von kindsbeinen an s. 288.

bescheidessen: Joseph sezte sich zur tafel und machte sich lustig mit ihnen. Um zu probieren, ob der alte neid noch in ihren hertzen steckte, liesse er dem Benjamin fünffmal mehr bescheid- oder teller-essen zukommen als seinen andern brüdern s. 126.

Es sind also wol auserlesene stücke gemeint, die hier der gastgeber dem gast[illegible] den er besonders ehren will, von seinem teller zusendet, wie Odysseus de[illegible] sänger Demodokos ein stück von seinem schweinebraten durch den herold zuschic[illegible] (Odyssee VIII v. 475 fgg.). Daraus entstand dann die weitere bedeutung ein[illegible] spende, welche die gäste vom feste mit nach hause nehmen. (Das „beschoadesse[illegible] der bairisch-österreichischen älpler.) Diese lezte bedeutung führt Grimm [illegible] erste an.

bestätigung (wie begründung): Es wäre ja einmal zeit, dass er (Jakob) dermale[illegible] an die bestätigung seines haushaltens gedächte s. 93.

* **bevorkommen:** Ihr verderben gieng ihnen desto empfindlicher zu hertzen, je lei[illegible] ter sie ihm hätten bevorkommen können s. 22.

Er (Loth) hätte ihnen (den gefahren) leichtlich bevorkommen können, w[illegible] er sich zu einer so heiligen gesellschaft beständig gehalten hätte s. 40.

Er wollte seinem sohn Hanon, der auf den väterlichen thron gestiegen, [illegible] höflichkeit bevorkommen s. 352.

bezäumung: Die sanftmütigkeit des hertzens und die bezäumung der zungen [illegible] die vornehmsten merckzeichen der innerlich-christlichen gerechtigkeit s. 690. (F[illegible] in dieser bedeutung, das zeitwort bezäumen ist angeführt.)

bezüchtigung (= züchtigung, qual): Sie (die maccabäischen brüder) baten (sic) [illegible] dieser bezüchtigung die hand ihres gottes an s. 584. (Fehlt in dieser bedeutu[illegible])

* **bindgewalt:** Damit sie (die seele) wider auferweckt werde durch die kraft sei[illegible] worts und gnad, durch die bind- und auflösens-gewalt s. 763.

* **bisamiert:** Als er (Isaak) den köstlichen geruch seiner bisamierten kleider ge[illegible] chen hatte s. 84.

* **blödfeige:** Seine gottseligkeit machte ihn (Josaphat) behertzt und er war kein [illegible] cher blödfeiger nicht wie seine vorfahren, welche das hertz nicht gehabt, [illegible] dunkeln götzen-wälder umzuhauen s. 414.

* **bloßsetzen:** Gott liess einen wurm kommen, der die wurzeln dieser epheula[illegible] zernagte, welche darauf verdorte und den propheten (Jonas) wie zuvor den sonn[illegible] strahlen, derer hitze gott noch durch eine geschwülige brandluft vermehrte, ga[illegible] bloß setzte s. 571. (Bei Grimm erst aus Wieland und Klinger belegt.)

blutbegierde (blutbegier aus Lessing belegt): Damit sie ihrer schändlichen, zugl[illegible] lust und blut-begierde noch einig vergnügen gäben s. 553.

* **bluthure:** Ein herliches banquet, auf welchem die tochter der unzüchtigen bl[illegible] huren Herodias offentlich getantzet s. 709. (Fehlt bei Grimm, obwol es auch [illegible] Simplicissimus, ed. Tittmann I, 169 vorkomt: Du bluthur, ich will dich lerne[illegible])

* **blutkostend:** Nachdem nun Pilatus den herrn Jesum den soldaten preiß gelie[illegible] thäten diese ihm noch einen blut-kostenden schimpff an s. 799.

* **brandluft** s. aufdünstung.

* **brotvermehrung:** Nachdem der herr Jesus das grosse wunderwerk der brod-v[illegible] mehrung getan hatte s. 714.

* **brudermörderei:** Solcher gestalt muste dieser böswicht (Abimelech) die straffe [illegible] gen, welche er, seiner grausamen bruder-mörderei wegen, sowol verdient h[illegible] s. 255.

brustblatt: Das brust-blat oder vernunft-schildlein des hohenpriesters, wo[illegible] lehr- und wahrheit geschrieben stünden s. 195. (Fehlt in dieser bedeutung.)

* **bussexempel:** Es war ihm nicht genug seine untertanen durch sein buss-exem[illegible] zur buß bewegt zu haben s. 568.

bußsack: Es muste bei ihnen (in Ninive) alles vom grössesten bis zum kleinsten fasten und buss-säcke anziehen s. 568.

bußweg: Der herr Jesus erklärte, dass der buss-weg die rechte landstrasse zum himmel wäre s. 701.

n die büchse blasen (bestechen): Der könig Antiochus machte mit absetzung dieses heiligen hohepriesters, für wessen amt sein bruder Jason bey nahe eine tonne goldes versprache, zu seinem tyrannischen regiment einen herrlichen anfang. Aber sein bruder Menelaus, welcher dem Antiocho noch besser in die büchse bließ, trugs davon s. 576. (Der beleg beweist deutlich die bedeutung zahlen, und zwar hier in absicht der bestechung.)

christritterlich: Wann uns gott ein so herlich werk und eine so christritterliche tat, anderer leute erretter zu werden, gelingen lassen s. 44.

christilästerer: Wie wol es der verfluchten Christi-lästerer noch leider überall genug gibt s. 31. (Das eigenschaftswort christlästerlich ist aus Melanchthon belegt.)

dankaltar (aus Günther, Ramler und Gökingk belegt): Das erste, so Noe vornahm, war, dass er seinem gott einen dank-altar aufrichtete s. 25.

* **diebswinkel:** Er sagte, dass das haus gottes ein bethaus und kein marckplatz, viel weniger ein diebswinkel wäre s. 771.

* **dörrejahr:** Wie nun das dritte teuerung- und dörre-jahr zu end geloffen s. 406.

ehegemahl als femininum: Susanna war eine tochter Helciä und die ehegemahl Joakim s. 550.

* **eheverbündnisse:** Sie könten auf keine weise und wege gottesvolk sein, wenn sie die ehe-verbündnissen, so sie mit weibern, so seine feinde waren, gemacht hatten, nicht widerum zu nicht machten s. 478.

* **ehrenbeförderung:** Damit sie jederzeit zittern und beben, ja auch die allerheiligste ehren-beförderung förchten s. 342.

* **ehrengerüste:** Er machte seine kirche zu einem ewigen denckmal und ehrengerüste seiner Victori s. 822.

* **ehrenglück:** Im anfange des Davidischen ehren-glückes s. 315. Das ehrenglück, dem wahren gott den ersten tempel auf erden aufzurichten s. 382.

* **ehrenkrone:** Sie (Susanna) ist die ehrenkrone ihres geschlechtes s. 554.

* **ehrenstufe:** Da sahe man den demütigen Mardochäus die höchste ehren-stuffe besteigen s. 508.

* **eiferfeuer:** Die grosse liebes-flamme, welche diesen mann gottes innerlich verzehret, ist seinem eiferfeuer für die gerechtigkeit nicht zuwider s. 173.

* **eifersüchtigkeit:** Er (Adam) schriebe diss göttliche verbot einer schändlichen eifersüchtigkeit zu s. 8.

* **eigennutzsüchtig:** Die eigennutzsüchtige leute, denen ihre wissenschaft zu nichts anders diente, als ihre sünden zu vergrössern s. 645.

* **eildringend:** Der könig hätte ihn in gewissen und zwar so eildringenden geschäfften ausgesandt s. 328.

* **einbüßung:** Die einbüssung aller seiner ritterlichen brüder s. 608.

* **eingreifer:** Wider seinen bruder Jacob, den er auch als einen betrüger und ungerechten eingreifer anklagte s. 35. Sie wollen auch lieber denen ungerechten eingreiffern, welche sie übermeistern, in sanftmut nachgeben s. 380.

* **einlassung:** Diese einlassung mit einem fremden potentaten (dass er beim Philisterkönig Achis schutz suchte) verwickelte David in seltsame händel s. 337.

einstellen: (= einsetzen): Diss anbetens-würdige sacrament, so der sohn gottes damal zum trost und heil der gläubigen eingestellt s. 784. (Fehlt in dieser bedeutung.)

endung: (sinn, bedeutung, absicht): Man war solche (die eigentlichen worte der heiligen) abzukürzen verbunden. Man drücket nichtsdesto minder ihre eigentlichen endungen aus, und zeigt ihre gedanken und verstand genau an, ob man gleich nicht überall die zahl ihrer wort behält (erinnerung s. 3).

* **erdengefäß:** Diese erden-gefäße, krüge oder töpffe bedeuten die gebrechlichkeit unserer schwachen leiber s. 251.

* **erdenkung:** Dass sie nach erdenkung allerhand gegenwehr sich auf nichts als auf die unüberwindliche stärke ihrer mauern zu verlassen wusten s. 224.

ersteifen transitiv: Indem er dem könig so ungescheut zugeredt, seinen arm ersteiffet, und widerum zurecht gebracht hatte s. 400. (Bei Grimm nur als intransitiv aufgeführt.)

* **erzmärtyrer:** Die kirche hat an diesem heiligen erzmärtyrer Stephano nichts grössers gefunden als die liebe, so er gegen diejenigen bezeuget, so ihn töten s. 832.

* **ewigstehend:** Ihr haus auf erden dörffte zerstört worden seyn, allein gott hätte ihnen gewisslich ein ewigstehendes im himmel eingeräumt s. 136.

* **fahrlosigkeit** (nachlässigkeit, fahrlässigkeit): Er rückte ihm (Abnern) seine fahrlosigkeit vor, dass er seinen herrn so übel bewahret s. 335.

* **falschheitsgift:** Die welt würde bald von dem falschheit- und verleumdungsgifft gereinigt seyn s. 561.

farbe geben: Diesem gemurre aber eine farbe zu geben (es zu begründen, einen vorwand dafür zu finden), nahmen sie anlass von seinem (Moses) weibe s. 203. (Guter beleg zu s. 1324.)

* **feldherrnstelle:** Sie liessen ihn (Jephte) bitten, er wolle doch kommen und die obriste feld-herrn-stelle betretten s. 257.

fehltreffen (misgeschick): Es wurden ihrer zwey und zwantzig tausend niedergemacht. Dieses fehltreffen machte sie einigermassen bestürzt s. 278. (Im wörterbuch nur als zeitwort aus Jean Paul belegt.)

feldweg: Indem nun Abraham diesen seinen vornehmen gästen ein feldweg oder zwey gesellschaft leistete s. 52. Er masse die stadt mit seinem mass-rohr, und befand sie auf zwölfftausend stadia oder feldweg s. 890. (Im wörterbuch ist in dieser bedeutung nur der genitiv feldwegs aufgeführt.)

* **festgläubig:** Jonathas fasste eine resolution, die recht heldenmässig und auf ein fest-gläubiges vertrauen auf gott gegründet war s. 308.

* **festtagsmahl:** Als er einsmals ein festtags-mahl in seinem hause angestellt s. 484.

feuerstrafe: Er befahl dem Aaron, seinen zorn, welcher unter dem volk ausgangen und die feuer-straff, die bereits wüst um sich fraß, zu stillen s. 208. (Im wörterbuch ohne beleg.)

* **finsternisgeist:** Es mische dieser finsternüss-geist (der teufel) gar oft sein unkraut unter den guten samen s. 704.

* **fleischeswollust:** Man gibt ihn, wie ein Vieh, den schnöden welt- und fleischeswollüsten hin s. 272.

* **flucht kiesen, die:** Gott stürmte mit donner und blitz unter die philister, daher sie erschraken und in grössester unordnung die flucht kieseten s. 302.

Judas (Maccabäus) schlug diese grosse armee dergestalt, dass sie weichen und für seiner hand voll volk eine schändliche flucht kieson muste s. 594.

frauenrecht (recht der herrin): Sobald Sara über ihre magd unbeschrenkte gewalt bekommen, brauchte sie ihr völliges frauenrecht und fuhr der Agar dergestalt mit, dass sie ihre scharffe bestraffung nicht länger dulden könnende hinter der tür urlaub nahme. (Im wörterbuch aus Stieler: privilegia mulierum.)

friedensgeist: Als scheute er sich auch nicht mit einem friedens-geist mitten unter die kriegs-waffen zu gehen s. 101. (Im Wb. ohne beleg.)

* **friedopfer:** Es war die anzahl der schlacht-fried- und brand-opffer unbeschreiblich s. 385.

* **gartenbad:** Wie Susanna ihrer gewohnheit nach in ihr garten-bad gangen s. 551.

* **gassenwinkel:** Achatz richtete den abgöttern in allen gassen-winkeln zu Jerusalem altäre auf s. 453.

* **gastfreihaltung:** Die besondere lieb und gastfreyhaltung des Abraham s. 51.

* **gastmahlsfreude:** Da verändert Esther von stunden an die gastmahls-freud in traurigkeit s. 510.

gebärenszeit (im Wb. gebärzeit); Als nun die gebärenszeit herbey kommen s. 80.

* **gebetform:** Der herr Jesus würdigte sie (das cananäische weib) anfangs nicht einmal einer antwort, uns in ihrer person eine vortrefliche gebet-form vorzuschreiben s. 719.

* **gebethilfe:** So sie ihre schäflein lieb haben, sollen sie ihnen billig diese gebethülffe nicht abschlagen s. 166.

* **gefängnisjahr:** Als die siebentzig gefängnis-jahr völlig verstrichen s. 475.

gefolge (= folgerung): Diese zogen ein übles gefolge und ein unglückliches omen hieraus s. 509. (Fehlt in dieser bedeutung).

* **geheimgesicht:** Daniel ist einer aus den propheten, denen gott die zukünftigen dinge durch geheim-gesichte offenbaret hat s. 547.

* **geistinnerlich:** Jesus offenbahrte ihr sofort das ganze geheimnüss des neuen gesetzes, als welches nichts als ein geistinnerlicher dienst ist s. 674.

* **haderfeuer:** Sie haben zuweilen eine freude daran, wenn sie das haderfeuer besser schüren können s. 40.

* **handbetastlich** (handgreiflich): Aber gott, bey welchem in einer so augenscheinlichen, ja handbetastlichen übertrettung seines gesetzes keine ausred farb halten konnte s. 12.

Dieser grobe handbetastliche betrug (als hätte Bel alles aufgezehrt), ward geglaubet s. 557.

* **hauptgefangener:** Potiphar lässt den Joseph stracks zur königlichen verhafft bringen und unter andern haupt-gefangenen scharff bewachen s. 112.

* **hauptsäule:** Weil er (Samson) sich aber dieses schimpffs von hertzen schämete, liesse er sich zwischen die beyden haupt-säulen stellen, worauf das gantze haus ruhete s. 271.

* **heidengreuel:** Judas bediente sich die (sic) zwischenzeit, um den tempel von dem heidengreuel zu reinigen s. 594.

heranbrechen: Sobald nun die morgenröte herangebrochen s. 57. (Erst aus Goethe belegt.)

herausspeien: Dieses urtheil — sollt alle die jenige zittern machen, welche dergleichen greuliche gotteslästerungen ohne scheu herausspeyen s. 200.

* **herrenhandel:** Dem frommen Abraham war das gehadder recht zuwider, weilen er bereits vorher sahe, wie dass aus einem knecht-gerauffe endlich ein herrenhandel werden dörffte s. 38.

* **hervorstammen:** Auch sollen aus seinem geschlecht nicht allein viel völker sondern auch viel könige und hohe lands-fürsten hervorstammen s. 49.

* **herzbrüderlich:** Joseph umarmet und küssete sie alle mit hertz-brüderlicher liebe s. 127.

* **herzensbeschaffenheit:** Dass sie in gleicher hertzensbeschaffenheit, wie er, diese rechtschaffene belehrungsworte sagen könten: Herr, was wilt du, dass ich thun solle s. 840.

* **herzensdemut:** Wir müssen zuvorderst, wie dieser hauptmann, eine sehr tieffe hertzens-demut haben s. 694.

* **herzensdienst:** Sie sollen ihm einen aufrichtigen hertzens-dienst leisten und im geist und in der wahrheit lernen anbeten s. 675.

* **herzensfinsternisse:** Gottes gerichte sind um desto viel erschröcklicher, je unsichtbarer sie sind und zum öfftern in so dicken hertzensfinsternissen verschlossen liegen usf. s. 442.

* **herzenstafeln:** Die rechte arche ist die gläubige seele, welche sein gesetz auf lebendigen hertzens-tafeln geschrieben erhält s. 183.

* **herzensvereinigung:** Die unruhe ist an der innern reinigkeit und innerlichen hertzensvereinigung mit gott nicht wenig hinderlich s. 745.

herzenswunde (aus Goethe, Schiller, Heine belegt): Gott sante seinen propheten Nathan, auf dass er ihm die augen auftäte und seine hertzen-wunde recht sehen und fühlen machte s. 358.

himmelsgut (aus Schenkendorff belegt); Gott berieffe ihn endlich zu sich und liesse ihn die unbegreiffliche himmels-güter genießen s. 78.

himmelwein (aus Weckherlin belegt): Der andere wein hingegen ist der himmel-wein und der neue wein (Matth. 9, 17) des neuen menschens, welcher die seel seeliglich truncken macht s. 668.

* **hinabbringung:** Dass man wägen und fuhrwerk zur hinab-bringung Jakobs und der seinigen vonnöthen nach Canaan sendete s. 128.

* **hinausführung:** Kein mensch kann seinen verordnungen widerstehn noch dero hinausführung verhindern s. 123.

* **hineinschlappen:** Er solle achthaben auf die, welche das wasser auf beyden knaien liegende wie die hunde hineinschlappen würden s. 247.

hinlegung (= aussetzung): Des kindes (Moses) hinlegung und vor augen schwebender untergang muss die veste grundseule seiner hoheit werden s. 129. (Fehlt in dieser bedeutung.)

hochfeierlich (aus Voss und Pyrker belegt): Josua, welcher von Mose gelernet, wie notwendig es sey, gott hochfeyerlich zu danken s. 221.

* **hochgetragenheit:** Simon hat ihnen ein herrliches grabmal aufgerichtet und selbiges mit lobsprüchen, wappen und andern zieraten bereichert, welche ihm seine, nicht hochgetragenheit, sondern gottseligkeit in sinn gegeben s. 610.

hochzeitsaal (aus Goethe belegt): Sie brachten eine so grosse menge von allerley gut und bösen leuten zusammen, dass der hochzeit-saal endlich voll ward s. 774.

* **hoffartsbau:** Dieser hoffart-bau (v. turm von Babel) war eine figur dessen, was die welt hernachmals jederzeit tun würde s. 33.

* **hoffartgeist:** Nichts ist so mächtig, den hoffart-geist aus den hertzen zu jagen als die psalmen dieses propheten s. 316.

* **hoffartwurm:** Der sich mit einer weisheit, dergleichen kein Adamskind gehabt, des hoffart-wurms nicht hat erwehren können s. 393.

hofgepräng (aus Sturz belegt): Der pharisäer stund da mit stoltzen geberden und bestunde sein gebet erstlich in einem pur lauteren complement oder hoffgepräng s. 756.

* **hofweihrauch:** Sie (die fürsten) sollen denen nicht trauen, die unaufhörlich den hof-weyrauch opffern s. 449.

* **hoheitsteige:** Allein gott wolte weisen, dass zu der hoheit-steige kein andrer weg gebahnt sey als die demut s. 32.

* **höllenkünste:** Er (Saul) trachtete dasjenige durch schwartze teuffels- und höllen-künste zu finden, was er vom himmel nicht erhalten konnte s. 340.

ins hundert (zu hunderten): Die juden antworteten ins hundert, dass wann er kein übeltäter wäre, würden sie ihn nicht daher gebracht haben s. 794.

* **hundsrecht:** Sie gestunde gern, dass sie nichts als eine arme hündin wäre, den herrn Jesum aber gleichsam mit seinen eigenen worten zu fangen, truge sie ihm in aller demut vor, dass ihr folgends, aufs wenigst das hunds-recht gebühre, nämlich die brösamlein, so von ihrer herren tische fielen. s. 720.

* **hülsengemüse:** Malassar besorgte, wenn er ihnen nichts als hülsen-gemüß zu essen gäbe, dass sie etwa magerer und ungefärbter aussähen s. 533.

* **immerschreiend:** Dieser sprachen-unterschied ist bis dato geblieben wie eine immerschreiende stimme, welche sich überall hören lässt s. 33.

* **irdischverständig:** Gott sagte diesen groben und irdisch-verständigen menschen unverholen (den hirten), sie würden ein kind in einer krippe liegend finden s. 639.

jahrgeschichten (aus Niebuhr belegt): Assverus liesse ihm die jahr-geschichten seines königreichs verlesen s. 507.

jubelposaune: Nichts macht gottes volk sieghafter als wenn man sie durch den schall seines wortes anfrischet und durch die jubel-posaunen, das ist, durch die gnade so ihnen gott widerfahren lässt s. 225.

judendoctor: Woraus dieser juden-doctor leicht ermessen konnte, wie notwendig es sey usf. s. 670.

judenkönig: Der könig Herodes, da er von einem neuen judenkönig hörte, entsetzte sich ob der zeitung s. 645.

judenpöbel: Dass sie (die apostel) dasjenige über seine gemeine Christen sein müssen, was seine jünger über den allgemeinen juden-pövel waren s. 687.

keuschheitgabe: Die allerunbeflecktesten jungfraun sind vor seinen augen sehr unrein, wenn sie durch diese himmlische keuschheit-gabe nur stöltzer und hoffärtiger werden s. 703.

kirchenbraut: Dieser göttliche bräutigam kam auf erden, um sich auf immer und ewig mit seiner kirchen-braut zu verehlichen s. 6.

klemme fassen, in die: Der hinterhalt solle hervorspringen und nachdem sie die stadt in brand gesteckt, ihre erschrockene feinde in die klemme fassen und niederhauen s. 228. (Diese wendung fehlt im Wb.)

* **klugritterlich:** Da gieng es an ein rühmen und lobsprechen derjenigen (d. Judith), welche eine so klugritterliche helden-tat getan s. 501.

* **knechtgerauf** s. herrenhandel.
* **kopfstreich:** Sie knieten zum bossen vor ihm nieder, gaben ihm backen- ι kopf-streiche und sagten usf. s. 799.
* **kraftstimme:** Sie (die engel) blasen lermen und ruffen die unglücke mit ei mächtigen und niemal leer abgehenden kraft-stimme herzu s. 867.
* **kraftwein:** Dieser kraft-wein (s. unter himmelwein) verändert dem mensch sein herz durch eine warhafftige bekehrung s. 668.

kreuzbaum (für d. kreuz selbst; bei Grimm nur in andrer bedeutung belegt): A Jesus den berg Calvariä mit dem schweren creutz-baum erstiegen s. 804.

* **kreuzstimme:** Weilen die trübsal und die creutz-stimme eigentlich die stimm ist, welche durch die wolken bis zu seinem throne dringt s. 145.
* **kunstherrlich:** Das gestickte und kunst-herrlich abgenähete teppichwerke, we ches an allen seiten des tabernaculs hervorglantzte s. 180.
* **kunstleuchter:** St. Gregorius hat sich besonders über die feste gediegenheit ur stärke dieses heiligen kunstleuchters verwundert s. 189.

* **landeiche** (landesübliches maß): Es giengen nach unserer land-eiche zu rede bey die dreyhundert fuder wassers drein s. 384.
* **landvater:** Dahero das dörfftige volk zusammenlief, und dem könig Pharao, a gemeinem land-vattern, seine noth klagte s. 120.
* **landvatermörderisch:** An demselbigen ort, wo er seine land-vatter-mördc rische hände an ihn gelegt s. 577.
* **landverderben:** Es mögen alle menschen daraus ersehen, wie dass die unrei liebe gemeiniglich ein betrübtes ende nehme, ja zum öfftern ein gantzes lanc oder stadt-verderben nach sich ziehe s. 105.
* **landweiber:** Dass viel aus den juden sich ohne unterschied mit abgöttischen lanι weibern in höchst-verbottene ehe-pflicht eingelassen s. 477.
* **leerfinster:** Das erste, so er schuffe, war nichts denn ein gestaltsloser klumpen u ein leer-finsteres wesen s. 1.
* **lehrexempel:** Sie gab allen christlichen müttern ein herrliches lehrexempel s. 58
* **lehrnutzen:** Damit wir aber aus einem so grossen exempel den lehr-nutzen zi hen mögen s. 694.
* **leimkot** (lehmkot): Dass den menschen allezeit etwas von dem gebrechlichen leir koth anklebet, woraus sie gemachet worden s. 356.
* **leuchterröhre:** Auf diese sieben leuchter-röhren befahle gott sieben güld lampen zu setzen z. 187.
* **levitenmangel:** Weilen er aber inne worden, dass der damalige leviten-mang zu dem tode Ozä gelegenheit geben s. 348.
* **levitenrock:** An seiten war es zu, aber oben gienge es auf, wie die heutige lev ten-röcke s. 194.
* **lichtkörper:** Was halffs Josua, diesen grossen licht-cörper zu hemmen im hin mel, da er doch den geitz nicht bändigen konte auf erden s. 232.
* **linsenfresser:** Der lästernde linsenfresser Esau s. 81.
* **löwengebiss:** Die sünde hat ein löwen-gebiss, wie die schrifft sagt s. 547.
* **löw-pard:** Es war gleichsam ein löw-pard oder pardel s. 876.
* **lustbegierde:** Damit sie ihrer schändlichen, zugleich lust- und blut-begierc noch einig vergnügen gäben s. 553.

***lustwerk:** Er hielte dieses für sein hauptsächlich lust-werk und für seine vorderste schuldigkeit s. 483.

***lügengewalt:** Christus hat als der wahre Samson die feinde der wahrheit ohne waffen erschlagen und ihrer ganzen lügen-gewalt nichts als die einfalt etlicher wenig fischer entgegengesezt s. 266.

***lügenmischung:** Damit das wort deß evangelii durch irrthum und lügenmischung nicht verfälschet würde s. 623.

marmorherzen (aus Lenz und Wieland belegt): welche oft aus den allerhärtesten marmor-hertzen die buss-thränen locken s. 162.

***martergeselle** (leidensgenosse): Joseph, welcher hierinnen den herrn Jesum vorbildete, da er zwischen seinen marter-gesellen, nemlich den zweyen schächern den unterschied macht s. 116.

***massrohr** s. unter feldweg.

***mehrweiberei:** Er hatte siebenhundert eheweiber benebenst dreyhundert kebsweiber, ungeachtet dass das gesetz, so die mehr-weiberey zwar zuliesse, eine so übermachte viel-weiberey höchlich verbotten hatte s. 392.

***menschengebräuche:** Dass sie (Maria) wohl nicht auf welt- oder menschen-gebräuche gesehen habe s. 633.

menschengedanken (aus Herder belegt): Es ist — zu sehen, wie kräfftig die wahrheit sey, wenn alle menschen-gedanken sie schon scheinen niederzutrücken s. 409.

***menschenregiment:** Man wundert sich billig, dass die juden das menschen-regiment dem göttlichen haben vorziehen mögen s. 303.

***menschenurtheil:** Nachdem er zum eingang gedachter predig alle menschen-urtheil über einen hauffen geworfen s. 687.
Wie hoch seine gericht erhebt seyen über menschen-urtheil s. 757.

mitleidensthränen (mitleidsthränen aus Herder und Stolberg belegt): Die freud seines triumphierenden einrittes war so groß nicht, dass er nicht zuvor viel bitterer mitleidens-thränen vergossen s. 770. Andächtige mitleidens-thränen und eifrige nachfolgungswerke müssen beysammen stehen s. 804.

***murrer:** Weilen diese murrer nach dem hohenpriesterthum stunden, bestraffte er diesen ihren ehrgeiz s. 206. Gleichwie die israelitischen murrer damals von den feurigen schlangen am leibe vergifftet wurden s. 211.

***myrrhenwein:** Man gab ihm alsbald myrrhen-wein mit gallen vermischt zu trinken s. 804.

***nachfolgwürdig:** Dieses wird auch zu allen zeiten ein herrliches muster und ein nachfolg-würdiges exempel der ehre und deß gehorsams seyn, den die kinder ihren eltern schuldig sind s. 493.

nachhieb: Er (Pharao) musterte sein volk, welches die begierde ihrer geschirre, die sie ihnen auf langes widergeben geliehen hatten, zu diesem nachhieb (verfolgung) gewaltig anfrischte s. 154. (Fehlt in dieser bedeutung im Wb.)
Nachdem man zu abend ein wenig ausgeruhet und der nachhieb selbige nacht noch fortgesezt werden solte, zog Saul gott zu rat s. 308.

nahrhaft (im sinne von: andern nahrung verschaffend?): Ozias richtete die verfallenen mauern, thüren und werke von Jerusalem widerum auf und war durchgehends ein emsiger und nahrhaffter herr und ein sehr guter haushalter s. 451. (Ohne beleg für den gebrauch von personen.)

naturordnung (aus Kant, Herder und Schiller belegt): Auf diese weise ward Isaac seinen lieben eltern, auf befehl dessen, der ihnen ihn wider alle natur-ordnung gegeben hatte, widergegeben s. 571.

* **neidseuche:** Nun wollte gott diß, mit gifftiger neid-seuche angesteckte bruder-hertz (Kains) durch sein zureden selbst curieren s. 15.

* **neugebrochen:** Hiemit tratten sie in diese neugebrochene bahn (den weg durchs rote meer) s. 155.

* **nichtauflösung:** Samson gab ein räthsel unter dem wort-bedinge, dass ihnen dessen auflösung einen guten gewinn, die nichtauflösung aber ebensoviel verlust bringen solte s. 262.

* **oberbrotmeister:** Der oberschenk und der oberbrodmeister verletzten seine majestät s. 115.

* **oberherrin:** Sie (Deborah) hatte die ehre, die erste von gott über sein volk gesetzte oberherrin zu seyn s. 238.

oberherrlich (aus A. W. v. Schlegel belegt): Abraham richtete seinem gott, der so oberherrlich über die königreiche waltet, einen altar auf s. 35.

* **oberzähltermaßen:** Als nun die engel den Loth oberzählter massen hineingezogen s. 56.

* **obgesagtermaßen:** Da ihnen obgesagtermaßen seine tücken noch nicht bekant waren s. 646.

* **ofenbrunst:** Gleichwie die ofen-brunst seinem heiligen zu einem kühlen morgenthau und zu einem lieblich streichenden abend-lüftlein wird s. 538.

pfandstellung (aus Voss, Wolken des Aristophanes belegt): Jacob beschwerte sich höchlich, dass sie sich durch pfandstellung ihres bruders dem manne pflichtig gemacht hätten s. 122.

* **pflanzgewächse:** Am sechsten tage gebote gott der erden, nicht zwar mehr pflanz-gewächse und bäume, sondern lebendige thiere hervorzubringen s. 2.

* **preisliefern:** Nachdem nun Pilatus den herrn Jesus den soldaten preißgeliefert s. 799. (Diese wendung fehlt.)

* **preiswerdung:** Wie sie ihres mannes tod und die preißwerdung der archen vernommen s. 294.

* **priestermord** (aus Klinger belegt): Dieser fuchsschwäntzer war ursach, dass der könig sein gedächtnis durch einen gottesräuberischen priester-mord auf immer und ewig abscheulich machte s. 328.

regierstuhl (erst aus Heine belegt): Nach dieser so grossen herrlichkeit, so er Petro zugesagt, dass er dermaleins auf dem regier-stuhl der hauptstadt der ganzen welt sitzen würde s. 722.

* **reichsedle:** Dieser junge printz gab den einspeyungen seiner reichs-edlen gehör s. 352.

* **reichsgeschlecht:** Das gebot des kaysers Augusti, welcher durch beschreib- und schatzung aller seiner reichsgeschlechter und unterthanen usw. s. 636.

* **residenzfestung:** Die wahre busse ist dasjenige, was den seelen neue krafft giebt, und welche in ihr die seulen der teuflischen residenz-vestung zusammenschlägt s. 273.

* **richterlos:** Sobald Deborah gestorben, und das volk dadurch abermal haupt- und richterlos geblieben s. 239.

* **rückgedanken:** Er machte ihm nicht einen rückgedanken über seine unschuld und dass Esau schuldig wäre s. 101.
* **rückschlägig machen:** Niemand könne seinen (gottes) rat umstossen und seinen willen rückschlägig machen s. 123.
* **sabbathbrecher:** Gott thäte den ausspruch: man solle nemlich diesen sabbath-brecher ohne barmherzigkeit steinigen lassen s. 201.

tafelgenoss (aus Wieland, Matthison, Thümmel belegt): Er hatte ein teil an der glückseligkeit Evilmerodachs, inmassen er sein täglicher gast und tafelgenoss worden s. 474.
* **taggesicht:** Cornelius sahe um die none stunde, das ist um 3 uhr nach mittag, und folgends in einem tag-gesichte einen engel s. 841.
* **taufamt:** Johannes dörffte sich kaum unterfangen, sein tauff-amt an ihm zu verrichten s. 660.
* **telleressen:** siehe bescheidessen (s. 126).
tempeldiener (aus Schlegel belegt): Die bosheit eines aus den tempeldienern selbst verstörte diesen frieden.
* **teufelstrafe:** Gott strafte damals eine ausserordentliche und recht teufflische brunst mit einer ganz ausserordentlichen jedoch gar gerechten teuffel-straffe s. 59.
* **theurungsjahr:** siehe dörrejahr (s. 406).
* **thränenquellend:** Der mensch müsse trachten, sein zorn-feuer mit dem wasser einer thränen-quellenden busse auszudämpffen s. 32.
* **tischweise:** Hierauf befahl ihnen Jesus, sie sollen machen, dass sich das volk tischweise, je fünfzig und hundert zusammen, auf den grünen wiesen niederlasse s. 712.
* **tochtermord:** Sie (die tochter Jephte) brachte es dahin, dass aus einem unmenschlichen tochter-mord gott ein angenehmes brand-opffer ward s. 259.
todesmeer (aus Lenau belegt): Nachdem Jesus sich gleichwie Jonas aufgeopffert, für das heil der ganzen welt ins bittere passions- und todes-meer geworfen zu werden s. 566.
todessentenz: Dennoch wird der todessentenz unfehlbar über sie ergehn s. 202.

verblenderei: Pharao hatte seine zäuberer, welche durch krafft ihrer zäuberey oder vielmehr verblenderey ihre ruthen auch in schlangen veränderten s. 145.
verfrühern: Die stunde unseres Heylands war noch nicht kommen, war auch in keines menschen gewalt, dieselbe zu verfrühern oder bevorkommen s. 708.
verführlich: Diese abgöttische metzen gowannen durch ihre lust-reitzende freundlichkeiten die leicht-verführlichen juden dergestalt usw. s. 215. (Hier von personen gebraucht im sinne von verführbar.)

GRAZ, AM 3. JAN. 1893. RUDOLF REICHEL.

LITTERATUR.

Geschichte der deutschen litteratur. Ein handbuch von **W. Wackernag**
2. auflage, fortgesezt von **Ernst Martin.** II, 3: achtzehntes jahrhunde
S. 287—538. 4,80 m. II, 4: neunzehntes jahrhundert. S. I—XVI. 539
710. 3,20 m. Basel, B. Schwabe. 1893. 1894.

Wilhelm Wackernagels litteraturgeschichte liegt jezt neubearbeitet und zuglei zum ersten male völlig abgeschlossen vor, und die vollendung dieses werkes ka als ein für lehrende und lernende höchst erfreuliches ereignis begrüsst werden. W tuend berührt schon beim ersten durchblättern den leser die durchsichtige klarh in der anordnung des gewaltigen stoffes, die in sehr zweckmässiger weise so dur geführt ist, dass jezt der erste band des gesamten werkes die zeit bis zum ausga des 15. jahrhunderts, der zweite, um etwa 200 seiten stärkere band die neuho deutsche litteratur bis 1870 umfasst, und zwar so, dass jede der 4 lieferungen d ses bandes einen in sich äusserlich und innerlich abgegrenzten zeitraum in wolgeg derter und abgerundeter darstellung behandelt.

Schon in der zweiten lieferung des lezten bandes beginnen die abschnitte, E. Martin, ohne an gedruckte vorarbeiten Wackernagels gebunden zu sein, völlig n und selbständig ausgeführt hat; doch sagt er im vorworte s. VIII gewiss mit rec dass er sich in den grundanschauungen gerade in bezug auf die litteratur unser jahrhunderts eines sinnes mit seinem hochverdienten vorgänger fühle. Dass er d erst nach 1870 aufgetretenen schriftsteller noch nicht in die historische betrachtu hineingezogen hat, ist nur zu billigen. Zwar haben manche dieser schriftsteller sch in schülerleitfäden eingang gefunden; aber wie sprunghaft sind solche erwähnunge wie subjektiv und unsicher die ausgesprochenen urteile!

Auf die bis in das 16. jahrhundert erstrebte volständigkeit der angaben h Martin für die neuere litteratur — und je näher der gegenwart, um so mehr — m gutem grunde verzichtet. Er hat nach eigener wolerwogener auswahl nur diejenig dichter und schriftsteller behandelt, welche in ihrer zeit angesehen waren und au für uns noch wichtig erscheinen dürfen. Bei der grossen ausdehnung, welche jüngster zeit die litteraturgeschichtliche und philologische einzelforschung erhalten h hat eine solche darstellung, welche die wichtigsten resultate derselben in sich a nimt und zugleich selbständig weiter ausbaut, ihr besonderes verdienst.

Martin trägt seinen stoff durchweg in klarer und übersichtlicher, stets dur den nachweisbaren geschichtlichen zusammenhang begründeter anordnung vor, d zugleich auch die erfahrungsmässig festzustellende entwicklung der einzelnen gattu gen der poesie und prosa erkennen lässt. Vor jedem grösseren abschnitte hat er ganz in der weise Wackernagels — algemeine übersichten über die äussere und inne entwicklung der litterarischen zustände, sowie über die geschichte der sprache u verskunst gegeben. Dabei ist aber doch die rücksicht auf die individuelle entwic lung der einzelnen schriftsteller dadurch gewahrt worden, dass die wirksamkeit ein jeden für sich abgeschlossen an einer stelle behandelt ist, auf die vorkommend falles an anderen stellen verwiesen wird. Ich kann nach vielfacher prüfung d einzelnen nur mit hoher anerkennung die geschicklichkeit und umsicht rühmen, m welcher Martin bei der anordnung verfahren ist, um so verschiedenen zwecken zuglei in gründlich belehrender und frisch anregender weise zu dienen: von der albernh solcher kritiker, welche durch ihnen auffallende oder ungewohnte einzelheiten i gesamturteil über den wert eines handbuches bestimmen lassen, bin ich nie berüh

worden. Dieses handbuch der deutschen litteraturgeschichte wird als ein wahrhaft wissenschaftliches im sinne seines begründers fortwirken und unter den vielen schon vorhandenen deutschen litteraturgeschichten noch auf lange zeit hin seinen eigentümlichen und sehr ehrenvollen platz behaupten können.

Ich muss mich hier damit begnügen, nur wenige einzelheiten zur erläuterung und bestätigung des gesagten noch besonders hervorzuheben. Wackernagel liebte es, bei der algemeinen charakteristik einer litteraturgeschichtlichen periode von bestimten schlagwörtern auszugehn, an deren erläuterung und begründung durch specielle belege sich eine vorläufige orientierung über richtungen und bestrebungen, welche dieser periode besonders eigentümlich sind, im lehrvortrage fruchtbar anknüpfen liess. Niemand wird sich wundern, als solche schlagwörter für das 18. jahrhundert: aufklärung, philosophisches zeitalter — für das 19. jahrhundert: streben nach bildung auch bei Martin (s. 287. 539) vorangestelt zu sehen. Aber die bestimten nachweise darüber, dass eben die zeitgenossen selbst diese wörter mit besonderem nachdrucke als für ihr streben besonders bezeichnend angewant haben, werden jedem leser belehrend und vielen sogar überraschend sein. Dass z. b. der an die grenze des 19. jahrhunderts hinanreichende Adelung auch in der lezten auflage seines deutschen wörterbuches das wort bildung in unserem sinne noch gar nicht aufführt; dass dagegen Immermann es bereits 1830 mit ironischer satire auf die bestrebungen seines zeitalters anwendet[1], das wären einige weitere belege für die typische geltung, welche dieses wort seit der zeit der romantiker gewonnen hat.

Nicht selten war mir die von Martin befolgte anordnung beim ersten lesen ungewohnt und überraschend; doch fand ich dann bei genauerer einsicht, dass gerade durch diese neue anordnung die personen und die sachen in hellere und bessere beleuchtung traten. So z. b. wenn der lyriker Günther s. 346 nicht, wie es bisher meist geschah, mit rückblicken auf die sogenanten schlesischen schulen begleitet, sondern mit vorblicken auf die ihm folgenden Brockes, Hagedorn, Drollinger verbunden wird; wenn die dramen Heinrichs von Kleist s. 583 zur vaterländischen dichtung der befreiungskriege hinüberführen u. v. a.

Überall zeigt es sich, dass die knapp aber doch in tadellosem und ungekünsteltem satzbau ausgesprochenen urteile Martins aus den eingehendsten studien geschöpft sind; mir wenigstens haben sie an vielen stellen neue kentnis gebracht, wie z. b. die bemerkung, dass Th. Körner in seinen lustspielen vielfach pläne von Kotzebue benuzte (s. 587). Bei der nhd. alliterierenden dichtung, die mit recht schon an den Sigurd von Fouqué angeknüpft wird (s. 549), kann die bemerkung hinzugefügt werden, dass die wirklich bedeutenden originalwerke, welche diese versform im nhd. wider heimisch zu machen suchten (W. Jordan, R. Wagner, F. Dahn) ihrem ersten entwurfe nach sämtlich einem recht eng begrenzten zeitraume seit etwa 1865 angehören. Das alliterieren war eine art von fieber, welches damals einige mit formensinn reich begabte talente mächtig ergriff, aber auch bei diesen später, soviel ich weiss, wider vorübergegangen ist.

An der grossen zahl der biographischen und bibliographischen angaben habe ich sehr wenig zu berichtigen gefunden. Nur die bemerkung sei zu s. 685 gestattet,

1) Im Tulifäntchen II, 4 philosophiert der riese Schlagadodro:
Der prinzessin erdenzweck war
mich zu bilden. Aber jetzo
hat sie diesen zweck erfüllet,
denn ich weiss die schwere menge usw.

dass Klaus Groth noch in voller rüstigkeit unter uns in Kiel lebt; zu s. 686, da[illegible] Marie Nathusius in Neinstedt bei Quedlinburg gestorben, und zu s. 691, dass [illegible] Mommsen in Garding geboren ist.

KIEL. O. ERDMANN.

Die stellung des zeitwortes nach *und*, sprachgeschichtlich untersucht [illegible] **Johannes Poeschel.** [Wissenschaftliche beihefte zur zeitschrift des allg. de[illegible] schen sprachvereins, nr. 5.] Braunschweig, J. H. Meyer. 1893. 47 s.

Die schon XXV, 288 erwähnte abhandlung ist jezt in erweiterter bearbeit[illegible] erschienen; ausser eigenen studien hat auch die trefliche Berliner dissertation [illegible] B. Schultze (Zwei ausgewählte kapitel der lehre von der mhd. wortstellung. 18[illegible]2) dem verfasser neues material zur historischen feststellung des sprachgebrauches geboten. Die voranstellung des verbums im einfach aussagenden, selbständig an ein[illegible] vorhergehenden angereihten satze komt im ahd. vor nach *joh* sowie nach *inti* (na[illegible]ch diesem jedoch nie bei Otfrid, einigemal im Isidor, öfters im Tatian, nur selten [illegible] Notker); immerhin ist sie für das ahd. als ausnahme zu bezeichnen gegenüber d[illegible] regelmässigen setzung des verbums an zweiter stelle. Im mhd. ist für diese au[illegible]nahmestellung eine ganz statliche anzahl von fällen nachgewiesen aus Hartmann u[illegible] Wolfram (z. b. Pz. 196, 2 *diu naht hete ende, und kom der tac.* Iw. 6023 *ir rat[illegible] ist niuliche tôt, und wil si ir swester enterben*) sowie aus der prosa Bertholds v[illegible] Regensburg (z. b. I, 402, 1 *er sitzet ûf dem himel und gênt im diu bein her a[illegible] ûf die erden*); die zahl der belege für die andere, regelmässige stellung des verbum[illegible] hat leider auch Schultze für kein denkmal bestimt angegeben. Im älteren nhd. bie[illegible]tet Luther nicht selten beispiele für das vorangestelte verbum, z. b. Mt. 16, 4 *dies[illegible] böse und ehebrecherische art sucht ein zeichen, und soll ihr kein zeichen gegeben werden.* Mt. 27, 52 *die gräber taten sich auf, und stunden auf viele leiber de[illegible] heiligen, die da schliefen.* Vorherschend aber ist bei ihm entschieden die andere art der stellung, wobei für das alte testament zu beachten ist, dass der hebräische grundtext den übersetzer sehr häufig gerade zur voranstellung des verbums hätte verleiten können (z. b. Genes. 1, 3 *und Gott sprach*, ähnlich unzählige male). Neu und überraschend ist der von Poeschel gegebene nachweis (s. 16 fg.), dass bei manchen prosaschriftstellern aus dem 17. und der ersten hälfte des 18. jahrhunderts geradezu ein überwuchern der inversion nach *und* eintritt. Freilich werden die einzelnen schriftsteller und auch die verschiedenen stilarten dabei genauer unterschieden werden müssen. Ich habe z. b. im Simplicissimus und in der reisebeschreibung des Olearius kein beispiel der inversion gefunden; in der Asiatischen Banise sind beide stellungen durch einander gebraucht; bei Leibniz in den Unvergreiflichen gedanken (s. QF 23) ist die inversion öfters angewant (§ 9. 33. 67. 78. 86. 101), anderswo unterlassen (§ 92; beide stellungen wechseln in § 61). Von jenen schriftstellern zwischen 1650 und 1750 aber [illegible] die sonst wol niemand als mustergiltig für uns hinstellen wird — scheint die zur manier gewordene voranstellung des verbums nach *und* in ununterbrochenem zusammenhange ihre ausläufer [illegible] unsere zeit hinein zu senden. Schon in der zweiten hälfte des vorigen jahrhunderts wurde sie aber von manchen bedeutenden schriftstellern [illegible] von Lessing) gänzlich gemieden, von andern mit bewustsein bekämpft. Unter diesen bekämpfern [illegible] der junge Goethe zu nennen, der in einem briefe vom 6 december 1765 einen satz seiner schwester in diesem sinne bessert [illegible] es wäre besser: *man gibt sich [illegible]* [illegible] ein datat seines lehrers Schöntaus [illegible] im jahre 1758 ihm die vor[illegible]

anstellung des verbums als vorbild dargeboten hatte. Doch hat Goethe selbst später manchmal von der voranstellung des verbums gebrauch gemacht, und zwar sowol in seinen jugendwerken als auch später (Pöschel s. 17; Lehmann, Goethes sprache s. 368 fg.); freilich ist dabei auf die verschiedenen stilarten, denen er folgt, rücksicht zu nehmen (s. u.).

Eine reiche blütenlese von urteilen neuerer grammatiker und stilisten, welche sich über die zulässigkeit der inversion (genauer der voranstellung des verbums) nach *und* ausgesprochen haben, hat Pöschel am anfange seiner schrift gesammelt. Er selbst ist, wie vielleicht auch andere gewissenhafte forscher, eben durch die erweiterte einsicht in die im laufe der zeit zu beobachtenden schwankungen des sprachgebrauches zu einer nachsichtigeren und milderen anschauung gekommen. Er will die inversion nach *und* nicht unbedingt verurteilen, lässt es aber nach meiner meinung an einer bestimten abgrenzung der fälle, in denen sie gestattet oder nicht gestattet sein soll, fehlen.

Dies veranlasst mich, die theoretischen gründe, welche man für die inversion nach *und* vorbringen kann, einzeln aufzustellen und zu prüfen. Eine solche sachliche sonderung und klarlegung der grammatischen fragen, welche für die beurteilung der erscheinung massgebend sein solten, erscheint mir auch nach Pöschels nachweisen und erörterungen noch notwendig.

Man kann von vier seiten her versuchen, die inversion nach *und* theoretisch zu begründen; und jeder, der sie verteidigen oder selbst gebrauchen will, solte sich darüber klar werden, welcher von diesen vier gründen für ihn der bestimmende ist. Die zwei ersten gründe lassen sich aus dem charakter des angereihten satzes (für sich ohne conjunction betrachtet), die zwei lezten aus der auffassung der conjunction *und* herleiten.

1. Im ahd. kam überhaupt die voranstellung des verbums auch im einfach aussagenden satze nicht selten vor; man kann also noch gegenwärtig nach *und* ihre anwendung aus dem fortleben dieser älteren freiheit zu erklären versuchen. Dies wird aber nur insoweit gerechtfertigt sein, als auch dieselbe besondere wirkung festgehalten wird, welche das vorangestelte verbum dem ausdruck verlieh. Ich habe dieselbe in meinen Grundzügen der deutschen syntax § 211 dadurch zu charakterisieren versucht, dass das vorangestelte verbum eine lebhafte gemütliche teilnahme des redenden am eintreten der handlung andeute. Wenn ein erzähler sie anwendet (besonders auch, wenn er aus der gewöhnlichen wortstellung zu dieser besonderen übergeht), so betont er ganz besonders den in dem vorangestelten verbum ausgedrückten vorgang, entweder aus reiner, lebhafter freude am ereignis, oder weil ihm dieser vorgang zur erläuterung, bestätigung oder beschränkung des vorher gesagten wichtig ist. Pöschel weist diese meine erklärung kurz ab (s. 29); ich finde aber, dass sie für die ahd. belege der stellung in der tat meistens zutrift. Man vergleiche z. b. die ersten verse des Ludwigsliedes: *einen könig kenne ich — (und zwar) heisst er Ludwig; . . . für den verlust ward ihm ersatz: (denn es) holte ihn der herr und ward sein erzieher;* so bieten noch die verse 5. 11. 22. 24. 28. 30 charakteristische belege. In unseren mhd. texten ist die voranstellung des verbums in allein stehenden aussagesätzen nicht mehr üblich; wenn dem verbum kein anderer satzteil vorangeht, so wird ihm wenigstens das satzeröfnende *es*[1] vorangeschickt, das —

1) Das älteste mir bekante beispiel dieses satzeröfnenden *es* steht in dem gedichte Diu wârheit (ausgabe von Waede, Kiel 1891, v. 29; Diemer s. 85, 27): *ix gehîte alsô werde der himel zuo der erde.*

wie leicht und tonlos es auch sein mag — für die lehre von der wortstellung als voller satzteil gilt und den satz dem regelmässigen typus I zuweist (Grundz. § 94. 211). Im nhd. aber kommen in naiver oder auch in leidenschaftlicher rede vorangestelte verba auch ohne *es* wider vor. Wo nun diese voranstellung des verbums überhaupt noch üblich und für gewisse schattierungen des vortrages verwendbar ist, da kann niemand etwas dagegen einwenden, dass sie auch nach *und* gebraucht werde — fals eben der folgende satz in entsprechender weise vorgetragen werden soll. Luther bildet naiv erzählende sätze wie Joh. 4, 11 *spricht zu ihm das weib* usw.; deshalb ist es nicht auffallend, dass er auch bei anknüpfung mit *und* das verbum voranstelt in erzählenden sätzen wie Matth. 27, 52 *und stunden auf viele leiber der heiligen* (wo, wie Pöschel richtig bemerkt, gerade der wunderbare vorgang des auferstehens in den vordergrund zu stellen war). Ähnliche vergleichungen kann man zwischen gewissen stellen aus Goethe und Schiller anstellen. Wenn wir im Götz lesen: *und soll die hasenjagd angehen*, so finden wir ja bei demselben jungen Goethe auch den liedanfang: *sah ein knab' ein röslein stehn.* Die stelle aus Schillers Räubern II, 3 *hier stehn neunundsiebzig . . . und weiss keiner auf wie und kommando zu fliegen* lässt sich vergleichen z. b. dem ausruf in Wallensteins lager 593 *weiss doch niemand, an wen der glaubt!* Ebenso ist die voranstellung des verbums in den gemütlich und naiv erzählenden Grimmschen märchen zu beurteilen (*die ziege ist in den wald gelaufen, und weiss keiner das tier zu finden!*).

In unserer modernen prosa aber haben wir die voranstellung des verbums in einfacher aussage sonst aufgegeben. Wer sie nach *und* aus dem angeführten grunde rechtfertigen wolte, der müste zugleich in dem durch *und* angefügten satze einen übergang in naive oder in leidenschaftlich erregte rede nachweisen. Für alle fälle der einfach berichtenden, amtlichen oder geschäftlichen prosa darf von einer berufung auf diesen grund keine rede sein.

2. Eine zweite erklärung kann sich auf diejenigen fälle stützen, in welchen den beiden durch *und* verbundenen sätzen ein vorangestelter satzteil gemeinsam ist. Eine solche „spitzenbestimmung" (ich behalte den von B. Schultze gebrauchten namen bei) muss, wenn sie auch im zweiten satze mit berücksichtigt wird, gerade nach strenger grammatischer regel das verbum des zweiten ebenso wie das des ersten satzes nach vorn ziehn. Schultze hat s. 47 fg. eine anzahl solcher beispiele im mhd. gesammelt (z. b. Berth. II, 7, 32 *sô wirt aller zorn abgenomen unt wirt fride und suone zwischen in und gote*); es ist möglich, dass die analogie mit solchen stellen fortgewirkt hat auch in dem eigentlich ganz anders gearteten falle, dass die spitzenbestimmung für den zweiten satz nicht gilt (z. b. Iw. 5609 *dar inne entwâfente man in, unde sande der wirt hin nâch zwein sînen kinden.* Auch für das nhd. kann man die grammatische correctheit der voranstellung des verbums in dem falle, dass die spitzenbestimmung auch für den zweiten satz gelten soll, nicht bestreiten; doch scheint es mir, als ob unser sprachgefühl oder unser stilistischer geschmack sich zu den verschiedenen möglichen fällen verschieden verhalte. Ohne jeden anstoss wird das gemeinsame subjectswort zweier mit *und* verbundenen sätze vorangestelt; ebenso auch das gemeinsam für beide geltende verbum mit anderen enge zu ihm gehörenden bestimmungen: *ich kenne seine lage und entschuldige ihn; von herzen vertraut der fürst seinem volke und das volk seinem fürsten.* Wenn aber jeder der beiden durch *und* verbundenen sätze ein besonderes subjectswort und ein besonderes verbum hat, so erscheint es leicht gekünstelt und gezwungen, wenn weniger wichtige bestimmungen, die beiden sätzen gemeinsam sind, ihnen voran-

geschickt werden: *von herzen vertraut der fürst seinem volke und hoft das volk auf seinen fürsten.* Grammatisch ist diese ausdrucksweise ja unanfechtbar, aber stilistisch ist sie anstössig und daher kaum üblich[1]. Sicher ist es empfehlenswerter, in solchen fällen auch im zweiten satze alle bestimmungen volständig zu geben und ihn von der zugehörigkeit zu jener weit vorhergehenden bestimmung gänzlich zu lösen. Für die verteidigung der inversion nach *und* in unserer modernen sprache bildet auch die „spitzenbestimmung" keine sehr haltbare stütze, und namentlich eine erweiterung auf solche fälle, in denen sie zum zweiten satze gar nicht passt, ist als entschieden fehlerhaft zurückzuweisen. Ähnlich spricht sich Pöschel s. 23 aus.

3. Anderseits kann man die voranstellung des verbums zu erklären oder zu rechtfertigen suchen durch eine besondere bedeutung oder geltung des wörtchens *und.* Sowol Pöschel selbst (s. 10. 28) als auch manche von ihm angeführten verteidiger der inversion (s. 25. 40. 42) äussern sich in diesem sinne, aber nicht mit hinreichender klarheit und nicht mit scharfer sonderung der grammatischen kunstausdrücke. Man spricht von einer engeren verbindung der sätze, die durch die inversion bezeichnet werde, oder von der vieldeutigkeit des *und* — was doch heissen soll, dass in bestimten bedeutungen oder fällen die inversion nach ihm gestattet oder empfehlenswert sei, in anderen aber nicht. Beide wendungen sind unklar und, wenn man ihren inhalt grammatisch schärfer bestimt, gerade für die gegenwärtige deutsche schriftsprache unzutreffend. Nach der jezt herschenden auffassung bezeichnet *und* eben keine engere verbindung der beiden sätze, sondern — ebenso wie bei seiner noch häufigeren anwendung zwischen einzelnen satzteilen — eine lose aneinanderreihung derselben, durch die nur ausgedrückt wird, dass der zweite satz neben dem ersten gilt, und zwar als eine der vorhergehenden gleichartige und gleichwertige aussage. Das wörtchen *und* ist auch gegenwärtig nicht vieldeutig, sondern es bezeichnet in unserer sprache eben nur diese lose anreihung ohne jede angabe über ein bestimtes verhältnis der einen aussage zu der anderen. In der älteren deutschen sprache sind zwar zu verschiedenen zeiten versuche gemacht, das *inti, unde, und* in speciellerer art zu verwenden (als relativpartikel oder als einleitung des bedingungssatzes, s. meine Grundzüge § 100. 126; auch als einleitung des nachsatzes = *so, und so* oder auch *und doch,* vgl. Pöschel s. 14. 25); aber alle diese anläufe sind ohne resultat geblieben und für unser heutiges sprachgefühl abgestorben und unverständlich. Sie fortzuführen und fest auszubilden war deshalb ganz unnötig, weil überall da, wo eine engere verbindung zweier sätze oder ein bestimtes verhält-

1) Ich erinnere hierzu aus neueren dichtern an zwei beispiele mit asyndetischer anreihung: *stellung wie die lieb' ich nicht, zeichnet dir auch Preisler nicht nach* (Klopstock, eislauf). *Dem dunkeln schoss der heil'gen erde vertrauen wir der hände tat, vertraut der sämann seine sat* (Schiller). Wolte man ein *und* zwischen beide sätze stellen, so würde uns die construction noch mehr gekünstelt und schwer verständlich erscheinen, als es schon jezt der fall ist.

Ebenso wäre zu beurteilen der satz: *In jedem dieser ausschüsse werden ... vier bundesstaaten vertreten sein und führt jeder staat nur eine stimme.* Wird aber die spitzenbestimmung dann im zweiten satze durch ein zurückweisendes pronomen ersezt (wie es tatsächlich in artikel 8 der reichsverfassung geschehen ist: *und führt innerhalb derselben jeder staat nur eine stimme!*), so kann die spitzenbestimmung natürlich nicht für die voranstellung des verbums als grund angeführt werden. Mit recht haben die gegner der inversion gegen solche fälle ihren allerschärfsten tadel gerichtet.

Nicht eben musterhaft ist auch der satz aus dem jüngsten jahresberichte der Goethegesellschaft (s. 8): *Leider war unser verehrter präsident ... verhindert an der versamlung teil zu nehmen und muste der stelvertretende vorsitzende die leitung der verhandlungen übernehmen.* Grammatisch ist es ja freilich durchaus zulässig, das *leider* auch auf den zweiten satz zu beziehen; aber schwerlich solte auch über den inhalt dieses zweiten satzes ein besonderes bedauern ausgedrückt werden.

nis zwischen ihren aussagen bezeichnet werden soll, uns ja eine völlig genügende anzahl deutlicher mittel zu gebote steht, welche in unserer sprache für diese zwecke ausgeprägt sind, und zwar sowol in unterordnender als in beiordnender satzfügung. Wir können bekantlich den ersten satz als (causalen, temporalen, concessiven usw.) nebensatz gestalten (vordersatz), den zweiten als **nachsatz** folgen lassen; in diesem falle ist voranstellung des verbums heute[1] ohne ausnahme üblich, auch wenn der nachsatz nicht durch eine besondere partikel (*so, dann, deshalb, dennoch* u. a.) eingeleitet wird. Oder wir können die einfache coordinierte folge der beiden sätze bewahren, aber im zweiten satze das sachliche verhältnis der zweiten aussage zum ersten durch eine besondere partikel oder adverbiale bestimmung angeben; tritt diese an die spitze des zweiten satzes (*so, dann, darauf, demnach, deshalb, in folge dessen* u. a.), so zieht sie das verbum nach algemeiner regel an sich heran.

Natürlich kann man auf diese beiden arten der satzverbindung verzichten auch in solchen fällen, wo sie der sachlage nach anwendbar wären, d. h. man kann auch in solchen fällen asyndeton oder einfache anreihung mit *und* anwenden; dann überlässt man es dem hörer oder leser, das verhältnis zwischen den beiden sätzen ohne besondere andeutung aufzufassen. Ein solcher appell an das eigene urteil und verständnis des hörers oder lesers kann auf künstlerischer absicht beruhen; mit recht ist das asyndeton schon in alter zeit als rhetorische figur und besonderes kunstmittel bezeichnet worden. Dann aber hat man (beim asyndeton wie bei der einfachen anreihung mit *und*) nach dem bisher gesagten **keinen grund** und **kein recht, die inversion** anzuwenden. Wenn dies dennoch unter berufung auf die engere zusammengehörigkeit der sätze oder auf ein bestimtes zwischen beiden aussagen bestehendes verhältnis geschieht, so hat der grammatiker volles recht, diese redeweise **als vermengung** der einfach anreihenden verknüpfung mit jenen beiden satzformen, also als eine **fehlerhafte anakoluthie** zu verurteilen und zu bekämpfen.

Eine solche vermengung liegt, wie ich glaube, in der tat der grossen menge von inversionen nach *und* in modernen schriftstücken eigentlich zu grunde. Nicht leicht wendet jemand die inversion an bei loser anreihung zweier aussagen, die einen auffallenden und unvermittelten gegensatz bilden: *ich weine — und du lachst!* Ebensowenig dann, wenn nach vorhergehendem abschluss durch einen punkt ein neuer satz mit *und* eröffnet wird: *Und Gott sprach* fg. Wol aber liest man oft genug in anzeigen oder berichten sätze wie die folgenden: (a) *die kaffeepreise sind rapid gefallen*[2]*, **und bieten wir** Ihnen das pfund zum schleuderpreise von .... an;* oder: (b) *gegen diesen vorschlag erhob sich keine einrede **und wurde** demgemäss verfahren.* Wenn man genauen einblick in die seelen der gewürzkrämer oder berichterstatter hätte, welche solche sätze in die welt schicken, so würde man wahrscheinlich finden, dass unter 100 fällen mindestens 90 mal eine vermengung mit jenen bestimteren und deutlicheren ausdrucksweisen vorliegt; d. h. dass den schreibern beim lezten satze in gedanken eine andere fassung des ersten vorschwebte, entweder: (a) *da gegenwärtig*

1) Im ahd. und mhd. ist die voranstellung des verbums im **nachsatze**, wenn derselbe keine besondere einleitende partikel hat, noch nicht fest ausgebildet; vgl. **Starker**, Wortstellung der nachsätze in ahd. übersetzungen (Gymn.-progr. Beuthen 1883) s. 15 und **Schultze**, Mhd. wortstellung s. 37 fgg.

2) Das komma vor *und* hier — zwischen zwei **volständigen sätzen** — fortzulassen (wie es manche modernen schriftsteller lieben) halte ich für tadelnswert. Es ist ein sehr guter schulgebrauch, diese fälle durch setzung des kommas von denjenigen zu unterscheiden, in welchen das *und* nur einzelne **satzteile** oder **unvolständige sätze** verbindet. Es wird auch in der tat beim sprechen vor *und* im ersten falle stets eine pause gemacht, im andern gewöhnlich nicht.

die kaffeepreise rapid gefallen sind, (so) —. (b) *weil gegen diesen vorschlag sich keine einrede erhob, (so)* —; oder: (a) *die kaffeepreise sind rapid gefallen; deshalb* —. (b) *gegen diesen vorschlag erhob sich keine einrede; in folge dessen* —. Gegen eine solche vermengung oder anakoluthie aber muss der grammatiker wie der stilist allerdings einspruch erheben, und ihre beförderung würde keinen vorteil, sondern einen nachteil für die correctheit, klarheit und deutlichkeit unserer rede herbeiführen[1].

4. Freilich lässt sich auch in wissenschaftlicherer weise aus der heutigen geltung des *und* eine einwirkung desselben auf die wortstellung des folgenden satzes ableiten. Man kann nämlich sagen: allerdings ist *und* eine einfach anreihende partikel, die eigentlich nicht zu den bestandteilen des zweiten satzes gehört, sondern — als rein formales verbindungszeichen vor ihn gestelt — ihn an den vorhergehenden satz anknüpft, d. h. eigentlich (nach K. F. Beckers treffender bezeichnung I, 361. 363. II, 318; vgl. Poeschel s. 34) reine coordinierende conjunction, nicht conjunctionelles adverbium ist. Aber es finden sich in der sprachgeschichte übergänge aus jener auffassung in diese, d. h. es komt vor, dass ein wort, welches eigentlich und ursprünglich reine conjunction war, wegen seiner gewohnheitsmässigen verwendung an der spitze eines satzes später als ein zu diesem gehörender bestandteil der aussage, also als conjunctionelles adverbium aufgefasst wird und deshalb das verbum an sich heranzieht. Solche wandelungen der auffassung, die teils zu einem heute noch unentschiedenen schwanken der stellung, teils bereits zu überwiegender voranstellung des verbums geführt haben, sind in der tat bei einigen satzverbindenden partikeln nachweisbar. Schwankungen und veränderungen in bezug auf die stellung des verbums lassen sich beobachten:

a) bei *doch, jedoch, zwar, freilich.* Nach diesen partikeln können heute beide stellungen des verbums angewant werden: 1. *zwar — die burgen sind zerfallen.* 2. *zwar sind die burgen zerfallen* usw. Bei der ersten art (die vermutlich die jüngere ist) werden die partikeln für sich gesezt, als selbständige beteurung oder als blosse andeutung eines auszusprechenden gegensatzes; bei der zweiten gelten sie als bestandteile des folgenden satzes und ziehen dessen verbum an sich heran.

Bei *dennoch* (das die bedeutung eines verstärkten *doch* hat) ist wol nur die zweite art üblich; bei vorangesteltem *ja* im ahd. nur die zweite, jezt im nhd. nur die erste; bei dem explanativen *nämlich* nur die erste.

b) bei *weder* und *entweder.* Jede von diesen beiden partikeln gibt ja ursprünglich im voraus eine andeutung über den inhalt zweier folgenden sätze (oder satzteile); *weder* ist das ahd. *niwedar, entweder* aus mhd. *einweder* oder *eindeweder* entstanden. Die ursprüngliche bedeutung der beiden partikeln, wenn sie vor zwei volständigen sätzen gebraucht wurden, lässt sich veranschaulichen durch die umschreibungen:

1. *keines von beiden — A geschieht nicht, noch geschieht B;*
2. *eines von beiden — A geschieht oder B geschieht.*

Heute aber wird *weder* (welches jezt auch allein als ausdruck der negation gilt, so dass im folgenden satze das *nicht* fortfält) als bestandteil des ersten satzes betrachtet und zieht dessen verbum an sich heran (ebenso wie *noch* das verbum des zweiten satzes); wir werden wol immer die folgende stellung anwenden:

1. *weder geschieht A, noch geschieht B.*

1) Wie R. Hildebrand (s. Pöschel s. 42) mit bezug auf solche fälle meinen konte, dass durch die umstellung die rede an kraft und deutlichkeit gewinne, ist mir schwer begreiflich.

Bei *entweder* findet schwanken zwischen beiden stellungen statt; *oder* aber hat sei alte geltung als reine conjunction auch in diesem falle rein erhalten und zieht n das verbum an sich heran.

Diese beispiele zeigen, dass manche partikeln in bezug auf die fähigkeit, d stellung des verbums zu beeinflussen, im laufe der zeit veränderungen und schwa kungen erlitten haben; aber daraus folgt nicht, dass eben dasselbe bei *und* eintret müsse oder empfehlenswert sei, welches von den unter a) angeführten partikeln ga verschieden ist und auch mit den beiden unter b) angeführten nicht so viel ähnlic keit zeigt, dass eine analogiewirkung gerechtfertigt erscheinen könte. Vielme schliesst sich in meinem sprachgefühle das *und* an die gruppe der reinen beiordne den conjunctionen *oder, aber*, nhd. *sondern*, nhd. *denn* an, welche nie das ve bum an sich heranziehn. Und ebenso bleibt *und* im deutschen scharf geschieden v *auch*[1], welches — wenn es einen ganzen satz an das vorhergehende anreiht u demselben vorangeht — stets das verbum an sich heranzieht, also (ebenso wie *ausse dem, überdies* u. ä.) nicht reine conjunction, sondern satzverbindendes adverb ist.

Dieser klar und rein ausgebildete charakter der einfach copulativ anreihend partikel *und* ist ein vorzug der deutschen sprache, den — trotz unbedeutend schwankungen des sprachgebrauches in älterer wie in neuerer zeit — festzuhal mir durch die sprachgeschichte ebenso wie durch die rücksicht auf klarheit und de lichkeit des ausdrucks empfohlen, ja geboten zu werden scheint. Deshalb bekäm ich viel entschiedener und rückhaltloser als Poeschel jede anwendung der invers nach *und* in unserer nhd. schriftsprache und wünschte sie von jedem lehrer jugend bekämpft zu sehen, obwol ich weiss, dass in verschiedenen zeiten unse sprachentwicklung und aus verschiedenen gründen entgegengesetzte strömungen sprachgebrauches vorgekommen sind. Das historische studium des älteren spra gebrauches soll einem vernünftigen und kräftigen streben nach regelrichtigkeit gegenwärtigen und künftigen nicht hinderlich, sondern förderlich werden.

KIEL. O. ERDMANN.

Die lateinischen dramen von Wimphelings Stylpho bis zur mitte 16. jahrhunderts (1480—1550), herausgegeben von **P. Bahlmann.** Ein bei zur litteraturgeschichte. Münster 1893. 114 s. 3,50 m.

Man darf sich freuen, dass dem bedürfnis einer zusammenstellung der la nischen dramen endlich abgeholfen worden ist. Wenn das vorliegende buch sich die zeit von 1480 bis 1550 beschränkt, so ist das nur zu loben, weil diese zeit besten dramatiker hervorgebracht hat, während später nur wenige zu einer bedeut gelangt sind. Für die zeit nach 1550 müssen wir uns vorläufig an Goedekes zus menstellung genügen lassen.

Der wert der arbeit springt sofort in die augen. Wir erhalten ein chron gisch geordnetes verzeichnis von 77 dramatikern, die sich nach der nationalitä unterscheiden, dass 46 Deutschland, 13 Italien, 10 den Niederlanden, 5 Frankr und 3 England angehören. Man sieht, wie zahlreich die deutschen dramatiker treten sind.

1) In den skandinavischen sprachen vertritt bekantlich die dem *auch* entsprechende partike *und*. Das deutsche aber braucht beide neben einander mit deutlicher sonderung.

Mit der aufzählung der einzelnen dramen verbindet der verfasser eine bibliographie nebst angabe der standorte der einzelnen ausgaben sowie eine kurze inhaltsangabe; dann und wann werden noch andere litterarische nachweise gegeben. Die arbeit war durchaus nicht leicht, wenn auch mancherlei vorarbeiten benuzt worden konten, die auf s. 3—5 aufgezählt werden.

Mit recht ist der ausgangspunkt von Wimphelings Stylpho genommen worden, denn diese komödie steht nach der neuesten forschung an der spitze der humanistischen dramatik in Deutschland. Ob aber Wimphelings Carmen de supplicio Petri Hagenbachii erwähnung finden muste, ist mir zweifelhaft; eher hätten die dialoge über die pflichten der fürsten und über die notwendigkeit eines Türkenkrieges genant werden können, die Wimpheling am 9. oktober 1498 in gegenwart des kurfürstlichen hofes zu Heidelberg von studenten vortragen liess. Ferner konte, ebenso wie unter nr. 2 der Dialogus Lollii et Theodorici, der, wie ich nachgewiesen habe, dem jahre 1478 angehört, angeführt worden ist, auch die Comedia Bile, die von Bolte im Hermes 21, 312 und von mir in berichtigter form in der Zeitschrift für vergleichende litteraturgeschichte n. f. 5, 391 veröffentlicht worden ist, genant werden. — Zu nr. 6 war auf Gregorovius, Geschichte der stadt Rom im mittelalter 7, 617 zu verweisen. — Zu s. 22. Grünpeck nent sich Boioarius (nicht Boivarius). — S. 26 2 a) z. 2. hinter victoria fehlt Divi Maximiliani. — S. 28 a) fehlt XII vor Kl. Sept. — S. 31 nr. 25 b. auch Paris. Joan. Macaeus 1536 8°. — S. 48 z. 16 lies 1873 statt 1874. — S. 55. die ausgabe der Rebelles von 1553 Vltraiecti Harmanus Borculeius führt Goedeke 2, 136 an. — S. 64 z. 15 lies 1539 statt 1839. — Ebendas. i) der übersetzer heisst Henr. Mettengang (nicht Wettengang). — S. 68. 4 a) lies discitur st. dicitur. — S. 70 z. 13 lies an dem st. an den. — S. 71. Von Naogeorgs Pammachius werden noch exemplare in Dresden und Münster i/Westfalen nachgewiesen, die Bolte und Er. Schmidt unbekant geblieben sind. — S. 73. 2 a) lies Groningen st. Gröningen; vgl. s. 71. 1 a). — S. 79. Vor Agapetus fehlt 2). — S. 81. 4) l. Pecuparumpius. Ein exemplar in Göttingen (Dr. 5265). — S. 82. Der abschnitt über Buchanan bringt fast nur neues. Was Goedeke darüber bietet, ist recht dürftig. — S. 84. n) Die praefatio ist datiert Lutet. 1554. — S. 97. 6) fehlt Ovis perdita. Parabola evangelica, descripta comice. Basil. s. a. (1553). 8°. (Zwickau); Antwerp. 1553. 8°. (Gotha). — S. 99. Eine ausgabe der Studentes Coloniae, Gosvin-Cholinus, 1593, erwähnt Biblioth. de Sol. I, n. 318. — S. 101. Zu Heinrich Pantaleon war auf Scherer in Wagners archiv, 1873, s. 495 fg. zu verweisen. — S. 105 nr. 72 lies 1525 statt 1425. — Ich könte noch manche exemplare von verschiedenen dramen mit ihrem standorte, z. b. in Oldenburg, Zwickau, Gotha, Würzburg, Nordhausen (St. Blasii-bibliothek) nachweisen; allein ich lege kein grosses gewicht darauf, da eine volständigkeit in dieser beziehung doch nicht zu erreichen ist. Gefreut habe ich mich darüber, dass die Paulinische bibliothek in Münster i/W. eine reiche samlung von lateinischen dramen besizt.

Sicher wird die wertvolle arbeit Bahlmanns dazu beitragen, die studien, die in neuester zeit dem lateinischen drama des 16. jahrhunderts gewidmet werden, wesentlich zu fördern.

WILHELMSHAVEN. H. HOLSTEIN.

Deutsche lyriker des sechzehnten jahrhunderts. Ausgewählt und heraus-gegeben von **Georg Ellinger.** [Lateinische litteraturdenkmäler des XV. und XVI. jahrhunderts. Herausgeg. von Max Herrmann und Siegfried Szamatólski. 7. Berlin 1893. XL und 122 s. 2,80 m.

Die der samlung der lyrischen gedichte vorangehende einleitung begint mit de berechtigten klage über die bisherige vernachlässigung der lateinischen lyrik und epi des 16. jahrhunderts und betont die durch den massenhaften stoff veranlasste schwie rigkeit der gestelten aufgabe, „durch sorgfältig ausgewählte stücke ein bild von de gesamtbestande der lateinischen lyrik in Deutschland im 16. jahrhundert und ihr bedeutendsten persönlichkeiten und richtungen zu geben.“ Zwar besitzen wir in d Delitiae poetarum Germanorum (Frankfurt 1612) eine sehr umfangreiche samlung v lyrischen und epischen gedichten jener zeit; aber da die anordnung nach der rei der dichter getroffen ist, so wird die übersicht über die einzelnen gattungen lateinischen dichtung bedeutend erschwert. Eine solche übersicht gibt nun der h ausgeber des vorliegenden buches in der einleitung, indem er zugleich eine char teristik jeder einzelnen gattung hinzufügt. Wir erfahren, dass die hauptmasse lateinischen lyrik Deutschlands im 16. jahrhundert auf die religiöse und auf gelegenheitspoesie entfält. Die erste knüpft vornehmlich an die christlichen feste ihre hauptvertreter sind Johannes Stigel, Georg Fabricius und Johannes Mylius. I nerhalb der gelegenheitsdichtung nimt die hochzeitspoesie den grösten raum ein, dan folgen die epicedien und epitaphien. Sehr beliebt war das reisegedicht (hodoe porikon) und das propemtikon, das man einem scheidenden freunde widmete. Her Ellinger hat nun unter ausschluss der eigentlichen humanistischen dichter und de niederländischen neulateiner eine grosse zahl von vertretern der lateinischen dichtun des 16. jahrhunderts angeführt und einzelne proben gegeben. Er unterscheidet neu verschiedene gattungen, die er nach folgenden gesichtspunkten ordnet: liebe, eh individuelles, reise und abschied, natur und freude an ihr, religion, lehrhaftes, vat land und heimat, zeitereignisse. Trotz der beschränkung auf die besten erzeugnis ist die samlung von gedichten doch eine statliche geworden, deren lesung je freunde der neulateinischen litteratur genuss und freude bereiten wird.

Die litteraturgeschichte gewint durch Ellingers arbeit mannigfache förderu so sind verschiedene dichter genant worden, die in Goedekes verzeichnis feh Wenn Ellinger von den von Goedeke genanten 273 neulateinern nur 76 anführt, hat er doch 28, die Goedeke unerwähnt lässt. Im ganzen werden von 55 dicht gedichte beigebracht (im namenregister — s. XXXIX — fehlen Elias Corvinus [1568] s. 63 und Michael Haslobius [1539—1589] s. 64). Auch sonst werden Goede bibliographische nachweise ergänzt: so erscheint jezt Bernhard Moller auch als lyris dichter, während er Goedeke nur als dramatiker bekant ist (Grundriss II, 144); Schirrmeister ist Goedeke nur ein deutsches gedicht bekant (II, 110), von Matth Mencel wird noch ein zweites gedicht angeführt usw. Dass Ellinger genaue bib graphische forschungen angestelt und dass er sich bei seinen quellenstudien nicht die Delitiae poetarum Germanorum beschränkt hat, lehren die s. XXXII—XX gegebenen nachweise. Am ende der einleitung findet sich einiges zur erklärung zelner gedichte, namentlich der zeitgedichte, und besonders an Petrus Lotichius die abhängigkeit der neulateinischen dichtung von ihren klassischen vorbildern n form und gedankeninhalt durch zahlreiche beispiele erwiesen.

Zu s. XXV bemerke ich, dass der rektor der Magdeburger stadtschule Si fried Sack hiess. Es ist zu bedauern, dass man nicht erfährt, wo sich das sch

gedicht Rollenhagens, von dem ein paar verse mitgeteilt werden, widergedruckt findet. Das gedicht ist zuerst von Seelmann in den Geschichtsblättern für stadt und land Magdeburg 24 (1889), s. 87—96 bekant gemacht worden. — S. XXVI z. 6 lies captive statt captive; z. 7 lies atque usus informat honestos. Ebendas. z. 20 wäre sehr erwünscht Hartmann Schoppers lateinische bearbeitung des Reineke Fuchs zu erfahren, s. Goed. II, 105 nr. 112. — S. XXVIII z. 2 lies de ludi magistrorum miseriis et aerumnis. — S. XXXI z. 8 v. u. l. der Synodus st. dem S. — S. XXXIV z. 4 v. u. l. 15, 23 st. 19, 23; z. 2 v. u. ist in 66, 23 unde nicht geändert. — S. 1 z. 4 l. condicionis st. conditionis.

WILHELMSHAVEN. H. HOLSTEIN.

Goethes Leipziger liederbuch von **Adolf Strack.** Giessen, Ricker. 1893. IV, XII und 175 s. 3,60 m.

Das buch ist eine der erfreulichsten und besten leistungen der neueren Goethelitteratur sowol wegen der ruhigen klarheit und sicherheit der methode als wegen der bedeutsamkeit der resultate. Trotz der fördernden studie über Goethes älteste lyrik in Minor-Sauers studien zur Goethephilologie (Wien 1880) und Werners dankenswerter recension (Anz. f. d. a. 8, 238) gab uns Goethes ältestes liederbuch doch formell und stoflich immer noch mancherlei rätsel auf. Mit unglaublicher keckheit wagte 1892 Siegmar Schultze in seiner habilitationsschrift „Die entwicklung der Goetheschen lyrik (Leipzig-Frankfurter periode 1765—1770)“ der wissenschaftlichen welt eine arbeit vorzulegen, die mit ausnahme der phrasenhaften geschwollenen einleitung nichts als ein plagiat aus Minor-Sauer und Werner ist und die ich hier nur erwähne, weil ihr, so viel ich sehe, die gebührende abfertigung noch nirgends zu teil geworden ist. Durch Stracks buch geschieht in der wissenschaft von Goethes entwicklung ein grosser fortschritt, und wir sehen den verfasser gern s. III eine weitere Goethestudie in aussicht stellen. Alles, was in diesem buche geboten wird, beruht auf umsichtigster benutzung aller quellen (unter den litteraturangaben vermisse ich nur Werners aufsatz im Archiv für litteraturgeschichte 15, 278 und Ryssels miscelle im Goethejahrbuch 7, 293) und dürfte als unbestreitbares gut der wissenschaft angesehen werden.

Eingehende und fast überall abschliessende behandlung erfährt vor allem die geschichte der motive und des stils und sprachgebrauchs der Goethischen lieder. Strack zeigt, dass sich Goethe allerdings in erster linie der anakreontischen lyrik seiner zeit, die er in der einleitung klar und gut durch gewählte beispiele charakterisiert, angeschlossen hat, dass jedoch neben der einwirkung des klassischen altertums ein stärkerer einfluss von seiten der Klopstockschen richtung zur empfindsamkeit zu bemerken ist, als man bisher annahm. Wie alles angeeignete erst als eignes inneres erlebnis in Goethes dichtung neue form gewann, wie sich in grösserem umfange, als man glaubte, charaktereigenheiten in den Leipziger liedern finden, die durchstehende eigenheiten auch in Goethes späterem leben und dichten geblieben sind, wird feinsinnig auseinandergesezt. Die bemerkungen über die geschichte einzelner worte und wendungen (unter fruchtbarer benutzung von Schönaichs neologischem wörterbuch und von werken Adelungs) innerhalb der deutschen und besonders der Goethischen poesie sind kleine prachtstücke von stiluntersuchungen. Es sei mir gestattet hierzu noch ein paar kleine nachträge aus Goethes Leipziger werken zu geben: „brennen“ verliebt sein = (s. 7) steht noch Mitschuldige 85. 93. 477. 797;

ähnlich „glühen" Hochzeitlied 3, 1 in H^3, Laune des verliebten 260. 476; „glut" Laune des verliebten 426; „flammen, entflammen" Mitschuldige 227. 409. 516 H^2. „munter, munterkeit" (s. 12) steht ferner briefe 1, 88, 2; „die schöne" (s. 19) briefe 1, 18, 29. „trieb" (s. 25) begegnet noch Laune des verliebten 406, Mitschuldige 523 H^2. „zärtlich, zärtlichkeit" (s. 28) steht noch bei Schöll, briefe und aufsätze s. 15. 19. 22. 23; „*tendre, tendresse*" briefe 1, 64, 16. 93, 12. „reiz" (s. 41) begegnet ferner Laune des verliebten 464, Mitschuldige 875. 877; „reizend" Laune des verliebten 299; „reizung" Mitschuldige 690, briefe 1, 18, 27. „süss" (s. 59) findet sich noch Mitschuldige 121. 176. 511 H^2. 519 H^2. 760 H^2; Schöll, briefe und aufsätze s. 24. „beben" (s. 93) steht noch Laune des verliebten 455, Mitschuldige 395; „schwimmen" (s. 134) Mitschuldige 427. 509 H^2. Unter den für diese lyrik charakteristischen worten vermisse ich bei Strack „heiss" (Liebe und tugend 6, Laune des verliebten 457. 476, Mitschuldige 233 H^2), „sanft" (An die unschuld 13, An Behrisch 2, 17, Mitschuldige 99 H^2, briefe 1, 13, 26. 45, 20), „wiegen" (Glück der liebe 9, An Behrisch 3, 10, Mitschuldige 258 H^2, briefe 1, 25, 18). — Interessant für die beurteilung des anakreontischen stils ist auch die stelle eines briefes Goethes an Kornelia vom 27. september 1766 über Fénélons Télémaque (briefe 1, 71, 20): „*un jeune homme amoureux d'un tel language méprisera toute manière de parler naturellement; il ira la tête gonflée d'un Phébus, émailler les prairies .... d'amarantes et de violets, les comparer .... à un tapis verd, brodé de diverses couleurs; il ira faire ruiseler les ruisseaux d'un doux murmure audessus des caillous, il leurs fera l'honneur de les dire si purs comme du cristal .... il sentira en entrant dans la description d'un bois, que l'ombre des chênes éternels et des doux ormeaux répand partout une sainte nuit, qui fait trembler le profane et donne des plaisirs inconnus au soleil aux tendres bergers et aux bergères sensibles.*" Davon findet sich im Leipziger liederbuch Phoebus (14, 15), der spielende bach (13, 1), die kiesel (13, 1 H^2), die nacht der eichen (3, 5).

Endgiltig erledigt scheint mir nach Stracks arbeit die frage nach der chronologie der lieder: 7 und 9 entstanden im frühjahr 1766, die zweite hälfte von 2 im herbst 1766, 4 und 10 im sommer 1767, 15 im herbst 1767, 8 anfang oktober 1767, 2 im november 1767, 3 anfang april 1768, 5 ende april oder anfang mai 1768, 6 und 11—13 im sommer 1768, 16 und 17 im oktober 1768, 14 im november 1768, 1 und 18 im december 1768, 19 im december 1768 oder januar 1769, endlich 20 im februar 1769 (s. 149). — Was die entstehung einzelner lieder betrift, so erwähne ich folgende neue sichere resultate. „Der wahre genuss" ist aus zwei verschiedenen gedichten zusammengesezt: die zweite hälfte entstand im anschluss an Rochon de Chabannes „*Jeunes amants*", worauf bereits Englert hinwies, schon im herbst 1766, die erste hälfte über ein jahr später durch anregung von Behrischs berichten über die heirat des fürsten von Dessau (s. 16); das reizende gedicht Rochons druckt Strack s. 164 mit ab. Das „Hochzeitlied" ist für Behrisch bestimt gewesen, der die in Goethes briefen an ihn öfters erwähnte Auguste heiraten wolte, wie s. 86 sehr glaubhaft gemacht wird; angeregt ist es inhaltlich durch Catulls epithalamien, die auch in den Ephemerides 11, 26 erwähnt werden (s. 96). „Kinderverstand" ist beeinflusst durch eine stelle in Holbergs Bramarbas, aus dem auch das in den briefen öfters vorkommende citat vom „könig von Holland" stamt, mit welchem spitznamen höchst wahrscheinlich Goethes vater gemeint ist (s. 101). Im „Schmetterling" wird s. 70 gewiss richtig der todesgedanke symbolisch erklärt als trennung von Leipzig. — In textkritischen fragen (s. 149) komt Strack mehrfach zu andern resultaten als Kögel

in seinem aufsatz in den Studia nicolaitana, wie mir scheint mit grund. Wichtig ist der unanfechtbare nachweis, dass das liederheft für Friederike Oeser dieser doch, wie schon Otto Jahn meinte, von Goethe persönlich bei seinem abschiede von Leipzig überreicht und nicht, wie Minors, Werners, Seufferts und Kögels ansicht war, erst von Frankfurt aus übersant worden ist; womit zugleich gesagt ist, dass alle darin enthaltenen gedichte in Leipzig entstanden sein müssen (s. 65). Bei seinen textkritischen bemerkungen weist Strack an einigen stellen auf mängel des lesartenapparats der Weimarischen ausgabe hin (s. 44. 61. 77. 84. 103. 122. 145). — Ein paar wertvolle *fermenta cognitionis* streut Strack nebenbei aus: verwantschaft der stimmungen und gedanken Cronegks und Gessners mit Goethe wird hervorgehoben; wichtiger noch ist der hinweis, dass die Sesenheimer lieder „Wo bist du itzt, mein unvergesslich mädchen“ und „Erwache, Friederike“ ausserordentlich an idyllen Gessners anklingen, so dass direkter einfluss äusserst wahrscheinlich ist (s. 138).

Noch ein paar kleine bemerkungen. S. 8 und 11 war auf die Mitschuldigen hinzuweisen. — Die s. 19 angenommene identität Jettys (briefe 1, 132) mit Käthchen hat sehr viel für sich: doch bin ich auf den von Strack versprochenen nachweis begierig. — S. 70 ist die stelle vom „zweiten tod“ (briefe 1, 172, 16) misverstanden: der ausdruck ist wörtlich und nicht symbolisch für trennung zu nehmen.

Der druck ist, namentlich in den zahlencitaten, nicht so korrekt, wie man es dem schönen buche gewünscht hätte: ich habe mir 52 falsche zahlen notiert.

JENA, 20. NOVEMBER 1893. ALBERT LEITZMANN.

Blätter aus dem Wertherkreis, herausgegeben von **Eugen Wolff**. (Urkunden zur geschichte der neueren deutschen litteratur 2.) Breslau, Schles. verlagsanstalt. 1894. 80 s. 1,50 m.

Der herausgeber ist durch das vertrauen der familie Kestner in der lage gewesen, den reichen handschriftenschatz aus der Wertherzeit, den dieselbe pietätvoll gehütet und mit vorurteilsfreier liberalität der forschung zugänglich gehalten hat, einer erneuten gründlichen durchsicht zu unterwerfen. Schon vor vier jahren hat er in der Vierteljahrsschrift für litteraturgeschichte 2. 532 eine samlung von briefen Jerusalems veröffentlicht, die das bild des unglücklichen jünglings bedeutend klarer werden lassen. In dem vorliegenden heftchen bescheert er uns eine reiche nachlese von briefen und tagebuchblättern Kestners, die vom höchsten interesse sind; unter den andern mitgeteilten kleineren dokumenten sei besonders auf den köstlichen brief von Hans Buff an seine schwester Lotte (s. 41) hingewiesen, nach dessen lektüre man Goethes briefe an den bruder seiner geliebten mit verdoppeltem interesse ansehen wird: kein bericht Kestners über die personen und das leben im Deutschen hause in Wetzlar könte uns diesen herlichen brief ersetzen.

Wolff hat seine dankenswerte samlung von dokumenten nur bescheiden durch eigne bemerkungen und betrachtungen unterbrochen. Er setzt mit recht die bekantschaft mit dem bilde, das wir uns bisher von dem verhältnis Goethes zu Kestner und Lotten und von dem leben in Wetzlar machen konten, im allgemeinen voraus. Die beste zusammenfassung aller dieser dinge ist ja noch immer Wilhelm Herbsts liebevolle vortreffliche studie Goethe in Wetzlar (Gotha 1881), in deren [illegible] man sich die von Wolff [illegible] unter am besten [illegible]. Wolffs zwischenbemerkungen erläutern das entferntere liegende und unbekantere gut und ausreichend; s. 13 hätte eine kurze bemerkung über von Hennings gemacht werden

können. Nicht recht klar ist mir des herausgebers behauptung s. 78, dass an Goethes gefühl für Lotte ähnlich wie an dem für Friederike „nicht bloss der mensch, sondern bald in nicht ganz klarer scheidung auch der dichter anteil gehabt“ habe: ich halte es bei Goethes stimmung, wie sie seine briefe an Kestner und Lotte und für die Wetzlarer zeit am schönsten die stelle in der recension der „Gedichte von einem polnischen juden“ (Der junge Goethe 2, 441) schildern, für völlig unmöglich in seiner neigung auch nur zum teil „poetisches menschenstudium“ zu sehen. Ebenso scheint mir nicht glaubhaft, dass man, wie Wolff s. 79 will, bei Gretchens liebesscene und der schilderung ihrer häuslichen tätigkeit an Lotte Buff denken müste: wir kennen Goethes beziehungen zu frauen und mädchen seiner Frankfurter bekantenkreise und namentlich die charaktere seiner dortigen freundinnen doch zu wenig, um die fäden von der dichtung zur wirklichkeit so sicher hinüberspinnen zu können. So sicher man manche andre frauengestalten der Goethischen dichtung auf lebende urbilder mag zurückführen und mit ihnen vergleichen können (wogegen ich mich jedoch auch mit rücksicht auf manche eigenen äusserungen des dichters über sein poetisches schaffen sehr skeptisch verhalten möchte), so gewiss fehlt bisher nach meinem gefühle jeder hypothese über Gretchens urbild die treffende überzeugende analogie.

Während Lottens bild durch die neuen dokumente kaum wesentlich vertieft wird, ausser dass wir klar sehen, wie sie Goethes liebesenthusiasmus „immer von sich entfernt und ihm nichts als freundschaft eingeräumt, auch förmlich deklarieret“ (s. 53), gewinnen wir neue und sehr interessante einblicke in art und wesen Kestners. Trotz seinem eigenen protest gegen die identificierung seiner person mit dem Albert des romans wurde es uns doch häufig schwer die berechtigung dieses protestes im einzelnen zu begreifen und anzuerkennen; das in dem buche „Goethe und Werther“ dafür beigebrachte material reichte dazu nicht aus. Erst die autobiographischen blätter und briefe Kestners, die Wolff uns vorlegt, ermöglichen eine klare charakterzeichnung sowie ein verständnis dafür, dass Goethe Kestnern so nahe treten konte, um mit recht sagen zu können: „vergiss nicht den, der — ach! von ganzem herzen dich und mit dir geliebt“ (Der junge Goethe 2, 35). Lebhaftes interesse und feines verständnis für poesie besass Kestner: schon in früher jugend kindlichen spielen eher ab- als zugeneigt, lebte er ein durch fleissige romanlektüre genährtes reiches phantasieleben und wurde dann ein mann von reifem und verständnisvollem urteil (man sehe seine feinen bemerkungen über Hermann und Dorothea, Wilhelm Meister, Rousseaus Héloise s. 67. 68). Seine werbungsbriefe an Lotten und ihre mutter, seine berichte über seinen verkehr im Buffschen hause an seine eltern und seine schwester Eleonore atmen mehr tiefe innige empfindung und gefühlswarme, wenn auch männlich starke und besonnene liebe, als man dem nüchternen verständigen manne bisher zutrauen mochte. Er erscheint so in mancherlei beziehungen als eine Goethe verwante natur, und alle diese züge sind geeignet sein bild zu beleben und ihn uns näher ans herz rücken zu lassen. Ich weise noch auf den brief an Lotten s. 54 hin, in dem sich seine herzliche innige liebe zu seiner braut so rein offenbart in der bangen furcht in ihrem herzen doch durch Goethe verdrängt werden zu können, der eben kurz vorher sich „leidenschaftlicher als billig“ gezeigt: doch war diese aufwallung nur eine schnell vorüberziehende wolke in dem sonnenklaren herzen des mannes, der so verständig und richtig über die eifersucht dachte (s. 58).

Einige kleine aufschlüsse erfährt auch die komposition des Werther. Kestner hatte brieflich gegen Goethe (Goethe und Werther s. 260) sich misbilligend

darüber geäussert, dass Lotte auf jenem balle solle im spiele ohrfeigen ausgeteilt haben (Der junge Goethe 3, 257), was ihrer art durchaus nicht entsprochen habe: nun erwähnt Hans Buff in dem oben citierten briefe (s. 41) ohrfeigen als Lottens erprobtes mittel die wildheit und unart ihrer geschwister im zaume zu halten; es ist wol ohne zweifel mit Wolff (s. 46) anzunehmen, dass Goethe einer solchen scene im Deutschen hause beiwohnte und diesen resoluten zug Lottens im roman unter andern bedingungen verwertet hat. Wahrscheinlich entstamt auch die gewitterscene mit der erwähnung Klopstocks (Der junge Goethe 3, 258) einem erlebnis im Buffschen hause am 31. august 1772, für welchen tag Kestners tagebuch ein schweres gewitter bezeugt (s. 46. 49). — Es ist eine noch ungelöste frage, inwieweit etwa in den datumbezeichnungen der briefe Werthers im ersten teile (denn der zweite komt nicht in betracht: nicht einmal Werthers todestag stimt mit dem Jerusalems) wirkliche daten aus Goethes Wetzlarer sommer widerkehren. Bekant ist, dass der schlussbrief des ersten teils, der von der unterhaltung über das jenseits und von Werthers entschluss zu fliehen berichtet, das datum des 10. september trägt, und dass Goethes ähnliche unterhaltung mit Kestner und Lotten am vorabend seiner flucht aus Wetzlar am 10. september 1772 statfand; der ball, auf dem Goethe Lotten kennen lernte, war am 9. juni, und Werthers bericht von diesem balle, einige tage nach demselben geschrieben, ist vom 16. juni datiert. Solten auch in den übrigen daten der Wertherbriefe wenigstens teilweise sich daten aus Goethes wirklichem Wetzlarer leben vom sommer 1772 verstecken? Für den anfang der Wertherdaten lässt sich nichts sicheres feststellen, da die chronologie von Goethes leben für den mai 1772 unsicher ist (woher Herbst s. 33 die notiz nimt, dass Goethes eintrag in die matrikel des reichskammergerichts vom 25. mai „mehrere tage" nach seiner ankunft geschrieben sei, weiss ich nicht). Man könte denken, dass Goethe die daten seiner briefe an Merck verwertet hätte, die ihm, wie ich mit Herbst s. 74 annehmen möchte, wol bei der arbeit am Werther wider vorlagen (vgl. Briefe aus dem freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck s. 59). Die von Wolff zuerst mitgeteilten tagebuchbemerkungen Kestners über das wetter in Wetzlar stimmen zu den wenigen wetterbemerkungen im Werther nicht, da hier, wie Wolff s. 50 richtig bemerkt, „die naturschilderung durchaus subjektiv als analogie und reflex der seelenstimmung Werthers hingestellt" wird; doch wäre das kein gegenbeweis.

Der unglückliche Jerusalem war, wie Kestners tagebuch (s. 39) meldet, mit auf jenem balle in Wolpertshausen, auf dem Goethe Lotten zuerst sah: dort waren also „alle hauptsächlichen modelle für den späteren roman zum ersten und vielleicht einzigen male gleichzeitig" in engerer berührung. — In der Vierteljahrschrift 2, 538 hat Wolff einen brief Jerusalems an den Göttinger professor Kästner abgedruckt, der einige philosophische aufsätze, früchte seiner Wetzlarer nebenstunden, begleitete; dazu macht Wolff die anmerkung: „es handelt sich also nicht um die von Lessing veröffentlichten, in Wolfenbüttel verfassten aufsätze, sondern um die neuen Wetzlarer abhandlungen, welche Kielmannsegge gesehen"; das lezte geht auf Goethe und Werther s. 89. Diese behauptung ist unrichtig: denn Kestner berichtet vom sterbezimmer Jerusalems: „Emilia Galotti lag auf einem pult am fenster aufgeschlagen; daneben ein manuscript ohngefähr fingerdick in quart philosophischen inhalts, der erste teil oder brief war überschrieben: „Von der freiheit". Es war darin von der moralischen freiheit die rede („Goethe und Werther" s. 100), und der dritte der von Lessing herausgegebenen aufsätze führt den titel „Über die freiheit" (Lessing, Werke 18, 240 Hempel); beide dürften wol identisch sein (vgl. auch Schmidt, Lessing 2, 625). —

Hier sei bei gelegenheit Lessings auf sein kürzlich bekant gewordenes enthusiastisches urteil über Werther hingewiesen, das Sara Meyer aus eigner erinnerung brieflich an Goethe mitteilt (Goethejahrbuch 14, 52): es ist uns ein neuer wilkommener beleg für Lessings anerkennung Goethes, dem gegenüber er in Biedermanns und Hehns darstellung wie ein „neidhart“ erschien (Schmidt, Lessing 2, 801).

Noch seien mir einige einzelne bemerkungen gestattet. An wen der s. 11 gedruckte brief gerichtet ist, sagt Wolff nicht: ob an Hennings? oder an einen wirklichen bruder? — S. 18. Von Dressler ist auch das gedicht für Lottens mutter bei Herbst s. 207: es hat dasselbe metrum, ist nur 14 tage nach dem von Wolff abgedruckten datiert, enthält jedoch keine beziehungen auf Dresslers gefühle für Karoline Buff. — S. 26 ist Lichtenberg nicht ganz passend als „dichter“ bezeichnet: ich benutze die gelegenheit auf die fleissige schrift von Lauchert, Lichtenbergs schriftstellerische tätigkeit, Göttingen 1893, zu verweisen. — Ein satz des s. 38 gedruckten konzepts über Goethes protest gegen den titel eines philosophen steht schon bei Herbst s. 178. — S. 39 lies Herbst s. 110 statt 109; s. 65 lies 21. statt 22. september (vgl. Goethe und Werther s. 50). — S. 49. 50: Kestner nahm häufig das erste frühstück in Garbenheim ein; vgl. Goethe und Werther s. 42. — S. 65. Über Falckes besuch in Frankfurt vgl. noch Goethe und Werther 64.

Der druck ist sehr korrekt. Nur s. 48 zeile 13 ist natürlich *nous* zu lesen. S. 32 zeile 4 dürfte *vor,* s. 64 zeile 5 v. u. wol *neveu* zu lesen sein.

In bezug auf ein dokument der Wertherzeit möchte ich noch eine bemerkung machen, die mit Wolffs schriftchen nichts zu tun hat. Unter der silhouette Lottens, die in Frankfurt über Goethes bett hing und deren er in den briefen häufig gedenkt, stehen von seiner hand die worte: „Lotte, gute nacht, am 17. julius 1774.“ Herbst (s. XI) will vermutungsweise diesen tag als den der vollendung des Werther ansehen und das „gute nacht“ symbolisch als abschied fassen. Zunächst ist zu bemerken, dass Goethe an dem tage in Ems war (Dichtung und wahrheit 3, 415 Loeper). Nun erwähnt Goethe verschiedentlich, dass er mit Lottens silhouette wie mit einem lebenden wesen gesprochen, ihr guten tag und gute nacht geboten, ja sie um erlaubnis gefragt habe (vgl. Goethe und Werther s. 53. 110. 113. 129. 164. 210): ich glaube, dass auch in jener auf der Emser reise geschriebenen unterschrift nichts anderes vorliegt als ein solcher phantasiegruss ohne tiefere symbolische bedeutung.

JENA, 17. NOVEMBER 1893. ALBERT LEITZMANN.

Schillers lehre von der ästhetischen wahrnehmung. Von **Karl Gneisse.** Berlin, Weidmann. 1893. XI und 236 s. 4 m.

Die entwicklung von Schillers ästhetik. Von **Karl Berger.** Weimar, Böhlau. 1894. VI und 325 s. 4 m.

Es ist mit wahrer freude zu begrüssen, dass das interesse an Schillers ästhetischen arbeiten, wenn ihr inhalt auch noch lange nicht, wie er verdiente, gemeingut und bleibendes geistiges eigentum aller gebildeten geworden ist, wider grösser und grösser wird. Die beiden vorliegenden bücher von Gneisse und Berger überragen alles, was in den lezten zehn jahren über Schillers ästhetik geschrieben worden ist, sind beide in ihrer art volkommene arbeiten und ergänzen einander nach inhalt sowol als methode. Gneisse greift aus dem weiten umkreise der Schillerschen forschungen seine lehre von der ästhetischen wahrnehmung heraus, das fundament aller seiner

kunstansichten, über das es bisher trotz Harnacks schönem buche über unsre klassische ästhetik keine eingehende untersuchung gab. Ich gestehe selten ein buch gelesen zu haben, das einen so verwickelten und abstrakten stoff in so einfacher und klarer sprache und in so abgerundeter, alseitig befriedigender form darzustellen gewusst hätte: der verfasser verfügt über eine ausgezeichnete philosophische schulung, was man nicht allen nachrühmen kann, die sich berufen fühlten über Schiller als ästhetiker zu schreiben, und er hat sich in die tiefen seines stoffes mit hingebender liebe versenkt, so dass die widergeburt der Schillerschen gedanken, die er uns vorlegt, an deutlichkeit und volständigkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Zu grunde legt Gneisse die briefe über die ästhetische erziehung, weil in ihnen erst sich eine zusammenhängende erörterung des gegenstandes findet; diese systematische darstellung vergleicht er dann mit den in früheren und späteren arbeiten Schillers ausgeführten hierhergehörigen gedanken, woran sich als dritter hauptteil eine erörterung des verhältnisses der Schillerschen ansichten zu den theorien Kants und Fichtes anschliesst. In diesem dritten abschnitt ist besonders wichtig und neu die darstellung der beziehungen zu Fichte (s. 180), über die bisher nichts genügendes vorhanden war. Den schluss des werkes, der Schillers anschauungen im verhältnis zur modernen psychologie und ästhetik behandelt und auch einige kritische bemerkungen zur wahrnehmungslehre enthält, würde niemand vermissen, wenn er nicht da wäre: was kann es z. b. fruchten Schillers ästhetik mit Schelling, Schopenhauer, Hegel und andern modernen geistern in mehr oder weniger enge beziehung zu setzen oder moderne theorien von der association der vorstellungen heranzuziehen? Die innere notwendigkeit dieser schlussbetrachtungen, die gar nichts wesentlich neues bieten noch auch das vorher dargetane irgendwie modificieren, habe ich nicht einsehen können.

Den historischen gesichtspunkt der entwicklung, der bei Gneisse nirgends stark hervortritt, hat Berger zum angelpunkt seines Siebeck gewidmeten werkchens gemacht: er will vor allem begreiflich zu machen suchen, in welchem innern zusammenhange die ästhetischen anschauungen von Schillers frühzeit mit denen in seiner Kantischen periode stehen. In zwölf flott und gut geschriebenen kapiteln leitet er von der zeit der Karlsakademie und dem sturm und drang über das gemeinsame ästhetisieren mit Körner und die epoche der „Künstler“ hinüber in Schillers kritische periode und bespricht hier die einzelnen arbeiten ausführlicher. Mit dem bunde Schillers mit Goethe ist für das buch zwar ein höhepunkt, aber, wie mir scheint, weniger gut ein abschluss gewonnen: ich vermisse eine erwägung über den einfluss, den Goethe auf Schiller in ästhetischen dingen geübt hat, und einen ausblick auf Schillers leztes decennium und das, was es brachte. Die entwicklung des inhalts der einzelnen Schillerschen abhandlungen ist ausgezeichnet durch klarheit und frische, weshalb sich auch das buch besonders zur einführung in das studium dieser materien empfiehlt. — S. 46 anm. werden die philosophischen briefe samt der darin enthaltenen theosophie ins jahr 1786 gesezt: wie fasst dann Berger die zweite überschrift des 57. anthologiegedichtes auf? Sehr berechtigt ist s. 97 und 101 die polemik gegen Hemsens merkwürdige schrift.

JENA, 18. APRIL 1894. ALBERT LEITZMANN.

Xenien 1796, nach den handschriften des Goethe- und Schillerarchivs heraus
ben von **Erich Schmidt** und **Bernhard Suphan.** Weimar, Böhlau. 1893. XX
und 267 s. 1,80 m.

Das vorliegende buch gieng zuerst im oktober vergangenen jahres den
gliedern der Goethegeselschaft als achter band ihrer schriften zu: die jezt fü
grössere litterarhistorisch interessierte publikum veranstaltete ausgabe untersc
sich von jener publikation nur dadurch, dass sie statt eines dort beigegebenen
miles aus Boas' Xenienmanuscript das widmungsblatt „Ernst und Clara Curtiu
xenion zugeeignet" enthält. Das hochbedeutsame bändchen, das zuerst klare ei
in Goethes und Schillers xenienarbeit gewährt, ist von den beiden herausgebern
sorgsamste eingeleitet und kommentiert worden. Die einleitung orientiert kur
doch lebendig über die herkunft der manuscripte, die äussere und innere gesc
der xenien, die verschiedenen phasen der schöpfung bis zur endgültigen stark kü
den redaktion Schillers, der Goethe zuerst trauernd zusah, ohne zunächst der in
vervolkomnung des ganzen zu achten, die Schiller damit bezweckte und tatsä
erreicht hat. Vielleicht hätte auf die wirkung der xenien etwas näher eingeg
und ein chorus von urteilenden und aburteilenden stimmen, namentlich privaten ä
rungen, versammelt werden sollen, um auch nach dieser richtung hin ein abgesc
senes bild zu gewähren. Der auf die einleitung folgende text enthält 926 (nr. 6
übersprungen) distichen, deren herkunft folgende ist: nr. 1—676 bilden das im
1796 fertiggestelte mundum, das dann Schillers scharfe schere zu kosten bekan
unterscheidet sich von den 414 dann im Musenalmanach gedruckten xenien vor
dadurch, dass hier die persönlich-litterarische satire, wenn auch der überwieg
doch nur ein bestandteil neben andern ist; Schillers brieflich an Humboldt geä
ter idee von der „allheit oder besser unermesslichkeit" des werkes zufolge k
hier „kunst und wissenschaft, religion und sitte zu worte kommen, das ephe
und das ewige, der pfuscher und der meister, der philister oder pietist und der
mensch; .. die geschlechter und lebensalter, die stände und berufsarten vom köni
zum nachtwächter ihren spruch erhalten" (s. XXIV). Von dieser grossen n
waren 133 nummern bisher ungedruckt (s. XII steht fälschlich 143; ebenda ist
auch 168 statt 178 als gesamtsumme aller ungedruckten xenien zu verbessern).
terhin folgen unter nr. 677—724 „skizzenblätter und vereinzeltes", bis auf w
ausnahmen gänzlich unbekant; dann unter nr. 725—759 die noch übrigen aus
schon früher von Boas publicierten manuscripte, unter nr. 760 und 761 zwei dist
aus briefen, unter nr. 762—922 die in handschriften nicht mehr vorhandenen x
des musenalmanachs, endlich unter nr. 923—926 ein paar nachzügler. Die vo
lichen, nach jeder richtung hin für solche arbeiten vorbildlichen anmerkunge
dem texte folgen, enthalten eine fülle reichen, oft nur mit grossen schwierigk
erreichbaren materiales zur einzelerklärung und aufhellung der persönlichen un
terarischen beziehungen; besonders dankenswert und belehrend sind hier die a
zu charakteristiken von schriftstellern, werken und besonders zeitschriften (Reic
journale Frankreich und Deutschland, Cramer, Jakobs annalen der philosophie,
Hoffmann, Oberdeutsche algemeine litteraturzeitung, Nicolai, Stolberg, Hen
Genius der zeit usw.). Den anmerkungen folgen die lesarten, ein register der
chenanfänge und ein namenverzeichniss. Besonders hinweisen möchte ich noc
zwei bemerkungen zu dem im apparat zum ersten bande der Weimarischen G
ausgabe abgedruckten verzeichnis Goethescher gedichte von Bäbe Schulthess; de
überlieferte gedichtanfang „Vulpia hatte der zähne noch vier" klingt stark a

gedicht Martials an (s. 112). Die zu Goethes liede „Mir schlug das herz“ von Bäbe Schulthess zugesezte bezeichnung „den XXX abend“ enthält, wie noch wider Bielschowsky (Goethejahrbuch 12, 225) misverstanden hat, keine datum- oder zahlenbezeichnung; vielmehr stehen die X für kleine asterisken (s. 247).

JENA, 18. APRIL 1894. ALBERT LEITZMANN.

Friedrich Ludwig Schröder. Ein beitrag zur litteratur- und theatergeschichte von **Berthold Litzmann.** II. teil. Mit 4 portraits. Hamburg, Leopold Voss. 1894. XII und 313 s. 8 m.

Nach einer mehr als dreijährigen pause ist auf den ersten teil von Litzmanns Schröder-biographie jezt der zweite gefolgt. Er verdient dasselbe hohe lob, das man dem ersten bande zollen durfte; auch er zeichnet sich ganz besonders durch die darlegung von der „stellung Schröders in und seinen beziehungen zu den litterarischen fragen und bewegungen seiner zeit“ aus. Dies ist aber nicht der einzige vorzug des buches vor den früheren Schröder-biographien. Die ganze art, wie das gesammelte, alte und neue, gedruckte und ungedruckte quellenmaterial einheitlich in die darstellung verwoben ist, darf der jungen theatergeschichtlichen forschung als muster hingestelt werden.

Dieses quellenmaterial wolte Litzmann ursprünglich mit einem spielverzeichnis der Schröder-Ackermannschen truppe, am ende des dritten und lezten bandes, veröffentlichen. Diese absicht hat er nun aufgegeben: der geplante anhang soll selbständig in den „Theatergeschichtlichen forschungen“ erscheinen und am schluss der Schröder-biographie durch eine übersichtliche zusammenstellung „der an ihrem ort jedesmal bereits genanten quellen“ ersezt werden. Vielleicht rechtfertigt der umfang des benuzten aktenmässigen materials diese an sich nicht löbliche trennung.

Drei „bücher“ umfasst bis jezt Litzmanns Schröder-biographie. Davon entfallen die beiden ersten bücher „Jugendjahre“ und „Kämpfe und irrungen“ auf den ersten band, das dritte buch mit dem titel „Aufwärts“ fült den zweiten. Es schildert in zwei abschnitten von höchst ungleicher ausdehnung, die „Lezten gesellenjahre“ (1767—71, s. 3—52) Schröders und seine „Erste direktion“ (1771—80, s. 53—313). Das lezte, in diesem bande behandelte jahr (1780—81), in dem Schröder seine direktion aufgegeben hatte und sich auf reisen befand, gehört so eng zu der entwickelungsperiode der ersten Schröderschen direktion, dass seine einfügung in diesen abschnitt nicht ernstlich befremdet.

Der erste abschnitt zerfält in drei kapitel. Das erste „Auf der wanderschaft“ (1767—68, s. 3—17) ist dem anschluss Schröders an die truppe des berüchtigten vater Bernardon gewidmet. Sehr einleuchtend hat Litzmann die beweggründe auseinandergesezt, die den oppositionslustigen Schröder vermutlich in das feindliche lager der Kurzschen truppe trieben, deren lustiges stegreifspiel den principien der Ackermannschen bühne so direkt widersprach. Bei dieser gelegenheit wird die „bedeutung des stegreifspiels für posse und ballett“ auseinandergesezt, aber beinahe nur vom standpunkt Schröders aus erörtert, also im wesentlichen als weiterer beweggrund zu Schröders engagement bei Kurz betrachtet. Bei Litzmanns methode hätte man hier ein streiflicht auf die geschichte des extemporierens erwartet. Keineswegs hätte aber der sonst so vortreflichen, schlagenden charakteristik von Joseph von Kurz der

hinweis fehlen dürfen, wie innig dessen meisterschaft und vorliebe zum parodie
tragischer affekte mit dem wesen des Wiener theaters zusammenhängt; Kurz ze
sich darin lediglich als gelehriger schüler seiner heimatlichen bühne. Interessant
das nähere verhältnis Schröders zu seinem Kurzschen kollegen Johann Baptist Berg
zoomer (s. 9). Als dieser schauspieler gleichzeitig mit Schröder 1771 von K
abgieng, kam er noch in demselben jahre nach Prag, wo ihm die direktion des th
ters übertragen wurde. Sofort tat er hier die soeben bei Kurz erlernte improvisat
nachsichtslos in den bann (vgl. Teuber, Gesch. d. Prager theaters. Prag 188
s. 303). Man darf in dieser tat wol die frucht des Schröderschen einflusses verm
ten. Wie Bergopzoomer, so machte sich auch Schröder nach jahresfrist bereits
Bernardons schule frei. Deshalb möchte ich diese kurze episode nicht (wie Li
mann) als beginn der periode „Aufwärts“, sondern als abschluss der epoche „Käm
und irrungen“ ansehen. Das kapitel würde also besser am schlusse des ersten b
des, als am beginne des zweiten seinen platz gefunden haben. Denn der weg,
Schröder als darsteller, dramaturgen, regisseur und direktor auf den gipfel sei
schaffens führte, begint meines erachtens erst mit Schröders rückkehr nach Hambu
von der das zweite kapitel „Krisen“ (1768—69, s. 17—94) handelt.

Treffend schildert Litzmann die verhältnisse, in denen 1768 der heimkehren
Schröder die Hamburger bühne fand. Die gründe, die das nationaltheater scheit
liessen, sind erschöpfend behandelt; besonders wird einsichtig auf die unfruchtbark
der wegscheide zwischen den damaligen beiden strömungen der dramatischen litte
tur hingewiesen. Wesentlich neues war hier nicht beizubringen; dagegen hat
mitglied des nationaltheaters, Susanna Mecour, eine trefliche lebensskizze erhalt
Diese hingebende freundin Schröders, die bisher im wesentlichen durch ihren pr
cipiellen verzicht auf Lessings kritik bekant war, hat hier durch Litzmann eine ne
bisher unbekante gestalt gewonnen. Nur über ihr alter scheint der verfasser ni
sicher zu sein; gestützt auf ihren nekrolog nimt er das jahr 1738 als ihr geburtsj
an (s. 29). An einer anderen stelle (s. 103 anm. 1) weist er auf eine mitteilung
E. Mentzel hin, nach der Susanna Mecour 1731 geboren sei; diese angabe stüzt s
auf ein Frankfurter kirchenbuch. Nun hat E. Mentzel in ihrer Frankfurter theat
geschichte (Frankfurt 1882) den beginn des liebesverhältnisses von Susanna mit ihr
späteren gatten Mecour (s. 214) ins jahr 1748 gelegt. Da E. Mentzel die junge Fra
furter bürgerstochter hier irtümlich Johanna Preisler nent und von ihrem gebur
jahr nicht redet, so nehme ich an, dass sie die von Litzmann erwähnten na
forschungen erst später angestelt, das datum 1748 also unabhängig davon gefun
hat. Eine quelle führt sie dafür nicht an; wenn es aber richtig ist, so möchte 17
als geburtsjahr wol nicht stichhaltig sein. Ich will noch erwähnen, dass auch 17
als geburtsjahr angegeben wird (Fachkatalog der abt. für deutsch. drama u. theat
Wien 1892 s. 120, nr. 258).

Im dritten kapitel „Ackermanns ende“ (1769—71 s. 44—52) sehen wir Sch
ders stiefvater zum beginn seiner laufbahn zurückkehren. Die alte vagabundenna
komt wider zum durchbruch, und ohne Schröders dazwischentreten hätten die pl
losen wanderzüge Ackermanns die existenz der Hamburger bühne vernichtet. An
rerseits trat auch die alte soldatennatur Ackermanns von neuem in den vordergru
aber sie fand eine künstlerische verklärung und kam dem theater zu statten. De
Ackermann wurde kurz vor seinem tode der glänzendste vertreter jener soldatenroll
die Lessing geschaffen hatte. Besonders handelt es sich hier um die theatrali
wirksamen soldatenstücke von Stephanie und Brandes. Ihnen widmet Litzma

(s. 48 fgg.) eine höchst lehrreiche charakteristik, die man passend auch auf den zeitgenössischen soldatenroman z. b. von Kirsten, Sattler u. a. ausdehnen kann.

Der zweite abschnitt begint mit einem überblick über die algemeine lage (s. 53—88). Die litterarische konstellation, Bodes vermitlerrolle zwischen litteratur und theater, und einige mitglieder der „Geselschaft für theaterfreunde“, wie K. und S. Heise, C. von Voght, M. Wessely werden zum teil mit benutzung von neuem material anschaulich charakterisiert, wogegen der kurze rückblick (s. 71 fgg.) auf die ausländische konkurrenz des deutschen theaters im 16. und 17. jahrhundert das verständnis wenig fördert und in seiner algemeinen fassung auch nicht völlig zutreffend ist. In Albrecht Wittenberg (s. 75 fgg.) lernen wir den bisher wenig bekanten vertreter einer gehässigen, principiellen opposition gegen das Schröder-Ackermannsche theater genauer kennen. Den schluss des kapitels bildet die schöne charakteristik der gattin Schröders, Christine geb. Hart.

Nach diesem algemeinen ausblick mustert Litzmann im zweiten kapitel „Im zeichen des dreigestirns“ (1771—75 s. 88—179) die mitglieder von Schröders truppe. In der reihe dieser verständnisvoll gezeichneten portraits bleibt nur die physiognomie des theaterdichters Johann Christian Bock etwas nebelhaft, so ausführlich auch dessen officiöses „Theatralisches wochenblatt“ erörtert wird. Mit aufrichtiger freude begrüsst man die nun endgiltige klarstellung des vielumstrittenen „preisausschreibens“ (s. 148 fgg.). Neu auch gegenüber Eugen Wolffs schrift ist die benutzung von F. G. Zimmermanns Dramaturgischen blättern für Hamburg. Litzmann nimt für sie als quelle mündliche oder schriftliche mitteilungen von F. L. Meyer an (s. 156 anm. 1). Der abweichenden darstellung von F. L. Schmidt gegenüber wäre ein näheres eingehen auf die gründe am platze gewesen, die Litzmann zu seiner annahme führten, dass F. L. Meyer die quelle für Zimmermann war. Wie für das sogenante Hamburger preisausschreiben, so ist Litzmanns forschung auch für die kentnis von Charlotte Ackermanns charakter glücklich gewesen. Besonders hat sich die benutzung des briefwechsels zwischen Charlotte und dem jungen J. A. Heise fruchtbringend erwiesen. Mehr als man bei Litzmann (s. 157—178) über ihre stellung zur mutter und zu den geschwistern, über ihr tragisches leben und ihren tod hört, wird sich wol kaum noch beibringen lassen.

„Im zeichen Shakespeares“ heisst das dritte kapitel (s. 178—288). Es umfasst die für Schröders entwickelung so wichtigen jahre 1775—1780. Ganz besonders in diesem kapitel zeigt es sich, wie fruchtbar Litzmanns standpunkt ist. Ich hebe als besonders gelungen hervor: die charakteristik Gotters (s. 216 fgg.), die überzeugende erklärung für Schröders vorliebe für Lenz (s. 232 fgg.), den eingehenden bericht über die stücke — originale und bearbeitungen — die auf das preisausschreiben hin eingelaufen waren (s. 184 fg.), die darstellung von Schröders beziehungen zu Leisewitz, Boie und Bürger (s. 191, 210 fgg.). Mehr ein kuriosum, als ein wichtiges litterarisches faktum ist der besuch, den Klopstock in begleitung der brüder Stolberg dem Hamburger theater machte, als Klingers Zwillinge aufgeführt wurden. Litzmann erzählt diesen besuch auf grund eines handschriftlichen berichts von A. Hennings.

Den schluss des bandes bildet das vierte kapitel: „Reise durch Deutschland. Wien. München. Mannheim. Paris. Abschied von Hamburg“ (1780—81, s. 288—313). Wesentlich neues bringt dieses kapitel nicht. Naturgemäss nimt in ihm der folgenschwere Wiener aufenthalt den breitesten raum ein. Schröders briefe und sein stambuch sind hier neben Meyers berichten besonders ausgenutzt.

Der zweite band von Litzmanns Schröderbiographie reiht sich also, wie man sieht, dem ersten durchaus würdig an. Eine fülle von neuem material gibt über manche dunkle, manche bisher unbekante tatsachen und bezüge wilkommenen aufschluss, und das bereits bekante ist einsichtsvoll benuzt. Der rühmenswert glatte und frische stil, nur selten einmal durch übersehene härten (z. b. „zu bohren zu hart") gestört, macht die lektüre des buches doppelt erfreulich. Doch will ich nicht leugnen, dass auch der verfasser — einer jezt beliebten strömung folgend — im humoristischen des ausdrucks für meinen geschmack hin und wider etwas zu viel tut. Vier portraits in heliogravüre nach verbessertem Meisenbachschen verfahren gereichen dem bande zu schönem schmuck. Am wenigsten gelungen scheint die reproduktion des bildes von Dorothea Ackermann; vielleicht liegen aber die mängel der modellation im original.

LEIPZIG. CARL HEINE.

August Gottlieb Meissner. Eine darstellung seines lebens und seiner schriften mit quellenuntersuchungen von dr. **Rudolf Fürst.** Stuttgart, Göschen. 1894. XVI und 356 s. 6 m.

Von vielen zeitgenossen erheblich überschäzt, als bahnbrechendes und originelles genie gefeiert, hat es sich August Gottlieb Meissner später gefallen lassen müssen, von der litteraturgeschichte auf den ihm gebührenden platz gewiesen zu werden. Gervinus und Koberstein haben mit treffender kritik die litterarische bedeutung dieses nachahmenden vielschreibers festgestelt; Kuffner hat 1812 seine werke in 36 bänden herausgegeben; 1861 schrieb dann Heinrich König, 1871 Alfred Meissner und 1888 A. Kraus über diese lediglich der litteraturgeschichte anheimgefallene tagesgrösse. Mit grossem sammelfleiss, reichlichem finderglück und guter kritik hat nun dr. Rudolf Fürst Meissners leben und schriften untersucht und uns mit den ergebnissen seiner fleissigen forschungen bekant gemacht.

Fürsts buch bestätigt die ansichten von Gervinus und Koberstein; denn das umfängliche, vom verfasser neu aufgefundene material trägt in das von Gervinus und Koberstein entworfene bild zwar eine anzahl neuer züge ein, bewirkt aber keine wesentliche veränderung desselben, so dass wol auch eine weniger umfangreiche schrift dem bedürfnis genügt hätte. Der verfasser verspricht auf dem titel seiner arbeit eine „darstellung" von dem leben und den schriften Meissners; er hat aber im grunde nur eine ausserordentlich sorgsame, schematische aufzählung des zusammengebrachten materials gegeben, bei der der organische zusammenhang zwischen leben und schriften arg vernachlässigt bleibt.

So behandelt z. b. der erste abschnitt den „lebensgang" und die „persönliche und litterarische charakterisierung" in zwei gesonderten abteilungen. Dieser erste abschnitt (s. 1—98) macht uns unter anderm mit einer bisher unbekanten episode aus Meissners leben, mit seiner freundschaft zu Dora Stock, der schwägerin Gottfried Körners bekant (s. 13—17), mit der Meissner in einem intimen, seinen charakter gut beleuchtenden briefwechsel stand. Sehr treffend ist (s. 93 fgg.) die eigentümliche stellung gekenzeichnet, in der Meissner sich der zeitgenössischen litteraturbewegung gegenüber befand. Er suchte sich nämlich gerade zu den gegnern seiner litterarischen geistesverwanten zu halten. Der algemeinen annahme folgend, hat Fürst (s. 5) auch von einer „vertreibung" des rektor Heinitz aus Kamenz und der feindschaft des primarius Lessing gegen Heinitz gesprochen. Ich glaube, dass das bekante gratulations-

gedicht von Christlob Mylius an Heinitz (Neues Lausitzisches magazin 1836 s. 306) in seiner tendenziösen färbung eine harmlose versetzung zu einer „vertreibung“ und meinungsverschiedenheiten zu einem konflikt aufgebauscht hat. Für die geschichte des knittelverses ist es interessant, dass Meissner diesem verse in seinem archaisierenden theaterprolog (s. 18) ein neues gebiet erobert hat (vgl. Flohr, Geschichte des knittelverses, Berlin 1893).

Die folgenden 5 abschnitte besprechen die werke des fingerfertigen Meissner. In erschöpfender und oft zu breiter ausführlichkeit geben sie über inhalt und quellen, ausgaben und übersetzungen, die zeitgenössische kritik und die nachwirkungen der einzelnen schriften rechenschaft. In dem kurzen rückblick auf die entwickelung des historischen romans (s. 99 fg.) hätte wol der einfluss der Madelaine de Scudéry und des französischen romans nicht ganz übergangen werden sollen, und für die entstehung der von Meissner so gern angewanten form des dialogischen halbromans (s. 101) hätte auf die „Totengespräche“ hingewiesen werden müssen, die der verfasser dann in einem andern zusammenhange (s. 334 anm. 216) erwähnt. An beiden stellen vermisse ich den namen Fassmann, dessen einst so beliebte totengespräche das bindeglied zwischen Lucian, Hutten und Kretschmann (s. 334 anm. 216) bilden.

Die idee, kinder in den roman einzuführen, hatte schon vor der sturm- und drangperiode (s. 107) Timotheus Hermes, der in „Sophiens reise“ sogar den vorschlag macht, ein kind geradezu als hauptperson eines romans hinzustellen.

Der lezte abschnitt, der Meissners sprache untersucht, zeigt sehr hübsch, wie sie zwischen Gottschedscher und Herderscher schule hin und her schwankt. Auch darin fehlt es also Meissner, wie in allem, an jeder originalität.

Es ist schade, dass der verfasser seinen grossen fleiss und sein beachtenswertes kritisches urteil einem relativ so unbedeutenden thema zugewant hat. Bei weiteren arbeiten möchte ich ihm raten, auf geschlossenere darstellung und die ausmerzung provinzieller ausdrücke zu achten.

LEIPZIG-GOHLIS. CARL HEINE.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Becker, H., Zur Alexandersage: Alexanders brief über die wunder Indiens. Besondere abdrücke aus den programmen des Friedrichskollegiums. Königsberg i. Pr., Hartung. 1892 und 1894. 14 und 26 s. 4.

Bernhardt, E., Zur geschichte der deutschen geschlechtsnamen. Ein beitrag aus Erfurter urkunden. (Sonderabdruck aus den Jahrbüchern der akademie gemeinnütziger wissenschaften, n. folge, heft 20.) Erfurt, Karl Villaret. 1894. 23 s.

Flohr, O., Geschichte des knittelverses vom 17. jahrhundert bis zur jugend Goethes. Berlin, C. Vogt. 1893. 112 s. 2,40 m.

Frey, Ewald, Die temporalconjunctionen der deutschen sprache in der übergangszeit vom mhd. zum nhd., besprochen im anschluss an Peter Suchenwirt und Hugo von Montfort. Berlin, C. Vogt. 1893. 104 s. 2 m.

Hoffmann-Krayer, E., Walther von der Vogelweide. Ein vortrag. Basel, Georg und comp. 1894. 46 s.

Jónsson, Finnur, den oldnorske og oldislandske litteraturs historie. Første binds tredje hæfte. (Schluss des 1. bandes.) København, Gad. 1894. S. I—XII und 481—650. (Compl. 10 kr.)

Kettner, G., Schillerstudien. Beilage zum jahresbericht der k. landesschule Pforta. 1894. 54 s. 4.

Inhalt: 1. Die verzeichnisse der dramen und dramatischen pläne. 2. Die „Polizey“. 3. Zur „Prinzessin von Zelle“ und zum „Don Karlos“. 4. „Die verschwörung gegen Venedig“. 5. Zu den „Malthesern“. 6. Die komposition von „Kabale und liebe“. 7. Zur „Braut von Messina“.

Koch, Günther, Gleims scherzhafte lieder und die sogenanten Anakreonteon. Ein beitrag zu ihrer charakteristik. (Jahresbericht der Pfeifferschen lehr- und erziehungsanstalt zu Jena. 1894.) 17 s. 4.

Ordbok öfver svenska språket utgifven af Svenska akademien. Häftet 1. Lund, Gleerup. 1894. 4. 24, 4, XXVIII und 112 sp. 1,50 kr.

NACHRICHTEN.

Der oberbibliothekar der Heidelberger universitätsbibliothek, herr geh. hofrat K. Zangemeister, hat in der Vaticana zu Rom bruchstücke einer altsächsischen bearbeitung der Genesis in stabreimenden versen gefunden, die auf leergebliebenen blättern einer lateinischen handschrift des 9. jahrhunderts von anderer, aber gleichzeitiger hand aufgezeichnet sind. Das erste bruchstück (26 verse) ist aus der geschichte vom sündenfall, das zweite (124 verse) aus der geschichte von Kain und Abel, das dritte (187 verse) enthält die schilderung des unterganges von Sodom und Gomorrha. Ein glücklicher und gerechter zufall hat es so gefügt, dass das erste fragment in diejenige partie fält, welche Sievers in seiner bekanten schrift: Der Heliand und die angelsächsische Genesis (Halle 1875) aus der angelsächsischen dichtung ausgeschieden und als eine übersetzung aus dem altsächsischen bezeichnet hat (vgl. Ztschr. 7, 114 fgg.): diese hypothese, an der freilich kein sachverständiger gezweifelt hat, wird durch den neuen fund durchweg bestätigt, da es sich ergibt, dass der angelsächsische dichter seine vorlage fast wort für wort übertragen hat. Dieselbe vaticanische handschrift enthält auch ein neues fragment des Heliand (v. 1279 — 1357). W. Braune, der in der beilage zur Alg. zeitung vom 9. mai die erste authentische nachricht über dieses hochwichtige und erfreuliche ereignis gegeben hat, wird die fragmente in gemeinschaft mit dem finder im 2. hefte des IV. bandes der Neuen Heidelberger jahrbücher veröffentlichen.

Als professor der nordischen philologie ist dr. Gustaf Cederschiöld, bisher docent in Lund, an die universität zu Gotenburg berufen.

Für deutsche philologie habilitierte sich in Wien dr. Karl Kraus; für neuere deutsche litteratur in Wien dr. Oskar F. Walzel, in München dr. Karl Borinski.

Als nachfolger von dr. E. v. d. Hellen ist dr. Albert Leitzmann, bisher privatdocent in Jena, zum herbst an das Goethe- und Schillerarchiv nach Weimar berufen.

Als mitarbeiter am Deutschen wörterbuche ist für den von M. v. Lexer unvollendet hinterlassenen XI. band (von *tolp*.. bis *ux*) prof. dr. O. Erdmann in Kiel eingetreten. Freundliche nachweise und beiträge für diesen teil des werkes wird derselbe mit dank entgegennehmen.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

DRESDENER BRUCHSTÜCKE DER CHRISTHERRE-CHRONIK.

Von den deckeln eines tagebuches der munitionsausgaben des sächs. zeughauses zu Dresden vom jahre 1610 sind kürzlich im sächs. kriegsarchive einige pergamentblätter losgelöst und der öffentlichen bibliothek zu Dresden überwiesen worden. Unter ı befinden sich ein paar blätter, die aus einer alten handschrift seudo-rudolfischen weltchronik stammen.

Diese bruchstücke, ein pergamentblatt (I) und ein pergamentdop- ıtt, das erste und lezte blatt eines quaternionen (II^{α}, II^{β}), in quarto en einem manuscripte des 14. jahrhunderts an, dessen blätter eine von 30 cm. und eine breite von $21^{1}/_{2}$ cm. hatten. Die seite ist paltig, die spalte zu je 36 zwischen linien stehenden verszeilen. ungeraden verse beginnen mit grossen herausgerückten rot durch- ıenen anfangsbuchstaben, die geraden mit minuskeln. An den ı der verszeilen stehen punkte, die teilweise verwischt sind. ıere abschnitte sind mit roten initialen bezeichnet.

Von blatt I ist linker hand ein nicht ganz gerade laufender längs- en von etwa $3^{1}/_{2}$ cm. breite weggeschnitten. Hierdurch sind die eilen der spalten a 1 und b 2 unvolständig geworden.

Doppelblatt II ist am unteren rande um einen querstreifen von ɔ 6 cm. höhe beschnitten worden, wodurch je die sechs untersten ı der spalte abgefallen sind. Von bl. II^{α} ist ausserdem die rechte der länge nach abgeschnitten worden, so dass spalte a 2 und b 1 ren gegangen, spalte a 1 und b 2 zudem verlezt worden sind. Doch in hierzu gehöriger $18^{3}/_{4}$ cm. hoher und $2^{1}/_{2}$ cm. breiter streifen den unvolständigen versen a 2, 8—32 und b 1, 8—32 erhalten eben.

Die seiten der blätter bezeichne ich mit a, b; die spalten mit 1, 2. klammer um einen buchstaben zeigt an, dass der betreffende buch- nicht ganz sichtbar ist, aber deutlich als dieser gelesen werden ı. Wo zweifel über die natur eines solchen buchstaben bestehen, lies durch . angedeutet worden. : : : heisst: die stelle ist verwischt,

†: die stelle ist durchlöchert. Ein paarmal war es möglich, buchstaben, die auf dem pergamente unleserlich geworden sind, aus dem abdrucke zu entziffern, welchen sie auf papier hinterlassen haben, mit dem sie zusammengeklebt waren. Solche buchstaben sind *cursiv* gedruckt.

Zur vergleichung des textes konte ich heranziehen die Gothaer hs. Membr. I. 88 (*G*) und eine aus Gottschedischem besitze stammende abschrift der weltchronik, die auf der Dresdener bibliothek aufbewahrt wird und in ihrem ersten teile der hs. von Kremsmünster folgt (*g*).

Bruchstück I handelt vom sündenfall und schliesst sich ziemlich eng an *G* fol. 20 a 2, v. 1 — fol. 21 a 2, v. 16, dessen lesarten unter dem texte abgedruckt sind. *g* enthält eine darstellung des sündenfalles in abweichender fassung.

1 .lvft in boser vrist · [a 1]
(n)dinc daz vefvlet ist ·
vliegen mvcken bremen ·
(m)en mvge wir dar zv nemen ·
5 amen kever maden ·
z tvt den lvten schaden ·
.llez werden got ·
.es do sin hoch gebot ·
.en wurmen wolde geben ·
10 hephfede vnde ir leben ·
.art nicht bi der zit ·
(i)ch allez sit ·
rt den menschen vf geleit ·
.al vnde ze grozer arbeit ·
15 man bilde neme da bi ·
werde vnde waz er si ·
ze spise si beschert ·
.her von disem libe vert ·
.az selbe vrteil ergienc ·
20 d der wurm von gote enphinc ·
(g)en vluch der im geschasch ·
r nach zv dem wibe sprach ·
.rozer arbeit weren ·
kint
dine geberen ·
25 erlichem sere ·
(o)lt ovch vmmer mere ·
mannes gewalde leben ·
(e)walt vber dich gegeben ·
(s)olt vnder im sin ·
30 (z)wifalten pin ·
(r) sie zv rache lie ·
.zwo svnde begie ·
daz was hochfart ·
.me sie genidert wart ·

1 Virtorben luft · in boser zit 2 Vnd ein dinc daz uirfult lit 3 Als vloe · mucken · vliegen · bremin 4 Mit namen muge 5 Wibele · schaben · keuere 6 Daz alliz tut 7 Hiz daz alliz 8 Des tages · do 9 Den grozen wurmen 10 Ir geschefte 11 Nein tzue wart nicht 12 Geschaffen · ez hub sich alliz 13 Vnd wart dem 14 Zu musal vñ 15 Daz man bilde nemin 16 Waz er werde 17 Wem er zu 18 Swen er von 19 DO daz selbe urteil uirginc 20 vñ der 21 Driualden vluch der im geschach 22 Got da na 23 Ich wil dich grozer arbeit gewern 24 Du salt dine kint immir 25 Mit iemerlichem 26 Vnd salt 27 Vnders mannis 28 Im si gewalt 29 Vnd du salt vndertenic im 30 Disen zwiualden 31 Got uber si zu rache do 32 Wan si zwo 33 Di eine was ir 34 Dar vmbe si

35 .tes gebot betwanc·
mvste svnder danc·
Vnders mannes gewalde leben· [a 2]
vnde sich sime gewalde ergeben
Daz svs von libe muste er†
40 were di svnde nicht g†
Die ander svnde was an ir·
daz sie mit svntlicher gir·
Vberhorte gotes gebot·
da von wart her ovch von got·
45 Der bitter vluch so sere·
daz sie ir kint ymmer gebere·
Mit weinenden smerzen·
vnde angesthaftem herzen·
Menschliche frucht pine enphie·
50 di sie an des holczes frucht hie·
Zv svndēs do des mannes lip·
vnde das schulthaftige wip·
ZV dem manne sprach do got·
sint du dines wibes gebot·
55 Verneme baz denne daz min·
so mvz von den werken din·
Die erde sin vervluchit dir·
sint dv nich' volgtes mir·
Vnde ze daz ich dir vergot
60 des mvst dv mit swezes not·
Mit kvmmerlichen sinnen·
ymmer ezzen vnde gewinnen·
Din brot· e daz is dir werde·
vnde so dv gebvest die er(de)·
65 Mit arbeit nach korne·
stvdach distel vnde dorne·
Wirt sie gebernde dir·
biz an den tac daz wider zv ir·
Din lip kome vnd aber werde·
70 ein puluer vnd ein erde·
Wider wert in siner vrist·
ein erde ein pvluer daz du bist·
Adame wart der ein^e vluch· [b 1]
(w)an er tet als sagent di bvch
75 *Nicht w*an die einen missetat·
daz *er* ...ch sines wibes rat·
Wart gote vngehorsam·
den vluch di erde mit im nam·
Wan sie da vor nie nicht gebar·
80 ezn wer gut nach wunsche gar·
E was su svze vnde berhaft·
sint wart su von des vluches kraft·
Vnberhaft von guter art·
swaz sider vf der erden wart·
85 I nvtzer vnde rechter vrucht·
daz man sich guter genvcht·
Solte tze rechte ^{an}versehen·
daz muste mit arbeit geschehen·
Ane arbeit sie da vor gebar·
90 irir wunschelicher wunscher gar·
Adam sin wip do nan(te) s(a)
mit rechtem namen eva·
Daz sprichet alter wan sie was·
daz erste wip daz ie genas·
95 Kindes oder di kint gebar·
aller nachkvmenden gar·

35 Daz si gotis gebot 36 Daz si muste 39 muste irgan 40 In were di sunde nicht getan 44 Dar vmbe wart ouch ir 45 so swere 47 Mit we tundem 49 mit pin 50 vrucht begi 51 Zu sunden 52 schuldehafte 55 Virnemis baz dan 58 Vnde du nicht woldest volgen 59 Vnde ezis daz ich dir uirbot 61 Vnde kummerlichen 63 er iz din 64 gebuwis di erde 67 gebinde 69 kumet 75 dan di eine 76 er durch 82 Nu uon des 85 I *fehlt G* 86 Da man 87 abe uirsen 90 Ir wunschlichen wuchir 91 Adam nante sin wip do sa 93 Daz quit 96 Alle ir nachkumen

Was sv zv mvter irkorn ·
wan sie sint von ir geborn ·
Vn(de) von ir beider libe ·
100 *adam* (v)ndo sinem wibe ·
M(a)...e got rocke an sich ·
von velen gar bezeych..lich ·
Was an in daz selbe kleit ·
daz her het an sie geleit ·
105 Von todem vihe als got gebot ·
daz kleit beczeychent den tot ·
An dem sie sterben solden ·
wan su nicht leben wolden ·
Do sie brachen gotes gebot [b 2]
110 do sprach vnser herre g
Sehet adam an dirre vrist
als vnser einer worden i
Wizzendo vbel vnde gut ·
nv sol wol werden behv.
115 Daz sine hant des icht ge
daz sie daz holz icht ne.
Vnde daz vbele got verst.
vnde daz ezze vnde im.
Mit vns ewiclichen lebe
120 vnde her vnse gebot be

ADam do vz her vort
daz paradis wart.
Cherubin mit kreften g.
des paradis tor besloz ·
125 Vnde ovch daz fiwerin.
der beyder wart dar.
Daz sie hetten in ir phle-
des lebens holzes eng
Vnde iz mit vlize hvte d –
130 adamen wart verlaze
Dio erde daz er bouwet
got in vf dem erbe lie
Da von im der lip was
di erde dar vz her wa
135 Daz im die gebe di lipn
sin wip eynen son ge(b)
Den nante er san kayn
der kerte sider gar de
An bow er bowete sider
140 ichn weis in wi langō
Gebar aber sit dar nach
eva einen son der war
Abel der reyne gute m.
nam sich schaf vnde vi.

98 Vnd di sint von in 99 Vnde ioch uon 101 Machte 102 bezeichen[illegible]ic 109 zu brachen 110 Abir sprach unser herre got 112 ein wurden ist 113 be[illegible]ide ubel 114 sal werden behut 115 Daz in des icht gezeme 116 Daz sin hant daz holtz icht neme 117 Daz ubel vnde gut uirste 118 Daz er des ezze vnde immir me 120 unser gebot begebe 121 ADam uz getriben do wart 122 ward im uir-sprat 123 creften groz 125 viurine swert 126 dar gegert 127 irre phlege 128 enge wege 129 huten da 130 uirlazen sa 131 buwete si 132 liz hi 133 Dan-nen im der lip was kumen 134 uz er wart genumen 135 lipnar 136 sun gebar 137 er mit namen kajin 138 karte sider allen sinen sin 139 bw · vnd buwete korns vil 140 vbir wi lange zil 141 abir sint abir zu hant 142 der wart genant 143 rei-ner guter man 144 vnd uil uihes an

Bruchstück II[a] behandelt die rettung Loths und seiner töchter und entspricht *G* fol. 46 a 1, v. 27 — fol. 47 a 2, v. 8 = *g* s. 304 v. 1 — s. 309 v. 25. Die geschichte Loths nach der echten Rudolfischen weltchronik gab J. Zupitza, Zeitschr. f. d. a. 18, 100 fgg. heraus.

DIe s(pr)achen ge hin wan dv mv(s) [a 1]
wie vngerne dv daz tvst·
Vns die geste bringen
des wir dich wol betwingen·
5 Dv bist doch hie recht als ein man·
der von andern landen her entra·
Weistu dv daz oder wenestv·
hie sin· als vnser einer nv·
Zeige vns di lute odir wir·
10 tvn michels mer leides dir·
Denne wir in teten·
ob wi sie bi vns heten·
Ir zorn was gein im manicfalt·
sie zeigten an im ir gewalt·
15 Vnde legten an in manige dro·
her vz di engel bvten do·
Die hende balde vnde zvcten in·
in daz hvs zv in do hin·
Vnde beslozzen sie die tvr·
20 die sie do vorderten hin fvr·
Den blenten sie die geschicht·
daz sie die tvr fvnden nicht·
Die wolden sie zv brochen han·
Daz wer benamen so getan·
25 Hetten sie die tvre fvnden·
die sie nicht vinden kvnden·
Mit blinder gesichte·
von des hohen gotes gerichte·
Der mit gesehender gesicht·
30 sie blente vnde liez sie sehen nic(h)

1 SI sprachen hin du must *G* Do sprachen si: zwar du mûst *g* 2 du iz *G* du ez *g* 3 her bringen *G* Du mûst vns die Gest her pringen *g* 4 Wir mugen dich *G* twingen *g* 5 bist hi als *G* = *g* 6 Der er untrunnen vntran *G* Der flûchtichleich her entran *g* 7 odir in weistu *G* 9 Wise *G* Nu zaig *g* 10 uil vngemaches *G* vil mer Laitz *g* 13 gein im *fehlt Gg* der waz *g* 14 irzeigetin im *G* erzaigten im irn *g* 15 leiten im vur manig *G* læten in an manigew *g* 16 Aus dem Haus puten die Engel do *g* 17 Ir hende vnde *G* Ir Hent, vnd chůndæten im *g* 18 zu sich hin *G* Daz er chôm in daz Haus zu in *g* 19 besluzzen wol di *G* Vnd do Loth chom in daz Haus zu dem Tor *g* 20 Jenen di si ischen da vur *G* Vnd daz jen Læwt stûnden da vor, Da wolten si die Tûr haben aufprochen. Daz lie Got nicht vnerrochen *g* 21 Benamen si do di gesicht *G* Wan Got nam in ir Gesicht *g* 22 der Tûr *g* 23 si zu brochen wolden *G* Wan si wolten si ze Præwt han *g* 24 Vnde daz were werlich irgan *G* Daz benam in ir Gan *g* 25 Wan hieten *g* 27 Von ir blintheit gesichte *G* Von irr plinten Gesicht *g* 28 Vnd von des hoesten *G* Wan Got belæucht si, daz si gesahen nicht *g* 29 Der si mit sehinder *G* Zehant giengen die Hûræer dan *g* 30 Blendete · vnd liz si sehen nicht *G* Dez fræwt sich der gût Man *g*

Die folgenden verse sind in dem bruchstücke teils gar nicht, teils nur fragmentarisch erhalten. Ich lasse darum in der zweiten columne den volständigen text von *G* folgen und gebe in der anmerkung die lesarten von *g*.

— — — — —
— — — — —
— — — — —

DI liben geste sprachen do
Zu lote irm wirte also
Hastu iman hi bi

33 Ist dir iemant

	— — — — —	Der dir lieb genesen si
35	— — — — —	Tochtere vnd tochtere man
	— — — — —	Odir swer dich hort an
	— — — — — [a 2]	Den soltu helfen hinnen
	— — — — —	Daz si mit dir intrinnen
	— — — — —	Wan dirre stat sundic ruf [fol. 46 b 1]
40	— — — — —	Gibit vor gote grozen wuf
	— — — — —	Vnd tut ir bosheit da irkant
	— — — — —	Dar vmme hat uns got gesant
	— — — — —	Daz wir di stat virterbin
	vnde al daz	Vnd alle ir volc irsterbin
45	nde dich be	Wan dich einen von dirre not
	ditz mere d.	Behuten · diz saite den sinen lot
	nde hiez sie	Vnd riet in daz si dannen
	sine tochter	Kertin · siner tochtere mannen
	ie sine toch(t)	Vnd di sine tochtere solden
50	nemen vn(d)	Nemin · vnde nemin wolden
	en sagte er	Den saite er der engele gebot
	die entphie	Di intphingen iz uor einen spot
	woldē nde im ez (g)	Vnd kertin sich dran nicht
	sie zwifelt(e)	Si zwiueltin an der geschicht
55	ls noch tut	Also tut noch der lute vil
	swer sich d.	Swer sich nicht huten wil
	daz er vf i.	E daz der schade uf im lit
	ge den ruwet	Den beruwit iz zu vnzit
	DEs mor(g)	Morgen do der tag uf brach
60	vnde de	Vñ man den uon erste sach
	ie engel ri (?)	Di engele hizen lote
	mit vlize v	Mit vlize vnde uil genote
	az er entw	Daz er intwiche der not
	des twung	Des thwungen si in · si sprachē lot
65	tand vf va (?)	Nu balde uf dar hinnen dinē lip

34 Liep-genozzent 35 oder Tochterman 36 gehôr an 37 von hinnen 38 Vnd hilf in mit 39 sûntleicher 42 Durch daz hat 44 all die Læut 45 Vnd dich behûten vor der 46 Disew Red sait 47 Vnd hiez si chern dannen 48 Seiner Tôchter Mannen 49 Die sein Tôchter wolten 50 vnd haben solten 51 sait er der Engel Pot 52 Daz enpfiengen si fûr 53 Vnd wolten im sein gelauben nicht 54 Wan si 55 Als noch tûnt 57 Schadens, e daz er auf 58 gerewet ez ze Imazeit 59 Des Morgens do 60 den grawen Tack ersach 62 vnd mit Gepot 63 eilt von der 64 twingen 65 Pald auf von hinnen, wild du deinen Leip

	solt dv beh.	Soltu behalden · vnd din wip
	nde vluch.	Mit dinen tochteren zwein
	wan im d::	Daz durch dirre lute mein
	— — — — —	Du mit in nicht irsterbis
70	— — — — —	Vnd vmbe ir sunde uirterbis
	— — — — —	Vbir si muz gotis gerichte irgan
		[fol. 46 b 2.]
	— — — — —	Lot wolde in gerne geholfen han
	— — — — —	Vnd mit in bliben alda
	— — — — —	Di engele namen in sa
75	— — — — —	Mit der hant · vnd vurten in
	— — — — —	Vor di stat · an sinen danc hin
	— — — — — [b 1]	Vnde sprachen hi behalde dich
	— — — — —	Bi dime libe beware · vnde sich
	— — — — —	Daz iwir chein vmbe se
80	— — — — —	Swaz iman hinder uch gesche
	— — — — —	Vnd sich daz du von hinnen ges
	— — — — —	Vnd in disem lande nicht bestes
	. . . .	Den nehisten vmbecreiz hi bi
	gen si ·	Der dir zu mute gelegen si
85	da solt dv ·	Dar vluch · anz gebirge do soltu
	hvten nv ·	Dich uon dem tote huten nu
	bist ·	So daz du nicht uirterbis
	ten sterbest	Vnd mit den virworchten sterbis
	do sprach ·	LOt zu den engelen sprach
90	. scheiden sa	Do er si von im scheiden sach
	olichen site.	Trurig · doch mit vrouden siten
	wil vch bit(e)	Genade herren ich wil uch biten
	naden rat ·	Sint uwir knecht gnaden rat
	e han vch f	Vnd irbarme an uch vunden hat
95	. eren mich ·	So daz ir welt generen mich

66 Pehalten vnd deinem 67 Vnde deinen 68 Daz du 69 Auch nicht verderbest 70 durch ir Sůnt nicht sterbest 71 Wan ůber si můz Gotz Gericht gan 72 wolt nicht entwichen han 73 Vnd wær gern beliben da 74 Do namen in die Engel 75 Pey der 76 Stat betwungen hin, Vnd sein Weip mit iren Tŏchtern zwain, Wan im Gotes Gnad erschain. Vil pald fůrten si in hin Fůr die Stat ze Veld hin 77 Si sprachen: nu hůtt dich 81 Daz enpowt dir die Gothait: Tůst du sein nicht, z wirt dir Lait. Vnd sich 82 Vnd nindert in dem Lant bestest 83 Vmbchraiz ey dir 84 Der ze Schaden gelegen sey dir 85 *und* 86 *fehlen g* 87 Daz du dich icht 88 icht sterbest 89 do sprach 90 si vor im sten 91 Traurick vnd doch 8 Seit ewr Chnecht Genad 94 Vnd Parmung an 95 Also daz ir welt neren

	h ob ich·	Daz ir mich bewiset ob ich
	.ge genese	Vf disem berge muge genesin
	vffe wesen	Da ir mich heizet vffe wesin
	vbel da·	Irgrifet mich daz vbil da
100	. andersw	So sterbich da als anderswa
	. e stat hie (b)	Lit irgen kein stat hi bi
	(e) si·	Di in sulcher maze si
	(d)a tvge·	Daz mir zu bli̥bene da tuge [fol. 47 a 1]
	. nesen mv(g)	Vnd ouch genesin da muge
105	ine erkan(t)	Sie si cleine odir groz irkant
	. gesant·	Ob ich werde drin gesant
	r erner·	Daz mich got inder irnere
	(n)s not erw	Vnd sterbins drinne irwere
	— — — — —	Der lazet mir eine bestan
110	— — — — —	Di engele sprachen· daz si getan
	— — — — —	vmme di du hast gebetin e
	— — — — —	Di genese vnd si beste

Hier (spalte b 2) sezt in dem bruchstücke der volständige text wider ein:

(D)a solt dv balde gahen hin· [b 2]
dvrch dines lebens ge(w)†(n)·
115 Dem lande leides nicht geschicht·
e daz man dich da kvmen sicht·
(D)i stat was segor genant·
dar gahte balde do zehant·
(V)on dem vervluchten lande lot·
120 vnde vloch aldar des todes not·
(D)O regente got fiwr vnde swebel·
vnde glvnde brinnendē nebel·
ber die beide stete sa·
sodoma vnde gomorra·
125 (V)nd da bi vber alle ir lant·

96 Vnd daz 98 auf haist 99 Wan ergreifft 101 indert ein 104 ich auch da genesen 105 groz oder chlain 106 Dazich 107 Vnd mich Got darinn 108 Vnd auch Sterbens erwer 112 geniez vnd die 113 gahin in *G* 114 lebenis gewin *G* Lebens Gewin *g* 115 nicht arges *G* geschech *g* 116 dich drinne sit *G* man in darinn ersech *g* 118 gienc er hin al *G* gaht er pald hin *g* 119 Der uzirweltir lot *G* Von den verflůchten Læuten *g* 120 Dar vloch er des *G* Vnd floch aus des Todes No̊ten. Nu wil ich ew sagen, wie Die Weil er gegen der Stat gie, Die da Segor waz genant, Alz ich si vor tet bechant *g* 121 Zu hant reinte viur *G* Do regent Fewr vnd Nebel *g* 122 brinnende ein nebil *G* glůender prinnender Swebel *g* 123 Vbir dise beide *G* Vber die Stet all vier da *g* 124 Ich meine sodoma *G* Sodoma, vnd Gomora, Adonia, vnd Soboym, Do die vnrainen Læwt warn inn *g* 125 allir *G* all daz *g*

die dienstes waren da benant·
(E)z weren lvte oder gut·
dar vber gie von fiwer ein glvt·
(M)it so zornlicher kraft·
130 ez wer durre oder berhaft·
(D)az mvste gar ertrinken·
verbrinnen vnde vorsinken·
n daz abgrvnde·
von der lvte svnde·

135 (D)ie vor gote was so groz·
der dvns der svs vnde der doz·
(D)er ob dem lande da geschach·
twanc lotes wip daz sie vmme sach·
.ls die vorwiz sie lerte·
140 ir lip sich da verkerte·
einer salcz svle hie·
wan sie die gotes lere obir gie·

126 Di da zu waren benant *G* Die Plick warn da bechant *g* 127 Iz were *G* Ez wær *g* 128 ginc viuris vlut *G* gieng dez Fewres Flût *g* 129 zorniclicher *G* zornichleicher *g* 131 uil gar *G* 133 Nider in daz abgrunden *G* 134 bosin lute sunden *G* 135 waren groz *G* waz vor Got so *g* 136 Der dumph · der sus dir doz *G* Der hie, der dort, der suz Doz *g* 137 da *fehlt Gg* 138 si sach *G*; *abweichend von hier ab g* 139 Vmme · als virwitze *G* 140 sich san uirkerte *G* 141 Vnd wart zu einer sule *G* 142 Saltzis · durch daz si vbir *G*

Bruchstück II$^{\beta}$ enthält die werbung Eliesers um Rebecca (*G* fol. 54 a 1, v. 5 — fol. 55 a 1, v. 14 = *g* s. 354, 5 — s. 359, 16).

Vnvertic ist tief vnde naz·[a 1]
iosephvs der sch†(b)et daz·
Ez si den somer d†re erkant
vnde lutzel wa(zz)ers vberz lant·
5 DO der knecht qvam fvr di stat·
ze charam vil tiwer er bat·
Got· daz her im z(?)eygte die·
mit gewissen warzeichen hie·
Die sin herre wolde nemen·
10 vnde die solde wol gezemen·
zv wibe dem ivncherren sin·
her sprach got herre des herrē min·

Abrahes der mich gesant·
hat mit bothchaft in dicz lant·
vñ
15 Richte habe in diner phlege
minen gewerp vnde mine wege·
Mit hvte in den gnaden din·
daz ich zv den herren min·
Mit selden mvze wider kv̊men·
20 nv hete er bothschaft genv̂men·
We er ervarn solde iren lip·
die werden solde ysaakes wip·
Vmbe die er got so vil gebat·

1 Ist vnuertic *G* Winterreich, tief *g* 2 Josophus schribet vns *G* schreibt aver *g* 3 Ez den sumir si durre *G* 4 wenic wazzeris ubir alliz *G* Vnd sei lûtzel Wazzer v̂ber al daz *g* 5 qvam *fehlt G* Der Chnecht chom fûr die Stat *g* 6 Quam · zu carram · got er *G* Fûr Caram *g* 7 Daz er im irougete *G* 8 gewissem *G* gewizzener Warhait *g* 9 Vnd di sin herre solde *G* seinez Herren Sun solt *g* 10 im wolde gezomin *G* Vnd im wol mo̊cht *g* 12 herre *fehlt Gg* 13 Abrahamis *G* Abraham, der mich hat gesant *g* 14 botschaft inz *G* Mit Potschaft her *g* 15 Nu richt *g* 16 Mine gewerk mine *G* meinen Weg *g* 18 zv *fehlt Gg* 19 Muze mit heile *G* 20 beschaft genumen *G* die Potschaft wol vernomen *g* 22 Ysacc ze Weip *g* 23 got uil sere bat *G* Got er so vil pat Daz er in beriet ir drat. Nu wil ich ew sagen an der Stunn *g*

nv was ein brvnne vor der stat·
25 Dar die ivngen megde qvamen·
von der stat vnde wazzer namen·
Do beliez er die kembel do·
sten vngetrenket er gedacht als[illegible]
Di erste magt zv der ich·
30 nv spriche vrouwe trenke mi[illegible]h

Die lezten sechs verse dieser spalte, die in dem bruchstücke we[illegible]g-gefallen sind, lauten nach *G* fol. 54 a 2, v. 3—8:

Vnd sprichit si· daz sol sin
Trinke ich wil di kemil din
Ouch trenkin· di ist mit warheit
Di got minem h'ren hat be[illegible]eit
35 Sus saz der knecht achtend[illegible]
Beitende· vnd trachtende

Spalte a 2 heisst es dann im bruchstück weiter:

Wenne im die kvmen solde· [a2]
die got sinem h†(r)ren wolde·
Ze wibe fvgen do die qvam·
40 als er daz warzeychen nam·
In sinem herzen als er gie·
sines wunchses warzeychen hie·
Dar was vil der meide kvmen·
als die wazzer hetten gevmen
45 So kerten sie von im hin·
daz sie nicht sprachen wider in·
Wider grvz noch diz noch daz·
stille swigende er saz·
Daz er nicht sprach do qvam sa·
50 eine reine maget hiez rebecca·
Die was schone vnde mīnēcli[illegible]h
wol gebarnde vnde zvchtenri[illegible]h
Die tet als er gedachte·
ein vaz sie mit ir brachte·
55 Da sie mit gutlichem site·
in trancte vnde sin kembel mite
Des wart ir danc von im gesag[illegible]
nv gevil im harte wol die mag[illegible]
Er begvnde im zeiner vrouw[illegible]
60 ir lop genote schowen·
Sime ivncherren zv wibe·
ob her fvnde an irem libe·
Icht des wandelbare·

24 Vor der Stat waz ein Prunn *g* 25 al di meide *G* hin chomen *g* 26 [illegible]Vz der *G* Für die *g* 27 Do bi liz *G* Dapey liez er die Chæmmel stan do *g* 28 dacht *G* Vngetrenkt. Wan er gedacht im also *g* 29 alreste *G* Dew ersten Maid, dew ich sich *g* 30 nv *fehlt G* Zu der wil ich sprechen: nu trenk *g* 31 So spricht *g* 32 Ich trenk dich vnd die *g* 33 Dw ist ez dann mit *g* 35 Nu sas der Chnecht alz achten *g* 36 Peiten, vnd betrachten *g* 37 im *fehlt Gg* 38 herren *Gg* 40 Vnd do der Chneht daz Warzaichen vernam *g* 42 wunsches *Gg* 43 vil vrouweline *G* Wan für dew Stat waren vil Frowen chomen *g* 44 genumen *G* Die all Wazzer *g* 45 San kertins *G* Die cherten all *g* 47 Wedir *G* Weder *g* 48 Vil stille er swi-gende *G* Vil stillsweigend er do *g* 49 Vnlang satz er do da *g* 50 hiez *fehlt G* Ein reinew Magt chom, die hiez Rebetta *g* 51 Gar schone *G* 52 vnde *fehlt G* Wol parent *g* 53 vor gedachte *G* im do gedacht *g* 55 gütem *g* 56 di kemil *G* Die Chæmmel vnd in trenkt mit *g* 57 grozzer Dank von dem Chneht *g* 58 I[illegible]m behaite gar wol *G* Im geviel auch wol *g* 59 begund die Frawen *g* 60 Ir lip vil genote *G* Vnd iren Leip wol anschauwen *g* 61 Ob si wol masst seinem Junkher-ren ze einem Weib *g* 62 vinde *G* Vnd lügt, ob er an *g* 63 Ichtz fund wandel-wær *g*

wider sime wunsche ware·
65 Do vant her nicht wan gvtes·
in der gir sines mvtes·
[Truk si in lobelicher wis
Nach dunke wunschis pris
DEn knecht do nicht betragete
70 Di iuncurowe er vragite
Vm ir namen· vnd ir art
Vnd ob er mochte uf der vart]
In ires vater hvs gemach· [b1]
vinden· do d† veriach·
75 Ir namen ir vrucht da zehant·
vnd daz ir vater were genant·
Batvel vnd daz nachor·
der vch genennet wart da vor·
Der vater wer al svnder wan·
80 vnd daz sin brvder laban·
Were genant des wart er vro·
der iuncvrouwen gap er do·
Riche ir golt gvldin·
bovgen vnde vingerlin·
85 Die nam sie gvtlichen hie·
zv ir mvter sie do wider gie·
Vnde tet ir dise mere kvnt·
do lief ir brvder sa zv stvnt·
Laban fvr die phorten hin·
90 vnde emphie den knecht wol
er fvrt in·
Mit im in sin hvs hin heim·
vil lieplich wille im da erschein·
Daz taten mit geberden schin·
im beide wert vnde wertin·
95 Vnde al daz ingesinde da·
sie stalten sine kēbel sa·
Vnde schvfen im vil gvt gemach·
do er an sinen herren iach·
DO daz ezzen was bereit·
100 vnd daz brot wart vfgeleit·
Als man da ezzen solde·
der knecht nicht ezzén wolde·
[E daz er gewurbe gar
Sin botschaft· durch di er dar

64 An sinem *G* Vnd ob si ichtz verpær *g* 65 Don vant er nicht dan gut *G* ichtz *g* 66 Vnd rechte also gerte sin mut *G* Nach *g* 67—72 *weggeschnitten; die lücke ist ergänzt aus G fol.* 54^{b}*, 7—12.* 68 Nach seinem Wan Wunsches-Preis *g* 69 betragt *g* 70 do fragt *g* 71 vnd vmb *g* 72 Ob er möcht an der *g* 73 vinden gemach *g* 74 Vinden· di mait do sprach *G* Die Junkfraw do zehant sprach *g* 75 Wi si hiz· al zu hant *G* Wan si dez nicht enliez, Vnd sait im zehant alda: ich pin genant Rebetta. Vnd sait im auch von irr Frucht zehant *g* 76 wi ir vatir was *G* 78 Den ich uch nante da *G* Den ich e nant da *g* 79 Des uatir were sundir *G* Dez selben Vater wær sunder *g* 80 ir bruder *G* ir Prûder wær genant Laban *g* 81 Der Red waz er *g* 83 Vil riche orengolt *G* Reichw Orgold, schônew, guldein *g* 84 Bouge *G* Vnd Paug *g* 85 Di si vil gutlich intphinc *G* 86 do ginc *G* wider do gie *g* 87 bruder an der stunt *G* Prûder Laban *g* 89 Laban *fehlt g* 90 Den knecht nam er vn̄ vurtē i† *G* Er enphie den Chneht, vnd fûrt *g* 91 hin *fehlt Gg* 92 gut wille im do schein *G* 93 Den taten im gutlichen schin *G* Den taten si wol mit Gepærd *g* 94 Beide vatir vnde *G* Si pedew *g* 95 al ir *G* allez daz Gesind *g* 96 Man stallite *G* Do stalt man *g* 97 Da in wart gut *G* schûf in güten *g* 98 Wan er an abrahamen iach *G* Davon daz er an Abraham jach *g* 99 Nu daz *G* Zehant begund man do trachten, Daz man daz Ezzen begund machen. Do daz Ezzen ward berait *g* 100 brot uf den tisch geleit *G* daz man daz Prot fûr gelait *g* 101 Als da ezzin der wirt *G* man daz ezzen *g* 102 do nicht *g* 103—108 *weggeschnitten; die lücke ist ergänzt aus G fol.* 54^{b} *2, 11—16.* 103 gewurb sein Potschaft *g* 104 Durch die er waz chomen dar *g*

105 Von sinem h'ren in daz lant
Zu einem botin wart gesant
Sin rede er in vor leite
Sines h'ren bete er in seite]
Vnde wes er im mit eyden swur· [b 2]
110 vnde allez wi(e) (e)r (d)a ge-fur
Vnde was im (g)† gnaden tet·
vnde wie er hette sin gebet·
Bi den brvnnen dort vernv̊-men·
do her fvr die stat was kv̊men·
115 Als ich e gesprochen han·
batvel sprach vnde laban·
Dise rede an dirre vrist·
von dem hohste gote kvmen ist·
Der dise rede vnd disen rat·
120 wil fvgen · vnde sie geraten hat·
I doch hier vnder mvge wir·
hie von gereden nicht mit dir·
Ane sv ob ez ir mvt·
wol behaget vnde dvnket gvt·
125 Doch sol sie dinen herren ne-men -
daz mac wol beydenthalben gezemen -
Sint ez got hat gefvget also·
der knecht was des heiles vro·
Daz im got mit gnaden tet -
130 vnde daz er hette sin gebet·
Vernv̊men so selicliche·
des was er vroudenriche·
VRv do der ander tac erschein·
der knecht were gerne wider heym -
135 Er stvnt vf vnde warp ald[illegible]·
sine bothschaft aber sa·
Vnde sagte von der arbeit·
die er vf dem wege leit·

106 Vnd zu *g* 107 Die Red er in fûr læt *g* 108 Pot er in sait *g* 109 Wie er *G* Vnd wie er im mit Aid *g* 110 wi er dar vur *G* da *fehlt g* 111 got genade *G* · 112 er ouch sine gebete *G* er auch sein *g* 113 Da bi den brunnen uirnam *G* vernam *g* 114 Vnd wi alliz sin dinc quam *G* Stat dar chom *g* 115 [illegible] e ouch geseit *G* 116 Do sprachen batuel vñ *G* vnd auch *g* 118 Von gote *G* 120 sie *fehlt Gg* 121 Doch so inmuge *G* 122 nicht reden *G* dem nicht gereden *g* 123 Ane di mait *G* An die Mait, ob ez mit irem *g* 124 Wil tun· vnd *G* behag *g* 126 mac beider sit *G* mag in petenthalben wol zemen *g* 127 daz got hat gevugit so *G* Seit ez ist gefûgt *g* 128 wart der rede *G* waz der Gehaiz *g* 129 got sulche genade *G* Got Genad *g* 132 wart *G* ward er do vil *g* 133 Als der *G* Do si nu waren gesezzen, Vnd darnach heten gezzen, Den Chneht man do drat Fûrt in ein Chemmnat Daz er gevieng ein Rû. Nu an dem anderen Morgen frû Do der Tak *g* 134 wider *fehlt Gg* geren wær *g* 137 leit in vor sin *G* sait in von der *g*

DRESDEN, AM 14. NOVEMBER 1893. ERICH BACHMANN.

ZUM REDENTINER OSTERSPIEL.

Das erscheinen der treflichen sonderausgabe von Carl Schröder (Denkmäler herausgeg. vom verein für niederdeutsche sprachforschung V. Norden und Leipzig, Soltau, 1893), die zum ersten male einen fast durchweg verlässlichen text bietet und für viele der erläuterung bedürftige stellen die dem spiele bisher gewidmeten arbeiten ausnuzt, veranlasst mich die folgenden, zum teil schon vor jahren niedergeschriebenen bemerkungen zu veröffentlichen.

46 *Wy bidden dy dor den levendeghen got,*
De dar schop lof unde gras.

Vgl. Konrads v. Fussesbrunnen Kindheit Jesu herausgeg. von Kochendörffer v. 2096 *got, der loup geschuof unde gras unde ie ân anegenge was unde iemer ist ân ende.*

83 *Wilme uns dure mede geven,*
We waket so lef den doden alzo den leven.

dure mede „hohe bezahlung“ hat Schröder nach einer vermutung von Zacher gesezt, allein ich glaube, dass es nicht passend ist, wenn die kriegsknechte den verlangten lohn selbst als kostbar bezeichnen. Auch in den in der anmerkung als beleg angeführten stellen wird der *solt* stets von dem geber, nicht dem empfänger als *dure* bezeichnet. Das Mnd. wb. 3, 50a hat das handschriftliche *dre* in *die* geändert, was, wie Schröder mit recht bemerkt, gegen den gebrauch der handschrift geht. Man könte vermuten, dass hier ursprünglich der genetiv *der rede* gestanden habe (über den genet. partit. bei „geben“ s. J. Grimm, Deutsche gramm. IV, 648); allein ich halte es doch für wahrscheinlicher, dass hier ein adjektiv gestanden hat, und vermute: *rede mede* „baare bezahlung“. Vgl. v. 111 *Beware gy wol den helt, So wert ju dat rede gelt Betalt up dem brede.*

168 fgg. spricht der Tertius miles:

An dat osten wil ik my legghen
Unde dreghen my up myne brunen egghen.

Über die bedeutung von *sik dreghen up* vermisst man eine bemerkung bei Schröder. Ettmüller schreibt: *dragen mi up mînen brûnen eggen,* was er durch „mich auf mein blankes schwert stützen“ übersezt. Ebenso erklärt er Reinke 4751 *se dregen syck meyst up ere starke* durch „sie stützen sich meist auf ihre stärke“. Ebenso wie Ettmüller sehen auch Lübben und Schröder in den wörterverzeichnissen zu ihren ausgaben in *dreghen* fälschlich eine nebenform von *draghen,* tragen; erst Prien hat das richtige gefunden, wenn er im glossar seiner

ausgabe s. 252 (ohne angabe der stelle) erklärt: „*dregen* st. v. trügen; d. vb. refl. *sich verlassen auf*". In der Göttingisch-Grubenhagenschen mundart (s. Schambach s. 47) heisst noch heute *sek drup dreigen* „sich törichter weise darauf verlassen". Hiernach sind auch die angaben im Mnd. wb. I, 564b sp. 13—37 zu berichtigen.

221 *Wachter, leve neven,*
Alle mynen schat wil ik dy gheven.

neven ist unzweifelhaft in den singular *neve* zu ändern, was schon Ettmüller mit recht getan hat.

226 erklärt Schröder *des keysers vrouwe* als eine umschreibung für die jungfrau Maria. Auch Ettmüller scheint dieser ansicht; allein ich glaube, dass hier niemand anders als die kaiserin gemeint ist. Versah man sich doch zu kaiserinnen und königinnen ebenso wie zu kaisern und königen gnade und schutzes. Vgl. *genâde, ein küniginne* Walth. 118, 29 und die bem. von Sommer zu Flore 777.

237 *Alle dynk werden nu vullenkomen,*
Sunt dine mynscheit heft to sik namen
De gotliken clarheit.

Ich stimme mit der änderung Schröders (*Sunt* st. *Suntu; heft* st. *hest*) und seiner erklärung der stelle, die übrigens auch schon Ettmüller so verstanden hat, überein, kann mich aber nicht entschliessen das hdsl. *dy* in *sik* zu ändern. Vielmehr scheint mir *sik* hier zu stehen, als wenn das pronomen *du*, das ja durch *dine mynscheit* umschrieben wird, voraufgienge. Vielleicht hat dieses wol grammatisch, aber nicht logisch unrichtige *sik* den anlass zu der verderbnis gegeben.

243 *Sta up herre, van dynere rowe,*
Alre mynschen vroude!

Schröder zweifelt selbst, dass er berechtigt war, das handschriftliche *vrawe* in *vroude* zu ändern; jedesfals findet sich kein ähnlicher ungenauer reim im ganzen spiel. *rowe* fasste schon Ettmüller als „grabesruhe", allein ich glaube, dass wir es mit vergleichung von v. 249 *Sta up van aller pyn!* als schmerz, pein zu fassen haben.

V. 244 ist wol zu lesen:

Alle mynschen vrowe!

„erfreue (durch deine auferstehung) alle menschen".

399 fgg. spricht Lucifer:

Got de mach vorsterven nycht,
O Satan, bose wycht,
He mach nycht vorsterven,
He wil uns de helle vorderven.

He wil dy gans bedreghen,
Dat en kan nicht gheleghen.

Ettmüller übersezt v. 404: „Das kann nicht lügen, das ist die wahrheit.“ Allein diese übersetzung ist schon deshalb nicht annehmbar, weil ein verbum *geleghen* = *leghen*, lügen (s. Mnd. wb. II, 40) nicht weiter belegt und für das mnd. kaum wahrscheinlich ist. Ich vermute:

*Dat en ka*m *nicht gheleghen*

„Das (sein sterben am kreuz) kam uns nicht gelegen (wie man noch heute sagt), war nicht zu unserem nutzen.“ Vgl. über *gelegen* = passend, bequem Mnd. wb. VI, 135 und über die gleichbedeutende redensart *evene komen* ebd. I, 751. Nach *bedreghen* ist eine stärkere interpunktion zu setzen.

409 *Ik hebbe dar nicht verne wesen,*
Dar he syn testament heft ghelesen.

Ettmüller übersezt v. 410: „da er sein testament gemacht hat, sich zu dem tode vorbereitet hat.“ Ich glaube, dass *syn testament lesen* „sein testament machen“ hier in volkstümlicher weise für „sterben“ steht, wie man, ohne die eigentliche bedeutung der redensart zu berücksichtigen, selbst von einem tiere sagt „es macht sein testament“, d. h. „es liegt in den lezten zügen“.

458 *monkedans* „mönchstanz“ halte ich für ein kompositum und stimme in der erklärung Ettmüller bei. Im Braunschweigischen habe ich den ausdruck *kuttenjubel* für „ausgelassene fröhlichkeit“ gehört.

584 *Du scholt hir negest mer malet wesen.*

Auch ich halte mit Walther die stelle für verderbt. Sie wird kaum mit sicherheit herzustellen sein. Vielleicht: *Du scholt hir neget to male wesen* = „du solst hier gänzlich geneigt (gedemütigt) werden“?

596 Es ist nicht nötig *heft* in *hest* zu ändern, denn auch sonst erscheint *heft* in der 2. person, besonders in der inversion *heftu;* s. Lübben, Mnd. gramm. s. 84.

625 *Du bust jo de leste,*
Du most bliven by deme neste.

In sagen verlangt der teufel öfter die seele dessen, der zulezt ein haus oder ein gemach verlässt. Man erinnere sich nur an Th. Körners bekantes gedicht „Der teufel in Salamanka“.

756 *Ik vorneme der morghensterne slach.*

Solte hier nicht eine spur des altdeutschen glaubens (s. Tac. Germania 45) zu finden sein, dass man bei sonnenaufgang einen klang vernehme? Vgl. auch K. J. Schröers bemerkung zu Goethes Faust I, 243.

765 *dat is schone morghen.* Vgl. die gebräuchliche redensart „es ist heller lichter tag“, denn *schone* hat hier noch die ursprüngliche bedeutung „scheinend, strahlend, hell“.

Die worte des Tertius miles v. 790 fg.

Owe des slapes, des wy slepen!
Dat wy den wachtere nycht an en repen!

sind mir in der überlieferten form unverständlich. Ich vermute: *Dat my de wachtere nycht an en repen* „dass mich die wächter nicht anriefen“ (und dadurch erweckten).

792 und 794 ist dem zusammenhange nach *wis* doch wol als „gewiss“ zu fassen: „wir waren seiner schon zu gewiss, glaubten ihn in sicherer verwahrung zu haben.“

798 *Nu wi Jhesum hebben vorlaren,*
Ach wol hen wes gy horen!

Die stelle scheint mir, wie sie überliefert ist, keinen passenden sinn zu geben. Ich vermute *koren* st. *horen.* Der sinn ist wol: Nun ist unnütz was ihr schwatzt. Über *koren* = ahd. *chôsen* vgl. Mnd. wb. III, 537.

845 Zu *kelp,* welches das Mnd. wb. II, 441b als „grober, ungeschlachter gesell“ erklären möchte, verweise ich auf den familiennamen *Kelb,* der sich bei Selmar Kleemann, Die familiennamen Quedlinburgs. Quedlinburg, H. C. Huch 1891 s. 38 verzeichnet findet.

949 fg. interpungiere ich:

Me scholde ju maken en vingerbat,
Dat gy quemen to deme grave.

„Man hätte euch, als ihr zu dem grabe ginget, ein fingerbad bereiten sollen.“ Pilatus meint m. e., dass man die krieger hätte veranlassen sollen, ihre finger in ein gefäss mit wasser zu tauchen, um dadurch den schlaf zu verscheuchen. In v. 951

Me scholde ju myt kenappe laven

soll *myt kenappe laven* offenbar eine strafe für feigheit sein. Vielleicht *myt kenappeln* (tannenäpfeln) werfen?

1109 *Dat se jo wat tor kokene bringhen.* Ausser dem ausdruck „höllebraten“, den Ettmüller beibringt, vgl. die bezeichnung der hölle als des teufels küche. Noch heute sagt man: „In des teufels küche kommen.“ Siehe die stellen im DWb. bd. 5, 2943 fg. (Hildebrand). Heyne II, 497.

1131 *Den sleper unde ok den vuler (: puler).* Ich kann nicht glauben, dass hier *vuler* = faulpelz ist, denn es sind hier im zusammenhange nur handwerksbezeichnungen am platz, und auch in *sleper* muss eine solche stecken. Ich erkläre mir *vuler* = *vuller,* walker. Die

form mit einem *l* ist belegt im Mnd. wb. 5, 556. Dieselbe bedeutung nehme ich auch für den *veyler* in Mones Altdeutschen schauspielen. Quedlinburg, Basse 1841, s. 119 v. 30 an, den der herausgeber als feilenhauer deuten möchte.

1237 *Wente ik wyl dar na rynghen,*
Dat ik en sneydecheit wil leren,
Dat se mede wedder vorkeren
De unsen willen hadden dan
Unde unser lere sint ave stan.

Es ist weder nötig mit Ettmüller *Dat* in *Dar,* noch mit Schröder *mede* in *mi de* zu ändern, denn *mede* steht oft für *dar mede,* s. Mnd. wb. 3, 50.

1280 Zu *dusent-kunste-here* „tausendkünstler" vgl. ausser dem Mnd. wb. Mhd. wb. I, 1012; Weigands Deutsches wb. II, 885.

1353 *Hebbe dat ey, dar de henne myt dem pelse af lep.*
Mit recht hat Schröder nach dem zusammenhange diesen vers dem Lucifer zugeteilt, obgleich in der hs. noch dem Noytor zugeteilt wird. Die bedeutung ist m. e. wie die von v. 1469 *So hebbe, dat der su entvolt!* Der humoristische ausdruck ist wol veranlasst durch Astrots bitte um ein gebratenes ei v. 1331. *pels* bezeichnet das fell eines vierfüssers im gegensatz zu dem federkleide der wirklichen henne.

1370 vermute ich: *Mit der clyen konde ik kloken (: vervloken)* mit der kleie verstand ich zu betrügen (indem ich sie unter das mehl mischte). *koken* in der bedeutung „kuchen backen" ist m. e. hier nicht am platze, da vom brotbacken die rede ist.

1399 Das brennen der sohlen hat wol den zweck ihnen eine dunklere färbung zu geben, damit die leute nicht merken sollen, dass sie von schaffell (vgl. 1419) sind.

1454 *braghen* ist nebenform von *broghen* (broien) sieden, kochen, s. Mnd. wb. 1, 427. Ebd. s. 412 wird unsere stelle fälschlich unter *braden* aufgeführt.

1460 fgg. spricht Puk:
Wen de kroghersche sich vorghet
Unde den beker nicht vul en met,
So pleghe ik er de hant to roren
Unde de mate bi siden sturen,
Wente wolde se vulle mate vorkopen,
So mochte uns ere sele untlopen.

In v. 1461 ist *nicht* unzweifelhaft, wie der zusammenhang (vgl. besonders v. 1464 fg.) zeigt, schreibfehler für *icht* „etwa". Der sinn ist:

„Wenn die krügerin sich vergisst (gegen ihre gewohnheit handelt) und den becher voll schenken will, so bringt sie Puk durch seine manipulationen doch dazu, dass sie falsch messen muss."

1476 *Vele bers konde ik maken,*
Dat quam to van dessen saken:
Waters nam ik gar ghenuch,
Des bers cleyne was myn ghevoch.

V. 1479 hat die hs. *Des waters cleyne.* Walther im Niederd. jahrb. XVI, 50 hat statt *waters wetes* vorgeschlagen, indem er bemerkt, dass die damaligen biere zum grossen teil weizenbiere waren. Schröder hat vorgezogen mit Koppmann *waters* in *bers* zu ändern. Diese vermutung ist aber schon deshalb abzuweisen, weil dem zusammenhange nach (es handelt sich doch um bierbereitung, nicht um verfälschung des schon fertigen getränks) auch in dem zweiten *waters* ein bestandteil des bieres stecken muss. Ich zweifle nicht, dass *maltes* „malzes" zu lesen ist. Die entstellung erklärt sich leicht, wenn man erwägt, dass *w* nur ein umgekehrtes *m* ist, und dass beide buchstaben in handschriften oft verwechselt werden; vgl. v. 791, wo statt *wy* zu lesen ist *my.*

1496 *Mynen leven knechte, weset rede*
Unde ghevet deme kroghere has mede:
Seltet ene bi de heten kupen
Unde ghevet em drynken myt der schupen.

Die ausführungen Walthers a. a. o. s. 67 haben mich insofern überzeugt, als ich mit ihm *mede* als „meth" fasse. In *has* sehe ich aber nur einen schreibfehler oder eine der mundart des schreibers entsprechende form für *hot* = heiss. Wie hier der krüger mit heissem getränk, so wird der fleischer v. 1562 wegen seines früheren unmässigen genusses von kaldaunen mit heissen kaldaunen gestraft.

1543 Gekochte kaldaunen gelten, wie in England (*tripe*, vgl. Dickens, The Chimes), so auch noch in manchen teilen Deutschlands dem volke als leckere speise.

1606 *kaf* ist hier vielleicht doch nicht = spreu, sondern hat eine andere bedeutung. Im Göttingischen ist die *kafe* z. b. ein werkzeug, womit die schäbe vom flachs entfernt wird.

afnemen wie 1503 ist = widervergelten, vgl. Mnd. wb. I, 30. Vilmar, Kurhess. idiotikon s. 2.

1612 fgg. Lucifer ad raptorem:

Wane, dat dy lede sche!
Van torne deyt my myn hovet we:

Dat hebbe ik al ume dynen willen;
Du mochtest so vele, ik wolde di villen!

Statt des überlieferten *Du mochtest* schreibt Schröder: *Mochte ik* und übersezt v. 1615: „Vermöchte ich so viel, könte ich nur, ich wolte dich schinden." Man soll sich dabei vorstellen, dass Lucifer gefesselt ist. Ettmüller (1604) schreibt:

mochtik, sô fele ik wolde, dî fillen!

und erklärt: „könte ich dich schinden, peitschen, geisseln! Freybe übersezt: „O köntst du, wie ichs wolt', dich schinden mit schlägen!" Alle diese erklärungs- und besserungsversuche haben mich nicht überzeugt; ich vermute vielmehr nach dem zusammenhange, dass es ursprünglich gelautet hat:

Du moghedest mik so vele, ik wolde di villen!

„Du ärgertest[1] mich so sehr, ich möchte dich schinden! *wolde* steht in optativem sinne wie engl. *would.*

1648 *ik wolde sulven bi ju wesen,*
Doch gy sint gude starke resen.

Es liegt kein grund vor, mit Schröder hier eine anspielung Lucifers auf seine fesseln zu sehen. Der sinn ist: „Ich würde euch selbst beistehn, doch ist dies nicht nötig, da ihr ja selbst starke recken seid."

1667 Statt *lape* sezt Schröder mit recht Walthers emendation *jape*[2] ein. Man vergleiche die im Mnd. wb. II, 11 angeführte stelle Tunnic. nr. 555: *He moet wyde gapen, die tegen den ouen wyl gapen* (qui vincet hiando caminum). Aber auch v. 1659:

Do begunde ik van torne to slapen

kann dem zusammenhange nach *slapen* nicht richtig sein. Dass Funkeldune gewacht, nicht geschlafen hat, geht aus seiner versicherung v. 1664 fg. hervor: *Heddestu nycht so lude rupen, So hadde my jo wat to lopen.* Da man nicht nur aus schläfrigkeit, sondern auch aus unruhe (v. 224) und aus gier (s. Mnd. wb. 2, 12) *gapt,* so vermute ich dass auch v. 1659 zu lesen ist:

Do begunde ik van torne to japen.

Vgl. v. 224 fg. *Werliken, ik kan nicht lengher japen van groter unrouwe.*

1683 *Ga hen unde lere paghen villen* ist = „Geh zum henker!" Der henker hatte ja in den städten auch die schinderei (meisterei) in pacht.

1) Über *moien, moigen, mogen, meigen, meien,* schw. v. = mühe machen, quälen s. Mnd. wb. 3, 111.

2) Auch im Mnd. wb. II, 629 wird vermutet, dass *gape* statt *lape* zu lesen sei.

1748 *Fu, fu, her hure, fu!*

Mit der erklärung von *her hure* haben sich die erklärer (s. Schröders anm.) viel mühe gegeben, ohne zu einem genügenden resultat zu kommen. Solten es nicht nur unartikulierte töne sein, mit denen Satanas seinen unwillen über die erwähnung des weihwassers und geweihten salzes ausdrücken will? Vgl. die ähnlichen naturlaute v. 1505.

1848 *Ja, ja, vist unde vlok,*
De bint to hope an enen dok.

Zur bestätigung von Walthers einleuchtender verbesserung *vist* statt *bist* verweise ich auf die von O. Knoop im Niederd. jahrb. XV, s. 55 (nr. 35) veröffentlichte redensart aus dem hinterpommerschen dorfe Wusseken: *Hei dreigt sik as de Furz in Schnupdauk.* Auch in Luthers schriften erinnere ich mich ähnliches gelesen zu haben.

1860 fg. verflucht der Sacerdos Satanas:

Hore, ik gheve dik mynen vlok:
Du schalt varen in dat wilde brok,
dar du nummende schaden mochst.

Moor und bruch gelten beim volke für aufenthaltsorte des teufels, vgl. meine bemerkung zu Reinke 6030 fgg. im Niederd. korrespondenzblatt XVI, 40.

NORTHEIM, IN DER OSTERWOCHE 1893. R. SPRENGER.

DIE QUELLEN VON FISCHARTS EHEZUCHTBÜCHLEIN.

I.

Fischarts Ehezuchtbüchlein besteht bekantlich aus vier inhaltlich sehr verschiedenen teilen, die unverbunden einander folgen. Drei davon sind freie übersetzungen, deren vorlagen Fischart selbst angegeben hat: Plutarchs Abhandlungen über ehe und kinderzucht und des Erasmus Roterodamus gespräch Coniugium. Über diese drei teile habe ich ausführlich gehandelt in den Symbolae Pragenses, festgabe zur 42. philologenversamlung, 1893 s. 24—41. Ich habe dort den nachweis erbracht, dass Fischart den ersten und dritten teil des Ehezuchtbüchleins nicht unmittelbar aus dem griechischen original des Plutarch, sondern aus einer lateinischen zwischenübersetzung verdeutscht und mit zahlreichen zusätzen versehen hat; dass er ferner hier, wie im vierten teile seine älteren vorgänger in allen punkten, besonders in vorzügen von sprache und stil, weit übertroffen hat.

Der umfangreichste zweite teil des Ehebüchleins nun ist keine übersetzung, sondern, wie schon der titel besagt „Zusatz aus noch viler anderer Erleuchten vnd Hochgelehrter Personen Bücheren", eine ansamlung der verschiedenartigsten aussprüche alter dichter und philosophen, eine häufung von deutschen sprichwörtern, gleichnissen, beispielen und anekdoten über ehe, frauen und haushalt. Der nebentitel „Von Ehgebürlichkeyten" gibt den stoff an. Fischart hat diese citate nicht selbst zusammengelesen, wie es etwa Albrecht von Eyb für sein Ehebüchlein gemacht hat, sondern er hat aus einer verhältnismässig geringen anzahl von sammelwerken den bereits angehäuften stoff mit vollen händen geschöpft. Diese quellen habe ich in der einleitung zum 3. bande meiner Fischartausgabe (in Kürschners Deutscher nationallitteratur) kurz angegeben. Es bleibt mir noch die aufgabe hier den genauen nachweis über die art der benutzung zu führen.

Ein plan ist in der anordnung des bunten materials nicht zu finden. Von einem fortlaufenden faden, der dem leser eine richtschnur geben und zu einem höhepunkte führen würde, ist nicht die spur vorhanden. Wie aus einem zettelkasten herausgeschüttet und vom zufall durcheinandergeworfen stehen die unvereinbarsten dinge ohne zusammenhang neben einander. Dass Fischart kein kompositionstalent besass, zeigt sich in diesem stück wol am deutlichsten. Das kapitel begint und schliesst ganz unvermittelt. Nur selten (und dann nur äusserlich) werden die einander folgenden abschnitte verbunden. Gleich im eingange stehen die verschiedenartigsten geschichten beisammen. An mehreren stellen widerholt sich Fischart. Da vieles aus den quellen wörtlich abgeschrieben ist, so haben wir auch in sprache und darstellung ein buntes stilmuster vor uns. Kurz der ganze zweite teil macht äusserlich den eindruck des notdürftig geflickten und unfertigen.

Fischarts quellen zum mittelstück sind nun hauptsächlich Frölichs übersetzung der anthologie des Stobaios, Konrad Gesners naturgeschichten und Egenolffs sprichwörtersamlung. Ausserdem wurde Fischart noch durch das emblemenwerk Alciatis beeinflusst und durch einzelne dem Ehezuchtbüchlein beigegebene allegorische bilder Tobias Stimmers, deren erfindung man zum grössern teile dem talentvollen zeichner zuweisen muss. Nur den Stobaios hat Fischart selbst genant; die andern vorlagen hat er gar nicht oder nur durch ganz unbestimte ausdrücke angedeutet. Darum waren auch bis jezt, den Stobaios ausgenommen[1], seine quellen unbekant.

1) Goedeke, Grundriss[2] 2, 319, 4 weist kurz darauf hin.

Fischart hat seine vorlagen in ganz verschiedener weise benuzt: bald seitenlang wörtlich abgeschrieben, bald frei wie aus dem gedächtnis citiert; bald wilkürlich abgeändert, bald in verse umgesezt. Den stoff der verschiedenen werke hat er völlig durcheinander gewürfelt, meist aus keinem andern sichtbaren grunde, als um zu verbergen, dass er oft geradezu abschreibt. Engsten anschluss zeigt er an Egenolff; freieste benutzung bei Gesner, weil er die züge aus dem tierleben zu selbständigen gleichnissen für das eheleben verwendet. Was der anordnung fehlt, das kann man an Fischarts auswahl und bearbeitung des fremden stoffes beobachten: eine planvolle arbeit. Er wählt nur das aus, was er zur verherrlichung der ehe brauchen kann. Er wandelt den überlieferten stoff um, er schwächt ab oder trägt stärkere accente auf, um seinen zweck zu erreichen. Mit richtigem takt unterdrückt er alles, was nicht in den ganzen ton seines werkes gehört: trockene theoretische erörterungen oder ehefeindliche aussprüche. Die leztern verwendet er nur, wenn er sie gleich widerlegen kann. So stelt er s. 207 fgg. (die seitenzahlen folgen meiner ausgabe) nach Stobaios, 270 fgg. nach Egenolff weiberfeindliche sprüche zusammen, um sie gleich mit siegreichen gründen aus dem felde zu schlagen. Zuweilen nimt er in seinen streichungen darauf rücksicht, dass ähnliche anschauungen bereits in den andern teilen des Ehezuchtbüchleins besprochen wurden. So hat er doch im ganzen aus fremdem gute wesentlich neues geschaffen. Der grundgedanke der zwei Plutarchischen abhandlungen, den Fischart zu seinem eignen gemacht hatte, beherscht auch dieses mittelstück. Dem gedanken, dass familientugenden lehrbar seien, dass man durch ermahnungen oder beispiele algemein eine innige wechselbeziehung zwischen eheleuten, eine liebevolle und verständige behandlung der kinder fördern könne, dieser idee sind die motive der fremden quellen hier untergeordnet worden.

Nun muss an den einzelnen vorlagen gezeigt werden, wie Fischart diese aufgabe zu lösen gesucht hat.

II. Frölichs übersetzung des Stobaios.

Die umfangreiche samlung von aussprüchen griechischer dichter und prosaiker, die der Macedonier Johannes Stobaios im 5. oder 6. jahrhundert n. Chr. angelegt hatte, wurde im 16. jahrhundert widerholt ins lateinische übertragen. Die weiteste verbreitung unter diesen übersetzungen erlangte die schrift von Konrad Gesner: Stobaei Sententiae ex thesauris Graecorum delectae et in sermones seu locos communes

digestae a Conrado Gesnero M. D. in latinum sermonem traductae, Tiguri 1543. Folio[1].

Gesners Latein übersezte nun Frölich, wie er in der vorrede ausdrücklich erwähnt, ins deutsche. Seine zu Basel gedruckte übersetzung hat den titel: „Joannis Stobei Scharpffsinniger Sprüche auß den schrifften der aller vernünfftigsten eltisten hochgelerten Griechen inn der zale ob zweihundert vnnd fünfftzig zůsamen getragen. Ain übertreffenlich alle menschliche tugendt vnd vernunfft innhaltend Bůch. Durch Georgen Frőlich genant Letus von der Lőmnitz erstmals auß Latinischer inn Teütsche sprache gebracht im Jar der geburt Christi 1551."

Dass Fischart die anthologie des Stobaios gerade aus dieser deutschen übertragung benuzt hat, ergibt sich aus dem wörtlichen anschluss an zahlreiche stellen Frölichs, von denen unten einige angeführt werden. Er selbst bezeichnet nur gelegentlich Stobaios ohne nähere angabe als seine quelle. Er eröffnet das mittelstück mit den worten s. 181: „Der Weisheytkůndige Perystion bei dem Stobæo lehrt" (ähnlich 186), und ausführlicher sagt er 185: „Der Griechisch Scribent Stobæus, der die schőnsten sprüch aus den herlichsten büchern hat zusammen gelesen, der sezt vnter die Gesaz der Ehe dise meynung aus dem Euripide . ."; sonst nent er immer nur den betreffenden autor, aus dem Stobaius den angeführten ausspruch geschöpft hat. Den stoff, den Fischart für seine „Ehgebürlichkeiten" brauchen konte, fand er in der vorlage schon in der wilkommensten weise beisammen zu kapiteln geordnet. In Stobaios (ich meine darunter hier und im folgenden immer die übersetzung Frőlichs) stehen auf s. 361—409 die kapitel: „Vom lobe der ehe vnd heyraten. Daß nit gůt sey zůheyraten. Daß die ehe nach mancherlei der eheleüt sitten etwan gůt etwan bőß seien. Von begeren der weiber und ferrer von der ehe. Daß im heüraten auff beyder personen alter zusehen seye. Daß bey stifftung der heüraten nitt auff den adel, noch reichtumb, sonder auff die sitten zůsehen sey. Verwerffung der weiber und weiter von den heüraten. Von den gesatzen der Ehe. Daß es gůt sey, sőne zehaben. Daß es vnnützlich sey, kind zehaben. Daß die khinde den eltern schuldige ehre vnd alle gehorsame leisten sollen" und s. 426—434 „Von dem Haußhalten". Nur diese kapitel sind Fischarts quelle. Aber er hat sie nicht etwa in der vorliegenden reihenfolge abgeschrieben, sondern frei aus ihnen geschöpft. Er hat die

1) Zahlreiche auflagen: Basel 1549, Antwerpen 1551, Leyden 1555, Zürich 1559 usw. Andere lateinische übersetzungen der nächsten zeit sind die von Lycosthenes, Basel 1557, Hugo Grotius, Paris 1623. Moderne wissenschaftliche ausgaben des Stobaios gibt es mehrere, die lezte von Wachsmuth und Hense, Berlin 1884 fgg.

einzelnen absätze förmlich durcheinandergerüttelt, wilkürlich bald aus dem einen, bald aus dem andern einen ausspruch benuzt. Seitenlang ist die art seiner benutzung den zügen des springers im schachspiel vergleichbar. Dazwischen wird nun reichlich fremdes gut aus andern quellen geschoben, besonders, wo Fischart den gedanken der vorlage durch beispiele, vergleiche und sprichwörter weiter ausführen will. Die kürzern abschnitte des Stobaios sind meist wörtlich herübergenommen, in den längern gibt Fischart nur eine verkürzte inhaltsangabe. Sätze, die gegen die ehe oder gegen die frauen gerichtet sind, werden ausgelassen oder widerlegt. Nun mögen einige beispiele für die art der benutzung folgen; zuerst für den wörtlichen anschluss.

Fischart 192.	Stobaios 396.
Euripides sagt, die vnfruchtbaren sind ellend vnd hergegen die, so kinder haben, nichts des glücklicher; dan gerhaten die Kinder übel, so ist es der grôste vnfall. Gerahten sie wol, so pringen sie beschwerde, dan der Vater trâgt sorg, das jnen nichts arges widerfare.	Euripides: Ich sihe wol, daß die Vnfruchtbaren ellend vñ hergegen die, so kinder haben, nichts dest glücklicher sind. Dann geraten die kind übel, so ist's der grôste vnfall, werden sie frome, so bringen sie beschwerden: dañ der vatter trâgt sorge, daß jne nit arges widerfare.

Und so an vielen andern stellen, wo der autor genant ist. Fischart schreibt aber auch wörtlich ab, ohne Stobaios oder dessen quelle anzuführen, z. b.:

Fischart 200.	Stobaios 361.
Die Spartaner hetten treierley strafen auf Weibernemmen geordnet. Die erste dem, der kein Weib nam. Die ander dem, der da spat freiet. Die lezte vnd schwårest dem, der ein bôß Weib name.	Ariston: Der Spartaner gesatze hat straffe verordnet: die erste dem, der kain weib nam, die ander dem, der da spat heyratet, die drit vñ schwerist dem, der ein bôß weib name.

Oft benuzt er mehrere sprüche hintereinander in der reihenfolge, die sie bei Stobaios einnehmen, z. b.:

Fischart 221 fg.	Stobaios 426.
Solon sagt: Dises bedunke jne das best Haushalten sein, da keyn vnrecht gewonnen gut seie oder keyn gut, das mit bôsem gewissen vnd glauben verwart wirde oder da man	Solon sagte, jne dunckt das beste haußhalten sein, darinn kein übel gewonnen geldt were: vnnd welches nit mit bôsem glauben verwaret wurde vnd da der zerung kain

nicht verzere, welches darnach gereue. Thales aber hilt für das best, da der Herr gut rhue hette. Cleobulus aber: Wann der Herr mehr hett, die jn liebten, den die jn fôrchten. Pittacus aber: da weder eyn vberfluß wer, noch an der hôchsten Notturft etwas zerrinne.

reüwe nachuolget. Bias hielt usw. ... Thales: Darinn der herre vil rûwe hett. Cleobulus: Wann der herr meer hett, die jm liebten, weder fürchteten. Pittacus saget, das were das wolgeordentst hauß, dem nichts überflüsse, noch üchtzit notwendigs zerrune.

Häufiger aber springt er von einem ausspruch zu einem weit davon entfernten und bringt so zuweilen die verschiedensten aussprüche in nahe verbindung miteinander. Z. b.:

Fischart 200.

Euripides: Eim Ehman sint Weib vnd Kind ein weites Reich genug. Eben diser Scribent meldet, das ein Weib, welches sanft gelinde wort prauchet am allermeysten zu fôrchten seie. Aber Hippothous lôset dises fein auf, sprechend: Der betrug deren, die vns lieben, pringet vns auch frâud vnd lust.

Stobaios 361.

Euripides: Eim ehemann sind weib vnnd kind ain weits reich genûg. (Folgt ein längerer abschnitt). 380 Euripides: „Ich hasse die weiber vnd dich insonderhait, die du schmaicheliche wort außgeußest, wann du übels gethan hast. 361 Hippothoon: (längerer abschnitt; zum schluss:) „Es bringt auch der betruge den, die wir lieben, freude vnd lust.

So verarbeitet er auch in dem einen abschnitt aussprüche, die bei Stobaios später stehen, ohne den zweiten gewährsmann zu nennen, z. b.:

Fischart 188.

Anheyms zu haus (sagt erstgemelter Hyperidas) soll sich das Weib dem Man zu lieb butzen vñ schmucken. Dan den schmuck, welchen sie aus dem Haus gehend anlegt, trâgt sie nit von jres Mans sondern anderer leut wegen. Doch soll sie mit der zird spârlich vnd karg sein, gleichwie auch mit der Rede.

Stobaios 387.

Hyperidas: Anhaims im hauß mag sich das weib vor dem mann zieren vñ butzen jres gefallens: die geschmuck aber so sie aus dem hauß gehend anlegt, trâgt sie nit von des mans, sonder von ander leüt wegen. (Nun mehrere absätze tiefer) Democritos: Ain spârliche rede zieret das weib vnd die seltne oder sparliche zierde stehet jr wol an.

In den längern abschnitten folgt Fischart seiner quelle nicht wörtlich, sondern gibt nur im algemeinen den gedankengang der betreffenden ausführungen wider. So ist gleich der anfang des mittelstücks: (181) „Der Weisheytkündige Perystion bei dem Stobæo lehrt" usw. ein kurzer auszug aus dem langen absatz Peryction bei Stobaios 429—432. Fischarts kurze antwort auf die frage: „Was gibt der Adel oder der Reichtumb fördernus zur Kinderzucht?" (197) folgt ihrer ganzen richtung nach dem kapitel „Daß bey stifftung der heüraten nitt auff den adel noch reichtumb, sondern auff die sitten zůsehen sey" bei Stobaios 377—379 u. v. a.

Verschiedene gründe bestimmen Fischart, die ihm vorliegenden aussprüche abzuändern. Vor allem hat er die heidnischen vorstellungen weggelassen oder in christliche umgesezt. 191 fg. folgt er Stobaios (394 fg.) „Hierocles und Musonius", lässt aber jede erwähnung heidnischer götter oder vorschriften aus. Sein schlusssatz z. b. lautet: „Auch sihet man tåglich, wie ein schőner proceß vnd fråud zu schauen seie, wann Vater oder Muter mit vilen sőnen vnd tőchtern beleytet zur Kirchen oder Hochzeiten daher gehen." Dem gegenüber sagt Musonius (bei Stobaios 396): „Dann es würdt niemand kainen schőnern pracht aintweder zůr gőtter ehre oder mit dem dantzen in den tempeln angericht, gesehen haben: dann die zale vieler kind, die vor den eldtern durch die stadt einhertretten, oder sie an der handt fůren oder sunst jne dienen." Oder wenn Antipater (bei Stobaios 366 fg.) über den zustand der ehen seiner zeit sich beklagt, so lässt Fischart diese sätze 213 fg., wo er Antipater benuzt, weg, weil sie für eine andere zeit gelten. Verlezt der wortlaut eines vorliegenden ausspruches seine ethischen gefühle, so sucht er ihn durch einen einschränkenden satz zu mildern. Z. b. Stobaios 385: „Wann er (dein mann) durch bőse geselschaft bőß würdt, O, mein liebe tochter, lege dich nit mit jnen ein, sonder mache vnainigkait vnter seinen gesellen . ."

Fischart 186 hiefür: „Wiewol vnder freunden trennung anrichten, ein vnredlich, ja kaum Menschlich stuck ist, Jedoch laßt gedachter Author dem Weib inn eim sondern fall zu, das sie es wol thun mőge. Nåmlich, sagt er, Wann dein Man durch bőse geselschaft verführt wird, so lege dich nicht mit jm ein, sondern sehe wie du vneinigkeit unter seinen gesellen anrichten mőgest."

Auch bringt er seine eigene meinung gern in zusammenfassenden sentenzartigen schlusssätzen zum ausdruck. So 194 nach der erwähnung einer lakonischen anekdote: „Dann gute sitten sint das best heurahtgut, das ein Haus erhalt." Einzelne kleinere abweichungen erlaubt

sich Fischart hier in ganz ähnlicher weise, wie in seinen übersetzungen. Er fügt zu der vorlage volkstümliche redensarten, z. b. 186: „wie man saget, die Erbsen inn den Hafen zalen, oder die Windelen zu wäschen befehlen" oder wortspiele hinzu, z. b. 196: „das heyßt alsdan sich verweiben vnd nicht erweiben"; er gebraucht zweigliedrige formeln 196: „mit Rudern und Ankern" für „mit dem rûder" und „Riemen vnd strick" für „die strick" (bei Stobaios 377) u. ä. mehr.

Es begegnet ihm aber auch, dass er gedankenlos einen fehler der vorlage abschreibt, z. b.:

Fischart 211.	Stobaios 363.
Vater vnd Muter kōnnen jnen nicht grōser lieb von jren Eltern wünschen, weder die vertrauete Ehleut gegen einander erweisen.	Es begeren auch weder vatter noch mûtter mehr von jhren eltern geliebt zewerden, dann wie die vertrawten eheleüt ainander lieben.

Für eltern muss es hier natürlich kinder heissen, wie es sich auch aus dem nachfolgenden satze deutlich ergibt.

Häufig hat Fischart aussprüche des Stobaios in verse umgesezt und zwar bald einen ganzen absatz, bald nur einzelne sätze daraus, besonders sentenzen oder vergleiche.

Fischart 272.	Stobaios 371. Euripides:
Wer alle Weiber schmecht Der thut vilen vnrecht. Dieweil man vnter jnen find, Die wol so froñ, als die Man sint.	„Wer alle weiber zûgleich schmehet, der ist grob vnd nit weiß, dañ dieweil jr vil sind, würdstu aine bōß finden, die ander aber wie dise mit einem edlen gemüte gezierdt."

III. Konrad Gesners naturgeschichten.

In der Anthologie des Stobaios werden an drei stellen, die Fischart benuzt hat (192 und 209 fg.), tiere vergleichsweise zur charakterisierung menschlicher eigenschaften herangezogen. S. 382 meint Phocylides, dass das weib ihrer natur wegen aus vier tieren, dem hunde, der biene, der sau und dem ross entstanden sei; ebenda sagt Simonides, böse weiber hätten in ihrem wesen manches von der sau, dem fuchse und dem hunde, und s. 362 vergleicht Musonius den geselligkeitstrieb der menschen mit jenem der bienen. Diese kurzen andeutungen, ferner Alciatis Liber emblematum, eine unten zu besprechende

telle aus Plutarch und im algemeinen verwante bibelstellen haben nu
jedesfals Fischart die anregung dazu gegeben in breit ausgeführten bi
dern und gleichnissen die eigenschaften und das leben der tiere m
der natur des weibes, mit dem wesen, den pflichten und freuden de
ehestandes in nahe verbindung zu bringen. Hatte er diesen plan ei
mal gefasst, so musste er, um naturhistorische kentnisse sich zu erwe
ben, zu dem besten und neuesten werke greifen, der umfangreiche
naturgeschichte des berühmten Züricher naturforschers und polyhisto
Konrad Gesners (1516 bis 1565). Das werk erschien in vier bände
Conradi Gesneri, Medici Tigurini Historia Animalium. Tiguri ap
Froschoverum 1551—1558[1]. In dem gleichen verlage erschienen d
deutschen übersetzungen der einzelnen bände, und zwar:

Thierbůch, das ist ein kurtze bschreybung aller vierfüssig
Thieren, so auff der erden vnd in wassern wonend, samt jrer war
conterfactur: alles zu nutz vñ gutem allen liebhabern der künste
Artzeten, Maleren, Bildschnitzern, Weydleuten vnd Kôchen gestelt. Ers
lich durch den hochgeleerten D. Cůnrat Geßner in Latin beschribe
yetzunder aber durch D. Cůnrat Forer zů mereren nutz aller mengk
lichem in das Teütsch gebracht vnd in ein kurtze komliche ordnun
gezogen. Zürych bey Christoffel Froschower 1563.

Vogelbůch, Dariñ die art, natur vnd eigenschafft aller vôgler
sampt jrer waren Contrafactur angezeigt wirt, allen Liebhabern der kün
sten, Artzeten, Maleren, Goldschmieden, Bildschnitzern, Seydensticker
Weydleuten vnd Kôchen nit allein lůstig zů erfaren sunder gantz nutz-
lich vnd dienstlich zebrauchen. Erstlich durch Doctor Conradt Geß-
ner in Latin beschriben: neüwlich aber durch Růdolff Heüßlin mit
fleiß in das Teutsch gebracht vnd in ein kurtze ordnung gestelt. Zü-
rich 1557.

Fischbůch, Das ist ein kurtze, doch vollkommne beschreybung
aller Fischen, so in dem Meer vnd sůssen wasseren, Seen, Flüssen
oder anderen Bâchen jr wonung habend, sampt jrer waren conterfactur
zů nutz vnd gůtem allen Artzeten, Maleren, Weydleüten vnd Kôchen
gestelt insonders aber denen so ein lust habend zů erfaren vnd betrach-
ten Gottes wunderbare werck in seinen geschôpfften. Erstlich in Latin
durch den hochgeleerten vnd natürlichen künsten wolerfarnen herren
D. Cůnrat Geßner beschriben: yetz neüwlich aber durch D. Cůnrat

1) Nach Gesners tode wurde der 5. band De serpentium natura durch Jacobus Carronus 1587 herausgegeben, ins deutsche übersezt 1589; spätere auflagen und übersetzungen des ganzen werkes erschienen noch im 17. jahrhundert.

Forer zů grősserem nutz allen liebhabern der künsten in das Teütsch gebracht. Zürich 1563.

Gesner hat für das werk eigene beobachtungen und grossartige samlungen vorgenommen, über drithalbhundert schriftsteller dafür ausgezogen. Von freunden aller länder erhielt er berichte und zeichnungen; in masse hat er auch anekdotenhaften stoff aufgehäuft. Die deutschen übersetzungen haben das ganze werk noch volkstümlicher gestaltet. Dass Fischart diese und nicht das lateinische original benuzt hat, ergibt sich aus dem nahen wörtlichen anschlusse, der häufig zu beobachten ist. Fischart nent seine quelle nicht, im gegenteil er lenkt davon ab. Denn er erweckt durch einzelne bemerkungen den eindruck, als schlösse er sich einigen schriftstellern an, die ähnliche vergleiche, wie er sie erst selbst nach Gesner macht, bereits versucht hätten. Er sagt z. b. 215: „Welche die Ehleut dem Biber vergleichen, thun es on zweifel diser vrsach halben, dieweil dasselb Thier usw.“ oder 262 „Es hat eyn Poet in seim schreiben gescherzet, es seien nicht alleyn Spinnen zu Land, sondern auch inn Wassern, ja es seien auch Spinnen vnder dem Menschlichen geschlecht, die er Zőpfspinnen heyset usw.“ Die weitere ausführung entnimt aber Fischart hier wie dort der naturgeschichte Gesners. Im algemeinen hat Fischart alle angaben über gestalt, wesen und lebensweise der tiere aus Gesner. Aber er greift einzelheiten, soweit er sie braucht, mitten aus dem zusammenhange heraus, er trent und vereint in ganz freier weise. Er bringt züge der beschreibung, die nichts miteinander zu tun haben, in den engsten causalen zusammenhang; er fügt neues hinzu und lässt wichtiges weg. Die naturhistorischen tatsachen ändert er oft wilkürlich ab, spizt sie schärfer zu, zieht strengere folgerungen, schiebt der handlungsweise der tiere immer absichten unter; mit einem worte: sein umgestalten ist völlig tendenziös, weil es ihm nicht auf eine objektive naturhistorische wahrheit, sondern nur auf die moralische nutzanwendung ankomt. Auf diesem wege gewint er zahlreiche überraschende und wirksame lehren und vorbilder für die eheleute, wenn auch das tertium comparationis dieser gleichnisse oft genug bei den haaren herbeigezogen erscheint. Die benutzung der quelle ist verschieden: teils wörtlich, teils frei; einzelnes breiter ausgemalt, anderes in gedichte umgewandelt. Manche schilderung macht Fischart nur nach den holzschnitten der vorlage.

Alle diese vergleiche aus dem tierleben stehen im zweiten teile des ehezuchtbüchleins. Nur an einer stelle des ersten teils hat Fischart, durch eine bemerkung Plutarchs dazu verleitet, Gesner benuzt. Die lateinische Plutarchübersetzung, Fischarts quelle, sagt: Eleorum Vene-

rem Phidias fecit, quae testudinem calcaret, quo signo mulieres domi sibi degendum esse, servandumque silentium monerentur. In seiner vorliebe zu erweiterungen spaltet Fischart den begriff testudo und sagt 153 fg.: „dasselbig Bild stund zu sonderer sinnreicher bedeütnus mit einem fus auf eim Schneckenhaus, oder einer Schiltkrottschalen: anzuweisen, das ein Weibsbild Schneckenmäsig zu Haus pleiben, vnd darzu sonderlich still vnd verschwigen sein solle.“ Und nun fügt er diesem bericht zwei umfängliche gedichte hinzu (154 fgg. 157 fgg.), in denen er die äussere erscheinung und lebensweise der schnecke und der schildkröte vergleichsweise heranzieht, um den frauen eine menge von ratschlägen und ermahnungen über häusliche pflichten zu geben[1]. Die naturhistorischen kentnisse dieses absatzes entnimt er Gesners fischbuch, wo 194b fg. die schnecke beschrieben wird. Hier heisst es:

„So er (der Schneck) seiner schalen beraubt wirt, so stirbt er. — Die Schnäggen erkennend die Wachteln vñ Reiger als jre feind, fliehend die selbigen auß der vrsach, wo sich sölche vögel weidend, werdend kein Schnäcken gesehen. — — — Die Heydöchs (eidechsen) sind die grösten feind der Schnäcken. Die Affen habend eine grosse forcht vnd abscheüchen ab den Schnäcken. — — — Die Schnäcken zernagend die räben vnd vil andere gewechß. — — — So die Schnäggen mit saltz besprengt werdend, so fliessend sy gar nach gantz zů wasser — — die, so wol geschmackte kreüter abfrässen, als fenckel usw. habend ein wolriechend wolgeschmackt fleisch.“

Dazu vergleiche man Fischart:

„Und das ein Schneck stirbt allemal,
Wann sie beraubet wird der Schal — — —
Wie die Schneck ist der Wachteln feind,
Dieweil sie gar zu vnkeusch seind:

1) Auf dieselbe statue macht Alciati in seinen emblemen ein epigramm, und dessen übersetzer Held sezt auch bereits für testudo: schnecke ein (nr. 78, vgl. über die ausgabe unten mehr). Die betreffenden verse lauten:

Liebe Venus was wil die gestalt,
Vnd was bedeut der Schneck, so gmalt,
Den du hast vnder deine Fuß zart
Vnd trittest in zu boden hart?
Also hat mich Phidias gbild,
Das ich wer vnd geb ein fürbild

Dem Weiblichen Geschlecht vnd Art —
Das sie an mir nemen zur fahrt
Ein lehr, das sie in jrem Hauß
Stets blieben vnd nit reisten auß,
Darzu verschwiegen seyn vnd still,
Der Schneck vnder mein Füssen v[illegible]

Dazu ist noch zu vergleichen Sebastian Francks erste sprichwörtersamlung 15[illegible] nr. 644: „Ein fraw soll der schnecken art haben. Wann die selbigo jr hauss verleurt, stirbt sie, also soll ein fraw stets hauszsorg tragen vnd daheym bleiben.“

Also soll auch ein Weibsbild flihen
Alles was auf geylheit thut zihen.
  Die Schneck haßt Raigers Fråsigkeit,
  Also ein Weib vnmåsigkeit.
Der Aff, weil er ist lächerlich,
Scheuet die Schnecken sonderlich,
  Dieweil sie ernsthafts wandels sint,
  Also ist dem leichtfårtigen Gsind
Vnd was vmbgeht mit Müsiggang,
Bei ernsthaften Ehleuten bang.
  Die Schnecken die Haidochssen neiden,
  Weil sie die Håuslichkeit gar meiden,
Vnd gleich wie die Schnecken zernagen
Die Råben, wann sie vil wein.tragen,
  Also soll auch ein Frauenbild
  Dem Wein nicht sein zu gneigt vnd mild.
Dan gleich wie die Schnecken zerflisen,
Wann man sie thut mit Salz begisen,
  Also der sein weib zu rauch halt,
  Verterbt sie nur meh mit seim gwalt.
Aber gleich wie vom Fenchelkraut
Den Schnecken lindglatt wird die Haut,
  Also macht man die Weiber lind,
  Wann man mit lindigkeit sie gwinnt.

n Gesners Thierbuch wird 170ª die feste, harte, das ganze rdeckende und beschützende schale der schildkröte beschrieben. 'ischart zu langen vergleichen mit dem nutzen des bergenden verwertet. Im Thierbuch 171ª heisst es weiter: „Ir blůt vnd ist ein bewärte augenartzney . . auch dienstlich wider den bissz)rpions."

Fischart 161:

  Gleichwie vnter den Thiren all
  Die Schildkrott hat die hailsamst gall,
Dermasen das sie gift vertreibet,
Wo man darmit das gift nur reibet:
  Also soll eins Weibs zorn vnd gall
  Vnschådlich sein zu jdem fall.

)iese stelle ahmt Fischart im zweiten teile nach. Gleich zu 182 erwähnt er, dass man der Venus die tauben zueigne, damit igen, dass eine frau aufrechten und reinen gemütes und wandels

sein solle. Und nun folgt ein gedicht, in dem die eigenschaften der tauben zu lehren für die ehefrauen verwertet werden[1]. Gesners Vogelbuch 240ᵃ fg. sagt darüber: „Sy (die tauben) vnkünschend wie die Hůner vñ fahend diß an, wenn sy zwen monat alt worden sind ... Diß ist auch ein besundere eigenschafft der Tauben, dass namlich das mäñlin das weyblin nit vorhin bedekt, es habe dann das weyblin vorhin geküßt oder geschnåblet. Die alt Taub mag nit mer vnkünschen, sy küsset aber allein. — Die Tauben habend ståts jung, darum̄ sy der Gŏttin Veneri zůgeeignet sind. — (Nun eine längere ausführung über die fruchtbarkeit und die behandlung der jungen bei den tauben.) — Wo sy die weidleüt vnd die vogelgarn sehend, sind sy gantz forchtsam vnd erschrocken. — 241ᵃ Die Taub ist ein vnschådlich thier, denn sy verletzt weder mit den klawen, noch mit dem schnabel. — Sy werffend jren mist über das nåst vnd leerend diß auch die jungen. — Mit zucht vnd scham überträffend die Tauben alle vŏgel, dieweyl vil in einem Taubhauß vnder einandern låbend vnd doch keine der andern ee bricht."

In etwas abgeänderter reihenfolge verwertet Fischart 182 fg. alle die genanten züge für seine gereimten lehren.

— — — „Dan wie d' Tauben meh fruchtbar sind
Dan andere Vŏgel, die man find,
Vnd on vnterlas Aier legen
Vnd jrer Jungen sehr wol pflegen,
Also solln auch zur fruchtbarkeyt
All Ehen werden angeleyt — —
Desgleich wie sich die Tauben küssen
Oft vnter einander ganz geflissen,
Also sollen nach diesem prauch
Ehleut holdselig leben auch.
Wie die Tauben gleich von der Schalen
Sich paren vnd sich thun zu Gmalen,
Also zieh man von Jugend schlecht
Die Meidlin zur Haushaltung recht.
Wie das Garn scheuen sehr die Tauben,
Auch Weidleut, Vogler die sie rauben,
Also ein Ehrlich Weib auch meid

1) Ganz ähnlich hat Fischart im Podagrammischen trostbüchlein in einem eingeschobenen gedichte 99 fg. reiche leute mit dem strauss verglichen und hiefür Gesners vogelbuch benuzt.

All strick der arglistigen leut — — —
Wie kein der andern Eh thut bschamen,
Ob jrer vil schon wonen zsammen,
Also solls auch stehn inn der Eh — —
Gleich wie ein Taub niman verlezt
Mit dem schnabel, wie sehr mans hezt,
Also soll mit dem Mund vnd schwetzen
Das Weib auch niman nicht verletzen.
Gleich wie die Taub ganz reinlich ist
Vnd wirft aus jrem Nest den Mist,
Also soll auch ein Weib voraus
Reinlich vnd sauber halten Haus . . ."

Aus anderen stellen ergibt sich, dass Fischart aus dem kopfe citiert. Er hat seine vorlage genau gelesen und erzählt mitteilungen von ihr in ganz freier, zum teil sachlich abweichender weise; ja er bringt stellen, die weit auseinander liegen, vergleichsweise in engen zusammenhang, weil ihn eine an die andere erinnert. So erzählt Gesner von den hirschen:

Tierbuch 81ª. „Wo sy uber ein stramen deß Meers von einer Insel zů der andern schwümmend, so haltend sy ein feine ordnung: dann die sterckesten vnd gewaltigesten schwümmend zů ersten als hauptleüt, die anderen in ordnung naher, dass ye einer sein kopff dem vorderen auff den rugken helt, die schwechsten schwimmend in der nachhůt." Hingegen von den ziegen:

Tierbuch 58ª. „Die geschwinde vñ listigkeit der Geyssen hat angezeigt Mutianus in einer history. Dann als zwo Geyssen zůsamen gestossen sind auff einem gantz engen hohen vnnd schmalen ståg, da keine nåbend der anderen kondt fürkommen, auch nicht sich zů rugk keren vnd ein gantz starcker vnd strenger fluß vnden durch floß, ließ sich die ein nider vnd gieng die ander über jren ruggen dermassen, daß keine der gefar deß fals vnd starcken flusses erwarten můßt."

Diese beiden stellen zieht Fischart s. 198 zusammen. Er ermahnt die eheleute, sie sollen je einer des andern bürde tragen „vnd thun wie die Hirtzen, welche, auf das sie samtlich vber das Mőr schwimmen, leget je einer seinen kopf dem andern auf seinen Rucken . . ." usw. zum teil vom oben citierten bericht Gesners abweichend. Und nun geht er unmittelbar auf die zweite stelle über: „Gleiche geschicklichkeyt sagt man auch von den Böcken, Widern vnd Gaisen, vnter welchen, wann zwey einander auf eim schmalen steg bekommen" usw.

Engeren anschluss an die vorlage zeigt der lange vergleich zwi
schen den bibern und den eheleuten. Gesner sagt:

Tierbuch 21ᵇ. „Der Biber ist ein thier, das so auff dem lan
so im wasser låbt (hierauf folgt eine längere beschreibung seines au
sehens) .. nidere fůß hat er, deren die vorderen hundsfůssen, die hi
deren gånsfůssen nit vnånlich: dann zwüschen der selben gspaltne
klawen hat er ein dünn heütlin usw. . . .: also mit den vorderen zu
lauffen, mit den hindern zum schwümmen gerüstet. 22ᵃ (Er baut sic
sein „nest" an flüssen und zwar mit mehreren gemächern so, dass) d
niderst gleych halb auff das wasser reicht, der ander teil an der trückı
stadt . . da er den halben teil trucken ligen mag vnnd vornen vng
netzt bleyben. — 22ᵇ. (Er gehört zu den tieren) so jr natur halbe
im wasser vnd auff dem land ein feüchttrocken låben fůren. (Es i
ein verständiges tier) dañ wo es mit seinen zånen an ein baum kum
das es vast bei nacht thůt vnd jn vmbhauen wil, als ob es wüßt
daß vil auff ein mal nit gethon werden möge, nach vñ nach allgema
auch schwåre sachen außgericht werden, laßt es nit ab ob, er sch
als dick als eins mañsschenckel, es hauwt jn vmb... Eben als beste
dig in angefangnem werck, als fleyssig vnd sorgsam ist er, dann
laßt nit nach, ob er gleych vil zeyt an einem baum verlieren vnd ve
zeeren můß. (Wenn die biber holz brauchen, legen sie ein tier) a
rugken, spannen vnd binden jm seine bein auff die weyß eins wage
vnnd der wagenleitern, laden als denn holtz auf so vil vnd sy bedunc
das der ligend ertragen möge, ziehen jn denn also bey dem schwan
[23ᵃ] in das nåst, dahin sy das holz haben wöllen."

(Doch hat es so viel vernunft) „daß es zů diser bosselarbeit k
nen einheymischen vnnd umb die gegne, da sy wonen erzeugten Bib
brauchend, sonder wo sy vnder jnen etwan einen wüssen, der a
andern landen verjagt oder sunst eyngenistet, den brauchen sy als e
vnbekañten... Von der Bibergeil vnd jrem nutz sol hårnach vil erz
werden... Etlich setzen so der Biber gejagt, das er sich besorge g
fangen zewerden, hawe er jm selbs sein geile auß vnd werffe sy de
jåger dar als ein rantzon vnd losung für sein låben."

Nach diesem berichte beschreibt nun Fischart 215 fg. mit wö
lichen anklången die für wasser und land eingerichtete natur des bibe
und vergleicht damit die ehe, wo auch „das vordertheyl der Man, d
Narung des Lands suchet, das ist ausserhalb des Hauses wirbt v
handelt, der ander theil im Wasser sich behülfet, das ist des Haus
wartet usw." „Wie der Biber eyn feuchttrocken leben füret", so ge
es den eheleuten bald gut, bald schlecht. Die beharlichkeit, mit d

der biber einen dicken baum umfällen kann, sei den eheleuten ein vorbild unverdrossener emsigkeit. Die „Bosselarbeyt“ des fremden bibers (die genau nach Gesner beschrieben wird), bedeute die tätigkeit des gesindes. Der biber aber, welcher „das geylin jm selbs aushauet, bedeitet einen Hausvater, der jm selbs schadet vnd andern nichts nuzt“.

Gleich daran schliesst Fischart 216—219 eine lobrede auf die eheliche treue und kinderliebe der walfische. Bei Gesner Fischbuch 98[b] ist von der „grössten walfischgattung“, den „Balenen“ die rede: „Ein grosse liebe tragend die Braunfisch oder Balenen gågen jren jungen, deñ so sy schwach, krafftloß oder sunst gefar vngwitter vorhanden, so tragend sy dieselbigen oder schluckend sy in yren rachen, kotzend sy hårnach wider hårauß. Item so sy zů weyt hårauß geschwummen von mangel wågen des wassers nit mögend wider in die tieffe kommen, so fassend sy in sich ein grosse menge des wassers kotzend das selbig zu jn hårauß, flötzend sy mitt dem wall wasser wider håreyn.“

Fischart hat einige züge zu diesem bilde hinzugefügt, um bessere muster aufstellen zu können. Er betont ausdrücklich, dass das mänchen die jungen im maul trägt, um dem weibchen arbeit zu ersparen, und dass bei streit- und beutezügen das mänchen als schutzherr vorauszieht. Er beschreibt hernach einen walfischfang genau nach einem bilde bei Gesner 97[b]. Die haushaltung vergleicht er einem schiff, dem auf dem meere von allen seiten gefahr droht. „Nichts aber schadet disem Hausschifflin also sehr, dan das schrecklich gros Mörwunder, der Sprützwall (sonst der Priester genant), das ist der vberfluß vnd die Wollust; dan gleichwie derselb Wallfisch aus seinen zweyen Rören auf dem kopf so lang haufenweis wasser inn das Schiff sprützt vñ gieset, biß ers ersåufft, Also vberschwåmmt usw.“ Diese schilderung folgt wider zwei abbildungen in Gesners fischbuch 90[a] und 98[a], wo der spritzwall aus zwei röhren am kopfe wasser in ein schiff sprizt. Bei Gesner 101[a] wird dann ausgeführt, dass der „Sprützwall“ auch „Physeter“ und „Priestes“ heisst. Die umwandlung dieses namens in Priester hat Fischart jedesfals mit der absicht durchgeführt, dem als feind der ehe geltenden katholischen priester einen seitenhieb zu versetzen.

Darnach führt Fischart aus, dass man die walfische durch vorgeworfene leere fässer vom schiffe abwendet, nach Gesner 98[b]:

„Die Wallfische eilen dem Schiff nach, weil sie den Theer gerne riechen. Die schiffleüt aber solches wol bewüst werffend jnen neülich geharzte faß für, damit sy denselbigen nachhaltind vnd das schiff lassind,

mit sölchen geschiren spilend sy vnd schimpffend gantz wunderbarlich, werffend darzwüschen wasser in die höhe."

S. 223 fg. ermahnt Fischart die männer, frauen gesegneten leibes sanft zu behandeln und fügt hinzu: Dan sehen sie nicht, wie den Geysen, so sie im Aprill oder Hirtenmonat Junge tragen, so wol bekomme, auch das wunderlich ist, zu leichterung vnd förderung jrer geburt sehr diene, wann jnen die Geyshirten zur zeit jres tragens oder gebärens eyn süß vnd im Thal widerhallendes gutes Feldlidlin oder Weydgethön darauff aufpfeiffen? Ja augenscheinlich spüren die Hirten, das nicht alleyn von solchem pfeiffen die tragende Geysen jr werffen leichter ankommet, sondern auch die Junge Gitzlin schön gestalter vnd wolgerhatener fallen. Das ich jetzund geschweig, wie auch die Hirtenpfeif vnd das Weydgesang den kranken Geysen jr kalt wee benemme vnd sie von jrem gewonlichen Siechtag erweck vnd lädige." Eine ähnliche anspielung macht Fischart bereits in der zweiten auflage von „Aller Practik Großmutter" zum Monat April „wann der Hirt auff Ismenisch den Geisen zum werffen auffpfeifft." Das beispiel verdankt Fischart dem roman Ismenius, mit dem er sich inzwischen beschäftigt hatte. Dieser griechische roman des Eustachius ward 1573 von Joh. Christ. Artopius genant Wolckenstern nach einer italienischen fassung verdeutscht und von Fischart mit einem einleitenden gedicht versehen worden. Eine ausführliche inhaltsangabe des romans gibt Fischart auch im Ehezuchtbüchlein s. 231 fg. Im Ismenius stehen nun unter anderm bilder der zwölf monate nebst genauen beschreibungen. Dieselben bilder hat Fischart in seine erweiterte Practik aufgenommen. Zum monat april ist ein hirt dargestelt, der auf einer pfeife bläst; neben ihm liegt eine ziege mit zicklein. Die erklärung dazu lautet: „Bei seinen Füssen auff dem Wasen lag ein Geiß, welche zwey junge Kitzlein gebar, also mit grossem fleiß gemalet, als ob sie gäntzlich den schmertzen, welchen alle Creaturn natürlicher weiß in jhrem gebären haben, anzeigte: Darumb der Hirt mitlerweil sie gebar, sein Pfeiffenrohr nam vnd richtet es ein, darauff das Gesang, welches die Hirten dem Got Pan pflegen zu singen, zu spielen: auff daß dadurch ihr Viehe mit ringerm schmertzen gebäre."[1]

Den schluss der oben angeführten beispiele und die 224 folgende bemerkung, dass die von natur aus hochfärtige geiss doch dem bock immer den vortritt lässt, entnimt Fischart wider dem tierbuch Gesners 59ᵃ und 58ᵃ: „Mancherley prästen vnd krankheyten habend die Geys-

1) Diese stelle teilt schon Goedeke, Gengenbach, 528 mit.

sen, dann des kalten wees worden sy sålten ledig“ und „Es hat auch die Geyß etwas hochfarts in jren: dann wo sy vnder den Schaaffen gadt, schämpt sy sich hinden naher zereysen, sonder ist alle zeyt zů forderst vnd so ein Geyßbock auch mit reyset, so gadt er vor der Geyß anhin, als ob es die wirde deß grösseren bardts erfordere.“

Tierbuch 149ᵃ — 152ᵃ werden hermelin, frettel und zobel als verschiedene wiselgattungen bezeichnet. 150ᵃ „Das Wisele wie wol es von leyb klein, forchtsam vnd flüchtig, so ist es doch darnåbend listig, fråch, weyß, schådlich vnd röubig ... Den Hasen sol es listigklich nachstellen, dann es spilt vnd schimpfft ein weyl mit jm vnd so er můd sich der feyndtschafft nit versicht, so springt es jm an seinen hals vñ gurgel, hangt, truckt vnd erwürgt jn, ob er gleych in dem louff ist, wirdt also von jm gefråssen.“

Fischart hat diese stelle ziemlich genau nachgeahmt 240: „Die Hermelin, Zobel, Frettel vnd Wisele, wie kleyn vnd forchtsam sie sint, noch hassen sie die forchtsamen, darumb verfolgen sie also sehr die Küniglin, Hasen, Ellend oder die Waldesel, welchen, wie gros die sint, sie an die gurgel springen vnd jnen das Blut so lang aussaugen, biß sie niderfallen.“

Aber bei ihm fallen die wisel nicht nur hasen, sondern auch ellen und waldesel an. Das passt dann besser zu seiner weiteren ausführung, dass ähnlich die an sich schwachen weiber durch list die stärkeren männer, die hausesel, zu besiegen verstehen. Das Tierbuch 150ᵃ sagt weiter: „Die Katzen söllend auch zů zeyten die Wisele anfallen, doch zeytlich in dem strengen kampff die flucht nemmen ... Alle geschlächt der Wisele so es zů zorn gereitzt, so gibt es ein starcken geruch von jm.“

Diese sätze hat Fischart in verse übertragen 241:

„Wann eyn Wißlin gwont in eyn Haus
So beißt es gleich die Katzen aus,
Weil es das Regiment vbereyn
Vber die Måus will han alleyn,
Vnd erzörnt sich drumb, das es stinckt
Damit es sein Part von jm pringt.“

Das Tierbuch 82ᵇ sagt: „Das Hirtzen horn wird måchtig vil vnd zů manchem ding bey den artzeten gebraucht. (Nun folgt die aufzählung alter arzneien aus hirschhorn.) 81ᵃ „auß verbunst so verbirgt er in das erdtrich sein rechtes horn, wol bewüßt der tugend vnnd krafft so in sölchem fürtråffenlich ist. — Ein wunderbaren anmůt söllend sy haben gegen dem ort, da sy erzogen sind.“

79[b]. „Allein auß allen thieren laßt der Hirtz zů gwüsser bestimpter zeyt deß frůlings sein horn fallen, erstlich zů nütz vnd brauch der menschen, demnach daß er sôlcher bůrde vnd last entlediget in seinem lauff nit verhinderet werde.“

Diese bemerkungen hat nun Fischart in nahe verbindung gebracht und eine weitergehende folgerung daraus gezogen, indem er 243 geradezu behauptet, der hirsch lasse dort, wo er gut behandelt werde, sein geweih aus dankbarkeit liegen, wo er aber gehezt werde, verberge er es sorgfältig. Mit dieser neuen wendung kann nun Fischart das beispiel sehr gut auf den hausherrn und das gesinde ausdehnen.

S. 249 rühmt Fischart nach Egenolff die guten frauen. Unvermittelt springt er von da zu den prachtliebenden, verschwenderischen, bösen weibern und vergleicht sie dem Vielfraß (Gulo borealis, der deutsche name entstand auf dem wege der volksetymologie aus dem nordischen Fjållfrass = felsenbewohner). Für die beschreibung des tieres entnimt er nachfolgende stellen aus dem Tierbuch 158[a]:

Vilfraß. Ein so mercklich fråssig thier ist diess, daß es nit zů glouben ist, hat ein sonderlich groß begird vñ lust ab dem menschen fleisch von welchem es sich so vol frißt, daß jm sein leib davon gespannen wirdt: zů welcher zeyt es sich zwüschend zwen enge bôum durchstreifft sein gefür oder kadt auszůtrucken, nach welchem es sich widerumb vol frißt vnd wider außtruckt, so lang biß es nicht mer hat, ander menschen cörper zů sůchen gezwungen wirdt. — — Die gröste nutzbarkeit von den thieren ist jr fäl oder haut zů dem beltzwerck, welches allein von den reychen herren vnd fürsten getragen wirdt. Wirdt auß sôlcher vrsach von Jegeren mit dem pfeyl erschossen.

Die grôsse eines Hunds, oren vnnd angesicht einer Katzen, fůß vnd klawen gantz scharpff, sein leib mächtig gehaaret, sein schwantz wie ein Fuchß.

157[a]. Vilfraß (Hyaena, Grabthier) — — hat scheützliche augen, welche farb sich one vnderlaß åndert nach seinem gefallen.

Fischart folgt dieser schilderung mit einigen drolligen übertreibungen, ausserdem bringt er einzelne züge miteinander in einen causalen zusammenhang. Er sagt, weil der vielfrass so gierig frisst, könne ihn der jäger beschleichen und töten; und nun der vergleich: weil die frauen so prachtliebend sind, richten sie sich zu grunde. Den schönen pelz der tiere vergleicht er dann mit den köstlichen kleidern solcher frauen. Die gestalt des tieres schildert er s. 251 mit absicht teilweise abweichend von Gesner:

„Vnd wie das Thier fornen ein Katzenkopf, inn der mitten ein Wolfsmagen vnd hinden ein Fuchsschwanz hat, Also hat ein hochfärtig prachtstolz Weib auch treierley arten“, und nun folgt eine längere charakterisierung ihres wesens nach der natur der drei tiere, wie sie Fischart schon aus dem Stobaios gelernt hatte. Zum schluss: „Vnd wie die Vilfraß, gleichwie die Katzen, die farb der augen ändern können, also haben auch dise zarte Seurenstecherin vnd Ofenheymerin ein falsch gesicht, welches ihr falsch herz anzeygt.“ Der ausdruck Säurenstecherin ist sonst nicht belegt (auch im Deutschen wörterbuche nicht verzeichnet) und besagt: die sich die säuren (krätzen) aufsticht. Ganz ähnlich in der Practik 1574 im gefolge der Venus „Hůndleintrůcker, die jhrm Bulen die Seuren aufstechen“; es bedeutet wie das gleich darauf folgende wort „Händlinklauberin“ (die an den händen klaubt) eine müssiggängerin, die nichts besseres zu tun weiss.

252 fg. spricht Fischart von den haushaltungen des nordens und der nutzbarkeit des renntiers breiter und das detail ausmalend nach Tierbuch 130ᵇ:

„Der Rainger wirdt in den aussersten orten Scandinavie, so gegen Mitnacht gelägen, erfunden. — — Dises thier loufft schnäller, dann kein pfärdt, auch Winterzeyt durch yß vnd schnee, (es wird benuzt) zů wågen, karren schleippffen, fůren vnd zů reyten, darzů werdend sy von den mågten gemolcken vnd allerley speyß vnd narung von sölcher milch bereytet, sy werdend auch zů dem krieg gebraucht.“

Gleich darnach erzählt Fischart vom häring. Gesners Fischbuch 5ᵃ sagt darüber: „Das ist one fål, daß jre augen sampt den nåchsten schůppen bey der nacht wunderbarlich scheynend. 5ᵇ Von dem Häringfanch. Die schaaren der fischen bekennt man von dem widerglantz jrer augen, so im wasser scheynend. Der art söllend sy seyn, das wañ sy ein liecht auff dem wasser oder Meer ersehend, so schwümmend sy hauffächt herzů, werdend mit sölcher kunst von den fischeren zů dem fanch gereitzt.“

Fischart bringt diese tatsachen wider absichtlich in einen inneren concessiven zusammenhang miteinander: „Wiewol die Håring für sich selbs bei nacht einen feurglantzenden schein geben, auch jre augen wie feur nachts schimmeren, noch sint sie so nårrisch, das sie an jrem eygenen Liecht nicht benügig, noch darüber, wan man bei nacht ein Fackel oder Liecht inn Schiffen aufsteckt oder ausstreckt, zu solchem schein haufenweis schwimmen vnd darüber gefangen werden.“ So gewint er von neuem einen passenden vergleich: ebenso handeln jene

freier, die, obwol sie sich selbst ernähren könten, nach grossem heiratsgut streben und sich so in die gefangenschaft ihrer frau begeben.

Darauf folgt eine stelle, die uns deutlich zeigt, dass Fischart seine beispiele ganz zufällig aneinanderreiht. Weil wir „im Mör vmbschweben" sagt er (255), d. h. gleichnislehren von den meerfischen, ziehen „wollen wir auch noch eines oder das ander exempel aus dem Mör herholen." Und er erzählt nun von walfischen und seeungeheuern. Seine quelle Fischbuch 118[b] sagt darüber: „Der Wallfisch sol sich zů zeyten mit dem Braunfisch oder Balenen vermischen, alsdenn kraftloß werden."

91[a] Von dem Rußor oder Rostinger. „Rosmarus ist ein meerthier oder Walfisch, so groß als ein Helfant, ersteygt die berg vnnd weydet das graß ab, henckt sich mit seinen zänen auß begird zu schlaafen an die velsen, schlaft so starck, daß jn die fischer mit stricken vnd seilen gebunden fahend." (In einem nachfolgenden gedicht sagt der Rußor: „Mein weyb Balena ist genant.")

91[b]. (Das tier) „wirdt von etlichen anderen Meerhelfant genannt." (Am gestade erheben sich berge) „auff sölche steygend auß dem meer fisch, welche sich an die berg henckind mit hilff jrer zänen die berg ersteygend, von dannen sich wider hinab stürtzind vnd zů tod fallind."

Diese bemerkungen stehen vereinzelt und haben nichts mit einander zu schaffen, Fischart verbindet sie wider tendenziös, um eine moral daraus ziehen zu können. Wenn der Rauschor oder Helfantwall, so führt er aus, sich in ehebrecherischer weise mit der Balene oder Braunwallin vermischt, so wird er aus unmut so unsinnig, dass er mit hilfe seiner zähne felsen besteigt und sich zu tode stürzt oder den fischern zur beute fält. Und nun die moral: ebenso ergehe es den ehebrechern, die sich endlich mit gewissensbissen selbst strafen oder den höllischen freibeutern in die hände fallen. Fischart vertritt hier die ansicht, dass einzelne ungeheuer nur deshalb geschaffen wurden, um den menschen als abschreckendes beispiel zu dienen: „gleichwie den hie oben gedachten Vilfras die Natur zur beschamung der Menschen, sich darab zu erlehrnen, hat geschaffen: also hat sie auch vmb gleiche vrsach willen fürgestellt den greulichen Wallfisch, Grabwall genant, welcher einen Wilden Schweinskopf, augen am bauch, vnd Trachenfüs hatt, nicht alleyn viler Menschen art anzuzeygen vnd zu strafen, sondern innsonderheyt usw." Diese beschreibung folgt dem bilde des Grabwalls im Fischbuch 90[a]. Unter dem bilde steht daselbst die bemerkung: „Mag ein grabwall von der gleychnus, so er mit dem grabthier oder vilfraß hat oder ein Åberwall oder ein Schweynwall genannt werden." Hierauf beschreibt Fischart die riesenseeschlange, das

ist öffentliches unglück, die dem schiff, das ist der haushaltung gefährlich wird, nach Fischbuch 84ᵇ: „Bey Norwegen in stillem Meer erscheynend Meerschlangen 300 schůch lang, seer verhaßt den schiffleüten, also daß sy zů zeyten ein menschen auß dem schiff hinnemmend vnnd das schiff zů grund richtend: erhebend sölche krümb über das Meer, daß noch zů zeyten ein schiff darunder hin faren mag."

Das Fischbuch 82ᵃ erzählt: „Sôlchen Rochen malt Olaus, welcher ein vndergesenckten menschen von den Meerhunden[1] zů grund gezogen auß natürlichem anmůt ein zeytlang beschirmpt." Dazu ein bild: Ein rochen beschüzt einen von haifischen angegriffenen menschlichen leichnam. Fischart 259 fügt zu dieser stelle frei hinzu, dass die thrazischen weiber es vom rochen lernten den leichnam der gatten zu ehren und zu betrauern. Er versezt die erzählung nach Thrazien, weil eben hier die witwen rasch wider zu heiraten pflegten.

262 fg. vergleicht Fischart die arglistigen frauen der „Môrspinnenart, die man Polkuttel nennet, welche sich an die felsen vnd steyn anhengen, vnd eyns jeden steyns farb annemen, damit sie die Môrkrebs, denen sie sonderlich gehaß sint vnd sonst ander fisch betrüglich auffangen vnd fressen." Ebenso können sich die schalkhaften weibsbilder die „Zôpfspinnen" verstellen und die männer hintergehen.

„Solche schlupferige Kuttelfisch vnd Murål mus man nur hâmmen vnd klemmen, wie die Môrkrebs mit jren kerfechten schâren den langen Môral, wie sehr er sich mit seim selsamen krummen winden gedenckt auszuwinden. Dan den listigen mus man fesseln durch gegenlist." Das steht alles in der vorlage, nur hat Fischart die einzelnen tiere wunderlich durcheinander gemengt.

Was die namen betrift, so wird Fischbuch 108ᵇ fgg. die gattung „Polkuttel" der kuttelfische behandelt. 119ᵇ heisst es, dass die meerspinnen eine gattung der kuttelfische seien. 46ᵇ fg. wird der kampf zwischen dem polkuttel, dem meerkrebs und dem muraal folgendermassen geschildert: „Dann ob gleych wol der groß kuttelfisch sich verwanderen kan in die farb der steinen, an welchen er klåbt, (so hilft es ihm doch nichts gegen den Muraal, aber er) 47ᵃ bekrieget den vorgenantn kråbs . . setzt sich jm auff den ruggen, vmbfaßt jn mit seinen armen usw.

1) **Meerhund** wird bei Gesner lateinisch mit galeus canis vel canicula widergegeben, also gleich haifisch. Das Deutsche wörterbuch kent für meerhund nur die bedeutungen seehund und fabeltier (sirene), was ergänzt werden muss. Gesner beschreibt mehrere haifischgattungen, die er alle meerhund nent.

46ᵇ. Dargågen reitzt der Meerstöffel, so da ist aus der ardt der Meerkråbsen den Muraal zů kampff mit sondern listen. (Der muraal kann den krebs nicht schädigen, weil dieser „mit harten schalen bedeckt ist".) Der Kräbs aber erfasset den Muraal in seine schåren, laßt nit nach so lang der Muraal sich vmb jn hår vmb die spitz weltzt, also sich selbs verwundt vnd stirbt."

Mitten in eine stelle, die aus Egenolff abgeschrieben ist (Z 46), schiebt Fischart eine wunderbare nachricht von hausschlangen und bezeichnet Olaus als quelle „wie der Olaus in seiner Histori von den Hausschlangen meldt". Gemeint ist die schrift Tabula terrarum septentrionalium et rerum mirabilium in eis ac in oceano vicino von dem Schweden Olaus Magnus (der meist zu Rom lebte, weil er wegen der in Schweden eingeführten reformation sein erzbistum Upsala nicht antreten konte, † 1568). Ob Fischart das werk direkt benuzt hat, ist die frage. Olaus war auch eine der hauptquellen Gesners. Die geschichte, auf die Fischart anspielt, findet sich auch in Gesners Schlangenbuch 23ᵃ, das Fischart nicht benuzt haben kann, da es nach dem Ehezuchtbüchlein erschienen ist; wir ersehen aber daraus, dass er bei der widergabe dieser erzählung stärkere accente aufgesezt hat.

Zwei naturgeschichtliche stellen des Ehezuchtbüchleins finden keine entsprechung bei Gesner. Fischart kann sie auch nach mündlichen berichten den aus Gesner genommenen notizen hinzugefügt haben. Sie berühren sich aber nahe mit zweien stellen eines deutschen Plinius, den Fischart ganz gut benuzt haben kann. Die Naturalis historia des älteren Plinius wurde im 16. jahrhundert widerholt ins deutsche übersezt. Zuerst nur bruchstücke davon von Heinrich von Eppendorf: „C. Plinii Veronensis Natürlicher historien 5 bücher" 1543 und 1553. Dann mit benutzung Eppendorfs und mit reichen zusätzen aus Gesner, Theophrast, Erasmus Roterodamus u. a. von Johannes Heyden, Eifflender von Dhaun: „Caii Plinii Secundi, Des Weitberůmten Hochgelehrten alten Philosophi vnd Naturkůndigers Bůcher vnd Schrifften von Natur, art vnd eigenschafft aller Creaturen oder Geschöpffe Gottes" usw. Frankfurt am Main 1565, gleichlautende neuauflagen 1571 und 1572, dann mit weglassung der citate aus der Bibel und den kirchenvätern 1584, 1600, 1618, 1651. In dem Plinius von 1565 finden wir s. 423—426 eine schilderung des bienenstaates, aus der Fischart für 210 fg. geschöpft haben mag. Ferner erzählt Fischart vom vielfrass einige züge, die sich nicht bei Gesner, wol aber im deutschen Plinius finden.

Fischart 252.

)esgleichen wie dises Thir Weib-
vnd Mânlin zugleich ist, also
len dise hochmütige Mansverter-
n, Håndlinklauberin vnd Faul-
:erin zugleich Weib vnd Man
, vnd sich der Meysterschafft
:rziehen.
)erhalben welchem Man zu rha-
ist, der fliehe solche Pracht-
:en, wie den Prasser Wolff der
pard auch nach seinem tod also
:et, das wan sein fell bei sei-
ı henget, es gleich das haar
ieret.

Plinius 159 fg. Im kapitel: Von den Grabthieren, Vilfrassen usw.

„Der gemeine hauffen helts gentzlich darfûr, die Hyenen sollen beyderley natur zugleich an jnen haben vnd je eins das eine Jar vmb andere Mânlin oder Weiblin seyn.

Das Pantorthier fôrcht sich dermassen fûr jhm (dem Grabthier), daß es sich gegen jhm gar nicht in die wehre stellet; wenn man auch dieser beyder Thier Fell gegen einander auffhenckt, sollen die haar von des Panterthiers haut außfallen.

IV. Die Egenolffsche sprichwörtersamlung.

Fischart weist im Ehezuchtbüchlein widerholt selbst darauf hin,
; er eine sprichwörtersamlung benuzt hat, ohne jedoch seine quelle
er zu bezeichnen. Z. b. 229: „Darumb rhatet eyn Weiser man inn
lärung seiner Sprüchwôrter, das usw." 245: „Der Author der
üchwôrter setzt." 247: „Inn Sprüchwôrtern stehet . ." usw. Aber
verhült auch seine benutzung einer gedruckten vorlage, indem er
: sagt: „Die tâgeliche Sprüchwôrter, so vnter den leuten vmbge-
ı, lehren auch . ." 265: „Man sagt von Weibern schimpfweis" oder
gibt den sprüchen eine andere bezeichnung: 263 „Vnter die Ehge-
sezen etliche auch, das man eym Weib nichts heymlichs sagen
. ." Doch an allen diesen und vielen andern stellen, wo keine
lle genant ist, hat Fischart ein werk ausgeschrieben, die sogenante
:nolffsche sprichwörtersamlung: „Sprichwörter, Schöne, Weise Klug-
:n" gedruckt in Frankfurt am Main bei Chr. Egenolff, die von
8—1691 in zahlreichen ausgaben veröffentlicht wurde, eine von
:m unbekanten (wahrscheinlich dem verleger) veranstaltete kompila-
ı der älteren sprichwörtersamlungen Johann Agricolas, Sebastian
ncks und anderer[1]. Dass Fischart Egenolff und nicht dessen quel-
: Franck (Sprichwörter 1541) oder Agricola (Die erweiterte samlung
benhundert vnd Fünfftzig Teütscher Sprichwörter 1534.") benuzt hat,

1) Über das verhältnis Egenolffs zu Agricola und Franck vgl. C. Schulze in
rigs Archiv 32, 155 fg.

.t sich daraus, dass nur bei Egenolff alle die von Fischart aus-hriebenen stellen zu finden sind, und dass dieser auch die selb-.digen abweichungen und häufig die reihenfolge der Egenolffschen ılung widergibt[1].

Mehrere eheschriften vor Fischart beschäftigen sich bereits mit richwörtersamlungen, schreiben sie aus oder bekämpfen sie. Freders Dialogus dem Ehestand zu Ehren", Wittenberg 1545 ist geradezu gegen ebastian Francks weiberfeindliche sprüche gerichtet, und Martin Luther ıat dieselbe in der vorrede[2] zu Freders werke scharf getadelt. Das war ungerecht, denn Franck hatte die sprichwörter dem volksmund entnommen und anderseits auch ehefreundliche sprüche aufgenommen. Viele von diesen, die Fischart nach Egenolff vorbringt, rühren aus Francks samlung her[3].

Welche auflage der Egenolffschen samlung von Fischart benuzt wurde, lässt sich natürlich nicht entscheiden, da alle vor dem Ehezuchtbüchlein erschienenen ausgaben einander im wortlaut völlig gleich sind. Ich citiere im nachstehenden nach einer ausgabe von 1560. Fischart hat von dieser vorlage grössere stücke seitenlang einfach wörtlich abgeschrieben, dabei höchstens die rechtschreibung geändert, druckfehler und sprachfehler berichtigt[4] und die „ich" der vorlage in „man" umgeändert[5]. In andern abschnitten erlaubt er sich wider grössere abweichungen. Er mengt den inhalt mehrerer Egenolffischer kapitel bunt durcheinander, er bringt verschiedene durch einen überleitenden ...en

1) Ich weise hier vorläufig nur kurz darauf hin, dass Fischart auch sonst die Egenolffsche samlung gern und reichlich benuzt hat, so für die sprüche und randbemerkungen seiner jugendwerke Dominici Leben, Eulenspiegel Reimensweiß, für die Practik, für das Podagrammisch Trostbüchlein. Die dreissig deutschen redensarten z. b., die Fischart im Trostbüchlein s. 43 für das τὸ γνῶθι σεαυτὸν der vorlage aneinander gereiht, was so oft bewundert wurde, hat er zum grösten teil aus Egenolff und zwar aus den abschnitten „Nosce te ipsum. Sieh dich selbs an" bl. 132ᵇ—134ᵃ und „Arzt hilff dir selbs" 59ᵃ. Wackernagel, Fischart von Strassburg 98 fg. anm. druckt diese stelle aus dem Trostbüchlein ab und daneben eine bemerkung von Zincgref aus dem jahre 1614, dass Fischart sprichwörter gesammelt habe. Zincgref wird jedenfals den zweiten teil des Ehezuchtbüchleins gemeint haben, der ja eine förmliche sprichwörtersamlung darbietet, die freilich, was Zincgref nicht gewusst hat, aus Egenolff stammt.

2) Neu gedruckt in Luthers werken, Erlanger ausgabe 63, 284 fg.

3) Bei Franck weiberfeindlich: 1, 23ᵇ—25ᵇ, 116ᵇ; 2, 111ᵃ, 132ᵃ; hingegen ...freundlich: 2, 105ᵃ—107ᵃ.

4) Dabei ergeben sich einige bemerkenswerten beobachtungen, die ich in einer ...ner darstellung der sprache Fischarts zu verwerten gedenke.

5) Z. b. Fischart 262: „Hieraus spüret man" für Eg. 262ᵃ „Das schreybe ... ich darum."

satz in engen zusammenhang. Häufig weicht er von der reihenfolge der sprüche in der vorlage mit oder ohne grund ab; er unterbricht ein und dasselbe kapitel, indem er andere ausführungen dazwischen schiebt, er wandelt einzelne absätze in gedichte um oder bildet reime mitten im prosatext. Weggelassen hat Fischart alle aussprüche gegen die ehe, fals er sie nicht gleich widerlegt, alle bibelcitate, wofern er sie nicht in seine darstellung verarbeitet, alle längern theoretischen erörterungen und erbaulichen ermahnungen, die in den volkstümlichen ton seiner schrift nicht passten. Dafür hat er beispiele eingefügt und mehrgliedrige formeln gebildet[1]. S. 224 begint Fischart Egenolff zu benutzen:

Fischart 224 fgg.

Die tågeliche Sprüchwörter, so vnter den leuten vmbgehen, lehren auch fürsichtiglich inn die Eh zu schreiten, als wann sie sagen: Wer tantzen will, der sehe wol zu, welche er bei der Hand nemme. Eh wigs, dan wags. Such deines gleichen, so vberweibst dich nicht. Kalbfleysch vnd Rindfleysch schicken sich nimmer zusammen, so wenig als eyn Junger vnd alter Ochs, gleich inn eynem Silen zusammen gekoppelt, ziehen. Grüns vnd dürrs holz prennen nit gleich inn eynem feur, das grün seud, das dürr verfladert, ehe das grün recht der hiz empfindet. Darumb kan ich das künstlich vnd lehrreich Tanz-Liedlin, das etwan eynem zu Hochzeitlichen fråuden durch J. F. G. M. gemacht worden, nicht vnterlasen, hieher zu setzen.“ Und nun folgt das schöne siebenstrophige ehelied Fischarts. Er nent hier seine an-

Egenolff 101ª.

„Ehe wigs dann wags
Aequalem tibi quaere uxorem
Wer tantzen wil der sehe wol zů, welche er bei der handt neme. Vberweib dich nit. Gesell dich zu deines gleichen. Kalbfleysch vnd rindtfleysch seud nimmer gleich miteinander, so wenig als ein junger vnd alter ochs, gleich inn einem sylen zusamm koppelt ziehen. Grüns vnd dürrs holtz brennen nicht gleich in eim fewer, das grůn seůd, das dürr verfladert ehe das grůn recht der hitz empfindet. Dauon were ein gantz bůch zuschreiben, wie daß die ellenden Ehe, so jetzt auff erden seind, alleyn daher kommen, daß nicht gleich vnd gleich zusamm kommen, nicht alleyn am gůt, sonder allermeyst am můt, da ist mehr hinzusehen, daß da gleiche zusamm kommen, dañ wo sie gleichen siñ vnd můt haben, wirdt das gůt bald gleich vnd in der liebe

1) Z. b. gleich in der ersten oben angeführten stelle F. „alle Nachbarschaften, stått vnd Lånder erfüllen.“ E. „auf erden“, oder F. 265 „bellen vnd gåfzen“, E. 197[b] „bellen“

fangsbuchstaben, weil er eine eigene dichtung in fremdes gut einschiebt.

„Innsumma alle die Ellenden Ehe, so heutigs tages alle Nachbarschaften, stätt vnd Länder erfüllen, kommen alleyn daher, das nicht gleich vnd gleich zusammen kommen, nicht alleyn am gut, sondern allermeist am Mut. Nach welcher gleichmütigkeyt meh zu sehen ist, als nach dem gut. Dan wo die Ehverpflichte gleichen sinn vnd Mut haben, wird das gut bald gleich, vnd schmeltzet inn der liebe, vnd inn gleichgesinntem mut vnd gleichgesitteter weis, wie inn eynem Ofen zusammen.

Dann wo gleich sint Sinn, fleysch vnd Mut,
Da wird vil ehr gemeyn das gut.

Es sollen zwey nicht gleich aus eym fleyschlichen affect vnd hiz eynander nemmen, vnd sich selbs inn so langem dienst vbereilen, sonder

Lang zuvor wol bedencken,
Was sich nimmer laßt wenden vnd lencken,
Vnd nicht wagen so geringlich,
Was da ist vnwiderpringlich.
Dan dises ist eyn Scheukauff,
Da man gibt keyn Reukauff.

Darumb rhatet eyn Weiser man inn Erklärung seiner Sprüchwörter, das eyn par, welches Ehelichen willen zusammen trägt, vor eyn zeitlang vmb ein ander inn ehren, wie es gesein möcht, wonte, vnd eyns des anderen art vnd comvnd gleichem mut als inn einem ofen zusamm schmeltzen vnd wie ein siñ, fleysch vnd mût also vil mehr ein gemeyn eingeworffen gût werden. (Nun folgt ein kurzer absatz, den Fischart weglässt: Die eltern sollen dafür sorgen, dass die kinder eine gute wahl treffen.) „Es solten auch zwey nit gleich auß eynem fleyschlichen affect vnd hitz einander nemen vnd sich selbs in so langem dienst übereilen, sonder lang bedencken, was man nim̃er wenden vnd vnwiderbringlich ist, dañ man hie kein rewkauff gibt, darumb solten sie vor ein zeitlang in ehrn wie es gesein möcht wonen, eins des andern art erkundigen, ob es das ander leiden v[illegible] sich mit jhm vertragen möcht. Sons[illegible]t so mann so blindtlich dran geht[illegible]t, als mög mañ einem weib mor[illegible]gen wider vrlaub geben vñ dörff[illegible] nur über nacht halten, so felt ma[illegible]ñ offt also vber den vortheil, da[illegible]aß einer einn solchen wolff odder sie[illegible]sie einn solchen hundt findt, dz i[illegible] ir acht tagen je eins wolte das ande[illegible] wer ein wolff vnd lieff zu holz vn[illegible] finden sich die fäl vnd mängel ers[illegible] hauffenweis alle, so das pferd kauff[illegible] ist vnd nit wider auß unserm stall. [illegible] wie in der Juden Synagog mag[illegible] verkaufft werden. Darumb geh[illegible] die Sprichwörter auff all gleich vn[illegible] ist gût, daß sie gleicher jugent vn[illegible] gûter seien. Eim alten mann is[illegible] ein junges weib ein tödtliche giff[illegible] Vnd kein leichterer todt, dann ei[illegible] alten mann ein jung weib.“ (Dar[illegible]ar-

plexion erkündigte, ob es jm anmütig vnd wolerträglich were. Sonst so man so plindlich hinan gehet, als mög man eym Weib morgen wider vrlaub geben, vnd dörffs nur vbernacht halten, so fällt man offt also vber den vortheyl, das eyner eynen Wolff, oder sie eynen solchen Hund find, das inn acht tagen je eyns wolte, das ander were eyn Wolf vnd liefe zu holz, vnd finden sich die fäl vnd mängel erst hauffenweis alle, so das pferd gekaufft ist vnd nicht wider aus vnserm stall, wie inn der Juden Synagog, mag verkaufft werden. Wo Mut sinn vnd willen gleich ist, da wird das ander alles bald gleich. Das geschicht aber gemeynlich, wann sie eyner art vnd anmutung oder eyner Jugent sint. Dan Jung vnd alt haben nicht eynen sinn. Eym alten Man ist eyn Junges Weib eyn tödlich gifft. Keyn leichterer tod, den eym alten Man eyn Jung Weib. Eyn schöne ist jm eyn heymliche sorg.“

Denn was jederman gefällt
Vnd dem jederman nachstellt,
Man sehr schwärlich behällt.

Eyn scheuzlicher Vnflat ist jm die Höllisch marter vnd eyn ansehend leyd vnd so dises sprüchwort war ist: Der Ehlich stand sei keyn schleck, so ist er doch fürnämlich eym vngleichen par ein rechtes Gifft.“

nach ein kurzer absatz über die notwendige gleichheit der eheleute mit berufung auf Pittacus. Fischart lässt es weg, weil er dies bereits früher 200 nach Stobaios erwähnt hatte. Den ausspruch des weisen bezieht er hier auf den alten mann.) „Nimpstu ein schöne, so nimpst ein heymliche sorg, dañ es ist schwer zubehalten das jederman gefelt vnnd dem jederman nachstelt. Nimpstu denn ein scheutzlichen vnflat, so nimpstu dir selbs die hellische marter vñ ansehend leyd. Daß Salomõ spricht: Der erboden künd sie nit tragen. Vnd ist ein wares sprichwort: Der ehelich standt ist kein schleck.“

Nun wird bei Egenolff breiter ausgeführt, dass der ehestand ein „kreuz“ sei und dass man darum in der eheschliessung sehr vorsichtig sein müsse. Das hat Fischart alles weggelassen. Den schluss des

absatzes über die verschiedenen temperamente in der ehe schreibt er wörtlich ab und fügt daran unmittelbar weitere ähnliche ausführungen Egenolffs über das sprichwort „Rat nach der tat" (64ᵃ—65ᵃ) wider mit wörtlichem anschluss, nur dass er einzelne bibelstellen wegläst und dafür in der darstellung manches breiter ausmalt. So fügt er zu den unarten der stützigen pferde hinzu (230): „diß laßt sich nit zâumen, das nicht beschlagen, diß legt sich im Wasser nider, das gehet vber keynen baum, wann es vber keyne Bruck geht", mit anspielung auf den bekanten Eulenspiegelschen schwank (bei Fischart kap. 85). Für den schluss Noli me tangere, sed eme caecus sagt Fischart, seiner vorliebe für makkaronische wendungen folgend: „Noli me tangere, sonder kauff on klangere."

S. 245 komt Fischart wider auf die sprichwörtersamlung zurück und schreibt nun Egenolffs kapitel „Es gehôrn allweg zwei vngleiche zusamm" 190ᵇ fg. ohne die geringste änderung ab[1] und fügt gleich daran das kapitel „Ehestandt der heiligste orden" 205ᵃ fg. Er stelt eine verbindung zwischen beiden her durch den satz: „Darumb sagt man recht, Der Ehstand sei der heyligst orden usw." In diesem abschnitt werden bei Egenolff nach Paulus, Epheser 5, 22 fg. und 25 die pflichten der eheleute gegen einander ausgeführt. Fischart nimt daraus nur die pflichten der frau und kürzt schon deshalb, weil er im vierten teile des Ehezuchtbüchleins mit Erasmus auf die gleiche Bibelstelle zurückkomt. Nachdem er die schlangenanekdote aus Olaus Magnus erzählt, sezt Fischart die benutzung der sprichwörtersamlung fort und bringt 247—249 die erste hälfte des langen Egenolfischen kapitels „Es gehôrt vil zû eim frommen weib oder mann" 277ᵃ—280ᵃ und 282ᵃ fg. Im algemeinen folgt er genau der vorlage bis auf kleinigkeiten, dass er z. b. zu „gehandelt" des reimes wegen „gewandelt" hinzufügt oder einen scherzhaften vergleich „vnd also gewischet vnd gestrigelt vor der Welt Glasschôn sein" gebraucht und alle bibelstellen in den text verarbeitet. Ein absatz weicht ziemlich von der vorlage ab:

Fischart 248.	Egenolff 278ᵇ.
Also sihet man nun, wie schwerlich ein volkommenes Weib zu schnitzelen vnd zu malen seie: Wann ein Weib alles an jr hett, das ein ehrenfromm Weib haben	„Also gehôrt auch mehr dann eins zû eim biderweib." (Nun folgen bibelstellen.) „Wann sie nun alles an jr hat, was ein fromm weib, vnnd stoltziert allein hochmûtig

1) Dieses kapitel hat Egenolff aus Agricola nr. 354 genommen und stark gekürzt. Fischart folgt genau dem text Egenolffs ohne Agricola zu berücksichtigen. Und so an allen andern stellen, wo abweichungen vorliegen.

solt, nicht mit dem einen fus im *bach* ginge. Vnd aber alleyn *hoch*mütig gegen jrem Man stolzirte, dem man nicht gefolgig were (welchs doch jr fürnemst Ampt ist), so wer sie keyn fromme Frau, Gott geb, wie sie die Welt halte vnd heyse.

gegen jrem mann jm in nichts gefölgig, dann so ers hieß inns bad gehn, so wer sie vor Gott ein Jesabel vñ kein fromme fraw, Got geb, wie sie die welt halte vnd heiß."

Mit dem fuss in den bach treten sagte man von einem mädchen, das zu falle kam (vgl. Deutsches wörterbuch 1, 1060); also mit einem fuss im bach gehen muss bei einer frau bedeuten: die ehe brechen oder doch nahe daran sein, es zu tun. Damit stimt die anwendung bei Fischart. Egenolff hingegen (und seine quelle Frank II, 161[b]) sagt gleich nach der oben vorgeführten stelle: (Es gehört viel zu einer frommen frau) „nemlich daß sie nit allein mit dem eiñ fůß inn bach gehe, sonder ein lind, sittig, keusch, gut hertz habe." Grimm meint a. a. o., die redensart müsse hier in gutem sinne stehen. Sie kann aber auch so gelesen werden: Es genügt nicht, wenn die frau nur halb schlecht ist (nur einen fuss im bach hat); sie muss völlig keusch usw. sein. Jedesfals schien dem sprachlich feinfühligen Fischart die redensart bei Egenolff nicht gut angebracht, weil er sie in einen andern zusammenhang rückt. Ein beispiel, wie Fischart die Bibelcitate der vorlage verarbeitet, ist das folgende:

Fischart 249.

(in Ebrave frau) die jren kopff nimmer aufsez, ist gehorsam, endlich, sparsam vnd håuslich, halt dem Man sein blut vnd schweyß zu rhat, er ist jr Keyser vnd König, ist schamhaft, züchtig, heimpleibig, zirt sich ehrlich alleyn jrem Man zu gefallen, bekleydet sich mit tugend vnd erbarkeyt, ehret vnd hat jren Man vor augen, als jr Haupt, wie eyn kind den Vatter, ist in ehren dienstlich vnd wolthåtig gegen jedermann, heylet, befridet vnd stillet alles mit jrer zung, rauschet nit daher wie eyn zerprochen schiff, oder eyn wetter

Egenolff 282[a] fg.

(Eine fromme frau soll) „Nit zornig vnd zånckisch, ein granåtlin, nit hochprächtig sich erspitzen, sonder lind gütig sanffmütig, schåmig, züchtig Proverb. 18, 19, 21, 27. Gotsförchtig, handtfest Prov. 31. Sie soll nit vernascht, schalckhafftig vñ betrogen sein, abgefiert wie Burghauser würffel, die jren mann in ehrn hab, für jrn König vnd Keyser halt, in in nichten herrsche Ekklesiastes 25. In summa sie soll gůt vnnd froñ sein, die ist Gottes gab Prov. 19 vnnd kompt von herrn der best haußrath, aller ehren werdt, ein kleinot über alle kleynot, ein

am Himel, hat mit dem Man eynen leib, eyn gut, eynen seckel, eyn speis, eyn ehr, eyn leben vnd tod. Wann das eyn gestorben ist, wolt das ander, es leg bei jm inn dem grab: ist gleich so wol, als vom Man gemeldt, heylig, demütig, gedultig inn leiden, rufet vnaufhörlich vnd ernstlich Gott an, zihet jr kinder zur forcht Gottes, ist leutselig, vnd ein recht Frau vnd Fron, die dem Man sein herz erfräut. Sie ist sein kron vnd ehr, sein langs leben, ist ein zir des Hauses, wie die Sonn am Himel.

kron vnd lang leben jrs manns. Ein from̃ weib sol sein heylig, verschwigen, still, schamhaftig, züchtig, nit daher rauschen wie ein zerbrochen schiff oder ein wetter am himel. Gottes gesatz in jhrem hertzen, Deren schône ein zier ist im hauß, wie die Soñ am himel, darab sich des manns hertz erfrew vnd ergetze. Ekklesiastes 36 (folgen noch weitere Bibelstellen).

Fischart schiebt nun nach Gesner die vergleiche mit dem vielfrass und den seeungeheuern dazwischen und gibt 258 z. 9—259 z. 14 die zweite hälfte des Egenolffschen kapitels (280ᵇ—281ᵇ). Der einleitende und der abschliessende satz sind Fischarts eigentum, ferner hat er kirchliche ermahnungen weggelassen und dafür einen volkstümlichen vergleich zwischen dem gehorsam der weiber und der treue der pferde, hunde und kinder eingefügt. Alles übrige ist nach Egenolff.

S. 260 schreibt Fischart wörtlich das kapitel „Haußehr ligt am weib vnd nit am man“ (bei Egenolff 236ᵇ fg.) ab, nur lässt er den ersten abschnitt und den schlusssatz weg. 260 z. 28—262 z. 31 folgt er wider wörtlich dem kapitel „Es ist besser ein alt man vnnd ein jung weib, dann ein alt weib vnd ein junger gesell“ (260ᵇ—262ᵃ) und nimt auch den hier erzählten schwank auf von den drei ehemännern, die zu einem weisen manne nach Paris reisen, um ihrer bösen frauen wegen sich rat zu holen[1]. In dieser geschichte stehen mehrere gereimte sprüche, die Fischart widerholt. Einer von ihnen zeigt unreinen reim, ein anderer verstösse gegen die wortbetonung. Es ist bezeichnend für Fischarts metrisches gefühl, dass er diese fehler vermieden hat.

Fischart 262.	Egenolff 262ᵃ.
Schlügstu dein Frau so wol als mich	Schlůgstu dein fraw so wol als mich
Sie würd gschlacht, vnd erzörnt nit dich,	Sie würde demůtig, erzürnt nit dich,
So du aber diß gar nicht thust,	So du aber das nit bist thůn,
Den spott zum schaden haben must.	So můstu zorn spott schaden han.

1) Egenolff hat das ganze kapitel wörtlich aus Agricola nr. 673.

und (der hase sprach): Das ist ganz leichtlich zu verstahn, Wann dein Frau flöhe andre Man, Als ich die Hund, wann sie mich jagen, Keyn kind wird sie dir nimmer tragen.	und Der Haß sprach: Das ist gůt zuuerstan, Wann dein fraw flöhe andre man, Als ich die hund, wann sie mich jagen, Sie würd dir nimmer kein kind tragen.

S. 263 fg. benuzt Fischart in freier weise den anfang des Egenolffschen kapitels „Einem weib sage nichts heymlichs, denn sie können nicht schweigen" (114ᵃ). Durch die art der widergabe könte man hier den eindruck gewinnen, als schöpfe er direkt aus den quellen, obwol er nur Egenolffs zusammenstellung benuzt.

Fischart 263.	Egenolff 114ᵃ.
Vnter die Ehgesaz sezen etliche auch, das man eym Weib nichts heymlichs sagen soll, dan sie können nicht schweigen. Vnd solches schöpfen sie aus den trei lehren, die der Thurnisch Cato seim Son am Todbett gab: Nämlich fürs erst solt er sich inn keyns Herren dienst begaben, der sein zu leib vnd gut mächtig were. Zum anderen seinem Weib nichts heymlichs vertrauen. Zum dritten, keynen vbelthäter vom tode betten. Desgleichen hat auch der alt Weise Cato trei ding bereuet: Erstlich, wo er jemals eym Weib sein heymlichkeyt hette vertrauet. Zum andern, wann er vber wasser geschifft hette, dahin er wol zu fus auff trocknem land het kommen mögen, das ist, das er sich het inn gefahr begeben. Zum dritten, das er vil tag hat lasen hingehen, darinn er nichts gutes gewirckt hette. (Dann folgen zwei sätze Egenolffs, die Fischart oben weggelas-	Der ritter vom Thurn hat fünf töchter gehabt .., die leret er also: Es ist gewesen zu Rom ein alter weiser man, Cato genant. Diser hat seinen son, den jungen Catonem, an seinem todtbeth zu sich gefordert vnd gesagt: Lieber son, ich lige hie vnd werd sterben, darum̃ wil ich dir drei leer geben .. Für das erst soltu dich inn keins herrn dienst begeben, der dein zu leib vnd gůt mechtig ist. Zum andern wann du ein weib überkompst, dem solt du nichts heymlichs vertrawen, du habest denn zuvor erfarn, daß sie schweigen kündte. Dann ob es wol seltzam ist schweigen vnder den weibern, so find man doch auch weiber, die schweigen können. Zum dritten soltu keinn dieb vom galgen oder einen andern übelthäter vom tode bitten. (Der abschnitt vorher lautet bei Egenolff:) Der alt weise Cato hat drei ding berewet. Erstlich wo er jemals einem weib seine heymlicheyt hette vertrawet.

sen und die er hier mit beispielen versieht:)

Wiewol nun schweigen vnter den Weibern selsam ist, wie an des Samsons bulschaft zu sehen, so find man doch auch Weiber, die schweigen kōnnen: wie hie usw.

Zum andern, wann er über wasser geschifft (usw. wörtlich wie der 2. absatz Fischarts).

Der Thurnisch Cato bedeutet also Cato bei dem ritter vom Thurn. Die Lehren des ritters vom Thurn wurden im 15. jahrhundert in Frankreich zusammengefasst zu dem Livre du Chevalier de la Tour, das gegen ende des 15. jahrhunderts ins deutsche übersezt, im 16. und 17. widerholt neu aufgelegt wurde[1].

S. 265—267 hat Fischart hintereinander mehrere kapitel zumeist wörtlich ausgeschrieben, die auch bei Egenolff einander unmittelbar folgen: „Ist sie bōß, so hilffts nicht, ist sie frōm, so thut man jr vnrecht“; „Der ein weib schlegt, hat des kleine ehr“; „Die weiber haben drei heut“; „Weiber fūren das schwerdt im maul, drumb werden sie auff die scheyden geschlagen“; „Wann ein man das weib ein mal schlegt, so schlegt ers mehr.“ (Bl. 197ᵃ—199ᵃ.) Den zweiten abschnitt hat Fischart in verse umgesezt.

Fischart 265.

Gewinn deim Weib den Mut,
Vnd spar den Kindern die Rut.
Wer eyn Weib schlågt,
Kleyn ehr darvon trågt,
Wer an eyn Weib legt die Hand,
Schlågt sein eygen schand,
Weil er nicht baß beweisen kan,
Als an eym armen Weib den Man.

Egenolff 197ᵇ fg.

„Ein mann soll nit mit weibern zancken vñ im fall, daß ein weib sich wider einen mann legt, so solt jr der als ein vernünfftiger weichen .. schlegt er mit feusten drein, so schlegt er sein schandt, daß er sein mannheit nit baß beweisen kann, denn an einem armen weib.“

Hernach folgt die geschichte mit den drei häuten. Die bösen weiber müsse man lange prügeln, denn sie hätten drei häute. Oben eine hunde- und eine säuhaut; erst wenn man zur menschenhaut vordringt, werde das weib gefügig. Diese geschichte hat Egenolff aus Agricola nr. 414. Dasselbe motiv finden wir in der von Agricola abhängigen niederländischen sprichwörtersamlung Campens nr. 5ᵇ: „De wijven hebben drie huiden te weten eene hondenhuid, eene zeugenhuid

1) Vgl. Goedekes Grundriss² I, 352 fg.

en eene menschenhuid.“ Und bei Hans Sachs: „Die neunerley heud einer bösen frawen sambt ihren neun eygenschafften“ 1539. Der mann prügelt hier sein böses weib, trift zuerst die stockfischhaut, dann die bärenhaut usw., zuletzt die menschenhaut, da bittet sie erst um verzeihung. Auch bei Adam Schubert in dem gereimten „Hausteufel“ 1565 kehrt dieses motiv wider.

S. 267 ermahnt Fischart die weiber, sich vor dem ersten schlag des mannes zu hüten, und citiert hierzu einen spruch: „Daher steht im Ehspiegel:

> Hüt dich vor seinem ersten streych,
> Er wird dir nimmer sonst so weych,
> Als er dir war, eh er das thet;
> Vnsicherheyt dich dan besteht.
> Man sihets an für Bubenleben,
> Wan dfrauen also nach streychen streben.“

Diese verse hat Fischart aus Egenolff 199ᵇ, der sie seinerseits von Agricola nr. 416 genommen hat. Beide führen den spruch ein mit den Worten „Im spiegel der eheleute.“ Er rührt her aus „Der frawen Spigel, in wellichem spiegel sich das weyblich byld, jung oder alt beschauwen oder lernen zu gebrauchen, die woltat gegen jrem eelichen gemahel.“ (Druckort wol Strassburg um 1520)[1]. Fischart aber hat nicht, wie man bisher annahm, unmittelbar aus dieser quelle, sondern aus Egenolff geschöpft, wie sich aus einem vergleich der verschiedenen fassungen klar ergibt.

1) Darauf haben schon Gervinus, Geschichte der deutschen dichtung⁵ 2, 657 und genauer Meusebach (vgl. Wendeler, Fischartstudien 235) hingewiesen. Bei der durchsicht ähnlicher schriften ist mir ein Frauenspiegel in die hände geraten, der in mancher hinsicht bemerkenswert ist. „Frawen Spiegl.“ (Auf dem titelblatt ein gedicht.) „Gedruckht zů Wienn in Ostereich durch Hanns Syngriener“ Anno 1553, 4°, 7 bl. Die vorrede ist unterzeichnet „Sybenpürgen im Feldtlager, 2 Juli 1552 Hans Thanner von Dresen.“ Thanner gibt an, er sei von seiner heimat Dresden nach Siebenbürgen gezogen um gegen den türkischen erbfeind zu kämpfen. Während er auf dem krankenlager lag, habe ihm seine wirtin nachstehende ermahnungen mitgeteilt. „Ainer christlichen Gottfürchtigen Frawen in Sybenpürgen vnterweysung jhrer Tochter beschehen.“ Die mutter ermahnt die tochter vor allem zur gottesfurcht. Drei stück solle sie besonders meiden: müssiggang, gemeinschaft mit liederlichen personen „vnnd das lesen der vnnützen merl Büechlin von der Buelschafft lieb vnd dergleichen gedichte“. Ferner lehrt sie (in ausführungen, die sich übrigens mit der Winsbekin kaum berühren) zucht und höflichkeit, sauberkeit des leibes und der kleidung, gesittetes betragen und eine ausführliche tischzucht. Dies alles gelte auch für ehefrauen, denen ausserdem noch die pflicht der treue und des gehorsams gegen den mann auferlegt sei.

Egenolff 199a.	Frauenspiegel 3b.
Hût dich vor seinem ersten streych,	Hüt dich auch vor seim ersten
[Hûtte, weych, Agricola 416]	straych,
Er wirdt dir nimmermehr so weych	Er würt dir auch nymmer mer so
[weich]	weych,
Als er dir was, eh er das thet;	Als er dir vor was, ee ers dett ;
Vnsicherheyt dich dann besteht.	Vnsicherhait dich dann bestet.
Man sihets an für buben leben,	Mann sicht es an für buben leben,
Wann d'frawen so nach streychen	Wen frawen so nach straichen stre-
streben. [Wann Frawen]	ben.

Man merkt hier auch die allmähliche modernisierung der schreibung und sprache in diesen von 1520—1578 überlieferten versen. Zulezt bei Fischart war für was (erat), seinem für seim, sihet für sicht, thet für dett usw.

S. 267—271 hat Fischart mehrere weiberfeindliche sprüche zusammengestelt. Neben und zwischen verwanten aussprüchen von Stobaios und andern hat er hier den inhalt mehrerer Egenolffischer kapitel durcheinander gemischt, so besonders „Wem zu wol ist, der neme ein weib" 144a; „Es ist nichts über ein böß weib" 105a; „Bösen weibern kan niemandt steuren" 82a; „Lange kleyder, kurtze sinn" 116b; „Adam iß" 293a; „Blind man, arm man usw." 293b; „Nimm ein weib, so kompst jr ab" 308b; „Weiber können all ein kunst" 309a. Wie Fischart die sätze eines kapitels durcheinanderrüttelt, dafür gewährt die nachfolgende stelle ein beispiel.

Fischart 267.	Egenolff 144a.
Als das S. Hieronymus, der dan sonst der Eh nicht sehr gewogen gewesen, wider die Ehlichen, sie zu schrecken, dise Sprüchwörter oder vilmehr Stichwörter gepraucht: Qui non litigat, caelebs est, Wer nicht zanckt, ist ledig, Wer da lebt on keib, hat keyn Weib. Wer on zanck lebt, Ist mit keym Weib beschleppt, Vnd dem keyn Weib anhangt, Derselb auch nicht zanckt. Nimmst eyn Weib, so krigest vnruh auff dein Leib. Nimmst dan eyn Man, so ists vmb dein glück gethan.	„Wem zu wol ist, der neme ein weib. Qui non litigat caelebs est. Nimbstu ein weib, so kriegst ein vnrûh vff deiñ leib. Nimbstu den ein man, so ist's vmb dein glück thon. S. Hieronymus braucht diß sprichwort vñ wil daß kein rûwig leben sei, dañ on weib leben, ledig. Lediger stand, findt rûh im land. O wie wol vnd wee wirdt manchem in der Ehe . . . Wer sein datum hiehersetzt vnd hie rûh vnd frid wil haben, der hût sich vor dem thier das zöpffe hat."

)em ist Gott gnådig, Welchen er rhalt ledig. Da ist Rhu, Da keyn 'eib kommt zu. Lediger stand, ind Rhu im Land. O wie wol ıd wee, Wird manchem inn der he. Wem zu wol ist, Der nemm 'n Weib.

›rg der Narung, angst vnd Not
t im Haußhalten tåglich Brot,
Daselbs geht man nider mit sorgen
Vnd steht mit sorgen auff am Morgen.
ırumb wer sich nicht will bemühen,
›ll vor dem Thir, welchs zöpf hat, flihen.

(Hierauf Matthäus 19; 1. Corinth. 6) „Dañ sorg diser narung ist gemeinlich daz tåglich brot im hause vnnd der segen damit man auffstehet vnd nidergehet."

ber er mengt in den einen absatz auch aussprüche aus einem ganz ıdern kapitel, z. b. 271 in Egenolff 308ᵇ nimt er den satz aus 345ᵇ auf: Vngeschaffen weiber hůten das hauß wol. Hats nit schón kleyder an, so ıůts desto weniger außgahn." Er bildet reime in der prosa: zu „thor" ıgt er hinzu 271 „sondern gehet allen vor", zu „kunst" ebenda „die ›yset Trug-gespunst" und ähnliches mehr. Auffallend hat Fischart 271 ›n satz der vorlage „Inn nótigen sachen aber können sie (die weiber) eniger dann der Teutsch Michel" 309ᵃ umgewandelt: „Aber inn ›tigen nuzlichen dingen Können sie nichts rechts auff die Ban prin›n." Die stelle hat Egenolff wörtlich aus Franck I, 24ᵇ. Sie ist hier, so im jahre 1541, der früheste beleg für die bezeichnung deut›her Michel im sinne eines unbeholfenen, beschränkten menschen[1]. ranck widerholt sie II, 49ᵇ: „ein rechter dummer Jan, der teutsch ichel." Fischart hat die stelle wahrscheinlich deshalb geändert, weil ese für Deutsche verächtliche benennung sein nationales fühlen verzte.

V. Tobias Stimmers zeichnungen und Alciatis embleme.

Das Ehezuchtbüchlein ist mit zahlreichen holzschnitten versehen. it ausnahme zweier bilder zum ersten und eines bildes zum dritten ile stehen alle im zweiten teile, den „Ehgebürlichkeiten". Sie illu-

1) Ganz ähnlich angewendet 1556 in Freys Gartengesellschaft „ein pfarrherr, r wust weniger, dann der teutsche Michel", vgl. Deutsches wörterbuch 2, 1056 ıd 6, 2168 fg. Über die entstehung der bezeichnung vgl. Pfannenschmid, Germanische ntefeste 456 fg. [Muncke, gymn.-progr. Gütersloh 1870.]

strieren die erzählten anekdoten aus der alten geschichte und mythologie, die breit ausgeführten allegorien und vor allem die schilderungen aus dem tierleben. Am raschesten folgen die bilder einander bei der aufzählung der seeungeheuer (255 fgg.). Fischart hatte unter anderm illustrierte quellenwerke benuzt; er beschreibt auch, wie bereits erwähnt wurde, bilder der vorlage. Doch weichen die illustrationen des Ehezuchtbüchleins von jenen der quellenwerke ab; sie sind eigens zu Fischarts text von Tobias Stimmer angefertigt worden, der sich auch sonst mit Fischart oft zu gemeinsamer arbeit verbunden hat. Tobias Stimmer aus Schaffhausen (geboren 1539) war einer der fleissigsten und talentvolsten künstler in der zweiten hälfte des 16. jahrhunderts. Neben fresken zur ausschmückung von bürgerhäusern, neben zahlreichen portraits in öl lieferte er massenhaft zeichnungen für glasmaler, goldschmiede und vor allem für holzschneider. Er war erfindungsreich in woldurchdachten kompositionen, freilich neben seiner ausserordentlichen fruchtbarkeit und gewantheit etwas flüchtig in der ausführung. In der vorrede zu den Biblischen historien 1576 nent ihn Fischart „den Kunstberümten vnd wolgeachten Tobiam Stimmer“ ... der „dem spruch nachgangen, Das ein bewärter Maister, Nichts alls bewärts künn laisten.“[1] In der vorrede zu den Accuratae effigies 1573, wo er in Jobins namen spricht, stelt er Stimmer mit Holbein zusammen: „Sintemal sie beynach allein vnder andern vielen die bestendige ware geschicklicheit vnnd art des rechten Malens durch jhre offenbare monument erhalten, vnd sich der frembden Welschen art zůmalen entschlagen... (beide lassen) sich nicht allein als Landsleut, sonder auch nach der art, künstlicheit vnd recht kunstfüglicher stellung vergleichen.“[2] In den siebziger jahren lebte Stimmer in Strassburg in engen beziehungen zu dem buchdrucker und formschneider Bernhard Jobin, seinem „gevatter“[3], für den er zahlreiche werke illustrierte. Er zeichnete so fleissig, dass Jobin nach Stimmers tode (1582) noch lange dessen hinterlassene zeichnungen für seine bilderwerke verwenden konte. Durch Jobin trat Stimmer zu Fischart in einen nahen verkehr, der ein jahrzehent hindurch viele gemeinsame schöpfungen erzeugte. Fischart dichtete verse zu zeichnungen von Stimmer, so zu der Barfüsser secten- und kuttenstreit, zu Heinrich Bullingers bildnis, zu den Zehn altern der frauen und männer, zum Astronomischen uhrwerk in Strassburg, zu Gorgoneum caput, Malchopapa, zum Ausspruch des esels und zu den Biblischen

1) Im neudruck dieser vorrede bei Wackernagel, Fischart, 170 fg.
2) Ebenda 154 fg.
3) Ebenda 155.

historien. Er beteiligte sich ausserdem durch einzelne beiträge oder vorreden an werken, die Stimmer illustriert hatte, so an den Accuratae effigies pontificum und an den Sieben büchern vom feldbau. Anderseits hat Tobias Stimmer Fischartische werke illustriert, so den Eulenspiegel Reimensweis, die Geschichtklitterung, das Ehezuchtbüchlein und den Bienenkorb. Meist, namentlich in den bildergedichten, wird sich der anteil beider männer schwer scheiden lassen. Denn Fischart, der ein tieferes kunstverständnis besass, hat gewiss auf die composition der bilder einfluss geübt, während die fertige zeichnung auch widerum den dazugehörigen text bestimmt hat. Überhaupt sind die beziehungen zwischen Stimmer und Fischart noch nicht endgültig untersucht und dargestelt worden[1].

Wie bereits erwähnt wurde hat Stimmer die meist aus fremden quellen stammenden ausführungen Fischarts in den Ehgebürlichkeiten mit passenden zeichnungen versehen. Nun gibt es aber in diesem zweiten teile auch eine reihe von stellen, in denen Fischart nicht einer nachweisbaren quelle folgt, sondern augenscheinlich nur die beistehende zeichnung Stimmers beschreibt, deren composition ihm wahrscheinlich nur zum teil zugewiesen werden darf. Fischarts eigentum dabei ist wahrscheinlich, wie bei den tiergeschichten, das moralisierende gleichnis, das er aus den einzelnen zügen der zeichnung gewint; z. b. 199 die allegorische darstellung der ehe: „Dann allzeit mus eines das best sein vnd weichen, darumb wann man die Milterung vnd Mäsigung inn Ehlicher pflicht hat wôllen anzeygen, hat man ein par Ehleut, die einander halsen, gemahlet, deren der Man ein zaum vnd gebiß inn der einen faust halt, anzuzeygen, das er mit bescheydenheit sein Weib bândigen vnd regiren solle, das Weib aber helt den apfel der Holdseligkeyt, oder eine süse Kütten inn der einen hand, anzudeiten, das sie lieblich, scherzlich vnd freundlich, gelinder, geschlachter weis, süser reden vnd gefolgiger art sein solle. Vnd doch greift der Man zugleich

1) Das meiste hat beigebracht Andresen, Der deutsche peintre-graveur, 3, 7—217, doch kent er z. b. von der Geschichtklitterung nur die späte ausgabe von 1608. Dass das Ehezuchtbüchlein auch von Stimmer illustriert ist, erwähnt er nicht. Ob die Strassburger tierbilder und die Grille Krottestisch Mül von Stimmer herrühren (vgl. Wendeler, Schnorrs archiv 7, 318 fgg.), ist wie manches andere zweifelhaft. Wackernagel (Fischart 85 anm.) vermutet ohne angabe von gründen, dass Fischarts profilbild aus dem Ehezuchtbüchlein des jahres 1607 von Stimmer gezeichnet sei. Ich bezweifle dies, weil uns das bild erst 25 jahre nach Stimmers tode belegt ist. Stimmers holzschnitte zu den verschiedenen ausgaben der Geschichtklitterung sind jezt genau beschrieben von Alsleben in der einleitung zu seinem neudruck IX fgg.

auch an den Apfel, vnd die Frau zugleich an den Zaum, anzuweisen, das es zu beyden theylen gutwillig soll zugehn."

Fischart hatte ja schon in den Biblischen historien 1576 die meinung ausgesprochen, bilder seien gemalte philosophische lehren mit dem zwecke „dem gemüt zu Weltgescheider weishait anlaitung zu schaffen"; ein gemälde solle die seele und das gemüt unterweisen „wie sie nicht fäl vnd guts erwehl".[1]

Derartige stellen sind nun weiter (233 fgg.) die beschreibung der vier tugenden: die weisheit mit einer krone auf dem haupte und einen globus in der hand, die gerechtigkeit mit einer brennenden fackel und einer wage, die stärke mit helm, schild und speer, die mässigung in einem schlichten weissen gewand mit einem blumenkranz auf dem haupt. Dann 203 fgg. das bild von dem esel, der das von einem mann gedrehte seil verzehrt. Das bild stamt aus dem altertume und war unter den namen Ocnus (ὄκνος, saumseligkeit) sprichwörtlich für vergebliche arbeit. Plinius (35, 11) beschreibt uns ein solches allegorisches gemälde des malers Sokrates: quo appellatur Ocnos spartum torquens, quod asellus arrodit. Properz (4, 3, 21) spielt darauf an. Fischart hatte es bereits in der Praktic von 1574 erwähnt (Scheible 576): „Vom Stand fürnemmer gemeinnützlicher Leut, die wol dapffer Seylen, Seyten machen vnd Spinnen, aber den Esel fressen lassen, was sie gewinnen, vnd locken den Hennen zu einem Körnlein klein, verscharren aber dargegen das Edelgestein." Im Ehezuchtbüchlein berichtet Fischart, dass verschwenderische männer in der hölle die strafe erleiden, ein seil aus „zähem bast" verfertigen zu müssen, das ihnen eine eselin fortwährend auffrisst. Damit soll angedeutet werden, dass im leben oft fleissigen männern unordentliche weiber (darum „eselin") alles vergeuden, statt wie die hennen dem hahn manches zu überlassen. Die schlechten weiber aber, so fügt er frei nach Penelope hinzu, müssen in der hölle tagüber unablässig spinnen und weben, doch in der nacht wird ihre arbeit von mäusen zernagt. Darnach teilt er das „Klaglidlin" des seildreher mit und eine zweite erklärung des bildes: es bedeute auch jene, die dirnen anhängen „vnd sie verzeren lasen, was zu besseren prauch solt angewendet werden."

Im zusammenhange mit dieser allegorie beschreibt Fischart 205 fg. das beistehende bild: Hercules am scheidewege. S. 219 ist ein grosses handelsschiff abgebildet, und nun wird (teilweise im anschluss an die sprüche Salomonis 31, 14) in breiter ausführung die haushaltung mit einer

1) Neudruck bei Wackernagel, Fischart 168 und 164.

in den gefahren des meeres steuernden schiffe verglichen. Endlich hat Fischart eine reihe von bekanten antiken anekdoten, die nicht seinen oben bezeichneten quellen entnommen sind, zu bildern von Stimmer kurz widererzählt. So 185: Collatin führt Sextus Tarquinius in sein haus und zeigt ihm den fleiss seiner gattin Lucretia und ihrer mägde; 190: Kandaules zeigt seine entkleidete gattin dem Gyges; 193 fg.: Kephalus tötet auf der jagd unversehens seine gattin Prokris; 201 fg.: der buhlerin Leaina zu Athen, die aus treue ihre zunge zerbissen hatte, wird ein löwendenkmal gesezt. (Herkules am scheidewege und die geschichte der Lucretia erwähnte Fischart bereits in der Geschichtklitterung 1575 (Neudruck 273 und 109), und an den entsprechenden stellen stehen bereits die betreffenden bilder Stimmers. Eine breite nutzanwendung aus dieser sage vom Herkules zieht Fischart auch im Ritter Stauffenberg 1588 v. 325 fgg.).

Dass diesen bildern Stimmers von dem verleger Jobin auch losgelöst vom text Fischarts ein besonderer wert beigelegt wurde, ersehen wir daraus, dass er sie noch widerholt auch nach Stimmers tode für andere werke verwendete. In Jobins verlag erschien eine kleine schrift „Missive oder Sendbrieff des hochwürdigen Herrn Anthonij von Guevara, Bischoffen zu Mondoneto, in welcher, wie vnd was gestalt sich die Ehepersonen gegen einander verhalten sollen, der lenge nach tractiert vnd angezeigt wird. Verdeutscht durch Johann Beat Graß genandt Vay.“ Straßburg o. j. Es ist eine schrift des Spaniers Guevara, der prediger und historiograph Karls V. war und 1544 starb. Seine zahlreichen moralisierenden schriften wurden in Deutschland im 16. und 17. jahrhundert eifrig benuzt. Dieser sendbrief ist an ein brautpaar gerichtet und enthält in zehn kapiteln ermahnungen, die zumeist aus Plutarchs ehevorschriften genommen sind. Bei jedem kapitel steht ein holzschnitt von Stimmer, und zwar: Venus mit der schildkröte, Venus mit Merkur, beide aus dem ersten teile des Ehezuchtbüchleins; von den oben beschriebenen bildern finden wir hier: die ehe, den seilfressenden esel, Kandaules, Kephalus und Lukretia. Dieser sendbrief wurde von Jobin an die zweite ausgabe des Ehezuchtbüchleins von 1591 angehängt, so dass hier die bezeichneten bilder in einem bande doppelt stehen, was ja im 16. jahrhundert niemand störte.

In demselben jahre erschien bei Jobin ein grosses bilderwerk, die Emblemata und agalmata des Schlesiers Nicolaus Reusner (1545—1602), der sich hier wie in andern werken an Alciati anschloss: Nicolai Reusneri Leorini Aureolorum Emblematum Liber singularis, und der zweite teil: Agalmatum Liber singularis, Tobiae Stimmeri iconibus affabre

effictis exornatus Strassburg 1591[1]. Hier sind nun zahlreiche bilder Stimmers aus dem Ehezuchtbüchlein widerholt, mit lateinischen und deutschen distichen Reusners versehen und zwar: Herkules am scheidewege, die vier tugenden: weisheit, gerechtigkeit, tapferkeit und mässigung, Venus mit dem taubenwagen (bei Fischart 172), Venus und Merkur, die ehe, Venus mit der schildkröte, Kandaules, Lucretia, Kephalus, hirt und ziegen (F. 223) und der seilfressende esel.

Stimmer und Fischart hatten für ihre gewiss gemeinsam ausgedachten allegorisierenden abschnitte des Ehezuchtbüchleins zahlreiche vorgänger. Wenn man die verzeichnisse bei Andresen und bei Adam Bartsch (Le Peintre Graveur, besonders 9. band, Vienne 1808) durchnimt, dann sieht man, wie oft im 16. jahrhundert ähnliche vorwürfe, besonders die tugenden und die erwähnten anekdoten aus der alten geschichte und mythe von deutschen meistern gemalt und gezeichnet wurden. Ein werk aber diente beiden insbesondere als vorbild: die embleme des Alciati, die auch sonst auf die deutsche litteratur vielfältig eingewirkt haben. Der italienische jurist Andrea Alciati aus Mailand (1492—1550) schrieb neben zahlreichen juridischen und historischen werken einen Liber Emblematum, der in Mailand 1522 erschien, rasch beliebt und in Italien, Frankreich und Holland in zahllosen ausgaben bis ins 17. jahrhundert hinein verbreitet wurde. In Deutschland erschien eine ausgabe mit der widmung an Konrad Peutinger, Augsburg 1531, eine übersetzung von Wolfgang Hunger 1542 und eine zweite übersetzung „Kunstbuch Andreae Alciati ... verteutscht durch Jeremiam Held von Nördlingen", Frankfurt am Main 1566. Diese ausgabe lag zweifellos Fischart vor, denn Helds verse berühren sich zuweilen wörtlich mit seinen ausführungen. In der vorrede zu Holtzwarts Emblematum Tyrocinia 1581 erwähnt Fischart Alciati in einer reihe mit andern schriftstellern, „die mit etlichen büchern den rechten weg zeygeten, wie die ware Emblemata nach rechter art weren zu stellen."[2] Alciatis werk besteht aus einer grösseren reihe von allegorischen bildern, die durch lateinische moralisierende epigramme erklärt werden. Diese holzschnitte sind also „Lehrgemäl"[3], um ein wort Fischarts zu gebrauchen. Darunter zahlreiche erscheinungen aus der alten mythologie, illustrierungen von lebensregeln, vergleiche aus der tier-

1) Das werk ist genau beschrieben bei Andresen, Der deutsche Peintre-Graveur, 3, 171—181. Auch Stimmers holzschnitte zur Geschichtklitterung sind hier widerholt, vgl. Alsleben a. a. o. IX fgg.

2) Neudruck bei Wackernagel, Fischart 190 fg.

3) Ebenda 182.

welt[1], darstellungen von tugenden und lastern, die Fischart im algemeinen angeregt haben. Ausserdem finden sich von den vorwürfen des Ehezuchtbüchleins bei Alciati in ähnlicher ausführung nr. 31 das löwendenkmal der athenischen hetäre, nr. 68 ein grosses schiff auf hoher see, als bild des gemeinwesens, nr. 78 Venus mit der schildkröte, nr. 80 die ehe, ähnlich wie bei Fischart, nur der zaum fehlt hier. Die erklärenden verse lauten:

„Schauw an die Magd, wie sie hie sitzt
  Vnd jr recht Hand in deß Manns spitzt
Vnd wie der Hund bei jren Fůssen
  Geilt, spilt vnd thut sein kurzweil bůssen.
Das ist ein Bild vnd gstalt der treuw
  So aber darzu kompt so neuw,
Die brůnstig Lieb, reimbt sich gar fein
  Ein Ast mit ŏppfel in dlink Hand nein . .“

Endlich nr. 95 der seilfressende esel. Die überschrift und die verse zum bilde zeigen ganz nahe beziehungen zu Fischarts oben (s. 346) erwähnten deutungen. Sie lauten: „Ocni Bildnuß bedeut dise, die das jr schönen Weibern anhengen, daß sie sonst zu ehren vnd notturfft brauchen solten.

„An vnderlaß auß zehem Bast
  Macht ein starck Seyl on allen rast,
Drehets zusammen also gleich,
  Verhoffet dardurch werden reich,
Was er also in langer weil
  Zusammen drehet mit grosser eil,
Dasselb verzert das langsam Thier,
  Der faule Esel ongefůr.
Also ein faul Weib wirt bald an (ohne, los),
  Was teglich gwinnen thut der Mann
Mit jhrem gantz vnnůtzen brauch,
  Damit sie wil seyn gsehen auch.“

Nun bleibt in den „Ehgebürlichkeiten“ noch eine ganz geringe anzahl von stellen übrig, für die wir eine quelle noch nicht nachgewiesen haben. Das sind kurze andeutungen auf antike anekdoten und einige citate aus römischen schriftstellern, die Stobaios nicht bringt. Bei der freien widergabe Fischarts lässt sich nicht erweisen, ob er

1) So wird nr. 193 der biber ganz ähnlich zum vergleich herangezogen, wie bei Fischart.

unmittelbar aus den quellen schöpft. Wahrscheinlich ist's, dass er auch hiefür ein späteres hilfsbuch benuzt hat. Das Dictionarium historicum ac poeticum cura ac diligentia Caroli Stephani, Lutetiae 1553 hat ihm oft gute dienste geleistet[1]. Für das Ehezuchtbüchlein verwertete er daraus wahrscheinlich die artikel Kandaules (für 190), Kephalus (1[illegible]5 fg.), Protesilaus (212), Timotheus (272). Wenn ich noch erwähne, dass einzelne berichte dem anekdotenschatze Plutarchs entnommen sind, dann ist der kreis geschlossen und wir sehen, dass Fischart den stoff eines jeden abschnittes einer fremden quelle verdankt. Die art der behandlung aber, die verwertung zu lehren und gleichnissen, die ganze auffassung des gegenstandes ist Fischarts werk. Von diesem standpunkte aus lohnte es vielleicht doch die mühe, seine beziehungen zu den quellen so ausführlich zu untersuchen, wie es hier geschehen ist.

Und noch ein merkwürdiges negatives ergebnis gewinnen wir aus dieser untersuchung: dass Fischart für den zweiten teil, wie für sein ganzes Ehezuchtbüchlein, die reiche ehelitteratur seiner zeit gar nicht benuzt hat. Ja er vermeidet es sogar augenscheinlich mit absicht, beispiele und geschichten zu bringen, die seine vorgänger auf diesem gebiete bereits erzählt haben. Nur durch den umstand, dass auch die übrigen eheschriftsteller aus Plutarch geschöpft haben, steht er zu ihnen in mittelbaren beziehungen. Im übrigen bildet Fischarts Ehezuchtbüchlein nicht nur im stoff, sondern auch in der volkstümlichen, humorvollen, durch rege bezugnahme auf das wirkliche leben erfrischten darstellung und durch seine algemein menschliche ethik einen entschiedenen gegensatz zu den meist trockenen ermahnungen und dem strengen kirchlich-protestantischen ton, den Erasmus Alberus, Johannes Freder, Erasmus Sarcerius, Johannes und Cyriacus Spangenberg u. a. in ihren Ehebüchlein und Ehespiegeln anschlagen.

1) Z. b. für das gedicht über die kunst in der vorrede zu den Biblischen historien (vgl. Goedeke, Dichtungen von Fischart 185 anm.), für das Podagrammisch trostbüchlein, wörtlich den abschnitt über Philoktet u. a.

PRAG. ADOLF HAUFFEN.

GEDICHTE VON GÜNTHER UND SPERONTES IM VOLKSGESANG.

Als die namen Günthers und seines eifrigsten nachahmers Sperontes (d. h. Johann Sigismund Scholze, vgl. Goedeke² 4, 80) längst durch andere in den hintergrund gedrängt waren, lebten manche ihrer lieder, vom zusammenhange mit ihren verfassern losgelöst, im gedächtnis des volkes fort. Sie hatten einmal im herzen des volkes wurzel gefasst und behaupteten bis in den anfang unseres jahrhunderts hinein im volksgesange einen hervorragenden platz.

Für Sperontes hat Spitta die einschlägigen tatsachen auf eine weise dargestelt, die höchstens raum zu einigen nachträgen lässt; Günthers fortleben im volksgesange ist bisher nicht beachtet. Spitta sagt treffend in der Vierteljschr. f. musikwissenschaft I, 58 (1885): „auch der poetische teil: die von Sperontes zu den musikstücken erfundenen dichtungen, verdient eine aufmerksame betrachtung. Wer von der höhe einer späteren zeit geringschätzig auf sie herabsehen will, dem muss gesagt werden, dass im 18. jahrhundert wenigstens eine grosse masse des deutschen volkes diese geringschätzung nicht geteilt hat. Manches gedicht des Sperontes hat eine aussergewöhnliche verbreitung erfahren und im munde gewisser kreise bis gegen ende des jahrhunderts fortgelebt. Das bietet allerdings noch keinen ausreichenden massstab für seinen künstlerischen wert, ist aber doch immer ein zeugnis für eine gewisse innere kraft, und die kleinen kunstgebilde, welche diese kraft besessen, sind somit ein unverächtlicher gegenstand der geschichtlichen forschung." Dasselbe gilt erst recht für Günther, der unter diesem gesichtspunkte bisher noch so wenig betrachtet worden ist, dass noch in keiner der vielen arbeiten über Günther sein schlesischer landsmann Sperontes mit ihm zusammengestelt oder auch nur erwähnt wird.

Günthersche gedichte mit solchen von Sperontes in grösserer zahl vereint bietet eine liedersamlung, welche betitelt ist:

Gantz neu entsprossene Liebes Rosen, Worinnen Viele neue Liebes Arien und angenehme Weltliche Lieder zu finden, welche ohne Aergerniß können gesungen werden ... 1747. Darin begint:

Das 5. lied: Etwas lieben und entbehren ... 6 strophen, s. G. s. 252, B 207. Auch im anhange zur ersten ausgabe des Sperontes vom jahre 1736, nr. 95.

Das 17. lied: Will ich dich doch gerne meiden ... 9 str., s. G. s. 275, A 166, A² 151. Auch im anhange zu Sperontes 1736, nr. 85.

Das 31. lied: Erzürnet euch ihr Mädgen von Lande nur nicht ... 6 str., s. Sperontes 2. fortsetzung nr. 25.

Das 33. lied: Stürmt reist und rast ihr unglücks Winde ... 4 str., s. G 297, B 213.

Das 37. lied: Ich liebe die Freyheit ... 6 str., s. Sperontes 2. forts. nr. 26.

Das 38. lied: Ich hab ein Herz von Stein und Stahl ... 3 str., s. Sperontes 2. forts. nr. 24.

Das 39. lied: Aendert doch verzagte Sinnen ... 3 str., s. Sperontes 2. forts. nr. 7.

Eine andre liedersamlung, in welcher Günther zusammen mit Sperontes auftritt, stelt dar die:

Ganz neu zusammen getragene Liebes-Rose, worinnen viele schöne Arien zum Vergnügen der muntern lustigen Jugend befindlich sind. Gedruckt im Jahr, da Geld rar war.

Das 6. lied. Ein edles Herz ist stets vergnügt ... 4 str., s. Sp. nr. 1.

Das 42. lied. Der unbeständige Courtisan. Nimmer kann ich mich bequemen ... 3 str., s. Sp. 3. forts. nr. 20.

Das 53. lied. Mein Dösgen ist mein Hauptvergnügen ... 6 str., s. Sp. 1. forts. nr. 24.

Das 71. lied. Etwas lieben und entbehren ... 6 str., s. G 252 usw.

In fliegenden drucken, welche eine beschränkte zahl von volksliedern umfassen, stösst man ebenfals nicht selten auf Sperontes.

Acht Neue Arien. 1. Allen Schönen zu gefallen. 2. Hör an, verliebte Jägerin! 3. Ich seufze und dencke, und. 4. Ich bin nun wie ich bin. 5. Dorimene, schönstes Kind! 6. Nichts ist meiner Brust usw. 7. Liebste Wälder, holde F. 8. Engel gleiches Kind. Gantz neu Gedruckt.

Das Erste. Allen Schönen zu gefallen, das geht bey nah unmöglich an ... 6 fünfzeilige str., s. Sp. nr. 38.

Das Vierte. Ich bin nun wie ich bin und bleib bey meiner Mode ... 4 dreizehnzeilige str., s. Sp. nr. 54.

Das Sechste. Nichts ist meiner Brust verhaßter als die Unbeständigkeit ... 4 fünfzeilige str., s. Sp. nr. 42.

Das lied „Ein edles Herz ist stets vergnügt“ ... steht als namenloses volkslied ausser in der Liebes-Rose auch noch in: Einhundertundzehn Volks- und Gesellschaftslieder des 16., 17. und 18. jahr-

derts ..., hrsg. von F. W. Frhrn. v. Ditfurth ... 1875 s. 288. 89, ei als quelle genant ist „Altes geschrb. Ldbch."

Das lied „Ich bin nun wie ich bin" ist aufgenommen ausser „Acht Neue Arien" auch in Fünf schöne neue Weltliche Lieder, Erste. Kommt her ihr Schwestern, setzet usw.... Gedruckt in em Jahr ... Das Vierdte. Ich bin nun wie ich bin ... 4 drei-zeilige strophen.

Das lied „Alles ist mir einerley" ... Sp. nr. 11, in 12 sechs-gen strophen.

Sammlung neuer Weltlicher Lieder und Arien. Gedruckt in die-Jahr. (62 s., 1 bl., enth. 53 lieder.) Das 1. Lied. Alles ist mir rley! Schmerz und Freude, Lust und Kummer ... 12 sechsz. str.

Vier sehr anmuthige Arien und Schäfer-Lieder. Die Erste. mit Antwort auf die Arie: Cupido, ich schwöre dir, keine andre ... ruckt in diesem Jahr ... Die Zweyte. Alles ist mir einerley ... sechszeilige strophen.

Fünf Neue Lieder. 1. Nur die Hoffnung darf nicht sinken ... itzsch, zu finden in dasiger Buchdruckerei. (61) ... 4. Alles ist einerlei! ... 12 sechszeilige strophen.

Beinahe spasshaft wirkt es, wenn der sehr unwissende und über-verworrene vielschreiber Moritz Bermann in seinem buche „Alt-Neu-Wien" 1880. S. 935—37 zehn strophen dieses liedes als ntum des Wiener volkssängers Augustin abdruckt.

„Das Mannsvolck wird doch täglich schlimmer" ... Sp. orts. nr. 23, in 4 achtzeiligen strophen.

Vier schöne neue Lieder. Das Erste. Das ganze Dorf versam-t sich ... Ganz neu gedruckt (26) ... Das Vierte. Das Manns-: wird doch täglich schlimmer ... 4 achtz. str.

Fünf Lieder. Es wollte ein Jäger einst jagen ... Leipzig, in Solbrigschen Buchdruckerey. 26. ... Das Fünfte. Das Mannsvolk l doch täglich schlimmer ... 4 achtzeilige strophen.

Fünf schöne Lieder, Das Erste. Das ganze Dorf versammlet sich ı Kirmestanz in Reihen ... Gedruckt in diesem Jahr ... Das fte. Das Mannsvolk wird doch täglich schlimmer ... 4 achtz. str.

„Jagen verbleibet das schönste Vergnügen" ... Sp. nr. 96, chtzeilige strophen.

Acht schöne noch ganz neue weltliche Lieder, Das Erste. Auf, , auf, zum Jagen, auf in die usw. ... Das Vierte. Jagen verblei-das schönste Vergnügen, usw. ... Gedruckt in diesem Jahr. Im mplar der königlichen bibliothek zu Berlin fehlen die lieder vom

zweiten bis zum fünften, an deren stelle ein leeres blatt eingeheftet ist.

„Ihr Schönen, höret an“ ... Sp. 1741 nr. 102, 5 dreizehnzeilige strophen.

Die mit den schönsten Arien prangende Lust-Rose, allen lustigen Gemüthern zum beliebigen Zeitvertreib gewidmet. Leipzig, in der Solbrigschen Buchdruckerey. 4 ... 47 lieder enthaltend, darunter: 26. Ihr Schönen, höret an ... 5 dreizehnzeilige strophen.

Neuvermehrte Lust-Rose, allen lustigen Gemüthern zum Zeitvertreib zusammen getragen. Gedruckt in diesem Jahr. (3) ... 32 Lieder enthaltend, darunter: Das 19. Lied. Ihr Schönen höret an ... 5 dreizehnz. str.

Vier neue weltliche Lieder, Das Erste. Heut ist unser Kirmes-Schmauss usw. ... Gedruckt in diesem Jahr ... Das dritte. Ihr Schöne [!] höret an ... 4 dreizehnz. str. (Die lezte des Sp. fehlt.)

„Lieben und nicht dürfen küssen“ ... Sp. nr. 24, 3 achtz. strophen, s.

Sechs auserlesene Neue Arien. Die Erste. Liebe, Liebe, dacht' ich oft im Stillen ... Berlin, in der Zürngiblschen Buchdruckerey. (18) ... Die Dritte. Lieben und nicht dürfen küssen ... 3 achtz. str. Während die beiden ersten strophen mit denjenigen des Sperontes genau übereinstimmen, lautet die dritte ganz anders, nämlich:

> Gönne doch nur meinem Munde
> den erwünschten Perlenthau!
> ich erwart ihn jede Stunde
> auf der Lippen Rosen-Au.
> Soll dein Strahl mir ferner leuchten?
> willst du, dass ich lieben muss?
> lass mich auch die Glut befeuchten,
> und erlaube mir den Kuss.

Sechs auserlesene Arien und Lieder. Das Erste. Liebe, Liebe, dacht' ich oft im Stillen ... Ganz neu gedruckt. (29.) ... Das Vierte. Lieben, und nicht dürfen küssen ... 3 achtz. strophen, die dritte abweichend von Sp. wie der vorige druck.

„Mein Engel, laß uns heimlich lieben“ ... Sp. 2. forts. nr. 22, 5 sechszeilige strophen.

Sieben schöne neue Weltliche-Lieder, Das Erste. Ich trink aus der Kummer-Schaalen, usw. ... Gedruckt im Jahr. [!] ... Das Fünfte. Mein Engel, laß uns heimlich lieben ... 5 sechszeilige strophen.

Wenn es über Günther in der Olla Potrida 1794. 4. St. s. 47 heisst: „noch lange nach seinem tode sang das volk seine lieder mit

r teilnehmung", so erhält dieser satz seine bestätigung hauptsäch- durch folgende gedichte:

1. Brüder, lasst uns lustig sein ... 2. Etwas lieben und entbeh- ... 3. Flammen in der Brust empfinden ... 4. In der Ruh ver- ;ter Sinnen ... 5. Lass mich schlafen, liebste Seele ... 6. Mein nügen heisst auf Erden ... 7. Stürmt, reisst und rast, ihr Un- swinde ... 8. Was ich in Gedanken küsse ... 9. Wie gedacht geliebt itzt ausgelacht ... 10. Wie selig lebt ein frei Gemüthe ... Will ich dich doch gerne meiden ...

Das bekanteste und am allerhäufigsten gedruckte von diesen lie- ist das erste: Brüder, lasst uns lustig sein. In den ausgaben Güntherschen gedichte besteht dasselbe aus sechs siebenzeiligen hen (s. G. s. 923, A 331, A² 298). In liederbüchern und einzel- ken von liedern fürs volk tritt es gewöhnlich stark überarbeitet meist vierstrophig, unter weglassung der beiden lezten strophen.

Sieben weltliche Arien. Die Erste: Auf, auf! ihr Brüder, und usw. ... Gedruckt in diesem Jahr ... Die Fünfte. Mel. Brü- lasst uns lustig seyn. Frölich, lasst uns frölich seyn, weil der ling währet ... 4 siebenzeilige strophen.

Acht schöne neue Lieder. Das Erste. Tyroler sind ofte so lustig froh ... Gedruckt in diesem Jahr ... Das Sechste. Brüder, lasst lustig seyn, weil der Frühling währet ... 4 siebenzeilige strophen.

Acht Lieder. Das Erste. Tyroler sind ofte so lustig und froh ... zig, in der Solbrigschen Buchdruckerey ... Das Sechste. Brüder, uns lustig seyn ... 4 siebenzeilige strophen.

Acht schöne neue Lieder. Das Erste. Tyroler sind ofte so lustig froh ... Leipzig, in der Solbrigschen Buchdruckerey ... Das ste. Brüder, lasst uns lustig seyn ... 4 siebenzeilige strophen.

Fünf schöne Arien. Die Erste. Bekränzt mit Laub die runden rhüte ... Gedruckt in diesem Jahr ... Die Zweyte. Brüder, uns lustig seyn ... 4 siebenzeilige strophen.

Fünf neue Gesänge. Das Erste. Bey Madeln von sechszehen en usw. ... Gedruckt in diesem Jahr (6) Das Vierte. 1. Brüder, uns lustig seyn ... 4 siebenzeilige strophen.

Dieses lied ist auch in kommersbüchern, gedichtsamlungen und haupt der höheren litteratur noch bis heute anzutreffen. Es hat eiche nachahmungen hervorgerufen und die entwicklung des gesel- liedes so stark beeinflusst, wie kaum ein anderes deutsches Besonders merkwürdig ist es auch wegen seiner wechselbezie-

hungen mit dem Gaudeamus igitur. Die wichtigsten abhandlungen darüber sind folgende:

Gaudeamus igitur. Eine studie von Hoffmann von Fallersleben. Nebst einem sendschreiben und carmen an denselben von Gustav Schwetschke. Halle, G. Schwetschke 1872. Zwei auflagen. (22 s., 1 bl.)

Ellissens besprechung des Hoffmannschen heftes in den „Gött. gel. Anzeigen" 1872. I. S. 555—59.

Creizenachs vortrag „Über das Gaudeamus und was daran hängt" in den „Verhandlungen der 28. versamlung deutscher philologen ... in Leipzig. Mai 1872." Leipzig 1873. S. 203—207.

Zur Geschichte des Gaudeamus igitur. Von Gustav Schwetschke. Halle, G. Schwetschke 1877. (21 s.)

Ganz besonders hervorgehoben werden muss an dieser stelle ein von allen folgenden bisher übersehener aufsatz, der, wenn auch etwas flüchtig und in künstlerischer sorglosigkeit hingeworfen, vieles von demjenigen vorwegnimt, was von späteren als neu entdeckt eingeführt worden ist: Algem. deutsche musik-zeitung ... 5. jahrg. 1878. S. 325—27, 333—35: Gaudeamus igitur. Von Wilhelm Tappert. Einige stellen daraus sind recht beherzigenswert. S. 326 heisst es: „Das ehrwürdige alter, welches manche dem liede zuschreiben, verdankt wol einem trugschlusse seine entstehung ... Das wort Gaudeamus ist bei Hans Sachs Sebastian Brant u. a. eine vocabel, die sich das bürgerrecht sogar in der deutschen poeterei erworben hat. Das frühe vorkommen dieses wortes bietet keinen triftigen grund, um die entstehung des textes ins mittelalter zu verlegen. Einige stellen weisen aber ausser dem anfange auf sehr entlegene keime hin, auf geflügelte worte, die sich von generation zu generation fortpflanzten und endlich von einem unbekanten poetisch verbunden wurden." Der s. 326 erwähnte codex nr. 8028 der kgl. bibliothek zu Berlin, aus welchem Tappert den dort dreistrophigen text des Gaudeamus mitteilt, ist derselbe codex, auf grund dessen Bolte seinen aufsatz verfasste. Dass aber Tappert mit genialem instinkt den richtigen hergang bei der entstehung des liedes auch bereits erraten hatte, beweist folgende stelle: „Die älteren grundgedanken des textes gibt zu anfang des 18. jahrhunderts (1717) ... Günther in einer „deutschen bearbeitung", wie Hoffmann von Fallersleben sich ausdrückt ... Ist das wirklich eine übersetzung des Gaudeamus igitur? Oder haben wir in lezterem eine version des Güntherschen gedichts?" Sogar die von Friedländer vermeintlich zum ersten male herangezogenen „Lieder für freunde der geselligen freude. Leipzig 1788", das älteste

buch, in dem die jezt übliche melodie des Gaudeamus igitur vorkomt, und zwar in verbindung mit dem Güntherschen liede „Brüder, lasst uns lustig sein“; sogar diese lieder findet man bereits auf s. 335 erwähnt.

Nichts wesentliches beigebracht hat Klaas in der „Alma mater, Organ für hochschulen.“ Wien und Leipzig 1880, s. 279. 286. 295. 302 fgg.

Tüchtigeres bietet Ad. Pernwerth von Bärnstein in seinem buche „Ubi sunt, qui ante nos In mundo fuere? Ausgewählte lateinische studenten-trink-liebes- und andere lieder des 14. bis 18. jahrhunderts“, Würzburg 1881, s. 103—12.

Zu nennen sind ferner:

„Vierteljahrschrift f. musikwissensch.“ I, 35—126, 350—55 (1885): Sperontes „Singende muse ...“ von Ph. Spitta, worin recht eingehend auch über das Gaudeamus igitur gehandelt ist.

„Vierteljahrschrift f. litteraturgesch.“ 1. bd. 1888, s. 248—53: Die älteste fassung des ‚Gaudeamus igitur‘ (v.) Johannes Bolte; [nebst sehr wichtigem] nachtrag s. 528—30.

Die entstehung des Gaudeamus igitur von A. Kopp. (Separatabdr. aus den Burschenschaftl. blätt. 1891.) 51 s.

Die hier ausgesprochene grundansicht wurde wolwollend aufgenommen und neu bekräftigt in der „Vierteljschr. f. musikwissensch.“ 7. jahrg. 1891, s. 680. 81 durch Spitta; dagegen in einer schlussbemerkung angefochten durch Zupitza; vgl. Archiv f. d. studium der n. sprachen XLV. jahrg. 87. bd. 1891, s. 440—44.

Schliesslich ist noch zu erwähnen: Commersbuch mit kritisch-historischen anmerkungen versehen von Max Friedländer. Leipzig, Peters [1892], wo auf s. 155 ein kurzer überblick über die entstehung von wort und weise des liedes geboten wird.

2. Etwas lieben und entbehren ... s. G. s. 252, B 208, 6 sechszeilige strophen.

Neun neue Lieder. Das Erste. Lasst des kurzen Lebens Zeit, usw. ... Gedruckt in diesem jahr ... Das 4. lied. Etwas lieben und entbehren ist ein Schmerz, der heimlich quält ... 6 sechsz. strophen.

Neun schöne Lieder. Das Erste. Lasst des kurzen Lebens Zeit ... Gedruckt in diesem Jahr ... Das Vierte. Etwas lieben und entbehren ... 6 sechszeilige strophen.

Neun Lieder. Das Erste. Lasst des kurzen Lebens Zeit ... Leipzig, in der Solbrigschen Buchdruckerey ... Das Vierte. Etwas lieben und entbehren ... 6 sechszeilige strophen.

Acht Lieder. Das Erste. Hört ihr Weiber ich sags euch usw. ... Leipzig, in der Solbrigschen Buchdruckerey ... Das Vierte. Etwas lieben und entbehren ... 6 sechszeilige strophen.

3. Flammen in der Brust empfinden ... s. G. s. 253, D. 342, 7 achtzeilige strophen.

Fünf neue Weltliche Lieder, Das erste. Ohne Lieb und ohne Wein, was usw. ... Gedruckt in diesem Jahr ... Das 2. Lied. Flammen in der Brust empfinden ... 7 achtzeilige strophen.

4. In der Ruh vergnügter Sinnen ... s. G. s. 213, B 196, 6 siebenzeilige strophen.

Sechs schöne Lieder. Das Erste. Dir folgen meine Thränen ... Gedruckt in diesem Jahr ... Das Fünfte. Die Selbstzufriedenheit. In der Ruh vergnügter Sinnen steckt das höchste Gut der Welt ... 6 siebenzeilige strophen.

Sechs Lieder. Das Erste. Dir folgen meine Thränen ... Leipzig, in der Solbrigschen Buchdruckerey ... Das Fünfte. Die Selbstzufriedenheit. In der Ruh vergnügter Sinnen ... 6 siebenz. strophen.

Fünf schöne neue Lieder. Das Erste. Dir folgen meine Thränen, dir, die du von mir fliehst ... Gedruckt in diesem Jahr ... Das Fünfte. Die Selbstzufriedenheit. In der Ruh vergnügter Sinnen ... 6 siebenzeilige strophen.

Auserlesene Arien und Lieder zum angenehmen Zeitvertreib und Gemüths-Belustigung herausgegeben. Gedruckt in diesem Jahr ... Das 26. Lied. In der Ruh vergnügter Sinnen ... 6 siebenz. strophen.

5. Lass mich schlaffen, liebste Seele ... nur A 351—54, in 10 achtzeiligen strophen; nur in der ersten teilausgabe der Güntherschen gedichte v. j. 1724 zu finden, seitdem nirgends abgedruckt oder auch nur erwähnt, begegnet unter weglassung der anstössigsten strophen, und in den aufgenommenen strophen ein wenig zugestutzt, in wolanständiger, recht annehmbarer gestalt, ebenfals unter den liederdrucken fürs volk.

Acht schöne ganz neue Weltliche-Lieder, Das Erste. Was der Himmel mir beschieden, will usw. ... Gedruckt in diesem Jahr ... Das Fünfte. Lass mich schlafen schönste Seele ... 5 achtz. strophen.

6. Mein Vergnügen heisst auf Erden Ein vertrauter Freund allein ... s. G. s. 1166, D 305, 8 sechszeilige strophen.

Drey schöne geistliche Lieder. Das Erste. Christus der Herr in Garten gieng ... Leipzig, in der Solbrigschen Buchdruckerey ... Das Dritte. Mein Vergnügen heisst auf Erden, ein vertrauter Freund allein ... 8 sechszeilige strophen.

Drey schöne neue geistliche Lieder. Das Erste. Christus der Herr in Garten gieng ... Gedruckt in diesem Jahr ... Das Dritte. Mein Vergnügen heisst auf Erden ein vertrauter Freund allein ... 8 sechszeilige strophen.

Fünf schöne anmuthige Arien. 1. Mein Vergnügen heisst auf Erden ... 8 sechszeilige strophen.

Ausserdem tritt in diesen liederdrucken fürs volk öfter ein auf grundlage des Güntherschen textes durch starke verkürzung und umarbeitung gebildetes gedicht auf, dessen wortlaut hier vorgeführt werden soll als probe dafür, in welcher weise manche Güntherschen gedichte, wilkürlich umgestaltet, sich fortpflanzten.

Sieben schöne neue Lieder. Das Erste. In der Väter Halle ruhte ... Leipzig, in der Solbrigschen Buchdruckerey ...

Das Siebente. Mein Vergnügen ist auf Erden, wahre Freundschaft, süsse Pflicht, alles kann entrissen werden, nur des Freundes Liebe nicht. Heilig ist ein solches Land, wo die Freundschaft wird erkannt. Freundschaft ist das schönste Band, Freundschaft ist das allerschönste Band.

Strebet nur nach eitelm Golde, blinde Thoren, grosse Schwarme, mir ist heute nicht zu Muthe, diess belohnet meine Müh, sucht nur Gold im glatten Sand, wo die Freundschaft wird erkannt; Freundschaft ist das schönste Band, Freundschaft ist das allerschönste Band.

Arme quälen sich mit Kummer, müssen sich mit Angst bemühn, von dem Abend bis an Morgen, an dem schweren Joch zu ziehn; sucht nur Trost an Freundes Hand, denn hier ist mein Vaterland. Freundschaft ist das schönste Band, Freundschaft ist das allerschönste Band.

Der arg entstelte text fordert besserungsversuche heraus, welche für die zweite strophe dringend nötig sind: Strebet nur nach eitelm Gute, blinder Thoren grosser Schwarm; ist mir einmal schlecht zu Mute, Freundschaft lindert meinen Harm; sucht nur Gold im glatten Tand, wo die Freundschaft wird verbannt ...

Sieben Lieder. Das Erste. In der Väter Halle ruhte ... Leipzig, in der Solbrigschen Buchdruckerey ... Das Siebente. Mein Vergnügen ist auf Erden, wahre Freundschaft, süsse Pflicht ... 3 strophen.

Fünf Lieder. Das Erste. Ausgelitten hast du, ausgerungen ... Leipzig, in der Solbrigschen Buchdruckerey ... Das Fünfte. Mein Vergnügen ist auf Erden wahre Freundschaft, süsse Pflicht ... 3 str.

7. Stürmt, reisst und rast, ihr Unglückswinde ... s. G. s. 297, B 213, 5 zehnzeilige strophen.

Sechs schöne neue Lieder. Das Erste. Nachtigall, ich hör dich singen, das usw. ... Gedruckt in diesem Jahr ... Das Dritte. Stürmt, reisst und rasst, ihr Unglücks-Winde ... 5 zehnzeilige strophen.

Sieben schöne neue Lieder. Das Erste. Nachtigall, ich hör dich singen usw. ... Das Dritte. Stürmt, reisst und rasst, ihr Unglücks-winde ... 5 zehnzeilige strophen.

Neue Arien. 1. Cupido, ich sag' es dir ... 4. Stürmt, reisst und rasst, ihr Unglückswinde ... 5 zehnzeilige strophen ... [Berlin: Littfas.]

Fünf neue Weltliche Lieder, Das Erste. Lasst mir Ader, ach ich sterbe usw. ... Ganz neu gedruckt ... Das Zweyte. Stürmt reisst und rasst ihr Unglückswinde ... 5 zehnzeilige strophen.

Fünf weltliche Schöne neue Lieder. Das erste. Stürmt, reisst und rasst ihr Unglücks-Winde ... 5 zehnzeilige strophen.

Acht Lieder. Das Erste. In meinem Schlosse ists gar fein ... Leipzig, in der Solbrigschen Buchdruckerey ... Das Fünfte. Stürmt, reisst und rasst, ihr Unglückswinde ... 5 zehnzeilige strophen.

In „Des Knaben Wunderhorn" ist das gedicht ohne den namen Günthers auch zu finden.

8. Was ich in Gedanken küsse ... s. G. s. 249, C 237, 10 sechszeilige strophen.

Abschieds- und andere schöne Lieder. 1. Dein gedenk ich und mit sanften Beben. 5. Was ich in Gedanken küsse ... 6 sechsz. str.

Fünf neue Weltliche-Lieder, Das Erste: Nichts kan auf Erden, verglichen usw. ... Gedruckt in diesem Jahr ... Das Vierdte. Was ich in Gedanken küsse ... 6 sechsz. strophen.

Vier schöne neue weltliche Lieder. Das erste. Liebe, dacht ich oft im Stillen ... Das vierte. Was ich in Gedanken küsse, machet mir das Lieben süsse, und vertreibt mir manches Leid, ich darf es niemand offenbaren, keiner sollt's von mir erfahren, als die stille Einsamkeit.

2. Will ich mich öfters zwingen, dich aus meinem Sinn zu bringen, find ich allzeit Widerstand, die Gewohnheit deiner Liebe, machet allzeit neue Triebe, und bestrickt mein Herz mit Band.

Hier zeigen sich von den 10 strophen des Güntherschen gedichtes die erste und fünfte in stark entstelter form, wahrscheinlich nur, um in aller eile die lezte seite zu füllen, dem einzeldruck einverleibt.

Durch vermitlung solcher liederdrucke fürs volk ist dieses Günthersche gedicht fälschlich als namenloses volkslied aufgeführt bei Ditfurth, 110 volksl. s. 181. 82.

9. Wie gedacht ... s. N 98, N² 108, 9 fünfzeilige strophen.

Neue Volks-Lieder, Das Erste. Wie gedacht ... Das Sechste. ·tern legt ich mich auf's Bettgen (C).

Das Erste.

1. Wie gedacht, wie gedacht, aller Freud ein Ende macht. Gestern t und Freud genossen, heute vor die Brust gestossen, morgen in Gruft gebracht! wie gedacht, wie gedacht.

2. Ach wie bald, ach wie bald, vergeht die Schönheit und Get; prahlst du gleich mit deinen Wangen, die so schön mit Purpur ıgen; auch die Rosen werden alt. Ach wie bald, ach wie bald.

3. Sieh, das ist, sieh, das ist, aller Mädchen Aergerniss; viel sprechen, wenig halten, sich entzünden und erkalten, eh ein Tag über ist. Sieh, das ist, sieh, das ist.

4. Weg von mir, weg von mir, falsche Seele, weg von mir! Ich enne deine Dücke: bey mir find'st du wenig Glücke; hätt' ich dich nahls gesehn! Weg von mir, weg von mir.

Fünf Arien und Lieder. 1. Kleine Blumen, kleine Blätter ... itzsch, zu finden in dasiger Buchdruckerei. (50)

2.

Wie gedacht — wie gedacht,
Edler Freiheit ein End' gemacht!
Gestern Lust und Freud' genossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in die Gruft gebracht.

Ach wie bald — ach wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Prahlt'st du gleich mit deinen Wangen,
Die so schön wie Purpur prangen,
Selbst die Rosen welken ab.

Weine nicht — weine nicht,
Falsche Seele, weine nicht!
Denn was nützen deine Thränen,
Die aus falschen Herzen gehen,
Wo kein' Treu' zu finden ist.

Sieh, das ist — sieh, das ist
Mancher Mädchen Hinterlist!
Viel versprechen, wenig halten,
Sich entziehen und erkalten,
Eh' ein Tag vorüber ist.

Weg von mir — weg von mir
Falsche Seele, weg von mir!
Ich zerreisse meine Stricke,
Bei dir finde ich kein Glücke.
Hätt' ich dich zuvor gekannt!

Im Archiv f. d. geschichte deutscher sprache und dichtung, hrsg. von J. M. Wagner. 1. bd. (1873). Wien 1874. S. 511—23: Volkslieder. Mitgeteilt von Hoffmann v. Fallersleben. S. 514: Falsche Liebe. (Arien Buch vor Madem. Christiana Sophia Albrechtin in Leipzig, 1754. Hdschr. samlung im besitz des herrn dr. Pröhle in Berlin.) Das lied in dieser gestalt scheint der ursprüngliche text zu sein, woraus später das noch jezt vorhandene volkslied sich bildete, aus dem sodann die W. Hauff'sche umdichtung entstand.

1. Wie gedacht ... 9 strophen, genau in derselben reihenfolge den 9 strophen des Güntherschen liedes mit nur wenig veränderten text entsprechend. Die wichtigste verschiedenheit ist, dass bei Günther der liebhaber seinem ungetreuen mädchen vorwürfe macht, während in der von Hoffmann mitgeteilten fassung umgekehrt das verlassene mädchen dem ungetreuen liebhaber absagt. Hoffmann hatte bereits in: Unsere volkstümlichen lieder, 3. aufl. 1869, s. 62 und 106 auch das Günthersche gedicht als quelle des volksliedes erwähnt, nach welchem dann das Hauffsche gedicht entstand; auch nent er dort bereits zwei andere fassungen des volksliedes: Erk, Volksl. 1. bd. 3. heft nr. 62, 6 strophen und Ernst Meier, Schwäbische volkslieder nr. 50, 5 strophen, das erste beginnend: Gut gedacht Aller Freud' ein End' gemacht ..., das zweite: Ach wie bald Verliert die Schönheit ihr' Gestalt. Nach Hoffmann v. F. haben verschiedene über Hauffs Morgenrot und Günthers Wie gedacht geschrieben, ohne die zwischenglieder aus dem volksgesange zu kennen.

Tittmann in seiner Güntherausgabe, 1874, s. 25 bemerkt bereits zu dem gedichte „Wie gedacht“: „Nach einer volksmelodie? Hauffs lied „Morgenrot“ ist nach derselben weise gedichtet und klingt auch sonst mehrfach an.“

J. Klaiber in seinem schönen aufsatze über Wilh. Hauff, Nord und Süd, 5. bd. 1878, berichtet s. 222 fg. über die entstehung des Hauff'schen Reiterliedes, wobei Günther nicht erwähnt wird.

Auf diesen weist, ohne Tittmann zu nennen, im anschluss an Klaibers aufsatz nochmals hin M. Carriere in einer kurzen bemerkung der „Gegenwart“ 14. bd. 1878 s. 15 mit der unbeantworteten frage: „Sind klänge desselben zu Hauff gedrungen?“

Etwas ausführlicher behandelt diese frage zum ersten male Litzmann, Zur textkritik Günthers 1880 s. 31; sodann Fulda in seiner Güntherausgabe (1883) s. 41. Fulda druckt auch dem anonymen einsender im „Schwäb. Merkur“ 1881 nr. 205 ein volkslied nach, beginnend Wie gedacht, wie gedacht War aller Freud' ein End' gemacht ... in 5 strophen. Erk, Meier usw. hat er nicht gekant.

Mehr über diesen gegenstand findet man in dem aufsatz „Reiters Morgenlied. Hauff — Günther — Hunold. Von dr. A. Kopp“ in den Burschenschaftl. blättern 7. jg. S. S. 1893. S. 144 fgg.

Auch das gedicht Hunolds, welches im strophenbau mit dem Güntherschen übereinstimt und die eigenartige strophe vielleicht am frühesten aufweist, findet sich in erweitertem umfange bisweilen unter den volksliedern. Die Edle Bemühung müssiger Stunden ... Von Menantes ... 1702. S. 57. 58:

Immerhin,
Falsches Hertze, leichter Sinn!
Lesche nur die starcken Kertzen
In den sonst entflammten Hertzen,
Weil ich es zufrieden bin.
Immerhin,
Falsches Hertze, leichter Sinn! ... 4 strophen.

Sieben schöne neue Weltliche Lieder. Das Erste. In Trauren und Unruh, bring ich mein Leben zu ... Cölln, in der Stolkgassen im halben Mond ...

Das vierte. Auff mein Geist, liebe was beständig heist ... 2. Traue nicht ... 3. Mund und Hand ... 4. Es bleibet wahr ... 5. Ach wie schön ... 6. Schwur und Treu ... 7. Drum mein Geist ...

Einhundertundzehn Volks- und Gesellschaftslieder des 16., 17 und 18. Jahrhunderts ... hrsg. v. F. W. Frhrn. v. Ditfurth ... 1875. S. 276. Auf, mein Geist, auf mein Geist! liebe was beständig heisst ... Immerhin, immerhin! Falsches Herze, leichter Sinn ... Traue nicht, traue nicht! ... Mund und Hand, Mund und Hand ... Es bleibt wahr ... Schwur und Treu ... Doch wie schön ... Drum, mein Geist ...

10. Wie selig lebt ein frey Gemüthe ... s. G. s. 96, A 113, A² 101, 8 sechszeilige strophen.

Fünf schöne auserlesene geistliche Arien, Die Erste: Herr! es gescheh dein Wille ... Die Dritte: Wie selig lebt ein frey Gemüthe ... Gedruckt in diesem Jahr ... Das rechtschaffene Herz und Gemüth. 1. Wie selig lebt ein frey Gemüthe ... 8 sechsz. strophen.

11. Will ich dich doch gerne meiden ... s. G. s. 275, A 166, A² 151, 9 achtzeilige strophen.

Gantz neu verfertigte Lust-Rose ... Gedruckt in diesem Jahr. S. 22. Will ich dich doch gerne meiden; gieb mir nur noch einen Kuss ... 9 achtzeilige strophen.

Sechs Lieder. 1. Es hatt' ein Bauer ein schönes Weib ... 5. Will ich dich doch gerne meiden ... 9 achtzeilige strophen. [Berlin: Littfas.]

Sieben schöne gantz neue Weltliche-Lieder, Das Erste. Englisch Gesicht, sag warum dann dein Herze usw. ... Gedruckt in diesem Jahr ... Das Vierte. Will ich dich doch gerne meiden ... 9 achtzeilige strophen.

STEGLITZ BEI BERLIN. A. KOPP.

BOIES UNGEDRUCKTER BRIEFWECHSEL MIT GLEIM.

Welch feiner und vorsichtiger beobachter und beurteiler Boie war, und welches ansehens und anhanges er in den damaligen litterarischen kreisen sich erfreute, beweist ein flüchtiger blick in die litteraturgeschichte seiner zeit[1]. Gleim will Boie, den einzigen liebling der musen, den scharfsinnigen denker und dichter, zum intendanten auf dem deutschen Parnass erklären; anderswo wird er gar zum premierminister auf dem gebiete unserer dichtung erhoben.

Tatsächlich unterhielt Boie in den weitesten umkreisen unserer litteratur zahlreiche verbindungen, die auf richtung und entwickelung der damaligen poesie von fruchtbarstem einflusse waren. Dabei verstand er es, gelehrt und geschickt wie selten einer, alle diese nahen und fernen bekantschaften auch auf die dauer zu erhalten; die meisten von ihnen unterhielt er mit steigernder vertrautheit und wärme bis zu seinem lebensende.

Insbesondere war Boie mittel- und stützpunkt der jüngeren poeten, ihr vormund und pfleger und so oft auch unmittelbarer veranlasser einer reihe von litterarischen produkten, die zu den meisterwerken unserer litteratur gehören. Er besass die seltene gabe, talente zu fördern und sie an seiner scharfsinnigen und schonungsvollen beurteilung belehrend zu erziehen und zu beleben.

1) Über Boies leben und wirken vgl. Weinholds buch: H. Chr. Boie. Halle, buchhandlung des waisenhauses. 1868.

Sein einfluss auf die litterarische produktivität überhaupt offenbart sich zumal aus seinen reichhaltigen und vielseitigen briefen, die allein eine menge höchst wichtiger, teils persönlicher, teils litterarischer beziehungen zu den ersten persönlichkeiten und verhältnissen jener litteraturepoche ergeben und ihrem wesen und werte nach einen namhaften beitrag zur geschichte unserer litteratur überhaupt bilden.

Der gröste teil von Boies ansehnlichem briefnachlasse ist bis zur zeit noch nicht veröffentlicht. Ein verzeichnis der bisher gedruckten briefe Boies gibt Weinhold auf s. VI seiner Boie-biographie. Die reichste fundgrube der Boie'schen briefwechsel befindet sich im hause der Boie'schen familie zu Kiel. Weinhold hat die gesamte briefsammlung eingesehen und hieraus das wertvolste und wissenswerteste für seine arbeit verwendet.

Die hier mitgeteilten briefe Boies an Gleim befinden sich im Gleimschen archiv zu Halberstadt[1]. Aus den engen und innigen beziehungen, die Gleim namentlich mit Boie unterhielt, geht ihre reichhaltigkeit und vielseitigkeit hervor. Sie decken berührungen und beziehungen auf, die für die kentnis und charakterisierung vieler dichter und schriftsteller jener zeit nicht ohne bedeutung sind; ihre publikation dürfte daher von allen wilkommen geheissen werden.

WIEN. JARO PAWEL.

---

1. Boie an Gleim. Flensburg den 8. Dec. 1767.

— In Geselschaft Ihres liebenswürdigen Neffen langte ich gegen Abend in Braunschweig an. Ich traf meinen Freund, Herrn Eschenburg, in der Stelle[2], dazu er berufen war. Er führte mich zu dem vortreflichen Jerusalem[3]. Der müsste kein Herz haben, der mit diesem grossen Mann umginge, ohne ihn zu verehren, zu lieben. H. Prof. Schmidt[4] und Herr Zachariä[5] nahmen mich auf das beste auf. Ohne Zweifel hatte ich Ihrer Bekandtschaft diese gütige Aufnahme zu dan-

1) Es freut mich, der verehrlichen leitung des Gleimschen archivs zu Halberstadt und namentlich der frau oberlehrer M. Jaenicke für die mir zur verfügung gestelten manuscripte auch an dieser stelle meinen verbindlichsten dank sagen zu können.

2) Als informator und später professor am Collegium Carolinum zu Braunschweig.

3) Jerusalem versah an demselben Collegium die stelle eines curators; Boie lernte ihn durch seinen freund Eschenburg kennen.

4) Konr. Arnold Schmid, damals informator am Carolinum. Nicht zu verwechseln mit Chr. Heinr. Schmid, Boies nebenbuhler und gegner im Almanach.

5) Damals professor der dichtkunst am Carolinum.

ken. Solche Männer würden sonst einen jungen Menschen, der e
von der Universität und noch dazu von Jena gekommen, nicht so a
genommen haben. Herrn Schmidt muss man lieben, wenn man
nur einmahl sieht. Herr Zachariä gieng sehr liebreich und bein
freundschaftlich mit mir um, er hielt mich so lange auf, dass ich ni
einmahl Zeit behielt die Herrn Ebert und Gärtner zu besuchen.
muste den folgenden Tag nothwendig fort, und wenn ich nicht einn
nach Braunschweig käme, würde ich über diese Versäumniss untröst
sein[1]. Herr Zachariä führte mich Abends in die französische Comödi
die mich vergnügt haben würde, wenn ich sie nicht auf deutschen
Grund und Boden hätte sehen müssen. — Herr Lessing hat bei seiner
Durchreise durch Braunschweig neulich das Vergnügen gehabt seine Miss-
Sara nach einer neuen französischen Uebersetzung des Prinzen Friedrich
zu sehen: mit den darin gemachten Veränderungen aber soll er nicht
allerdings zufrieden gewesen sein. Herr Zachariä wird, in dem zwei-
ten Bande seiner Sammlung deutscher Dichter, uns den Scultetus, einen
ganz unbekanten, aber wie mir H. Lessing sagt, einen von den besten
Schülern Opitzens, dessen entweder auf einzelnen Blättern oder gar noch
nicht gedruckte Sachen dieser in Schlesien gesam̄let und ihm mitgetheilt
hat, liefern[2]. In Hamburg hatte ich das Vergnügen in Geselschaft der
Herrn Alberti[3], Basedow, Lessing, Loewen[4], Dusch[5] zu sein; in Altona
lernte ich auch den Herrn Doktor Unger kennen, der sich Ihnen ganz
gehorsamst empfielt. Herr Alberti, dessen Predigten sie kennen, ist
ein würdiger Geistlicher und liebenswürdiger Mann. Unsere Zeiten
und unsere Nation wäre glüklich, wenn wir viele solche Geistliche
hätten. Sie können sich nicht vorstellen, was der Mann von dem Ver-
folgungsgeiste eines Goeze und Zimmermann hat ausstehen müssen.
Er hat den einzigen Fehler, dass er für ein Mitglied des Hamburgischen
Ministerii zu vernünftig ist. Izt da die Hofnung ihn abgesezt zu sehen
verschwunden ist, schweigt auch das Geschrei seiner Feinde zimlich.
Er hat neulich eine Predigt von der Intoleranz gehalten, die ich sehr
im Druck zu sehen wünsche. Sie wissen dass er ein Kenner und Ver-

1) Vgl. hierüber: H. Chr. Boie, Beitrag zur geschichte der deutschen litte-
ratur im achtzehnten jahrhundert von Karl Weinhold. Halle, 1868. S. 14.

2) Auserlesene Stücke der besten deutschen dichter von Opitz bis auf di
gegenwärtigen zeiten. Braunschweig, 1766—71.

3) Der prediger Julius Gustav Alberti (1723—1772), der später durch seine
kampf mit pastor Goeze im ganzen litterarischen Deutschland bekant wurde.

4) J. F. Löwen, der bekante vortragsmeister am Hamburger theater.

5) Damals professor am akademischen gymnasium zu Altona.

ehrer der schönen Wissenschaften und ein Freund Klopstocks ist[1]: ich habe die Gabe zu erzählen nicht leicht bei einem im höhern Grade gesehen als bei ihm. Herr Basedow, den ich bei ihm kennen lernte, trägt es an der Stirne geschrieben, dass er ein ausserordentlicher Mensch ist. So finster seine Miene auch ist, so wenig verdirbt er doch eine Gesellschaft. Dass Liebe zur Wahrheit, zur Tugend ihn beseele, zeigt er in seinen kleinsten Handlungen. Izt beschäftigt er sich mit der Algebra, für seine und seiner Freunde Ruhe wäre es vieleicht gut gewesen, wenn er sich nie mit etwas andern beschäftigt hätte. Sein Vorhaben Bücher für Kinder, ganz nach ihrer Fassung eingerichtet zu schreiben, gefällt mir ausnehmend. Herrn Dusch kannte ich schon vorher, aber izt ist er mein Freund geworden. Der dritte Theil seiner Werke, dem der zweite erst folgen wird, war bis auf zwei Bogen und ist vielleicht izt schon ganz abgedruckt. Er enthält den ganz ungemein verbesserten Tempel der Liebe, unter dem Titel, Aedon und Themire, ein Gedicht in zwölf Büchern[2], und der zweite ein ganz neues Lehrgedicht, davon ich aber den Titel nicht mehr weiss. Sollte man es wohl denken, dass in Hamburg Leute sind, die Duschens Wehrt nicht lernen und es zu sagen wagen[3]. — So wie Sie es mir gesagt, nicht wie ich mirs vorstellte, fand ich Herrn Lessing. Ich ging ganz schüchtern zu ihm, aber seine Geselschaft munterte bald mich auf. Von seinen Arbeiten weiss ich weiter nichts von ihm, als dass der zweite Theil seines Laokoons unter der Presse ist. Herr Loewen sagte mir aber, das in der theatralischen Druckerei ein neues Lustspiel, der Schlaftrunk, schon fertig ist, ob es gleich vor der Vorstellung nicht ausgegeben wird, und dass zwei neue Stücke, Arabella, ein Trauerspiel, und die neue Matrone von Ephesus[4], ein Lustspiel, bald folgen werden. Mit Entzücken sprach Lessing von dem neuen Trauerspiel Klopstocks Hermanns Schlacht mit Bardengesängen und von Gerstenbergs Ugolino. Wir bekommen dadurch ein paar Meisterstücke mehr, aber leider Unsre Bühne wird um nichts reicher. Er liess überhaupt Gerstenberg unendlich mehr Gerechtigkeit widerfahren, als man in Halle thut. Ich wünschte, dass man hierin unsre hällischen Freunde auf billigere Gedanken bringen könnte, und Lessing war hier, wie in anderen Stücken, mit Klotzen äusserst unzufrieden. Auch in seinen

1) Vgl. Fr. Gottl. Klopstock. Von Franz Muncker. Stuttgart 1888. S. 293.
2) Leipzig, 1757.
3) Vgl. dagegen Lessings vernichtende kritik im 41. und 77. litt. briefe.
4) Vgl. Erich Schmidt, Ein jugendstück Lessings. Gegenwart, 1884, nr. 38.

Augen haben die schleswigischen Literaturbriefe[1] sehr viel neues und gutes, ob er gleich nichts weniger als mit dem kostbaren Ton darin zufrieden ist. Aus der Erzählung des Dante vom Graf Ugolino, die Herr Jacobi sehr gut in reimfreien Versen deutsch erzählt, hat Gerstenberg sein Trauerspiel genommen. Die Scene ist der Kerker und der Graf und seine drei Söhne sind die handelnden Personen. Welch ein Genie gehört dazu ohne zu zerren und zu überladen aus einer so einfachen Handlung ein Stük von fünf Acten zu machen! Herr von Gerstenberg ist eine Zeitlang in ziemlich misslichen Umständen gewesen: ich freue mich, dass ich Ihnen izt von der Verbesserung desselben zugleich Nachricht geben kann: er war auf Pension gesezt und ist itzt Second Rittmeister geworden. Er ist mit einer liebenswürdigen Frau verheiratet und lebt mit ihr sehr glüklich. Auf ihren Befehl sende ich Ihnen hierbei einige minder bekandte Gedichte von ihm; darunter einige noch so gar ungedrukt sind. Das erste steht im Hypochondristen[2] und Sie kennen es vieleicht schon; wenn ich das nicht befürchtet hätte, so hätte ich aus eben dieser leider! nicht genug bekandten Wochenschrift die Hymnen der Engel und Menschen von ihm abschreiben wollen; wenn Sie sie noch nicht kennen, so können Sie sie mit meinem nächsten Briefe haben. Ich begehe eine kleine Verrätherei, indem ich Ihnen das sechste Stük mittheile. Ich muss sie bitten, dieses Stük und die Satire von ebendem Verfasser ganz für sich zu behalten: das lezte Stük möchte ich vornemlich nicht gerne bekandt machen, da es eine Jugendarbeit des Verfassers ist, die er nicht so der Welt vorlegen möchte, ob sie gleich einige sehr glükliche Verse hat. Sie erhalten auch hiebei zwei Oden von Klopstock. Ich habe bei Herrn Alberti zwei ungemein schöne kleine Oden von K. gehört; an den aufgehenden Mond und auf den May[3]. Sie waren in meinen Augen so schön, dass ich, ich wüste nicht was darum gäbe, wenn ich sie selbst besässe. Sie sagten mir von einer Elegie Klopstocks, die Sie für die beste in unserer Sprache hielten; ist es die, die unter dem Tietel Daphnis und Daphne in den Vermischten Schriften von den Verf. der Bremischen Beiträge steht (Th. 1. St. S. S. 370)?[4] Und sind die

1) Die von Heinr. Wilhelm Gerstenberg herausgegebenen briefe über merkwürdigkeiten der litteratur. Schleswig und Leipzig 1766.

2) 1763. 3) Vgl. die von Muncker und mir besorgte Oden-ausgabe. Stuttgart, 1889, s. 170 fg.

4) Hierüber schreibt Klopstock an Caecilie Ambrosius, die junge Flensburgerin, die Boie durch seine schwester Margarete kennen lernte, am 19. decbr. dess. jahres: „Daphnis und Daphne ist . . . von demjenigen, der sie hasst.“ Siehe auch die folgende briefstelle bei Lappenberg s. 189.

Oden 373, 378, 381 in eben diesem Stücke nicht auch von ihm? wenigstens scheinen sie mir das Gepräge dieses Original-Genies zu führen. Die Oden, die ich von Ihrer Güte habe, entzücken mich je mehr ich sie lese; ich weiss sie meist auswendig, aber ich habe sie auch meinem besten Freunde nicht mitgetheilt, so gern er sie haben möchte. Die Fragmente aus dem zwanzigsten. Gesange der Messiade, die K. für seine Freunde abdrucken lassen, habe ich auch itzo gelesen. Sie entzücken mich — K. kann nichts schlechtes schreiben — aber minder schön dünken mich doch die meisten, wenn ich sie mit einigen andren seiner Oden vergleiche. Ich darf mit Ihnen frei reden. Sie lachen nicht über einen jungen unerfahrenen Menschen, wenn er Werke des Genies nicht aus dem rechten Gesichtspunkt beobachtet. Sie führen ihn zurecht, wo er irret. Viele dieser Gesänge haben mich bis zu einer Art von begeisterter Entzückung erhoben, aber bei vielen habe ich gar nicht gewust, was ich sagen sollte. Die Silbenmaasse wollen gar nicht in mein Ohr: sie tönen mir so fremd, und ich kann sie gar nicht mit dem Genie unsrer Sprache reimen. Aber ich kann mich irren[1]. — Ich habe seit meiner Abreise von Ihnen nichts als einige Übersetzungen aus dem Französischen gereimt. Aspasie, darin ich mich so verliebt hatte, war mit darunter, aber ich habe sie schon wieder ins Feuer geworfen. Nur ein Gleim kann dies Stük deutsch geben. O wenn er es doch thäte! Es ist gar zu allerliebst. In der schlechtesten Übersetzung, in einer von mir, müsste es gefallen; was denn in einer Gleimischen Nachahmung? Hier ist das Meisterstük des latino, deutsch:

> Was denkst du? Chloe liebet mich.
> Doch sprich was[2] konnte sie bei so ungleichem Streite?
> Wir waren ganz allein, Gott Amor, sie und ich;
> Und Amor war auf meiner Seite.

Ich habe von Herr Schiebelern[3] neulich Romanzen bekommen, sie sind nach seiner Art im ganzen mittelmässig, haben aber gute Stellen. Er erzählt einige Verwandlungen aus dem Ovid, echt drollig genug! Am besten hat mir die Anrede an den Amor in der Romanze Pigmalion gefallen:

1) Boie ersucht nun Gleim um zusendung einer seiner romanzen.

2) Korrigiert aus: Allein was.

3) D. Schiebeler, bekant durch seine nachahmungen italienischer und spanischer sonette. Vgl. Jördens 4, s. 442. 445 fgg.

Wenn stets, dich zu erhöhen,
Mein Herz, Gott Amor, eifrig war
So fleuch izt auf mein Flehen
Zur Stadt, die mich gebahr.
Dort wirst du Säulen finden,
So schön macht sie ein Künstler nie;
Hauch Leben und Empfinden,
Und Wiz und Geist in sie!

An meine Monimia[1] zu denken habe ich noch keine Zeit gefunden, aber da selbst Sie mir rathen, sie nicht ganz zu verwerfen, so will ich sie wieder zur Hand nehmen so bald ich kann, was mein blödes Auge daran bemerkt, bessern, und dann der Leitung meiner Freunde mich überlassen. Will die typographische Gesellschaft sie noch haben? Denn mit dem vorigen Verleger hoffe ich mich abzufinden[2]. Ich darf sie Ihnen doch noch zuschicken? In der Versart, deren ich mich bediene, ist mir kein Urtheil wichtiger als das Ihrige, da Sie so sehr Meister darin sind und da ich Ihr Beispiel immer vor Augen gehabt habe. Herr Zachariä hat mir seine Anmerkungen auch versprochen, so wie Herr Dusch. Herr Lessing, mit dem ich davon sprach, meinte es wäre möglich das Stük mit einigen wenigen Veränderungen unserer Bühne zu geben; er war so gar so gütig mich zu dieser Arbeit aufzumuntern, aber ich weiss zu gut, was meine Schultern tragen können, als dass (ich) einem solchen Werke mich unterziehen dürfte[3]. Herr Loewen hat Voltairens Mahomet in eben diese Versart gebracht, und einige Tage nach meiner Abreise von Hamburg ihn vorstellen lassen, ich weiss aber die Aufnahme noch nicht. Vieleicht ermuntert mich das, die Alzire, davon ich vor einiger Zeit einige Scenen in einem ganz freien Metro, wie die Litteraturbriefe vorgeschlagen haben, zu übersetzen versuchte, wieder vorzunehmen. Herr Kanzeleirath Sturz, Sekretär des Herrn von Bernstorff, ein Mann von Genie, und einer von den sehr wenigen, die bei uns die schönen Wissenschaften kennen und lieben, ist der Verfasser des Trauerspiels Julie, davon H. B. in der hallischen Bibliothek alles Böse gesagt, was zu

1) Die bearbeitung der Waise von Th. Otway: The orphan or the unhappy mariage.

2) Boie hatte bereits in Jena einen verleger dafür gefunden.

3) Noch im mai 1769 schreibt Gleim über Boies zaghaftigkeit: „Wie steht es mit Ihrer Monimia? In dem stolzen Frieden, in welchem Sie leben, wird sie da nicht fertig.“ Vgl. auch den folgenden brief vom 18. april 1770.

en war[1]. Ich mache mir ein Verdienst daraus, auch von meinen
unden, deren über meine weit erhabene Einsichten ich sonst kenne
l verehre, mich nicht hinreissen zu lassen, wo ich anders zu urthei-
Ursache zu haben glaube als sie. Das Stük hat nicht viel zu
euten, so weit bin ich mit Herr B einig; aber dass er dem Verf.
ht Gerechtigkeit genug wiederfahren lässt, darum zürne ich. Der V.
zt Genie und kann einst viel bessere Sachen liefern; das gestand
bst ein Lessing ihm zu, der mir sagte, er mögte die Julie weit lie-
gemacht haben, als den Medon[2]. Auf der Bühne müssen wir,
ıkt mich, jeden Funken auffangen, und uns recht sehr in Acht neh-
n, dass wir die nicht niederschlagen, die bei allen Hindernissen und
schreckungen, womit die Bühne bei uns zu kämpfen hat, ihr ihre
ifte zu widmen patriotisch genug sind. Wenn wir erst eine Bühne
l gute Stücke genug haben, wenn wir erst wählen können, dann
ıt uns ekel sein: itzt ist es gewiss noch zu früh, wir müssen alles
n vorlieb nehmen, was Willen und einige Kräfte nur hat. — —[3]

Nun noch einige Nachrichten von der neuen hamburgischen
hne, die Sie von mir verlangt haben, und dann schliesse ich. Einige
nner theils von Geschmak theils von Vermögen, aber ich fürchte
ı keinem so grossen, als um ein solches Werk durchzusetzen nöthig
r, haben sich zu der edlen Absicht vereinigt, ihrer Vaterstadt und
der Zeit ihrem Vaterlande eine deutsche Bühne zu geben. H. Sey-
H. Bubbers, H. Bode u. s. w. sind darunter. Sie haben dem Acker-
nn sein neulich zur Bühne erbautes Haus und seine Garderobbe
emiethet. Das Direktorium über die Geselschaft führt Herr Loe-
ı, der als Directeur gewiss grössere Verdienste wie als Schriftsteller
Sie haben noch sehr wenige von ihren patriotischen Absichten
geführt, und ich zweifle sehr, dass sie es thun werden, und thun
nen[4]. Weiter hat, so viel ich weiss, Herr Lessing nichts dabei zu
ichten, als dass er die Dramaturgie und neue Stücke fürs Theater
eibt. Auch ein gewisser Kommissionsrath Schmidt ist in der Ge-
chaft, ich weiss aber nicht, in welcher Absicht. Herr Lessing
nte bei ihm und rühmte seine Einsichten und seinen Geschmak.
Übersetzung Zelmire des Du Belloy, davon in der Dramaturgie

1) Im ersten stücke.

2) Medon oder die rache des weisen. Von Chr. Aug. Clodius.

3) Es folgen nun einige algemeine bemerkungen über die art der kritischen
ıbung.

4) Über das ganze unternehmen vgl. Loewens erklärung in den Unterhaltun-
VI, 348 fgg. Dazu J. F. Schütze, Hamb. theatergeschichte, s. 333 fgg.

geredet wird, ist von ihm. Der Geschmak des Hamburgischen Publikums ist höchst verdorben; um einen Beweiss Ihnen davon zu geben, will ich nur sagen, dass Lessings Minna fast gar keinen Beifall gefunden hat; ich meine das Stük, denn Tellheims preussischen Officiersrock hat man mit Vergnügen auf dem Theater gesehen, weil das etwas ganz neues war. Es sind in Hamburg viele halbwitzige Leute, die mit allen sich gegen das neue Institut setzen; Neid und Kabale sparen nichts um ihm zu schaden. Eine Bande lumpichter und elender französischer Gaukler, die zu gleicher Zeit in Hamburg ist, thut ihr allen möglichen Abbruch. Der deutsche Freron, wenn man einem Wittenberg nicht zu viele Ehre anthut ihn so zu nennen, erhebet in seinem Korrespondenten bei jeder Gelegenheit die Franzosen, und, was noch mehr ist, er findet Gehör. Um den Pöbel zu gewinnen, (denn das erfordern leider! die oeconomischen Umstände der Geselschaft erfordern das) muss ein Ekhof sich herablassen den Claus lustig zu machen, und vieleicht werden sie auf Weihnachten gar nach Hanover gehen. Kurz, so grosse Hofnung ich vor meiner Reise nach Hamburg von der deutschen Bühne hatte, so wenige habe ich itzo[1]. Desperandum est de republica. Wenn Friedrich doch ein deutscher König wäre! Berlin ist der einzige Ort, der uns eine Nationalbühne geben kann. Finge man in Berlin nur an, wie geschwind würden andre deutsche Fürsten nachfolgen! Weder an die Schönheiten noch an die Bequemlichkeiten des Leipziger Theaterhauses reicht das Hamburgische; und dass hier kein Oeser die Dekorationen besorgt wissen Sie ohnedem. Aber die Schauspieler gefallen mir hier besser als dort und sind es auch wohl ohne Zweifel. Unterstüzt durch ihre blendende Gestalt, machte die Schulzen die Julie im Romeo beinahe vortreflich, aber das ist auch, wie unpartheiische mir sagen, ihre einzige Rolle. Weder mit der Henseln noch mit der Loewen ist sie in Vergleichung zu bringen. Es ist besonders, dass man ihr in Hamburg nur Stärke in der Rolle des Kammermädchens zugesteht (wegen ihrer Coquetterie schikt sie auch in meinen Augen sich hiezu vortreflich) da man in Leipzig sie beinahe zu einer deutschen Clairon machen will. Welches Parterre hat nun Recht? Geschmak will man doch an beiden Orten haben; und auf der Reise von Hamburg nach Leipzig kann doch wohl nicht eine solche Verändrung mit ihr vorgegangen sein. Sie schüttelten in Leipzig den Kopf über Brüknern, aber auch Sie würde Ekhof oft entzücken. Ich habe ihn den Hausvater machen gesehen. Das Orchester

1) Vgl., was Fr. W. L. Meyer in seinem buche F. L. Schroeder I, s. 148 fgg. hierüber äussert.

soll hier überaus gut bestellt sein: ich kann das freilich nicht beurtheilen. — Aber genug davon. — [1]

Ich bin izt so glüklich gewesen, die Sammlung der Minnesinger mit allen dazu gehörigen Stücken zu bekommen. Aber wann ich daran komme sie zu lesen, das weiss ich würklich nicht. So viel habe ich gesehen, dass es mir sehr oft schwer werden wird fortzukommen, da der grösseren Sammlung ein Glossar fehlt. Was macht unser Gresset? Haben wieder ein so niedliches Gedichtchen von ihm als die Liebesgötter im Herbste! — [2] Ich habe die Ehre zu sein, mein liebster Herr Kanonikus, dero gehorsamster Diener

Henrich Christian Boie.

2. Gleim an Boie. Halberstadt d. 22ten Sept. 1769.

Recht vieles schönes, mein wehrtester Herr Boie, gaben Sie mir zu lesen, das schönste, die Einladung an Thyrsis! aber noch hatt' ich keine Zeit, alles mit Musse zu lesen, und Antwort auf alles muss ich lange bis in den letzten Monath des Jahres verschieben. — Welch einen Verstand und welch ein Hertz verräth mir Ihr Joh. Heinrich Thomsen! Seinen ganzen Nahmen hab' ich behalten, denn ich habe nicht einmahl Ihren Brief bey der Hand! Von dem itzt so berühmten und so geliebten Kaiser weis ich ihn nicht ganz! Wenn er Thomsen in den Adelstand erhebt, dann werd ich ihn wissen. In den Adelstand ihn erheben wäre besser als Tausend Rth. Gehalt ihm geben! — [3]

Solche Gedichte, wie diese Einladung lassen sie doch den lieben Thomsen viele machen. Besser als der Hymnus gefällt mir die Einladung. In jenem ist Kleist und Klopstock und Thomsen, in dieser Thomsen allein; lassen sie ihn keinen einzigen von unsern grossen Dichtern nachahmen, er hat Zeit und kan selbst denken, selbst erfinden. Gleim, der keine Zeit hat, muss nachahmen. Alle seine Briefe heben Sie auf, und machen mir einmahl ein Geschenk damit! Denn unter uns, ich stifte den Musen ein Bibliothekchen, darin müssen auch Handschriften seyn! Auf die Mathematik mag er sich legen, nur nicht zum Schaden der Musen! In die glükliche Mittelmässigkeit kommt er ohne den Messenstab wohl; wüst' ich es nur, ob er sein Vaterland gerne verliesse? Sie könnten ihn wohl einmahl fragen? Seine Gedichte wollen wir, wie die Gedichte der Karschin samlen, und ihm ein Capi-

1) Boie entschuldigt sich nun wegen der übergrossen länge des briefes.

2) Nun folgt die versicherung des freundschaftlichsten anhanges an Gleim, mit der der brief schliesst.

3) Es folgt eine darauf bezügliche weitere ausführung.

tal dafür schaffen. Sclavische Dichter mögen von ihren Königen Gold erkriechen, wir wollen den unsrigen es freywillig geben, weniger zwar, aber angenehmer dem Dichter! Wir, die Freunde der Musen, wollen einander zu dem wenigen helfen, das wir zu Brod und Wasser gebrauchen; den Freunden der Kehle, der Zunge lassen wir den Überfluss!

Über die Romantze soll ich Ihnen was sagen? Ich habe, wenn ich nicht irre, schon ein weniges darüber gesagt, und vieles kann ich nicht. Ich wünschte mehr Harmonie den Versen, da ich sie las. Das aber möcht' ich Ihnen ernstlich sagen, dass Sie nicht übersetzen sollen. Wer Zeit hat, muss nicht übersetzen, er muss erschaffen und sich übersetzen lassen. Von der vermissten Harmonie find' ich in dem Liedchen

Des Morgens holde Königin

desto mehr, aber die Nachtigall nennt' ich lieber der Büsche holde Sängerin als Königin. Kästners Vers:

Und wie Voltaire und Argeus ihm

ist nicht boshaft; er sagt eine Lüge und die Lüge sagte Kästner nicht. — Herr Jacobi lebt und schwebet noch zu Halle; nur auf acht Tage verliess er mich, acht Wochen wurden daraus. Da Sie seine Winterreise[1] noch nicht haben, so werden sie nun wohl die Sommerreise[2] zugleich empfangen, er arbeitet daran. — Der Verleger des Almanachs macht dem Sammler schlechte Ehre! Etwas grösser muss das Papier seyn! —

3. Boie an Gleim. Berlin. 31 December 1769.

Ich schreib Ihnen heute nur, mein wehrtester Herr Kanonikus, um Ihnen die Schrift des H. Mendelsohns so geschwind zu schicken als ich kann, und Ihnen für den gütigen, freundschaftlichen Brief zu danken, womit Sie Ihrem jungen Freunde einen sehr verdriesslichen Abend erheiterten. In dem königlichen Berlin langweilige, verdrüssliche Abende? Ja, mein würdiger Freund, aber ich bin erst seit dreyen Tagen mit denen Männern bekannt, die Berlin den Freunden der Musen so wichtig machen[3]. — Seit wenigen Tagen hat mich H. Nicolai bei einigen der grossen Männer Berlins eingeführt[4]. Herrn Grillo hab ich noch nicht sehen können. Wenn ich auch nicht selbst begierig

1) Düsseldorf 1769.

2) Halle, 1770. Beide dichtungen sind blosse nachahmungen des Yorik. Vgl. über die „Empfindsamen reisen“ Musaeus, Allg. d. Bibl. XIX, 2, s. 7. 9.

3) Über seine Berliner erlebnisse schrieb Boie ein eigenes tagebuch in form von briefen an seine verwanten in Flensburg.

4) Die mitwochsgesellschaft; vgl. den nächsten brief.

wäre, ihn zu sehen, so wäre der Tietel eines Freundes von Gleim allein hinreichend, mich begierig darauf zu machen. H. Lambert hab ich auch nur am dritten Orte gesprochen. Bey H. Sulzer bin ich auch nur sehr kurz gewesen. H. Ramler und Mendelssohn kenne ich noch am meisten. Bey dem ersten hatt ich das Glück fast einen ganzen Morgen zu seyn. Das Gerücht hat nicht zu viel von seiner Declamation gesagt. Er laß mir etwas aus der neuen Sammlung der Lieder der Deutschen. Sie wird sehr schöne Lieder enthalten. Ohne Zweifel haben Sie nun auch den Almanach der Musen, den erfurtischen Strassenräuber gesehen[1]. Das Wort ist nicht zu hart. Ich kann es beweisen und werd es öffentlich thun, dass sie einen grossen Theil und die ganze Idee ihrer Sammlung von dem unsrigen gestohlen haben. So gehen doch nicht Leute zu Werke, die die Litteratur allgemeiner zu machen willends haben? Privatruhm — Und wehe dem Privatruhm, der nicht auf bessere Gründe gestützt ist, als der ihrige! Und dann noch die elende Anekdotensucht der Leutchen, wodurch sie den dümmern Theil des Publikums locken, dass sie aus ihrer Bude kaufen sollen! Die hallischen und erfurtischen Journalisten sind es, die zuerst dies Anekdotenhorchen eingeführt haben. Sie haben die Litteratur dadurch verdorben. Was ist der deutschen Muse an dem Beyfall von Leuten gelegen, die neugierig und dumm nur nach Neuigkeiten von den grossen Männern das Maul aufsperren, deren Werke zu lesen und zu studieren sie nie Verlangen fühlten. Das sind die Profani, für die wahrhaftig die Muse nicht singt. Kein berümter und fast kein unberümter Mann kann künftig vor diesen Lauschern in seinem Cabinette sicher seyn. Gelacht hab ich recht, da ich meinen Nahmen unter den Nahmen der Dichter fand, wegen der Sachen, die ich in meinem Schreibepult verwahren soll. Ich dächte, man sollte mir danken, dass ich Selbsterkenntniss genug habe, dem Publico nicht Sachen schon zu lassen, die ich noch für unreif halten muss. Aber nicht so diese Herren! — —[2]

Ich kann noch nicht bestimmen, wie lang ich hier bleibe[3]; ich hange nicht von mir selbst ab. Trotz aller Bande, womit mich Berlin fesselt, eilt ich sonst zurück in die freundschaftlichen Arme, die mich zu Halberstadt erwarten. Ich muss hier abbrechen. — Mein grösster Stolz würde sonst seyn, wenn ich etwas zur Herausgabe der süssen

1) Der Leipziger Almanach der deutschen musen, dessen redaction von Klotzens Leipziger und Erfurter freunden besorgt wurde.

2) Nun folgen einige angriffe persönlicher natur gegen das unternehmen.

3) Boie verliess Berlin am 2. märz 1770.

Gedichte beytragen könnte, die von allen, die die deutsche Muse sang, das meiste zu meinem Vergnügen beygetragen haben. Für ein Jahr in Halberstadt opfert ich gewiss alles auf, nur müsst ich Ihnen nicht zur Last seyn. Das kann ich allenfals acht Tage, aber länger nie[1]. Man schlägt mir eine Stelle bey dem neuerrichteten Lotto di Genova zu Gotha vor. Was meinen Sie dazu? Bedingungen hab ich noch nicht genug mich zu bestimmen. —

Ihr ergebenster Diener
Boie.

4. Boie an Gleim. Berlin. 14. Jan. 1770.

[2]— Bis zu Anfang des künftigen Monats soll ich hier bleiben. — H. Spalding, Moses, Nicolai, Ramler, Sulzer, Meil und die andren Freunde der Musen, worauf Berlin stolz ist, begegnen mir mit vieler Güte. Ich bin in die Geselschaft eingeführt, wo sie sich alle Mittwoch versammlen und habe in derselben einige andre liebenswürdige Männer kennen lernen[3]. — Bey dem liebenswürdigen Meil hab ich einige sehr angenehme Nachmittage zugebracht. Ich thue mir recht was darauf zu Gute, dass er mir eine Reihe von seinen niedlichen Blättern geschenkt hat. Er zeichnet fleissig an dem Domcalender, arbeitet aber langsam, wenn er es recht gut machen will. — Meil wünscht sehr die Vignetten und Verzierungen zu Ihren Werken zu machen, und Meil kann sie Ihrer nur würdig machen. — Er hat mir von einigen Ideen gesagt, die allerdings vortrefflich sind. H. Ramler führte mich gestern zu Herrn Roden, einem Künstler, dem seine Bescheidenheit vieleicht bey seinen Zeitgenossen Schaden thun kann. — Am Mittwoch ward in der Akademie eine Abhandlung des Grossen Friedrichs vorgelesen von den Mitteln die Menschen tugendhaft zu machen. — Von Ramlers Alexanderfest ist eine verbesserte Ausgabe gedruckt[4], die ich Ihnen beylege, weil Sie sie vieleicht noch nicht gesehen haben.

Der Ihrige
Boie.

5. Boie an Gleim. Göttingen. 18-ten April 1770.

Mein würdiger Freund,

Den Augenblick verlässt mich einer meiner liebsten hiesigen Freunde, Herr Altorfer, ein Schweitzer, ein Freund des Herrn Lava-

1) Boie traf am 8. märz über Magdeburg bei Gleim in Halberstadt ein, wo er drei Tage verweilte.

2) Boie versichert Gleim seiner freundschaftlichsten liebe und entschuldigt sein langes schweigen.

3) Vgl. den anfang von nr. 3.

4) Berlin 1770.

ters, und Führer eines jungen Herrn von Thurm, der Morgen nach Wernigerode reisen und bey der Gelegenheit den Sänger und Freund der Grazien[1] sehen will. —[2] Wo ist unser Jacobi jetzt? Noch nicht in Düsseldorf? Welch einen übeln Dienst hat ihm Klotz wieder gethan? Er spricht von Gerstenbergischer unsinniger Prosa — ich erstaune ganz. Wo bekommt der Mann die Unverschämtheit her? Gerstenberg hat sicher sogar mehr Gelehrsamkeit als Klotz[3]. Der hat ja vor lauter Kunstrichteln nie an ernsthaftes Studieren denken können. Ich kann ohne Unwillen nicht daran denken, dass er und Riedel die Fehde angezettelt haben, die noch immer Freunde unsrer Litteratur zerrüttet Ich bleibe hier noch wohl vors erste, und bis jetzt an die Übersetzerbank geschmiedet. Wider meinen Willen; wenn ich nur in meiner jetzigen Lage anders könnte. Ich möchte so gern, ohne alle andern Sorgen und Zerstreuungen, noch ein paar Jahr hier ganz dem ernsthaftesten Studieren widmen[4]. Wenn wir Deutsche so halbgedacht, so windschief und oft so gedankenleer zu schreiben fortfahren, als einige unsrer neuern Scribenten mit Glück zu wagen anfangen, so sind wir, trotz unsrer vielen guten Köpfe, der Barbarey wieder nahe. Da soll denn Unverschämtheit ersetzen, was an Mark und Nerven abgeht. —

Ich habe jetzt meine, fast ganz vergessene Monimia wieder vorgenommen, und werde sie wohl drucken lassen, ob ich gleich voraussehe, wie meine kunstrichterlichen Freunde mich mitnehmen werden, sobald sie meinen Namen wissen! Hindert nichts! Ihr Lob würde mich nicht stolz machen, und ihr Tadel soll mich nicht niederschlagen.

Sie wollten eine Probe der französischen Critik haben, hier ist sie. Die Annales typographiques S. 449 kündigen Utzens Traumgedicht auf Kronegk unter dem Titel Elegie an, und setzen hinzu: le titre de la piece porte que c'est une tragédie, mais comme c'est toujours le poete, qui parle, sans autre interlocuteur, qu'il n'y a division de scene, ni intrigue, ni enfin rien de ce qui caracterise une tragédie, nous l'annoncons sous son veritable nom. Von Ihren Romanzen sagen sie p. 345: M. Gleim |pourroit quesque passer pour l'inventeur des romances en Allemagne, si dès 1756 on n'avoit en quelque chose de sem-

1) Wieland.

2) Persönliche äusserungen über Gleims freundschaft.

3) Vgl. die anzeige in den Hamburger unterhaltungen, 1770. Im besondern die recension im V. bande der Deutschen bibl. stück 17, s. 122 fgg.

4) Einige monate später schreibt er an Funk: „Ich bin mir selbst überlassen und muss für mich selbst sorgen. Studieren kann ich nicht, weil ich den ganzen Tag arbeiten muss."

blable du célèbre M. Volten. Unsre schlechtesten Kunstrichter haben doch zu viel Litteratur, um von einem bekannten Franzosen so zu sprechen. Freylich sehr oft auch ihr einziges Verdienst.

H. Jacobi hat Ihnen an Ihrem Geburtstage ein sehr niedliches Liedchen gesungen. Es scheint ganz von der Göttin des Wohllauts eingegeben. Die Gedichte unsrer ländlichen Muse erscheinen nach Ostern nicht. Einige Ursachen hindern mich an der Ausgabe vor Johannis zu denken. Hier sind ein paar Strophen aus einer Ode an Klopstock, die sich nicht gleich ist, und die ich auch heute nicht Zeit habe abzuschreiben.

Und hätten, ehe noch zu dir von Gottes Bergen
Die Sionitinn niederstieg,
Die ewigen, unsterblichen Gesänge
Homerens mir getönt;
Sie hätten doch nicht diese himmlischen Gefühle,
Nicht diese Wollust aufgeregt,
Die dein Gesang von des Messias Leiden
In meine Seele strömt.
Zwar sink' ich, wenn dein Lied den Ernst Jehovens donnert,
Wenn es auf kühnen Fittigen,
Zur Hölle niederrauscht, bangschauernd in die Tiefe
Und bebe seelenlos.
So sank in Todesangst, so fühlte tiefe Schauer
Der Erstgebohrne jenes Sterns
Vor dem im Zorn Jehovens Gang vorüber,
Den Sohn zu richten, ging.

Ich habe noch keinen Brief seit den Geschenken, die Sie ihr gemacht haben.

Sie vergessen doch nicht, dass Sie mir einige Beyträge zum künftigen Almanach versprochen[1] haben: Ein paar Liedchen von Beyern waren darunter. Und dann erinnere ich Sie auch an die Verse Ihrer Bauermuse, die Sie mir haben schicken wollen, und an die Verse der Frau Karschin darüber. Schicken Sie mir nur die Originale. Sie erhalten sie mit der ehsten Gelegenheit wieder zurück. —

6. Boie an Gleim. Göttingen. 24. May. 1770.

—[2] Ich bin über 14 Tage bey meinem Freund Gotter gewesen. und habe mit ihm so viele seelige Stunden gelebt, dass ich mich in

1) Korrigiert aus: gegeben.
2) Boie entschuldigt sein langes schweigen durch eine reise nach Gotha.

meiner unfreundschaftlichen Einöde schon ein wenig wieder allein behelfen kann. Mein Freund ist ganz entzückt sich von einem der Wenigen Grossen Männer in Deutschland gekannt und geschätzet zu wissen. Er dankt Ihnen auf das innigste für das Gedichtchen unseres Jacobi, das ihm durch die Person, an die es gerichtet war, und durch die Hand, die es ihm schenkte und überschrieb, noch theurer wurde. Ich vereinige meinen Dank mit dem seinigen und weiss mir viel damit, dass ich eben das Gedicht von dem Dichter und von dem Gegenstande habe, der das Gedicht veranlasste. Meine Zerstreuungen haben mich bisher verhindert dem Dichter zu antworten. Jetzt wird er doch wohl in Düsseldorf seyn? Vor allen Dingen muss ich Ihnen sagen, dass ich in Erfurt gewesen bin und den Sänger der Grazien von Angesicht zu Angesicht gesehen habe. H. Gotter und ich hatten das Glück ein paar Stunden uns mit ihm zu unterhalten und aufs beste von ihm aufgenommen zu werden. Die andern Männer in E. verlieren durch die Vergleichung auch nur im persönlichen Umgange sehr viel. Wieland zeigt den Mann von Geschmack und Empfindung in allem, was ihn umgiebt, wie der Sänger der Liebe zu Halberstadt. Bey den Andern findet man auch im Umgange den Kunstrichter. W. war sehr unzufrieden mit den Kunstrichtern, besonders mit dem göttingischen und hamburgischen, in Absicht seiner. Die Unzufriedenheit über die A. B. schien ihm nur geliehen, und in der That kann er sich über die auch nicht beklagen. Es ist doch ärgerlich, dass die Klatschsucht schon in E. den Namen des H. Recensenten nennet. Gerstenberg soll es seyn. Und woher wissen die Leute das? Es ist wahrhaftig nur blosse Vermuthung. Er macht gewisse Recensionen in der N. Z. Nun gut! Er ist klug genug mit gewissen Kunstrichtern nicht zufrieden zu seyn. Er muss es gewiss seyn! Und nun sind die Menschen unverschämt genug einen Mann zu beleidigen, der unter die Ehren der Nation gehöret. Die Recension kann nur von einem Manne von Rang gemacht seyn. Ich habe sie nur nach obenhin gelesen, aber viel Wahrheit ist gewiss darin. Man geht, auch ohne Vorsatz, so leicht über die Schranken einer Wahrheit hinaus, die man fühlt. Sie werden, wie ich, W. neue Schrift mit Entzücken gelesen haben[1]. Sie liegt itzt vor mir, und nun fang ich an sie zu studieren, nachdem ich meine Neugierde gebüsst habe. Wie viele Sachen sind darin! Bey allem Anschein von Frivolität welche tiefe Philosophie! Wie tiefe Blicke ins menschliche Herz! Wieder Rousseau hat kaum einer tröstender und einleuchtender geschrie-

1) Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. Leipzig 1770.

ben. Den Combabus[1] habe ich noch nicht gesehen. Dorat liegt schon zur Vergleichung auf meinem Tisch. Ob er sie aushalten wird? Ich lese diesen Morgen seine Ausschweifung über unsre Poesie. Im ganzen können wir sehr zufrieden seyn. Aber sollte der Tadel so gegründet seyn, als das Lob? Würklich die Bilder im Kleist unedel, die der verzärtelte französische Geschmack dafür hält? Die Henne, die am Ufer sich um ihre schwimmende Entchen sich kümmert, kann nur dem ecklen Höfling ein unedles Bild seyn. Dorat ist ein sehr guter Erzähler. Gellert und seine Nachfolger thun mir, mit ihm verglichen, keine Genüge. Ist gleich ihre Moral geläuterter. Dietrich hat eine sehr saubere Ausgabe von Dorat in fünf Bänden bekommen, mit vielem Geschmack executirt. Sie kostet 6 Thlr. Unsre Buchhändler würden ein änliches Werk nicht um den Preis geben wollen und können. Unter den neuen französischen Sachen habe ich besonders die Tragoedie Fayel bemerkt. Arnaud[2] ist vom genre sombre zum genre terrible übergegangen. Glücklich! Das Stück hat mich sehr erschüttert; obgleich es unter den Händen eines Gerstenbergs ganz anders geworden seyn würde. Das Sujet ist die vortrefliche Romanze von Gabrielle de Vergi, die mir schon manche Thräne gekostet hat, und die ich grosse Lust habe dem bloss deutschen Leser auch vergiessen zu machen. Arnaud hat wieder einen kleinen Roman gemacht, worin weniger metaphysische Sprache der Leidenschaft ist, als in den vorigen. Ich übersetze ihn — — — Von deutschen Neuigkeiten hab ich wenig noch gesehen, und im Messcatalogus hab ich auch wenig bemerkt, das mich reitzte. Wir schiffen mit vollen Segeln der französischen Seichtigkeit entgegen, da wir sie noch nicht allemal in ihren vortreflichen Sachen erreicht haben. Jacobi hat einen Nachahmer in seinen Reisen bekommen, den ich wohl kaum lesen werde. Haben Sie schon Rotzbergers liebreiche Anrede gelesen? Ein sehr gutes Stück in seiner Art, dünkt mich! Die hiesige Facultät wird sich nicht wenig wundern! Lavaters Antwort und Moses Gegenantwort machen beyde den Verfassern und unsrer Nation Ehre. Wie wenig verdiente der Schmierer Kölbele sich zwischen zwey so ehrwürdige Männer zu drängen! In der Sprache des Pöbels durfte der Mann mit einem Weisen reden. — — Wie sehr dank ich Ihnen, mein würdiger Freund, für die Mühe, die Sie sich gaben, mir die Gedichte abzuschreiben, die ich so gern lesen wollte. Für jede Zeile möchte ich Ihnen besonders danken, so viel Vergnügen haben Sie mir gemacht. Ich habe zwey Stellen

1) Combabus. Eine Erzählung. Leipzig 1770.
2) Baculard d'Arnaud, Fayel, ou Gabrielle de Vergy. Paris 1770.

bemerkt, die ich für Schreibfehler halte; darf ich mich darüber erkundigen? In dem Gedichtchen nach der Anthologie geht das Wort rechtschaffen nicht ins Sylbenmass. In dem Briefe an Denis (ich glaube mit Ihnen, dass die Abtheilung in Strophen in diesem Gedichte nicht nöthig ist) kann ich die letzte Zeile in der siebenten Strophe:

Einem Wüterich gewähren —

nicht in den Verstand bringen. Ich denke, es müsste wie der einen Feind oder so was heissen. Auf die fromme Wilaidilis freu ich mich nicht wenig. Aber dass Sie mir glauben müssen, diese Stücke zum Almanach zu gebrauchen, das hatte ich weder erwartet, noch zur Absicht. Um deso angenehmer ist mir das Geschenk. Aber, man wird leicht unverschämt, wenn man weiss, dass man bitten darf. Noch ein Stück hätt' ich gern von Ihnen. Wenn nicht zu dem Gebrauche, so für mich selbst — die Verbesserung der Schäferwelt, die Sie sich wunderten in meiner Hand zu sehen. Sie versprachen auch mir ein paar Liedchen von Beyern und noch andre Beyträge zu meiner kleinen Sammlung, an die ich ernstlich zu denken anfange, und die ich gern diesmal ein wenig gut machte. Die alte wird auf Johannis wieder gedruckt. Haben Sie bei Ihren Stücken etwas zu erinnern, so befehlen Sie. Etwan ein paar Noten? Es kommt manche Veränderung hinein. Und ich bitte Sie sehr, mir nicht die Anmerkungen zu vorenthalten, die Ihnen etwa bey einem und dem andern Stücke eingefallen sein mögen. Ich darf mir schmeicheln, künftighin eine interessantere Sammlung zu liefern, zumal wenn Sie mir Ihren Beystand nicht versagen wollen und Ihren Rath — o den brauch ich noch mehr. Wie sehr wird das Gedicht an Denis der Sammlung zur Zierde gereichen! — — — Ich komme auf das angenehme Geschenk, das Sie mir versprochen[1]. — Ich werde den Meinigen vertauschen, und das Buch, das ich dafür erhalte, dem Dichter Thomsen geben. — Vielleicht erhalt ich mit dem Pope Ihr Buch, um es dem ländlichen Dichter zu senden. Er hat mir neulich geschrieben und ist ganz erstaunt, sich von Ihnen bemerkt zu wissen. Das Geschenk aus Ihrer und Jacobis Hand wird ihn sehr aufmuntern weiter zu gehen. Die Ode an Klopstock soll er erst bessern, ehe Sie sie ganz sehen dürfen. Hier ist ein Stück, an mich, das Ihnen vielleicht nicht ganz unangenehm ist.

B. — — mir rinnt die lebende Thräne der Wehmuth vom Auge.
Tief in Schauer gehüllt fühl' ich blutenden Gram.
Ach! indem ich durch Thränen mich meiner Betrübnis entschütte,

1) Gleim sendete ihm ein exemplar Popes.

Wallet die folgende Thräne immer gewaltig empor,
Und die erheiternde Lindrung, nach welcher mein Aug' in die Zukunft
Starr und seelenlos schaut, fliehet den einsamen Blick!
B. Werd' ich dich nie in heiliger Freundschaft umarmen,
Nie mein Auge dich sehn? Werd ich, erhabener Freund,
Meine traurigen Tage getrennt von Dir verleben,
Ewig getrennet von dir, der du so edel mich liebst?
Ruft dich, ferne von mir, der Tod ins bessere Leben?
Wird mir die Tröstung versagt, sterbend auch dich nicht zu sehn?
Nicht dein gebrochenes Auge zu küssen, und nicht um die Städte,
Wo, Geliebter, du ruhst, Blumen des Frülings zu streun?
Ach! Wie wird mein Leben den Schmerz zu vertragen vermögen,
Wie die Seele das Bild, redlicher B. von dir!
Nein, nicht trübere Wehmuth, fühlst du verlassne, geliebte
Einsame, zärtliche Braut, welche, von Trauern umwölkt,
Ihres theuren, entfernten Geliebten Zurückkunft erweinet;
Als, Geliebter, um dich meine Seele hier fühlt.
Möcht', ach möchte sich mir die bezaubernde Aussicht eröfnen,
Einmal, erhabener Freund, dich in der Zukunft zu sehn,
O, so wollt' ich auf ewig die traurigen Bilder verscheuchen,
Die, in Dunkel verhüllt, oft meine Seele jetzt sieht,
Freudig das Bild der Trennung in leichte Winde verhauchen,
Freudig wollt' ich dein Grab nie in der Ferne mehr sehn!
Nur das süsse Bewusstseyn der Freundschaft wollt' ich empfinden,
Und, von Hofnung belebt, jenen erheiternden Tag,
Welcher mir dich zu umarmen vergönnt, gefühlvoll erwarten;
Und die entflohene Ruh rief ich dann wieder zurück!
Sanft wie liebliche Bäch', an denen Wollust und Kühlung
Zephyr um sich verhaucht, flösse mein Leben dahin!
Und die Vorempfindung der Wonn' in deiner Umarmung
Hübe mein Aug' entzückt oft zu den Sternen empor.

Ich habe jetzt einen weitläuftigen Brief an den Dichter geschrieben den ich ihm mit einem Packet Büchern heute schickte. Wegen seinel Gedichte kann ich mich zu nichts entschliessen, ehe ich die Meinung unserer Kopenhagenschen principum virorum weiss. H. Nicolai hat sie nur aus Versehen angekündigt: aber doch so, dass es nichts hindert. Freilich wäre mir's am liebsten, wenn eine Ausgabe, wie Sie vorschlagen, möglich wäre. Ich werde mir alle Mühe deswegen geben. Aber, wenn wir das Exemplar um einen Louisd'or verkaufen wollen, müssen

doch wenigstens ein Bändchen von 10—12 Bogen liefern. Und
rden wir sicher, wegen Nachdrucks der Corsaren, seyn, deren Un-
schämtheit jetzt aufs höchste steigt? Ein Nachdruck brächte den
ıen Musensohn um allen Vortheil, den er aus der Ausgabe ziehen
ınte. Sollte ein Anathema in der Vorrede wohl stark genug seyn,
abzuhalten? . . Vergessen Sie doch ja nicht mir die Kinder der
fpoetin, den Wettstreit der Frau Karschin mit ihr, den Brief dieser
hterin über den Ugolino und andre ihrer Stücke sehen zu lassen,
Sie mir versprochen haben. Die Originale folgen gleich unversehrt
ler zurück. Es ist mir lieb und nicht lieb gewesen, dass H. Mi-
elis zum Kunstrichter gediehen ist. Lieb für den Correspondenten,
für uns armen Layen, die wir ihn künftig mit Vergnügen lesen
len; nicht lieb für den armen Dichter, weil ich weiss, wie wenig
frommen Dichter zu modernen Aristarchen taugen. Ein paar gute
ensionen im Cor. hätten mir, auch ohne Ihr Erinnern, schon einen
ern Verfasser verrathen. Die von Schmids Theater war nur nicht
eindringend genug. Aber so konnt er sie als des Verf. Freund
t machen. Ich weiss nicht, wozu alle die Übersetzungen fremder
ıterstücke! Sie machen nur, dass unsre Dichter den Vortheil ver-
n, manches, was die Theaterdichter aller Nationen gethan haben,
lich daraus zu gebrauchen. H. Gotter dachte an eine deutsch ge-
hte fair penitent, die nach dem, was ich davon gesehen habe, sehr
geworden wäre. Die neue Übers. des Stückes, obgleich herzlich
elmässig, bringt ihn ohne Zweifel von seinem Vorsatz ab. Er hat
t wieder einige sehr gute Gedichte gemacht, davon ich Ihnen näch-
s eine Probe senden werde, weil ich jetzt die Abschriften nicht zur
d habe. Seine Kräfte hoff ich wird er übrigens dem Theater wei-
Von einem meiner Freunde hab ich gestern einen Theutomal
ommen, der weder ihm noch unsrer Nation Schande machen kann.
n er gedruckt und noch mehr castigirt wird. Theutomal ist der
n Hermanns und Thusneldens, der, aus seiner Gefangenschaft zu
enna entronnen, in den deutschen Wäldern, für deren Freyheit er
pfen wollte, und die derselben nicht mehr wehrt waren, sein Leben
iert. Der V. giebt das Stück in recitativischen Versen. Abermal
onst haben wir nach Klopstocks Oden ausgesehen! Wird unser
sser Dichter denn nicht endlich unsre Neugierde befriedigen? Ich
e den halben — den ganzen Messcatalogus darum hin! Das ange-
digte Gedicht von Witthof werden, ohne Zweifel, Sie herausgegeben
en. Eine sichere Hofnung, dass auch das äussere des Dichters wür-
er seyn wird, als bey den anderen Ausgaben. Wie wenig ist sonst

von unseren besten Köpfen angekündigt! Sie ruhen sich aus — oder lieber sie bereiten sich zu neuen Lorbeern. Ich freue mich doch, endlich eine vernünftige Beurtheilung Ihrer Oden nach dem Horaz gelesen zu haben. Die in den N. Zeitungen[1], die sonst, auch zuweilen gegen Sie, unbillig waren. Der Beurtheiler hat doch einen Gesichtspunkt angenommen, der, dünkt mich, sehr wahr ist. Ich empfand gleich, dass ein Gleim nicht nachahmen könne und müsse, wenn nicht ein Genie, das mit dem seinigen so nahe verwandt ist, — den Anakreon. Es freut mich, dass der Kritikus gefühlt hat, wie sehr die Lieder nach dem Anakreon unsre besten Lieder sind. Wem im hohen Masse Originalgenie ward, hat von jeher umsonst versucht Nachahmer zu seyn. Ich wollte doch sehen, was daraus würde, wenn Ramler den Anakreon nachahmen wollte. Mit der Beurtheilung der Oden in der A. bibl.[2] hängt es besonders zusammen. Der Theil, der Lob und viel davon, enthielte, ist in der Druckerey verloren gegangen. Ich weiss es ganz sicher. Den Brief über den Amor hat doch kein Kritikus ernst genommen. War es Bosheit, oder Mangel an feinem Gefühl, dass man die feinsten, leichtesten Verse übersieht, die schöne poetische Periode überhört, und den Scherz des ganzen verkennt? Die ganze Welt sieht ja, dass es eine ernsthafte Vertheidigung ist und seyn soll. — — — Ich komme zu weit in den Text, wenn ich über das Capittel anfange. Ich muss endlich dem athemlosen Briefe ein Ende machen. — Und trotz allem Geschwätz, was ich geschrieben habe, hab ich doch noch zwey wichtige Punkte vergessen. Den einen über das Gemälde. Herr Tischbein macht sich so sehr eine Ehre daraus, ein Stück von seiner Hand in Ihrem Musentempel zu wissen, dass er es beynah übel nahm, als ich ihn fragte, ob er es für den Preis machen könnte.[3] H. Kästner weiss es noch nicht. Sobald er mit ein paar andern bestellten Stücken fertig ist, fängt er zu malen an. —

1) Hamburgische Neue zeitung. 1770, 63. stück.

2) Allgem. bibl. 1770, 11. band, 1. st. s. 248.

3) Gleim bat Boie, ihm ein bildnis Kästners für seinen Tempel der freundschaft zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt im nächsten hefte.)

MISCELLEN.

Zum Reichtumb Priester Johanns (s. 216 fgg. dieses bandes).

V. 20 fgg. dürfte es mit einsetzung von *Erlöstest* für *Die deinen,* wie Zarncke will, nicht getan sein. Der verfasser liebt freilich die widerholung ähnlicher worte in kurzen abständen, vgl. 55—57, 231—237, 263—266, 361—365, 900—904—914; aber man sieht nicht, wie aus *Erlöstest* ein *Die deinen* hätte hervorgehen können. Eher möchten verse ausgefallen und einerseits von der erlösung der nach Christus gestorbenen gläubigen, anderseits von der erlösung derer die rede gewesen sein, die bereits in der hölle waren, aber bei Christi hinabfahrt sich zu ihm bekanten.

Hinter v. 27 setze ich einen punkt und schreibe dann:

Die ee was todtlich begraben
In den sünden von alter schulde,
Die (hs. *Da*) *kam an* (hs. *von*) *gotes hulde,*
Von der [*si durch*] *ungehorsam was komen.*
Daz (hs. *Da*) *was ee unvernomen,*
Wie der mensch erlöset wurde.

V. 46 komma, 47 punkt.

V. 163 lies *du wil : vil.* Es sind ja noch mehr altertümliche formen und formeln in dem stück vorhanden, die uns für die erste aufzeichnung oder bearbeitung des stoffes bis ins 12. jahrhundert zurückleiten. Ich führe nur an 667 *vîanden* (hs. und herausgeber *veinden*) *: Rechen unnsern annden* und die reime *kunige : vrumige* 187. 781, wo im gereinigten texte natürlich *frümige* oder *frümigen* zu schreiben wäre. Auch *wurmlein : seydin* 605 und *darein : sin* (= sensus) 623 beachte man.

V. 246 fehlt wol *er* hinter *Daz.* V. 272 fgg. geben keinen sinn:

Nu mercket recht hiebey:
Unns dienent zway und sibenczig lanndt
In summelichen cristen unerkant.
275 *Die anndern alle an* (d. h. *âne*) *den glauben sint*
Und gegen unnserm herren plint.

Ich setze punkt hinter *lanndt,* komma hinter *unerkant* und schreibe:

Ir summeliche Cristen hant erkant,

worauf der gegensatz folgt.

313 *An dem hirne ein auge sy hant,*
Linstuzen sint sy genant.

Linstuzen las v. Grienberger, *Luistuzen* Zarncke. Zu schreiben ist *Einsternen,* der deutsche name der Cyclopen oder Arimaspen, der sich an Herodots falsche deutung aus dem skythischen (Müllenhoff, DA. 3, 11. 105 fg.) anschliesst. Vgl. noch Bartsch, Herzog Ernst s. CLXVI fgg. Er citiert da auch unser gedicht, wie ich nachträglich sehe, gibt *Einstuozen* als lesart an und verbessert *einsterne.* Das wort ist aber schwaches masc. Es sind leute, die nur einen augenstern (*ougistirne* Anno 851) haben.

439 fgg. würde ich folgende interpunktion vorziehen:

Der des alters ist sunder wan
Als ainer von drey und dreyssig jaren:
So mues er ymmer geparen.

480 möchte ich das komma durch einen punkt ersetzen.

509 fehlt ein komma.

600 *Das wisse in der warhait mein* erinnert an die im ahd., besonders bei Otfrid häufigen verbindungen *in wâr, in wâr mîn, in mîn wâr;* doch steht dort der acc., nicht der dativ bei der praeposition. Ich möchte daher *von der w. m.* vorschlagen.

607 gehört zu 605 fg., und mit 608 begint ein neuer satz.

622 dünkt mich am geratensten, *im* in *in* zu verwandeln.

818 und 878 ist ein satz zu ende und 881 wol lieber kolon zu schreiben.

BERLIN, 30. JULI 1894. MAX ROEDIGER.

Erdîsen.

Im gedichte Vom rechte (Waag, Kl. ged. des 11. und 12. jh., s. 66) lauten die verse 147 fg.:

> .... *wan lieze er in dâ stân*
> *so wære daz routin ungetân,*
> *bedorfte daz erdîsen*
> 150 *nimmir dar gewîsen:*
> *daz îsen dar in stæche,*
> *den phluoch ez zebræche.*

Der sinn der stelle ist wol: bleibt ein grosser stock (baumstrunk[1]) im gerodeten lande, so ist es mit dem roden nichts; es verlohnt sich nicht mit dem *erdeisen darüber zu gehen, denn das eisen würde darauf stossen, der pflug zerbrochen. Was ist nun aber mit *ez* in v. 152 gemeint? Doch wol nicht das zunächst stehende *îsen;* weder ein eisen am pfluge, noch sonst ein auf dem feld verwendetes kann den pflug zerbrechen; es müste ein im stock haftendes sein, von dem hier nirgends die rede ist, denn *stæche* heisst nicht „bliebe stecken"; der stock allein genügt, den daran anrennenden pflug zu zertrümmern. So kann *ez* nur algemeines subjekt sein wie in unserem „es zerreisst einen" oder (wahrscheinlicher) sich auf das in *dar* liegende *daz routin* das gereute beziehen, was hier dann = rodeland wäre wie in v. 168 *daz routin;* in der vorstellung des dichters und seiner zeitgenossen war wol eine sonderung der abstrakten und konkreten seite des wortes nicht vorhanden. Was ist dann aber *erdîsen?* Die bildung ist auffallend. Sonst sind die mit eisen zusammengesetzten worte meist durch einen verbalbegriff näher bestimt: hebeisen, schürfeisen, stemmeisen; oder durch ein substantiv, das angibt, an welcher stelle es festsizt, steckt, liegt: so in halseisen, fusseisen, speereisen. Erdeisen wäre nun ein an der erde liegendes, in der erde gefundenes eisen. Feuereisen *fiurîsen* bedeutet entweder eisen (stahl) zum feuerschlagen oder auch eisen das über das heerdfeuer gestelt wird; es wird an der einzigen stelle, wo es in der zweiten bedeutung vorkomt, in dem vocabol. talian. von 1424 (Münchener staatsbibl.) = feuerschragen gesezt und ital. *charedoni* glossiert (womit d. feuerhund verglichen werden mag). Gesezt nun auch, erdeisen könte bedeuten ein eisen, mit dem die erde bearbeitet wird, so wäre zu bedenken, dass *ert-* im mhd. so gut wie immer die erdoberfläche, den boden, den bewachsenen wie den kahlen bedeutet; auch *ertknolle* braucht nicht gerade einen erdigen knollen zu bezeichnen, sondern einen vom boden genommenen. Die erde als

1) Nicht: pflock, wie Kraus übersezt.

stoff ist *molde*. Man suche *erdîsen* nicht etwa mit *moltbret* Lex. hwb. 1, 2194 zu stützen; *moltbret* ist das bret am pflug, auf welches der aufgerissene humus zu liegen komt; das wort ist gebildet wie teigbrett, schachbrett. Auch in den verwanten sprachen komt ein ähnlich wie *erdîsen* gebildetes wort nicht vor, wenngleich die bedeutung von *erda* = erdstoff für die älteste zeit schon wegen des adjektivs *irdin* (got *airþeins*) höchst wahrscheinlich ist.

Zugegeben nun ferner, das *erdîsen* sei ein eisen für die bearbeitung des bodens, insbesondere des feldes, so ist damit nichts bestimtes gesagt; ist es hacke, spaten, schaufel, rechen, eisen am pflug, an der egge, jäteisen (*jat, jetîsen*)? Benecke-Müller fassen es als pflugeisen; ebenso Lexer (der in beiden wbb. das wort in der form *ertîsen* aufführt, was E. Schröder, Anz. XVIII, 291 übersehen hat) und das DW. Pflugeisen gibt es nun freilich mehrere, aber es wird hier das haupteisen, das grösste, die pflugschar gemeint sein, wie denn „pflugeisen“ geradezu als übersetzung von lat. vomer belegt ist DWb. 7, 1779 und rhetorisch für den ganzen pflug gebraucht wird. An unserer stelle wäre dann der gedankengang der: es verlohnte sich nicht mit dem pfluge darüber zu gehen; denn es träfe die pflugschar auf den stock, und der pflug zerbräche. Ich will nicht untersuchen, ob die vertretung desselben begriffes in der reihenfolge *erdîsen*, *îsen*, *phluoch* geschmackvoll und dem dichter zuzutrauen sei. Es genügt mir, darauf hinzuweisen, dass die bedeutung pflugeisen, pflugschar für unser wort nirgends belegt, ja dass das vorhandensein des wortes nicht über allen zweifel erhaben ist. An unserer stelle ist es höchst unwahrscheinlich, dass dem schreiber *erdîsen* vorlag; wie wäre er dazu gekommen daraus *ardisen* zu machen? so steht nämlich in der handschrift, wie Schröder a. a. o. mitteilt [der druck Karajans, Wien 1846, s. 6 bietet *acrdîsen*]. So viel ich sehe ist unserem gedicht *æ* für *ë* fremd, *a* für *ë* ist völlig unwahrscheinlich. Schröder denkt an *ardacker*; auch *arthouwe* liegt in der tat recht nahe. Aber *art* heisst doch ganz algemein landbau, *arthouwe* ist also eher bauernhacke, *artîsen* wäre ökonomieeisen, doch ein zu weiter begriff. Ich meine **æidisen* läge den schriftzügen nach ganz nahe; *æi* ist der zeit nicht fremd und gerade für *age* in der Milst. hs. in *taidinch* 36b vorhanden. Noch weniger als *æi* dürfte *ai*, das in der Milst hs. öfter begegnet, der vorlage fremd gewesen sein. Nun ist eide mhd. *eide* nur einem beschränkten gebiete eigen, heute dem alemannischen und schwäbischen ganz fremd, im bairischen nur stellenweise zu finden; gerade das Drauthal, zu dem Milstat gehört, kent nach Lex. K. *ädn* bis auf den heutigen tag. Dem schreiber der M. Hs. kann nun das wort, zumal in der zusammensetzung, recht wol unbekant gewesen sein, so dass er verständnislos *ard-* abschrieb. *Eidîsen* nun ist gebildet wie *phlugîsen*, bedeutet also zunächst egg-eisen, vergleichbar den spätbelegten *eidezinke* (Dief.-Wül. 390), *eggezan* (ebd.); *eid-* muss aber nicht gerade nominal sein; wie in *eitpfert*, *eitross* (ebd.) kann es auch zum verb. *eiden* = eggen gehören, also „zum eggen dienend“ bedeuten. Obwol nun die verwantschaft mit lat. *occa* und [illegible] formen für ein hohes alter der egge spricht, dürfen wir doch nicht glauben, dass die egge, wie wir sie jetzt kennen, in die vorgeschichtliche zeit zurückreicht. Werkzeuge von verschiedener gestalt müssen zum eggen gebraucht worden sein, das zeigt die schwankende glossierung mit *sarpa*, *occa*, *rastrum*, [illegible] *cilindrum*, *erpica*, [illegible] *talis perten* usw. — So ist es erklärlich, dass keine bestimte vorstellung [illegible] worte egge, egde, eide verbunden war, und dass man einen ausdruck [illegible] bildete, der für alle eisernen werkzeuge gelten konte, die zum eggen, [illegible] kleinern der erdschollen und ebnen des bodens verwendet wurden. [illegible]

zu der mit eisenzähnen versehenen zugegge. Das wort ist aber wirklich gebildet worden. Bei Dieffenbach-Wülcker ist es aus einem voc. ex quo vom jahre 1440, jezt in Mainz, md. herkunft belegt und mit *sarpa* übersezt (gerade so wie an anderer stelle *eide* selbst). *Sarpa* wird von Ducange-H. mit *sarculum* erklärt, bedeutet also zunächst hacke. Ob nun eine hacke, die ausschliesslich zum nacheggen gebraucht wurde, oder eine, die auch den pflug ersetzen muste, lässt sich kaum entscheiden. Ich möchte das zweite für wahrscheinlich halten, zumal in hinblick auf die bemerkungen über die rodungen bei Schmeller, BW.² I, 181[1]. Es hiesse dann also unsere stelle: man brauchte mit der hacke nicht über den boden zu gehen (könte sich die mühe sparen), denn sie geriete auf den stock (was für sie nicht wünschenswert und dem arbeiter besonders lästig ist), und könte nichts nützen, der pflug aber gienge gleich gar in trümmer.

Für die heimat des gedichtes Vom rechte kann unser wort kaum aufschluss geben, da es heute nirgends mehr vorzukommen scheint, in älterer zeit als *eidîsen* nur einmal, als *erdîsen* auch nur einmal zu belegen ist[2]. Aber auch dieser beleg ist unsicher. Ihn gibt Schmeller BW.² s. v. *erdysin* aus dem 8. band der Mon. Boic. Er verweist zugleich auf Stockers diplomatische erklärung altdeutscher wörter (identisch mit dem Vocab. diplomaticum?) vorrede s. 8. Dort wird das wort als unerklärbar angeführt und zwar in der form *Erdysin*, die beweist, dass Stocker es der angegebenen stelle der Mon. Boic. entnommen hat (freundliche mitteilung von Fr. Keinz). Die urkunde in den Mon. Boic. (VIII. 258) steht unter denen des klosters Diessen am Ammersee; sie ist für den Landsberger Chunrat Wittelspecke im jahre 1385 ausgestelt und trägt deutliche spuren der schwäbischen herkunft: *haunt*, *Gensi*, *köflichen*, bewahrte *î* usw. Das original der urkunde ist nicht mehr vorhanden (wie auf meine bitte herr archivrat Haeutle in München feststelte) und auch den herausgebern der Mon. Boic. nicht mehr vorgelegen; diese haben vielmehr die abschrift in der Diessener chronik (cod. germ. mon. 1770 saec. XVIII) benützen müssen, die sie als affabre descriptum bezeichnen. In der tat scheint sie den sprachcharakter gut überliefert zu haben. Unser wort konte der schreiber vielleicht nicht sicher lesen: wie mir Fr. Keinz mitteilt ist der lezte buchstabe undeutlich, am unwahrscheinlichsten *n*, eher *r* oder *e*. *Erdysir* wäre nicht unerhört, vgl. Lex. hdwb. I, 1459; aber freilich ist *îser* hier nur aus Herbort und Wolfram belegt. Zwei *erdysi(n)* werden in unserer urkunde jährlich dem hofmaier auf Epfenhausen vom dortigen hirten als abgabe gereicht, und zwar als einzige. Nun ist es sicher beglaubigt, dass pflugscharen als abgaben vorkamen. Ich weiss aber nicht, ob zwei ganze pflugscharen aljährlich für einen hirten nicht etwas viel und für den hof nicht überfluss waren. Auch an unserer stelle halte ich es für wahrscheinlich, dass der abschreiber des 18. jahrhunderts sich verlesen hat; also *erdysin* für *eidysin*. Allerdings hatte der schreiber des originales bestimt zwischen *ai* = mhd. *ei* und *ei* = nhd. *î* geschieden; wie er aber das alte *egi* schrieb, ist nicht zu ersehen. Nun wissen wir, dass im südöstlichen Schwaben *egi* > *e*, *ö* geworden ist, s. H. Fischer, Zur geschichte des mhd. s. 16 fg.; A. Böhaimb, Chronik der stadt Weilheim s. 3 fg.; Daisenberger, Hist.-topogr. beschreibung der pfarrei Oberammergau s. 24 fg. Es war also wol in dem älteren diphthong der erste laut geschlossener als in *æi* < *ei*, und es mochte zumal, so

1) so dass also für unsere stelle *eidisen* = *riutîsen* wäre Lex. hwb. 2, 472. Noch im Milstatter Weistum v. 1608 wird vom hacken, nicht vom pflügen der „Reuter“ gehandelt Öst. weist. 6, 499.

2) Auch *dremel* komt nicht in betracht, es ist so gut bairisch wie schwäbisch-alem.; die Österr. weistümer kennen das wort aus Steiermark und Tirol, s. bes. die nachweise bei Hintner s. 44.

lange *î* noch nicht diphthongisch geworden war, am besten *ei* geschrieben werden. Jedesfals aber darf unsere stelle der Mon. Boic. nicht verwendet werden, um die änderung von *ardisen* in *erdisen* im gedichte Vom rechte zu stützen.

WÜRZBURG. O. BRENNER.

Zu Friedrich Hebbels trauerspiel Agnes Bernauer.

3. akt, 8. scene (Friedrich Hebbels sämtliche werke. Hamburg, Hoffmann und Campe 1891. 4. bd. s. 48):

Albrecht. Agnes, hat man's dir schon gesagt, dass der rote wein, wenn du ihn trinkst, durch den alabaster deines halses hindurch leuchtet, als ob man ihn aus einem kristall in den andern gösse?

Hebbel benuzt hier ein altdeutsches motiv. Vgl. die erzählung Der borte von Dietrich von Glaz, gedruckt in v. d. Hagens Gesamtabenteuer I. band, s. 456, v. 47 fgg. Dort heisst es von einer jungen frau:

ir kinne wîz, sinewel,
ir kel was ein lûter vel,
dâdurch sach man des wînes swanc,
swenne diu schœne vrouwe trank.

Da „Agnes Bernauer“ 1851, das „Gesamtabenteuer“ 1850 erschienen ist, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass Hebbel gerade diese stelle vorgeschwebt hat.

4. akt, 4. scene (Werke s. 63) berichtet Ernst, herzog zu München-Baiern von seinem sohne Albrecht: Er reitet heut oder morgen nach Ingolstadt zum turnier hinab. Dort soll er, ich möchte sagen, wieder ehrlich gesprochen werden, und dies wird glücken; denn Ludwig hat alles zusammen gerufen, was mir feind ist, er denkt: je weiter der riss zwischen uns beiden, je besser für ihn! Nun, während sie die fahne über ihn schwenken, will ich dafür sorgen, dass sie sich hinterdrein nicht zu schämen brauchen.

Den gebrauch des fahnenschwenkens in diesem zusammenhange entlehnte Hebbel höchst wahrscheinlich der erzählung „Michael Kohlhaas“ seines geistesverwanten H. v. Kleist, dem er, wie seine jugendschrift „Über Theodor Körner und Heinrich v. Kleist“ zeigt, schon früh eindringendes studium widmete. Vgl. H. v. Kleists sämtliche werke, herausgegeben von Theophil Zolling (Stuttgart, W. Spemann) 4. teil S. 153: „Denn der erzkanzler herr Heinrich hatte die klage, die er im namen seines herrn in Dresden anhängig gemacht, punkt für punkt und ohne die mindeste einschränkung gegen den junker Wenzel von Tronka durchgesezt; dergestalt dass die pferde, nachdem man sie durch schwingung einer fahne über ihre häupter ehrlich gemacht und aus den händen des abdeckers, der sie ernährte, zurückgezogen hatte, von den leuten des junkers dickgefüttert und in gegenwart einer eigens dazu niedergesezten kommission dem anwalt auf dem markt zu Dresden übergeben worden waren.“

NORTHEIM. R. SPRENGER.

LITTERATUR.

Goethes werke. Herausgegeben im auftrage der grossherzogin Sophie von Sachsen. I, band 5, 1. 36. III, band 5 (tagebücher 1813—1816). IV, band 12—14 (briefe 1797—1799). Weimar, Hermann Böhlau. 1893.

Von diesen sechs im lezten jahre erschienenen bänden gehören nur zwei den eigentlichen „werken" an. Die erste abteilung des fünften kann eingehend erst besprochen werden nach dem erscheinen der zweiten, welche die längst mit spannung erwarteten lesarten und paralipomena zu dieser und auch zum vierten bande bringen, manches neue sowie die gründe des ausschlusses mehrerer sonst Goethe zugeschriebenen gedichte zu geben verspricht und somit der forschung ein neues gebiet eröfnen wird. Die vorliegende erste abteilung enthält weitere schon gedruckte gedichte aus dem nachlass. Zunächst wider eine abteilung vermischte gedichte: lieder aus den singspielen (unter der aus den „Nachgelassenen werken" stammenden überschrift: „Lieder für liebende"), aus „Wilhelm Meister", „Cellini" und der „Novelle"; zulezt 21 einzelne, die freilich ausserordentlich vermischt sind. Es folgen die abteilungen „An personen" (unter denen auch sprüche aus bekanten gedichten Goethes; wir wissen nicht, mit welcher berechtigung), „Zahme xenien" (7—9), „Invectiven", endlich alle aus dem neuen xenienfunde Goethe von Erich Schmidt zugeschriebenen epigramme.

Band 36 enthält zunächst die zweite hälfte der „Jahr- und tageshefte", in derselben weise veröffentlicht, wie in band 35 die erste. Es folgen, wie schon in der taschenausgabe von 1840, „Biographische einzelheiten", welche die quartausgabe von 1839 zuerst gebracht hatte, wie richtig s. 435 angegeben wird, während s. 381 gesagt ist, die mehrzahl sei dem 60. bande der ausgabe lezter hand entnommen, d. h. dem lezten bande der „Nachgelassenen werke", der erst 1842 erschien. Auch hier werden die „Jahr- und tageshefte" nach genauer vergleichung des ersten druckes mit den handschriften gegeben; selbst die auf offenbarer verwechselung beruhenden falschen namen und die ungenauen namensformen sind beibehalten, das richtige wird in den „Lesarten" nachgebracht. Nur darauf beschränken sich die erklärenden bemerkungen, wol mit einziger ausnahme der über Kamarupa 193, 3 gegebenen. Von dem grundsatze, die falschen namensformen beizubehalten, ist nur einmal abgewichen bei dem seltsamen Philipp R.... 110, 9, das nicht bloss verhört sein kann, da punkte nicht gehört werden. Gemeint scheint freilich der unter dem namen J. C. Philibert schreibende Legendre; aber eine schrift über pflanzenkrankheiten von ihm ist bisher nicht nachgewiesen. — Einmal ist eine änderung Goethes ganz unberechtigt rückgängig gemacht, weil dieser, wie wir es auch sonst finden, zufällig vergessen hatte, eine andere durch diese änderung nötig gewordene im folgenden auszuführen. 26, 7 hatte er diktiert: musikalische didaskalien nach art jener dramatischen zu halten. Bei der änderung in: zu musikalischen versäumte er die dadurch gebotenetene streichung der worte: zu halten. Die absicht Goethes ist unzweifelhaft; es war pflicht des herausgebers, bei diesem tatbestande die betreffenden worte fortzulassen. — Einmal (57, 11) wird eine änderung erst in den „Lesarten" gegeben: nach andern seien die worte deutschen und bei der umgestaltung der stelle durch versehen ausgefallen. Ich möchte vielmehr glauben, es sei auch andern zu streichen, wenn man nicht vielmehr den in allen sprachen gangbaren, eigentlich unlogischen gebrauch von anderer annehmen will. Die änderung von meistern in grossen, veranlasst durch die einschiebung von meisterhaft kurz vorher, hatte

die umgestaltung veranlasst. — Die 67, 25 von Goethe gemachte und mit recht beibehaltene änderung wird in den „Lesarten" als irrig bezeichnet. Geschrieben stand: Ich hielte mich persönlich vor versuchen aller art. Die druckhandschrift gab enthielt und von. Der herausgeber meint, hier liege ein verhören des schreigers zu grunde; Goethe habe diktiert: hütete ... vor. Nun begint freilich der vorhergehende absatz: „Vor der naturbetrachtung war man einigermassen auf der hut." Aber es ist nicht wahrscheinlich, dass Goethe hier wider von hüten habe sprechen wollen; und dass der schreiber statt enthielt oder enthielte (wie Goethe den indicativ häufig sprach oder schrieb) verstanden habe: hielte, und darauf vor statt von, scheint keine bedenkliche annahme. — An der bedeutenden stelle über die fortsetzung von „Wahrheit und dichtung" s. 188 stand ursprünglich: „von welchem ein dritteil schon geschrieben ist"; die andere fassung der stelle gab dafür: „ein drittel davon ward geschrieben." Aber statt ward muss es war heissen, da nur bezeichnet werden soll, wie viel damals schon vorlag; was er im jahre 1821 daran tat, wird erst darauf bemerkt: „Besonders ward ein angenehmes abenteuer von Lilli's geburtstag mit neigung hervorgehoben, anderes bemerkt und ausgezeichnet."

Die „Lesarten" geben uns ein deutliches bild davon, wie die „Tag- und jahreshefte" entworfen, ausgeführt und ergänzt worden sind, wobei Goethe mehrfach den erinnerungen Riemers folgte, was zuweilen, obwol beabsichtigt, unterblieben ist. Häufig wurde die folge der einzelnen abschnitte verändert. Auch neue oder anders ausgeführte schemata haben sich erhalten. Ein paar längere bedeutende stellen, der schluss von 1808 und 1810, waren durch versehen im druck ausgefallen und werden hier s. 387—393. 398 fg. zum ersten male mitgeteilt. Sonst ist weniges weggeblieben. Ein glück war es, dass Goethe sich entschloss die scharfe gegen prof. Welcker gerichtete äusserung (s. 415 fg.) auszuscheiden; er würde sie nicht geschrieben haben, hätte er gewusst, welch ein warmer verehrer seiner werke Welcker war, der auch Goethes geschichte der farbenlehre in seinen vorlesungen ausserordentlich rühmend hervorhob und weit entfernt war, über die „Farbenlehre" den stab zu brechen, wie Goethe in seinem ärger annahm. Er war ihm frühe persönlich bekant geworden, auch öffentlich für seine „Pandora" aufgetreten, aber mit dem Goethe genauer bekanten G. Hermann in streit geraten, was ihm bei Goethe und besonders bei Riemer schadete, obgleich Wilhelm von Humboldt diesen ausserordentlich hoch schätzte und Welcker geistig Goethe viel näher stand als Hermann.

Sonst verdienen noch einige ausgefallene stellen hervorgehoben zu werden. 33, 14 ist gestrichen die äusserung: „Ich erinnere mich noch ganz deutlich, dass ich in den schrecklichsten momenten [der zeitgeschichte] den reim aussprach:

Der zeitungsleser sei gesegnet,
Der liest, was heute mir begegnet.

Was von den zeitungen seit dem 14. oktober 1806 zu halten sei, war offenbar." — 110, 5 steht in der handschrift noch: „Ein gegenbild findet sich jedoch." — 151, 17 fand sich statt „Ein junger angestellter" in der früheren handschrift: „regierungssekretär John." Es war sein eigener früherer sekretär, der nur kurze zeit bei ihm blieb, dessen er sich aber später annahm.

Hinter den lesarten zu den „Tag- und jahresheften" erhalten wir auf s. 433—435 Goethes „Übersichten" der beiden jahre 1823 und 1824. In der ersten scheint des herausgebers zweifel haltlos, ob in den worten „Aethischer und poetischer gewinn" nicht zu lesen sei: „Aesthetischer". Ganz anderer art ist das einmal im tagebuche stehende „Aesthetica und moralia", was einen gegensatz enthält; wogegen

hier „ethischer“ und „poetischer“ sich beide auf den dritten Marienbader aufenthalt beziehen, auf die sittliche überwindung der liebe zu Ulriken, die er in der Marienbader „Elegie“ und im gedichte „Aussöhnung“ dichterisch dargestelt hatte. Dass der gebrauch des *ae* zur bezeichnung des griechischen η nicht auffalle, hat der herausgeber selbst anerkant.

Sehr bedeutend für die bestimmung der „Biographischen einzelheiten“ ist es, dass wir jezt von jedem einzelnen stücke die handschriftliche quelle erfahren. Eigenhändig hat Goethe geschrieben „Lavater“, die beiden ersten abschnitte von „Spätere zeit“, den entwurf zum „Luisenfest“, die änderungen des aufsatzes „Glückliches ereignis“ zur aufnahme in die „Tag- und jahreshefte“. Ein grosser teil ist von John, dem späteren zweiten sekretär dieses namens, geschrieben, zum teil abschriften älterer papiere. „Leipziger theater“ und „Lenz“ zeigen dieselbe „kleine, flüchtige, niedliche, ausgeschriebene hand“; anderswo wird die hand des schreibers nicht näher bezeichnet. Inwiefern eine solche genauere bezeichnung noch in einzelnen fällen möglich gewesen wäre, können wir nicht entscheiden. Manches war ohne frage zu „Wahrheit und dichtung“ bestimt gewesen und hätte dort unter den losarten seine stelle finden sollen, lag aber wol dem herausgeber jenes werkes nicht vor.

In Seckendorffs dramolet, welches das „Luisenfest“ mitteilt (s. 236 fg.), hat Goethe drei stellen später eine andere fassung gegeben. Die verse 239, 5 fg.:

Lasst ab zu verschwenden die köstlichen tage
Mit quirlenden sinnen und strebender plage

schlossen früher: „die kostbare jugend Im forschen — dem sinnen nach strebender tugend“; und 24 verse weiter hiess es: „Wir wünschen vergnügten spaziergang im Stern“ statt des gewählteren „O stünde doch unsre tafel im Stern.“ Goethe behandelte demnach das gedicht wie sein eignes, und es wäre nicht unmöglich, dass er auch anderes darin geändert hätte.

Die fortsetzung der tagebücher für die so wichtigen jahre 1813 bis 1816 liegt uns endlich vor. Manche oberflächlichen beurteiler finden die tagebücher bei weitem nicht so ergiebig, als man erwartet habe. Freilich muss man sie durch genauere kentnis Goethes zu beleben wissen; dann wird auch zuweilen ihr schweigen beredt sein, da Goethe das, was ihn innerlich ergriff, selten dem tagebuche anvertraute, auch da, wo er es selbst schrieb und nicht andern diktierte. Nur beim tode seiner gattin hören wir sein tiefes leiden durch. Die verhandlungen über die heirat des sohnes werden ganz übergangen, auch die neigung zu Marianne Willemer tritt gar nicht hervor. Und doch gibt das tagebuch auch hier manche unscheinbaren andeutungen, die dem kundigen sprechen. Hier hätten kurze erläuterungen das verständnis bedeutend fördern können. Freilich lehnt die redaktion den anspruch auf volständigkeit der erklärungen ab, doch hätte hier folgerechter verfahren werden sollen. Gar manches zur erklärung ist wirklich geleistet, besonders durch benutzung anderer im archiv vorhandenen stücke. Ausser dem sehr kundigen herausgeber Wahle (Burckhardt hat nur den text des tagebuches von 1813 geliefert) haben v. Biedermann, Ruland, Valentin, wol auch der redaktor Suphan manches zur erklärung beigetragen. Eine erwünschte unterstützung boten die kurlisten von Teplitz (1813) und Wiesbaden (1814. 1815). Aber auch Burckhardts repertorium des Weimarer theaters hätte benuzt werden sollen, um für alle stellen, an denen theateraufführungen erwähnt werden, den kurzen nachweis zu geben und vor misverständnis zu sichern. Wenn — um nur eines der vielen beispiele anzuführen — der eintrag vom 26. december 1816

schliesst: „die kleine Zigeunerin“, so werden wenige wissen, dass hier ein am abend aufgeführtes lustspiel von Kotzebue gemeint ist.

Wäre der text erst gedruckt worden, als die lesarten abgefasst waren, so würden manche lesefehler, die jezt störend wirken, vermieden worden sein; freilich sind sie auf der lezten seite oder unter den lesarten verbessert. Unberichtigt sind geblieben 132, 1 Cassenschreiber statt Kastenschreiber, wie vorher richtig gedruckt ist; 172, 24 Neumarkt statt Heumarkt; 267, 1 der zu tilgende punkt nach bey. Auch soll es wol 239, 7 heissen: in düstrer (statt: dieser) verwirrung. Düsterer heisst es in einer früheren mitteilung der einträge dieser tage. Möglich wäre es freilich, dass Goethe wirklich dieser geschrieben und den fehler beim lesen übersehen hätte, wogegen er gleich darauf einen andern (Todtensitte statt Todtenstille) verbessert hat.

Durch versehen ausgefallene wörter hat der herausgeber gewöhnlich unergänzt gelassen und nur, so viel ich mich erinnere, 277, 5 fahren eingesezt; er hat weder 137, 7 das zwischen Geheime Müller fehlende Reg. Rath (vielleicht mit von), noch 143, 5 bey Leutra durch das dazwischentretende der vervolständigt, noch das am schlusse von s. 254 unentbehrliche Ende hergestelt, da das gedruckte Rom bis 1786 widersinnig ist; denn erst 1786 traf er in Rom ein, und die hier gemeinte zeit ist die bis zum ende dieses jahres. Dass 299, 9 die lücke hinter Mittag für durch uns ausgefült werden muss, kann niemand entgehen, der die verhältnisse beachtet. Der herausgeber scheint gar nicht zu ahnen, was hier stehn könte, obgleich bei den zwei vorhergehenden tagen Mittag für uns steht. Gewiss ass der sohn an dem für ihn so wichtigen tage (nachmittags solte seine verlobung statfinden) bei dem vater, so dass die vermutung: mich ausgeschlossen ist; höchstens könte man wegen der angedeuteten grösseren lücke im drucke an: uns allein denken.

Die falsche schreibung von namen ist beibehalten, des schreibers Poussains statt Poussins 237, 24; Johns Kreiter 137 fg. für das von Goethe selbst geschriebene Kräuter; das Goethe geläufige Quaita statt des richtigen Guaita, das er nur einmal (178, 20) geschrieben hat. Goethes vorgänger in der lehre von der metamorphose der pflanze hat im drucke jezt immer seinen vornamen Caspar, doch hören wir zu 278, 28, die handschrift habe Christoph, was an anderen stellen nicht erwähnt ist. Überall hätte die richtige namensform hergestelt, das versehen nur in den lesarten überliefert werden sollen. Die ergänzung eines durch eine lücke angedeuteten namens wird auch da, wo derselbe unzweifelhaft ist, auch vom diktierenden diktiert wurde, nicht gegeben; hier wäre der name in klammern einzufügen gewesen. Hinter 144, 14 hätte eine angabe aus einer ältern handschrift in den text gesezt, nicht erst in den lesarten nachgebracht werden sollen; die worte Bey Knebel Bachmann sind in der abschrift ausgefallen.

Einzelnes auffallende ist unbeachtet geblieben. Den pater Dominicus 205, 28 habe ich in verdacht, dass er sich dem professor Dominicus untergeschoben hat; wie einst Urlichs in einem briefe Knebels aus pr. Bernhard einen professor statt eines prinzen gemacht hat. Zu den unmittelbar folgenden worten und einladung ist in den lesarten bemerkt: „zum 50jährigen stiftungsfest der Erfurter freimaurerloge“. Nun wird kaum ein pater zu einem freimaurerfeste eiuladen; wir kennen den professor Dominicus in Erfurt als freund Goethes und Schillers seit den tagen des stathalters Dalberg. Es wundert mich, dass dies Wahle entgangen ist. Der betreffende brief wird wol nicht mehr vorhanden sein. — 51, 21 ist gestern unrichtig, wenn nicht am anfang des berichtes vom vorigen tage 51, 13 die worte:

Biographisches wie gestern ausgefallen sind. Dies ist nicht wahrscheinlich, da dasjenige, was an andern morgen vor dem bade Goethe beschäftigte, angegeben ist. Es solte also eigentlich vorgestern heissen. — Bedenklich ist auch 175, 13 Dr. Kehr. Sollte es nicht heissen: Herr Kehr, wie der jugendfreund Goethes, der forstschreiber war, in der kurliste genant wird? — Wenn 275, 19 statt Antomorphologie der handschrift gedruckt ist: An der morphologie, so können wir das überlieferte unmöglich für einen hör- oder lesefehler Kräuters halten. Goethe hatte wol diktiert: An der anthomorphologie, wie er sonst botanische morphologie sagt. Dass Kräuter das wort antomorphologie erfunden habe, ist unglaublich.

In den lesarten hätten einzelne bemerkungen schon an einer früheren stelle gemacht werden sollen; so gehört die zu 112, 11 gegebene schon zu 110, 12. 25 fg.; die von 268, 1 fg. zu 267, 21; die von 287, 13 fg. zu 286, 14. Aber auch in sachlicher beziehung können wir manches nicht billigen. Wenn 84, 27 der ausgelassene name des lieutenants als von Arnim ergänzt wird, so berechtigt dazu keineswegs der umstand, dass Goethe am folgenden mittag die lieutenants v. Arnim und Brandt bei sich zu tische hatte. Goethe, der den eintrag selbst schrieb, muss den namen vergessen haben, was bei dem ihm sehr bekanten namen v. Arnim ganz unmöglich erscheint. — Ohne bemerkung bleibt 86, 4: Mittag Wolfs, kinder Engels. Hier muss das komma hinter kinder gesezt werden; Goethe hatte die familie des P. A. Wolff und die bei ihm beliebte schauspielerin Engels zu tische. — 92, 22 wird sehr unglücklich bei dem eintrag „v. Knebel Prete Ulivo“ an Goethes hausgenossin Karoline Ulrich gedacht. Freilich hiess diese im familienkreise Uli; aber hier ist, wie der zusammenhang zeigt, von einem briefe an Knebel die rede, in welchem des romanes Prete Ulivo gedacht war. — Der schluss des eintrags vom 7. februar 1814: „W. brief“ bleibt unerklärt. Unzweifelhaft ist der gemütliche brief gemeint, in welchem Willemer (nach Creizenach) über Goethes eben von Frankfurt zurückgekehrten sohn sich sehr günstig geäussert hatte. — Zu 96, 5 fg.: „Abends ausspielen der dose. dlle“, konte Wahle die im archiv aufbewahrten „acta“ über diese verlosung benutzen. Er hat ganz recht, wenn er bemerkt, Stephan Schütze, dem ich gefolgt war, verlege irrig die verlosung eines bildes bei der Schopenhauer auf den 10. februar. Dieser verwechselte die an diesem abend erfolgte verlosung mit einer andern, deren das tagebuch fast ein jahr später, am 28. januar 1815, gedenkt. Damals scheint ein bild der Seidler ausgespielt worden zu sein, die an diesem tage bei Goethe speiste. Die lesarten schweigen dort, geben auch nicht an, was 149, 7 mit den worten „strich durch die rechnung“ gemeint ist. Hier hätte bemerkt werden können, dass die dose von frau v. Helldorf geschenkt war, und dass 96, 12 zu ergänzen ist: dlle (= demoiselle) Löhr gewann sie. — 107, 14: stelle in Heinrich verändert. Gemeint ist Shakespeares Heinrich IV., wie sich aus 111, 23 ergibt. Die aufführung des ersten teiles war damals in Weimar beabsichtigt, unterblieb aber. — Zu 124, 13 war anzugeben, dass Cramer die karte von Altenkirchen gezeichnet hatte. — 132, 17. Mit Schütz museum. Schütz war der vosteher des museums. — 132, 21. Das stambuch erhielt er von Schlosser. — 133, 16. Madame Hasenkleber war die tochter seines Schwagers Schlosser aus zweiter ehe. — Vor der abreise von Frankfurt am 20. oktober 1814 besuchte Goethe nach 135, 8 Mariane R. Quaita. Marie Brent. In den lesarten ist dazu bemerkt: „wer ist R.? Rosette Städel?“ Unmöglich! Rosine Städel, die er später Rosette zu nennen liebte, heisst im tagebuche immer „frau Städel“ oder „Stedel“. Mariane R. ist zusammen zu lesen wie Marie Brent[ano]; frau Städel aber hiess nicht Mariane. Ich vermute, dass T statt R zu

lesen ist, und dass Mariane Textor gemeint ist, die jüngste, unverheiratete tochter des schöffen Textor, des oheims von Goethe. — 136, 16. Mit Eggl. ist unzweifelhaft Egloffstein gemeint. — 136, 26 „Eichstedt Wiesb. schrift." In dem hier erwähnten briefe sendet er Eichstädt eine schrift, von der er nicht weiss, ob sie schon in der Jenaer litteraturztg. erwähnt sei; gemeint ist die in Wiesbaden am 4. august 1814 (wol von Willemer) erhaltene schrift: „Europa in bezug auf den frieden. Adresse an die Germanen des linken Rheinufers. Im juni 1814." Die schrift befindet sich noch in Goethes büchersamlung. Derselbe brief gibt auch auskunft über das folgende „Hâfis?" — 151, 26 ist Stradans in dem von Goethe selbst geschriebenen eintrage verschrieben oder verlesen statt Cardans, dessen hier erwähnte erfindungen bekant sind. — 168, 21 war zu bemerken, dass unter dem „major v. Haxthausen" gemeint ist Werner v. Haxthausen, über den und dessen familie wir durch Reifferscheids „Freundesbriefe von Wilhelm und Jacob Grimm" (Heilbronn 1878) näheres wissen. Übrigens erfahren wir hier zum ersten male, dass v. Natzmer mit Goethe schon am 30. juni 1815 von neugriechischen gedichten sprach, und aus der bemerkung zu 168, 8 fg. ergibt sich, dass der bisher in der luft schwebende v. Natzmer, den die familie selbst nicht zu bestimmen wusste, der preussische oberst (später general) war, mit dem Goethe schon am mittag des 18. juni 1815 (166, 25) im schlosse Bieberich zur tafel war. — Wenn zu 172, 17 fg. bemerkt wird: „das was Düntzer als wortlaut von Goethes tagebuch angibt, ist also falsch", so beruht diese beschuldigung auf arger flüchtigkeit Wahles. Ich spreche an jener stelle nicht von Goethes kalender-tagebuch, sondern von einem „kurzen tagebuch Goethes", das er nach der rückkehr von der reise an Boisserée nach Schlangenbad sante, wie es ausdrücklich in meinem aufsatze s. 84 heisst. Unser kalender-tagebuch nent 174, 13 dieses kurze tagebuch „relation von der reise"; auch Wahle selbst führt es s. 374 als tagebuch an. Und in diesem stehen wirklich die von mir angeführten stellen in Goethes eigener handschrift. Ich dürfte wol verlangen, dass Wahle diese leichtfertige verdächtigung meiner treue zurücknehme. — 174, 21 fg. wird ein brief an August erwähnt „mit Cramers br. an Gerh. Lucks gedicht." Es ist ein brief an den geheimen bergrat Karl Abraham Gerhardt in Berlin gemeint. Der major v. Luck machte wunderliche gedichte, von denen Goethe am meisten die sonette gefielen. Das Goethearchiv muss doch den betreffenden brief an August enthalten, der hier zu benutzen gewesen wäre. — 177, 24 M. Städel. Der gründer des Städelschen museums hatte die vornamen Johann Martin. — 178, 10 graf Custine. Irrig nimt Wahle an, es sei von dem alten Custine die rede gewesen. Dessen 25jähriger sohn, der grössere reisen machte, besuchte damals Frankfurt, wo Goethe ihn im Schlosserschen hause traf. — 181, 12. Bei frau von Biel mit dem erst nach angabe ihrer wohnung stehenden geb. Textor war zu erwähnen, dass sie, eine tochter des schöffen Textor, den handelsmann v. Biel geheiratet hatte. — 189, 27 dlle D. ist wol demoiselle Düring, die 201, 4 erwähnt wird. — 190, 3 ist die zwischen Mittag und Wolfgang angegebene lücke auffallend, zumal da der eintrag von Goethe selbst geschrieben ist. Zwei tage später fiel Goethes namenstag (Wolfgang), den er sonst nicht unbeachtet liess. Ist vielleicht nur zufällig, ohne dass eine lücke angedeutet wäre, ein etwas grösserer zwischenraum zwischen den beiden worten? Dann würde man den eintrag so erklären können, dass bei tische vom namen Wolfgang die rede gewesen ist. Am Wolfgangstage selbst speiste Goethe bei hofe.

Zum 15. december 1815 heisst es 195, 24: „promemoria wegen der neuen staatseinrichtung und zeicheninstitut." Irrig wird dazu bemerkt: „es handelte sich

um die 1816 von Karl August freiwillig verliehene landständische verfassung und die verlegung der freien zeichenschule." Vielmehr wurde am 15. die neue organisation der landescollegien mit völliger trennung der justiz von der verwaltung ausgeführt, welche auch auf die stellung der von Goethe und Voigt geleiteten oberaufsicht der anstalten für wissenschaft und kunst von einfluss war; es solte die stellung und besoldung der angestelten, auch der an der zeichenschule wirkenden, verbessert werden. So heisst es denn auch im tagebuche am 16. december 196, 1: „promemoria wegen der neuen staatsregierung expedirt;" am 17. (196, 3): „das promemoria dictirt wegen verbesserungen in honorifico et utili." Am 19. ist von aufsätzen die neue organisation [betreffend], am 21. vom promemoria an herrn minister von Voigt die rede, womit man Goethes brief an diesen minister von demselben tage vergleiche. — 211, 6. „Thronriss von Coudray". Wahle bemerkt: „vielleicht der entwurf zu einem thronsitze für die auf den 7. april festgesezte huldigungsfeier." Dazu wurde kein thron gebaut; der alte genügte auch für die neu erworbenen gebiete. Coudray entwarf einen thron für die bühne, und zwar für die neue aufführung der jungfrau von Orleans, die am 16. märz 1816 statfand; das stück war zum lezten male im oktober 1814 gegeben worden. — Zu 211, 18 „übersetzung des promemoria wegen der münze" war auf 210, 21 zu verweisen, woraus sich ergibt, weshalb eine französische übersetzung nötig war. — Zu den Roederschen erbschaftsstücken 250, 14 bemerken wir, dass Roeder, dessen erste frau eine schwägerin der frau von Stein gewesen, eben gestorben war und das vermögen derselben den verwanten der zweiten frau vermacht hatte. — Dass die vermutung zu 266, 18, mit Reinhards epitome sei ein handschriftliches heft unter Goethes papieren gemeint, richtig sei, beweist der name des verfassers dr. F. V. R. (= Franz Volkmar Reinhard). Goethe hatte den verfasser, welcher oberhofprediger in Dresden war, 1807 in Karlsbad kennen gelernt, kurz vor seinem im september desselben jahres erfolgten tode.

Wir verkennen durchaus nicht, dass Wahle manches auch zur erkläung der tagebücher beigesteuert hat, wofür ihm jeder, dem ihr verständnis von wert ist, den grösten dank schuldet. Aber eine grössere gleichmässigkeit und eine weniger eilfertige behandlung wäre äusserst erwünscht gewesen, wenn auch eine volständige erklärung nicht beabsichtigt war. Vieles liess sich ohne grosse mühe ins licht setzen, und darunter zahlreiche für Goethes leben bedeutende punkte; anderes war freilich nicht ohne grossen zeitaufwand zu gewinnen, einzelnes möchte nicht mehr zu entziffern sein. Wir wünschen sehr, dass die weitere fortsetzung der tagebücher nicht zu lange auf sich warten lasse.

Den stärksten fortschritt haben die briefe gemacht unter der rüstigen leitung E. v. d. Hellens, der jezt die jahre 1797 bis 1799, nr. 3459 bis 4167 geliefert hat: eine ausserordentlich mühevolle leistung. Die zahl der hier zum ersten male oder jezt erst volständig mitgeteilten briefe beläuft sich auf 269. Die meisten sind an Christiane Vulpius gerichtet und eine der erfreulichsten bereicherungen der samlung; sie legen das günstigste zeugnis für diese, auch von Goethes mutter und andern verwanten als trefliche hausfrau und eine gute und heitere natur anerkante, von den Weimarer damen verleumdete genossin seiner reifen mannesjahre ab. Unter den lesarten sind manche ihrer briefe an Goethe mitgeteilt, was wol noch häufiger hätte geschehen können, da eine besondere ausgabe ihres briefwechsels mit Goethe wol so bald nicht zu erwarten steht. Von den briefen an Heinrich Meyer sind hier zum ersten male 29 mitgeteilt, die manches interessante neue auch in bezug auf das äussere verhältnis bringen. Die briefe an Voigt, Cotta und Kirms sind sehr ansehnlich

vermehrt; an den herzog finden sich nur 6 neue, an Knebel, Lerse und Vieweg 3. Auch in den lesarten treffen wir einige neue briefe von und an Goethe, sowie bedeutende aktenstücke; unter ihnen die bestimmungen, die Goethe im juli 1797 vor seiner reise für den fall seines todes traf, da er Christianen und seinen sohn sicher stellen wolte. Von den meisten briefen lagen die handschriften, von 128 auch die concepte vor, einmal sogar zwei, von 31 ein facsimile oder eine genaue kopie. Nur bei 102 nummern sah sich der herausgeber allein auf freilich zuweilen nachlässige drucke angewiesen. Dass auf die vergleichung die grösste sorgfalt verwant worden ist, steht nicht zu bezweifeln; nur müssen wir hier, wie schon bei den tagebüchern, sehr bedauern, dass der druck der briefe begonnen wurde, ehe die lesarten zusammengestelt waren. Freilich verkennen wir nicht, dass dies für den herausgeber viel bequemer ist; aber dadurch haben sich in den text fehler eingeschlichen, die sonst vermieden worden wären. So hören wir erst in den lesarten, dass das datum von brief 3566 aus 8. juni in 4. juni zu verändern ist; dass in nr. 3626 (224, 19) ein jezt nach mich aus dem concepte einzufügen ist; aber dieses hat auch: viel mehr als viel wichtigere, und es ist die frage, welches von beiden viel zu streichen wäre. Ferner dass 231, 18 Amelie statt Amalie stehen muss, wie 200, 22 wirklich gedruckt ist; dass 322, 6 Suphan längst wem statt wenn vermutet hat, was ohne zweifel aufzunehmen war; dass bei brief 3693 das datum des 11. december 1797 ausgefallen ist; dass 377, 18 Goethe selbst in der handschrift für den druck das unentbehrliche zu vor dechiffriren eingeschoben hat. In band 13 sind 9, 10, wie die lesarten ergeben, aus dem concepte nach absicht ausgefallen die worte: der wahl der stoffe sehr vorsichtig, in absicht. 68, 8 muss es nach dem concepte zugeben statt geben heissen, was s. 383 nur für sehr wahrscheinlich erklärt wird; es ist um so unzweifelhafter, als Goethe selbst 71, 1 fg. bemerkt, er habe diesen brief nicht einmal mit einem grusse schliessen können, da alles bei ihm durch einander gegangen sei. — 101, 11 ist wollen druckfehler statt wollten; hier drücken sich freilich die „lesarten" sehr undeutlich aus. — Bedauerlich war es, dass bei den briefen an Kirms der herausgeber sich nicht erinnerte, wie längst nachgewiesen war (Goethejahrbuch 3, 351 fgg.), beim drucke seien ganze sätze eingeschoben; daher wird denn erst s. 384 die streichung mehrerer stellen des textes verfügt. Aus unkentnis der mangelhaftigkeit jenes abdruckes ist auch brief 3638 irrig datiert: am 24. august. Die lesarten führen als überliefertes datum den 27. an; aber schon a. a. o. ist bemerkt, dass im briefe deutlich 21 steht, und dies ist einzig richtig. Im briefe heisst es. er gehe noch diese woche weg, was er unmöglich am 24. schreiben konte, da er schon am 25. abreiste; ganz zutreffend war es am 21., einem sontage. — Bei nr. 3807 war gar die nachschrift ausgefallen. — Andere druckfehler im texte sind: bd. 14, 5, 15 Moreau statt Mereau; 32, 7 gründte statt gründet; 76, 7 märz statt mai; 97, 2 oder statt und. Werden diese druckfehler eingestanden (die meist vermieden werden konten, wenn vor dem drucke die lesarten ausgearbeitet wurden), so bleibt es einigemal zweifelhaft, ob ein druckfehler oder die handschrift das anstössige verschuldet: bd. 13, 178, 26 zahlen statt zahlung; 249, 2 da statt dass; 255, 1 Weimeraner statt Weimaraner, wo schwerlich launiger weise ein anschluss an die volksmundart beabsichtigt sein wird.

Dass in der handschrift einzelne wörter oft ausgelassen sind, steht fest. So hat denn auch der herausgeber mit recht 12, 116, 16 ich; 369, 22 der; 13, 236, 15 sie; 14, 132, 5 wohl gegen die handschrift eingesezt. Und doch weist er an andern stellen die einfügung eines geforderten wortes als pedantisch ab und nimt lieber einen

freieren sprachgebrauch an. Vgl. zu brief 4015. 4053; in diesem lezten briefe solte 91, 10 wol am statt dem stehn, wie schon Riemer sezte, oder an statt als. Aber unser herausgeber verteidigt sogar in einem diktierten briefe an Meyer 14, 225, 18 die worte: „wir müssen den verleger und drucker angewöhnen" mit der unglaublichen deutung, das (offenbar aus dem verschriebene!) den sei dativ pluralis und zugleich auf verleger und drucker zu beziehn. Wie könte ein mensch so die sprache verzerren! Und ein schliessendes *n* ist auch sonst zuweilen mit *m* verwechselt. Anderswo ist der herausgeber weniger streng; so hat er 14, 83, 10 welchen in welche verbessert, obgleich jenes notdürftig zu halten wäre.

Manche verbesserungen erfahren unsere briefe durch den herausgeber; freilich waren einzelne schon von andern gemacht, wie in den durch arge druckfehler entstelten briefen an Friedrich von Stein. Glücklich ist die vermutung, dass Goethe in brief 3531 statt vielmehr diktiert habe wie mir und diese nötigen worte bei der durchsicht noch zusezte, ohne aber das fälschlich geschriebene vielmehr zu tilgen; deshalb hätte aber der herausgeber es tilgen sollen. Mit recht hat der herausgeber andere irrige änderungen von Goethe selbst nicht aufgenommen, wie 12, 167, 20. 243, 9. Auch wird zu 14, 208, 7 richtig angenommen, der schreiber habe sein statt schein verhört; daher wird dieses hergestelt mit verwerfung der von Goethe selbst halb ausgeführten verbesserung. Mit recht ist 14, 210, 8 künstlern statt künstler gesezt. Aber an einzelnen stellen sind fehler stehn geblieben. 12, 57, 2 ist aufzuheben gewiss verschrieben für aufzunehmen; Goethe sendet Knebel das schwänzlein als geschenk für seine samlung. 12, 133, 6 muss es wol ist's heissen statt ist, 159, 24 in gestrichen werden. 278, 18 scheint Auch einem tod verhört zu sein: es wäre ein seltsamer name eines gemäldes, welches den kampf nach dem tode des jungen nordamerikanischen generals bei Bunkershill darstelte. Seltsam lesen wir unter den lesarten: „Die auffällige benennung, die Goethe dem bilde gibt (?), erklärt sich wol als eine anspielung auf Schillers arbeit am Wallenstein." Freilich hatte Schiller vor kurzem gemeldet, das verlangen nach Wallenstein rege sich wider stark in ihm; aber es wäre gar zu sonderbar, wenn Goethe dieses schlachtbild als gegenstück zu Schillers drama hätte bezeichnen wollen. Dieser hat wol diktiert: Nach dem tod. — Zu 348, 20 wird richtig bemerkt, es fehle etwas; aber gewiss nicht ein satz wie „was ich ihm mitbringen werde", sondern nach erfreuliches war gedacht: für ihn, das in der feder stecken blieb. Daraus erklärt sich auch das unmittelbar folgende Dafür statt Dagegen, was der herausgeber als blosse nachlässigkeit erklären möchte. Das im sinne schwebende für ihn veranlasste die verwechselung. — Der brief 3680 muss vom 21. statt vom 20. november datiert werden, da er erst am morgen nach der rückkehr geschrieben wurde. — 3681 begint in der handschrift: „Die achtzehen karolin sende mit dank zurück und erbitte mir dagegen meinen goldene bürgen." Über achtzehen schrieb Goethe: vier; der schreiber muss sich demnach stark verhört haben. Schon die erste ausgabe des Goethe-Schillerschen briefwechsels gab: meinen goldnen; erst in der vierten änderte Vollmer: meine goldene. Darin ist ihm nun v. d. Hellen gefolgt, der einfach dazu bemerkt, der ausdruck erkläre sich aus Schillers antwort. Dieser nent das, was Goethe ihm zurückgelassen hat, das gold. Es war ohne zweifel ein gegenstand von gold, der kunstwert hatte. Daraus ergibt sich, dass die erste ausgabe des briefwechsels das verschriebene goldene richtig verbessert hat; nicht von mehreren bürgen war die rede, sondern von einem. — In band 13, 96, 23 behält der herausgeber das handschriftliche an bei und erklärt es dadurch, dass „gelegen ist" oder „fehlt" dabei

vorgeschwebt habe. Der möglichkeit, dass um zu lesen sei, gedenkt er nur daneben, obgleich dies schon die erste ausgabe hat, der er doch 72, 3 unbedenklich folgt indem er um statt des überlieferten und gibt, das man beibehalten könte, wenn man etwa zeile 6 durchgearbeitet schriebe. — 13, 102, 7 wird das ungehörige zu thun wider durch das bei v. d. Hellen beliebte zusammenfliessen zweier redeweisen erklärt; aber es beruht auf einem gedächtnisfehler: Goethe glaubte, er habe vorher nicht von, sondern um gebraucht. Hätte er den brief genau durchgesehen, so würde er wirklich in zeile 6 um geschrieben oder in zeile 7 die rede eingesezt haben. — 13, 236, 13 ist verliebtes schreibfehler für beliebtes. Das gemeinte journal ist nicht die „Olla potrida", sondern (wie ich längst nachgewiesen habe) die „Cahiers de lecture". Die in zeile 18 ausgelassenen worte sind wol „Ich habe", und nach gestehen solte folgen: „den gedanken gehabt". Gleich darauf müste es canefas oder canevas heissen. — Die änderung des datums von 3894 und 3895, deren gründe hier für nicht zwingend erklärt werden, ist unumgänglich. 3894 kann unmöglich an demselben tage mit dem durch expressen am 6. oktober geschickten briefe 3893 geschrieben sein; die in dem briefe 284, 8 als heute stattgefunden erwähnte probe auf dem theater war am 8. oktober; 3895 ist dienstags geschrieben. — 13, 351, 23 fg. dürfte wol aufregend statt aufreizend zu schreiben sein; ähnlich steht aufgeregt 14, 238, 14. — 13, 357, 13 fgg. ist das offenbar verschriebene im texte stehn gebliebene, und nur unter den lesarten wird bemerkt, man könne es strengen grammatischen forderungen anpassen, wenn man zusammenstimmungen für zusammenstimmung, oder lässt für lassen schreibe. Man muss ausser der zweiten änderung auch noch an stelle des zweiten nicht setzen. — Bei brief 3993 war zu bemerken, dass der schluss von 14, 26, 1 an später geschrieben ist, was sich aus der widerholung ergibt. — 14, 44, 3 sind mit unrecht die worte liebe und vor freundschaft fortgelassen. — 14, 113, 6 muss dorf- und feld-verhältnisse und halbeinsamkeit, rücken stehn, wie alle ausgaben haben. Nachlässigkeit der handschrift zum schaden des verständnisses fortzupflanzen und das in früheren ausgaben schon gegebene richtige mit keinem worte zu erwähnen ist unerlaubt. — 14, 128, 25 fg. verlangt der zusammenhang schon vor in und wichtigern statt wichtigen, wie auch wol in der reinschrift stand. — 14, 143, 7 ist im texte richtig ihm gestrichen, wie schon in der zweiten auflage des briefwechsels. Die „lesarten" scheinen dies halb zurücknehmen zu wollen: ihm sei dem diktierenden unbewacht durchgeschlüpft; aber es ist eine blosse nachlässigkeit, die noch bei der ersten auflage übersehen worden war. — 14, 190, 19 ist nur desto wol verschrieben statt um desto. — In der datierung von 4115 hat der neue herausgeber mit unrecht Weimar in Jena verändert, da Goethe amtliche briefe, auch wenn er anderswo sich befand, meist von Weimar datierte. Diese beobachtung hat der herausgeber selbst zu brief 3371 ausgesprochen, aber ihr schon zu 3563 nicht folge gegeben, obgleich er dort auf jene anmerkung verweist. — Der brief 4124 ist „An C. G. Voigt" überschrieben; in den lesarten wird zugegeben, er sei doch vielleicht an Kirms gerichtet. Vielmehr kann er seinem inhalte nach nur an diesen geschrieben sein, da es sich um theaterangelegenheiten handelt, mit denen Voigt nichts zu tun hatte. Der jude 201, 21 ist der schon aus dem gedichte auf Miedings tod bekante Elkan, der lieferant von zeugstoffen für das theater. Dagegen kann Goethe den brief 4128 nur an Voigt geschrieben haben, diesen vertrautesten freund, an den er sich in allen nöten wante. — Jacobäer, an den das packet mit dem briefe 4155 von aussen adressiert wurde, war buchhändler in Leipzig; der brief war an den verkapten dichter der Octavia gerich-

tet, d. h. an Kotzebue, der die rücksendung unter der adresse „An Lz. in M.“ durch vermitlung von Jacobäer verlangt hatte.

Fragt man, wie der text der briefe gegeben werden soll, so ist freilich der wirkliche brief oder, wenn dieser nicht vorhanden ist, das concept zu grunde zu legen; wo concept und brief von einander abweichen, ist jenem nur da zu folgen, wo die abweichung des briefes sich als offenbarer schreibfehler ergibt. Bei den von Goethe selbst herausgegebenen briefen an Schiller ist dem ersten drucke zu folgen. mit ausnahme der fälle, wo ein versehen unleugbar ist oder die namen hinter absichtlich irreführenden anfangsbuchstaben versteckt sind. Der neue herausgeber ist sich hierin nicht gleich geblieben, er hat nicht immer die bedeutung des ersten druckes erkant. So irt er auch, wenn er 12, 171, 8 dem im ersten drucke stehenden heiteren das im diktat stehende hinteren vorzieht; und doch wäre dieses nur denkbar, wenn vorher von einem vorderen bilde die rede gewesen wäre. Der „afrikanischen wüste“ und dem „nordpol“ steht doch das heitere bild entgegen.

In bezug auf die verbesserungen, die der wortlaut von Goethes briefen an Schiller wirklich erhalten hat, ist zunächst hervorzuheben, dass 3671 und 3679, die uns bisher nur in Eckermanns wilkürlicher bearbeitung vorlagen, jezt zum ersten male in ihrer wirklichen fassung gegeben werden, wie auch die an Voigt, Cotta und Böttiger vom 25. oktober 1797, was ein erheblicher gewinn ist. Sonst wüsten wir nur anzuführen, dass 3642 in der unterschrift Goethes das unscheinbare v. (= von) hinzugefügt, und dass 3933 das datum des 1. statt des 4. december nach der handschrift und anderer überlieferung hergestelt ist. In betreff der an andere personen gerichteten briefe sei darauf hingewiesen, dass wir von der handschriftlichen überlieferung des schönen briefes an Hottinger (4007) erst jezt unterrichtet werden. Über die satzzeichnung bemerkt der herausgeber zu 4055, er habe in den dem schreiber Geist diktierten briefen die von diesem beliebte interpunktion stets stillschweigend beseitigt; aber eine gleichmässige überall einzuführen war er weit entfernt.

Wenden wir uns nun endlich zu den in den „lesarten“ zahlreich gegebenen sprachlichen und sachlichen erläuterungen, so beruht der wichtigste teil derselben auf den aus dem Goethearchiv stammenden mitteilungen, die höchst dankenswert sind. Dass alles, was das archiv bietet, herbeigezogen sei, möchten wir freilich bezweifeln. Sonst ist die zahl der neuen und zugleich richtigen sehr gering; ja zu unserm bedauern finden wir manche, die wir als übereilt und zum teile, da sie an so bedeutender stelle erscheinen, schädlich zurückweisen müssen. Zu brief 3480 wird behauptet, die auszüge aus Vieilleville habe Schiller selbst gemacht, und der so besonnene Vollmer des irtums bezichtigt, weil er (wie alle kundigen) als anfertiger der auszüge Schillers schwager Wolzogen bezeichnet hat. Der herausgeber zeigt sich hier unzureichend unterrichtet. Hätte er meine erläuterungen zum briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in der schrift „Schiller und Goethe“ (1859) genügend benuzt, so würde er dort eine briefliche äusserung Schillers gefunden haben, die schon allein die sache entscheidet. Auch in einem spätern briefe an Wolzogen ist von dieser arbeit Wolzogens die rede. Unser herausgeber selbst war mit gutem rechte in band 11, 324 Vollmer gefolgt, liess sich aber dadurch irre machen, dass Schiller schon im sommer 1796 Vieillevilles memoiren zu erhalten gewünscht hatte, und schloss daraus, dieser selbst habe die auszüge gemacht. Goedekes und Boxbergers ausgaben, ja jede lebensbeschreibung Schillers hätte ihn näher unterrichten können. — Der anfang von 3519 „Mir ergeht es gerade umgekehrt“ bezieht sich offenbar auf den schluss von Schillers briefe: „mich umgeben noch immer die schönen

geister, die Sie mir hier gelassen." Statt darauf zu verweisen, bemerkt der herausgeber: „vgl. gegen die in der vorigen nummer [brief an Knebel, acht tage vorher geschrieben!] ausgedrückte hofnung auf ruhigere zustände in Weimar." Auch sonst liebt er es, solche scheinbaren gegensätze in briefäusserungen ganz ohne veranlassung hervorzuheben; ja er betont sogar einmal (zu brief 4110) mit grossem unrecht, Goethes praxis habe der theorie wenig entsprochen. Wozu solche auswüchse! — 12, 67, 6 ist die beziehung auf den herzog verfehlt. Wer Goethes verhältnis zum prinzen August von Gotha kent, weiss, dass nur dieser gemeint sein kann. Dieser ist auch unter dem prinzen 124, 2 fg. gemeint, wo v. d. Hellen nichts bemerkt hat. — 12, 148, 9 soll Götze der vater August Götze sein, der damals kondukteur in Jena war. Es ist vielmehr von dem in Weimar wohnenden vater der jungen schauspielerin demoiselle Götz die rede. — Die beziehung auf das helle nachtmahl 12, 158, 19 wird als unbekant bezeichnet. Goethe hatte am 12. juni, als die tage so lang waren, in Schillers garten noch ohne licht zu nacht gespeist. — Der 12, 214, 1 genante Riese wird irrig für den dem herzoge ganz unbekanten kastenschreiber ausgegeben; es ist der Weimarische resident in Frankfurt J. K. Ph. Riese gemeint. — Verfehlt ist auch die zu 12, 221, 4 aufgestelte vermutung, Hölderlin sei damals Goethe persönlich unbekant gewesen. Das richtige steht schon in meinem „Schiller und Goethe" s. 135. — Arg ist es, wenn aus der äusserung an Christianen 12, 222, 7, es werde ihm in dieser wohnung (bei der mutter) unmöglich sein, etwas zu arbeiten, gefolgert wird, die von der mutter bezogene wohnung sei enge gewesen gegen die weite des väterlichen hauses. Das ist nicht bloss unrichtig und der gegensatz ungeschickt, sondern auch der sinn der stelle arg misverstanden. Zum arbeiten brauchte Goethe keine grossen zimmer (sein arbeitszimmer war klein genug), aber ruhe und einsamkeit. Er selbst schreibt drei tage später, noch von Frankfurt aus, an Meyer: „ich bliebe gerne hier; aber die zerstreuung ist so gross, dass ich zu keiner besinnung komme"; dann am 15. an Christianen: „an eine arbeit ist nicht zu denken, du hast selbst die lage gesehen." Ähnlich spricht er am 24. von seiner „hiesigen lage"; ja im december gedenkt er gegen Schiller der erneuerten erfahrung, dass er nur in absoluter einsamkeit arbeiten könne; sogar die häusliche gegenwart geliebter und geschäzter personen leite seine poetischen quellen gänzlich ab. Und da soll ihn in der wohnung der mutter nicht die geräuschvolle lage, nicht die vielen besuche, nicht die gegenwart der mutter, die ein recht hatte ihn viel in anspruch zu nehmen, sondern allein die enge der wohnung am arbeiten gehindert haben, obgleich er ein schönes zweifenstriges zimmer dort hatte und ein dreifenstriger saal vorhanden war! — Zu 12, 280, 16 fg. wird in bezug auf ein von Goethe angefangenes gespräch zwischen einem in eine müllerin verliebten knaben und einem mühlbache bloss darauf hingewiesen, dass Goethe in Frankfurt am 8. august 1797 Paesiellos operette „Die müllerin" gesehen, wogegen unerwähnt bleibt, dass er das lied am 26. august in Heidelberg begonnen hatte. — Zu 12, 291, 4—7. Die briefe des grafen Bünau enthielten eine instruktion über die staatsverwaltung, schwerlich aber etwas über das testament vom vater des herzogs Karl August. — 12, 377, 21. Die „sonderbare veranlassung, über das deutsche theater im algemeinen zu denken" ist uns freilich unbekant; aber vermuten kann man unter anderem auch, dass sie mit Goethes untersuchung über den unterschied der epischen und dramatischen dichtung zusammenhing. — Die französischen blätter, deren der brief 3750 erwähnt (13, 92, 12), waren wol Millins magasin encyclopédique. Der verfasser des 96, 1 erwähnten französischen aufsatzes über Hermann und Dorothea war ein Deutscher, wie es

scheint, ein in Weimar ansässiger; man könte an Falck denken. Der in brief 3784 erwähnte aufsatz, den ihm Schweighäuser erst am 7. april sante, kann mit jenen beiden früheren äusserungen nicht gemeint sein. — Von den 13, 196, 17 erwähnten „andern gedichten" heisst es in den lesarten nur, sie seien unbekant. Diese gedichte muss Schiller bereits gehabt haben, als Goethe am 21. juni Jena verliess, da er am 25. „die verlangten gedichte" sante, ohne dass Goethes brief solcher gedacht hatte. Nun hatte Schiller am 8. juni gedichte von Messerschmidt und Kochen, freilich am 11. auch solche von Eberhard, am 13. von Schelver, am 15. „schlechte gedichte von Thiessing" erhalten; von allen diesen dichtern blieb er aber nur mit den beiden ersten in verbindung. Von Kochen nahm er zwei stücke in den nächsten almanach auf, von Messerschmidt standen zwei schon in den „Horen" 1797 heft 10. Wir werden schwerlich fehlgehn, wenn wir glauben, dass unter den „andern gedichten", über deren aufnahme Schiller noch schwankte, und von denen auch Goethe nicht wusste, ob sie zur realität oder zur nullität hinüberneigen möchten, die beiden von Kochen sich befanden, die Schiller aufnahm; vielleicht auch ein paar von Messerschmidt, während die übrigen das loos der nullität traf. — 13, 227, 23 findet der herausgeber, die beschreibung: „ein kauz auf einer leier, der die rückseite des almanachs zieren soll" sei ungenau, da der etwas mopsartig (?) geratene kauz, von einer fruchtguirlande umrahmt, über zwei leiern throne. Er hat übersehen, dass Goethe von der noch nicht vollendeten zeichnung spricht, von einem „kauz auf einer leier, der von freund Meyer nach der natur gezeichnet und sorgfältig [in anaglyphischer arbeit] nachgebildet werden wird". Als die zeichnung wirklich gemacht wurde, schien es passender, den kauz auf zwei neben einander stehenden leiern sitzen zu lassen, und man wählte dieselbe umrahmung, welche auf der vorderseite des umschlags die worte „Schillers almanach 1799" umgab. Der kauz vertrat hier die eule der Minerva und ward launig als vertreter der musen gedacht; er bildete eine ergänzung des unvolständig auf der vorderseite gegebenen titels des „Musen-almanachs". Erst am 5. september meldete Schiller an Cotta, die decke zum almanach sei fertig. Goethe hat an unserer stelle völlig richtig den ersten plan der zeichnung angegeben. — Zu 14, 75, 25 schliesst v. d. Hellen aus den worten: „wolte ich Eisert und August ins haus nehmen" sehr übereilt: „der sohn war also mit der mutter ausquartiert." Wie durfte er so etwas Goethe zutrauen! Hätte er sich über Goethes hausstand genauer unterrichtet, so hätte er gewusst, dass der sohn mit der mutter und der dienerschaft im hinterhause wohnte, dem das haupthaus hier als „haus" entgegengesezt wird. — Zu 14, 93, 13 fg. „in wie fern derselbe noch etwas zu erinnern hätte" wird bemerkt: „in sachen des schlossbaus." Vielmehr heisst es ganz algemein: „in wie fern Voigt Ihnen etwas für mich aufzutragen hätte." — 14, 141, 3 wird das einzige, was not ist als „stimmung" erklärt. Vielmehr ist der gegensatz zur bisherigen zerstreuung: ruhige samlung, fassung gemeint, in welcher allein die rechte stimmung sich einstellen kann. Vgl. 142, 5. 157, 8. — Dass die beziehung der stelle 14, 195, 4 fg. unbekant sei, ist nicht richtig. Voigt hatte Goethes frühern diener Sutor bei der anlage einer kartenfabrik unterstüzt und ihm auch jezt in der not geholfen; darauf bezog sich ohne zweifel die stelle in Goethes briefe. Ebenso wenig ist es unbekant, worauf brief 4122 geht. Schlegel hatte Goethe Schleiermachers „Reden über die religion" mitgeteilt. — Die in brief 4133 erwähnte vignette stelt nicht einen engel, sondern (wie das rad und der greif beweisen) den genius der zeit dar. Der name Meyers steht unter beiden kupfern. — Die beiden aufsätze 14, 230, 3 brachte das intelligenzblatt zur Litteraturzeitung vom 21. december.

An manchen stellen fehlen die nötigen, oft mit wenigen worten zu gebenden erklärungen, wogegen andere gegebenen bemerkungen überflüssig erscheinen. 12, 64, 22: „der schlosshof ist noch kein guter spielplatz“ deutet auf den grund, weshalb er seinen August noch nicht nach Jena kommen lasse. — Zu 12, 127, 20 wäre leicht die hindeutung auf die schrift Petrarchs zu geben gewesen. — 12, 224, 22: „so wird es in der stadt und im hause wol stehn“ ist sprichwörtlich, auch von Luther gebraucht. Ebenso vermisst man zu 13, 140, 4 die anführung der stelle aus Klopstock Mess. 7, 421, deren anwendung Goethe sehr geläufig war, wie Riemer bezeugt. — Zu 12, 359, 7. Cotta hatte ihm die adresse eines bankhauses gegeben, bei dem er geld erheben konte, wenn er in Nürnberg etwas bedeutendes kaufen wolte. — 3851 führt in unserer ausgabe die überschrift: An Röse; Goethes postsendungen nennen den adressaten: Röse (in Berlin), das briefverzeichnis: assessor Röse. Der eigentliche name war aber Rose, und der mann, an den sich Goethe wegen des neffen seiner freundin Delf in Heidelberg wante, ein mitglied der berühmten Berliner chemikerfamilie, Valentin Rose, der 1792 die väterliche apotheke übernommen hatte und assessor des Berliner obermedicinalcollegiums war. — Zu 13, 207, 25. Von mangold hatte Goethe samen aus der Schweiz mitgebracht und an seine freunde verteilt. — 13, 249, 21. Der pfaffe, der sich als französischer lector für Jena gemeldet hatte, war wol leicht aufzufinden. — 13, 250, 24 fg. bezieht sich auf die wiedereröfnung der erneuerten bühne im oktober 1798. — 13, 274, 3. Schlüssel, die Schiller in Weimar hatte liegen lassen. — Zu 13, 281, 17 wäre das wolbekante buch des pater Abraham näher anzugeben gewesen. — 13, 310, 7 für Herdern, der das buch durch Meyer zu erhalten gewünscht hatte. — 14, 111, 10 bezieht sich auf den aufsatz: „Preisaufgabe für künstler.“ — 14, 126, 1. Der prinz ist der erbprinz, der bei der anwesenheit der preussischen königsfamilie in Goethes hause gewohnt hatte. — 14, 190, 3 die lezten ereignisse: der schlechte erfolg der „Propylaeen“. — 14, 229, 16 die bösen tage: die zweite hälfte des decembers, in der er sich meist unwol fühlte. Will man einmal erläuterungen geben, so müssen sie auch möglichst gleichmässig sein, und wirklich gewinnen die briefe ungemein, wenn weniger rätsel dem verständnis entgegenstehen. Sind ja an sich die „lesarten“ schwer zu bewältigen, da der herausgeber uns in eine wolke von citaten hült, während knappe wörtliche angaben statt der geisterhaften, oft als irlichter sich zeigenden schemen lebendiger wirken würden. Aber trotz allen bedenken, die wir nach strengstem wissenschaftlichen masstabe der grossen leistung v. d. Hellens entgegenhalten mussten, erklären wir uns ihm sehr dankbar verbunden und hoffen, dass er die herausgabe der briefe Goethes zu einem glücklichen ende führen werde. Register und nachträge können ja [illegible]tigungen bringen.

KÖLN. HEINRICH DÜNTZER.

---

1. **Forschungen zur deutschen philologie.** Festgabe für Rud[illegible] [illegible]brand zum 13. märz 1894. Leipzig, Veit u. Comp. 1894. 324 s. [illegible]
2. **Festschrift zum 70. geburtstage Rudolf Hildebrands** in [illegible] [illegible] deutschen sprache und litteratur, sowie zum deutschen unterrichte. [illegible]ben von **Otto Lyon.** Mit einem bildnisse R. Hildebrands. Leipzig. [illegible] IV und 364 s. 4 m.

Im märz dieses jahres hat dr. Rudolf Hildebrand, ordent[illegible] deutschen sprache und litteratur an der Leipziger universität, [illegible]

licher teilnahme von nah und fern die siebzigste widerkehr seines geburtstags begangen. Aus diesem anlasse brachten seine dankbaren kollegen, schüler und freunde zwei litterarische angebinde dar, auf deren reichen inhalt hier durch einen rein sachlichen bericht aufmerksam gemacht werden soll.

Die erste festschrift ist, wie das schlusswort des lezten beitrages erweist, unter leitung von Konrad Burdach entstanden; für die reihenfolge der einzelnen aufsätze war die zeitliche zugehörigkeit der behandelten dinge massgebend.

Eugen Mogk bestimt die „älteste wanderung der deutschen heldensage nach dem norden" (s. 1—10), meist nach historischen indicien, auf die zeit nach 512, als die Heruler die (um 451 von den Franken zu den Ostgoten gelangte) verschmelzung der Siegfried- mit der Burgundensage sowie die ostgotische königssage nach Skandinavien brachten. Dort wurden die beiden verschiedenen sagenkreise, die Burgunden-Attilasage und die Ermanrichsage, schon sehr zeitig miteinander verknüpft, indem Svanhild als tochter Gudruns und Sigurds aufgefasst wurde (s. 10). Mogks lichtvolle darlegungen bestätigen, indem sie die der Wikingerzeit um 900 geneigte theorie von E. Jessen (Hist. tidskr. 3 r. 6. bd. 277 fgg.) und K. Maurer (Ztschr. f. dtsche phil. II, 440 fgg.) verwerfen, im ganzen Müllenhoffs annahmen in dessen aufsatze „Zur geschichte der Nibelungensage", Ztschr. f. dtsch. altert. X, 146 fgg.

Als studie „Zu Wernhers Marienliedern" (s. 11—33) kündigt Eduard Sievers seine metrische untersuchung an, die zum ersten male über die übliche schranke des äusserlich formalen hinausgreift und das schwergewicht des wechselnden eindrucks „in der verschiedenen inhaltlichen füllung des — gemeinsamen — vierhebigen rahmens" der mittelhochdeutschen dichter sieht. Diese rücksicht auf das „ethos" der verse gibt in der erkentnis der beweggründe für die wortwahl einen ganz neuen massstab des urteils an die hand. Sie festigt die scheidung in dipodischen und (mono)podischen bau, die Sievers in Pauls und Braunes Beiträgen XIII, 121 fgg. vorläufig aufgestelt hatte, von denen in der deutschen reimpoesie der erste der ältere, mehr der volkstümliche und im ganzen auch der eigentlich germanische vers, der andere der jüngere, mehr kunstmässige und der romanisierten metrik eigene ist. Anders als in der neuzeit verfügte im mittelhochdeutschen ein dichter in der regel „wie nur über ein genus dicendi, so auch nur über ein genus metri." Als überaus geeigneter beleg für die geltung dieses satzes dienen sodann in einer menge von aneinander geketteten beobachtungen Wernhers *Driu liet von der maget*, die den verfasser des originals als dipodiker, den überarbeiter (besonders im Berliner texte D) aber als podiker herausstellen[1]. Der textkritik erwächst hieraus neue anregung; denn die tatsache, dass „ein jüngerer dichter ein formstrengeres, älteres original mit viel lockerer gefügten versen durchsezt, lässt sich auf andere bearbeitungen übertragen."

Einen paragraphen „Zur lehre von der deutschen wortstellung" steuert Wilhelm Braune s. 34—51 bei, und zwar über deren „kernpunkt", den standort des verbums im satze. Stimt er in der ansicht von der algemeinen wichtigkeit dieser frage mit O. Erdmann überein, so tritt er ihm doch in dem grundsatze: „die dichter sind für jede periode der sprache erst dann heranzuziehen, wenn der gebrauch der ungebundenen rede festgestellt ist" (s. 35) gegenüber[2]. Damit verlieren die an die grossen dichter der mittelhochdeutschen blüteperiode angelehnten monographien über wortstellung den unbedingten wert. Das gesamtgebiet des germanischen

1) Bei J. W. Bruiniers's s. 30 citierter dissertation über Wernher vermisst man titel und jahr („Kritische studien zu Wernher's Marienleben", Greifsw. 1890).

2) [Vgl. die bemerkung am schlusse s. 415. O. E.]

wird in betracht gezogen, und es zeigt sich da eine einschneidende abweichung in dem platze, den das verbum im haupt- und im nebensatze erhält; dieser ist die anfangs arg zurücktretende, überhaupt erst aus jenem hervorgegangene gattung (s. 51).

Im alt- und neunordischen schwand die in urnordischen inschriften wenigstens für hauptsätze bezeugte schlussstellung des verbs, so dass wir die bezügliche differenzierung beider arten, nach den ansätzen in altags. prosa — das englische glich widerum aus — erst auf deutschem boden einheitlich durchgeführt finden. „Die reine schlussstellung mit der regelmässigkeit wie im schulmässigen nhd., ist im altdeutschen noch nicht durchgeführt; aber das verbum steht wenigstens weiter nach hinten, als im hauptsatze, und die stellung ganz am ende ist schon überwiegend im gebrauch.“ Die heute tief in den stil des gewöhnlichen lebens eingedrungene sitte des kaufmännischen briefes, dem regierenden verbum des nachsatzes den vorrang einzuräumen, darf also historische stützen ins treffen führen; Braune berührt sie nicht. Vgl. J. Pöschel, Auch eine tagesfrage. Die stellung des zeitwortes nach *und* sprachgeschichtlich untersucht. Ztschr. des alg. deutschen sprachvereins, beiheft V und band IX, heft 5 [und meine besprechung in dieser zeitschr. 27, 266—72. O. E.]

Englische weihnachtslieder aus einer handschrift des Balliol College zu Oxford (s. 52—84) veröffentlicht Ewald Flügel (Stanford University, Palo Alto, Californien), dem wir schon die bekantschaft mit zahlreichen denkmalen der spätmittelenglischen und frühneuenglischen lyrik verdanken, wie die bände der „Anglia“ seit 1889 zeigen. Zur wahl dieser lieder, die im tagebuche des Londoner bürgers Richard Hill aus dem ersten viertel des 16. jahrhunderts erhalten sind, aber — wie reime und andere eigentümlichkeiten erkennen lassen — aus bedeutend früherer zeit stammen, veranlasste den herausgeber wol die besondere neigung des Jubilars für die litterär- und kulturgeschichte des weihnachtsfestes, die einen andern seiner schüler, Alexander Tille, zu einer „Geschichte der deutschen weihnacht“ (Leipzig 1893) angeregt hat[1]. Flügel hat die ziffer der handschrift, aus der er diese und andere, auch noch in seinem pulte schlummernde nummern abschrieb, nicht notiert; sie ist 355, wie man in meiner schrift „Shakespeare und das tagelied“ s. 84 anm. 6 bei verwendung einer Flügel'schen beihilfe findet. Während sie einerseits ihren deutschen seitenstücken, die man seit K. Weinholds buche (1853) vielfach gesammelt hat, an „einfachheit und innigkeit“ nichts nachgeben, überragen sie diese durch „hier und da durchbrechenden echten humor“.

Anknüpfend an eine folge von sprach- und kulturgeschichtlichen plaudereien, die Hildebrand vor einigen jahren unter der überschrift „Wie die sprache altes leben fortführt“ in der Zeitschrift für den deutschen unterricht erscheinen liess, bietet auf s. 85—101 Heinrich Stickelberger einen aufsatz: „Wie altes im Berner volksmunde fortlebt. Aus dem sprachgebiete von Jeremias Gotthelf.“ Der verfasser wohnt seit mehr als einem jahrzehnt zu Burgdorf im kanton Bern, wo im frühjahr 1849 Max Schneckenburger, der dichter der „Wacht am Rhein“, gestorben ist[2]. Liebevoll hat er in der umgegend des gewerbfleissigen städtchens — auch Schneckenburger war ja eisenindustrieller — und im ganzen Emmenthale bei fortgesezten wanderungen allerlei überbleibsel älteren sprachguts zusammengetragen. An die fäden „alliteration, ablaut und reim“, „die altdeutsche versmessung“, „das prädi-

1) Vgl. „Am Ur-quell. Monatschrift für volkskunde“ V, 140.

2) Stickelberger hätte, seiner ganzen tendenz gemäss, auf diesen umstand hinweisen dürfen angesichts der bedeutung des 1870 auflebenden liedes (vgl. meinen bericht: Allgem. kunst-chronik, 1893, s. 350).

kative adjektiv", „wahl der worte", „nomina agentis", „substantivbildungen auf *-et* und *-ete*" reiht er nun seine funde auf, die das ungeschminkte antlitz Bernischen volkstums in der hülle der bäuerlichen redeweise entrollen. Da Albert Bitzius, der geniale vater der erzählungen von „Jeremias Gotthelf", in diesem bezirke, nämlich in [illegible] Lützelflüh an der Emme, zwei stunden oberhalb Burgdorf, 1832—54 gewirkt und [illegible] geschaffen hat, so gewinnen diese mundartlichen zeugnisse mit ihrem „unmittelba[illegible] kräftigen ausdruck" noch eine besondere beziehung zur dorfgeschichte des 19. jahr- [illegible] hunderts.

Amerika in der deutschen dichtung verfolgt auf s. 102—127 Juliu[illegible] Goebel (Stanford University, Palo Alto, Californien) von Fischart, Glückhafft schi[illegible] 329, bis auf den europasatten Nikolaus Lenau mit seiner verunglückten farm. Lena[illegible] und neben ihm der hinüber deportierte zwangssoldat J. G. Seume werden ausführli[illegible] betrachtet, aber doch mehr nach ihren menschlichen als nach ihren poetischen bezi[illegible]hungen zu der neuen welt. Unter dieser versteht Goebel ausschliesslich die V[illegible]einigten staaten, deren begeisterter bürger der geborene Frankfurter seit geraum[illegible] weile geworden ist, ohne dass er aber an seinem lebhaften hange, „für das kö[illegible]lichste erbe, das der deutsche der neuen welt zugebracht hat: für deutsche wiss[illegible]schaft und vor allem für ein lebendiges studium deutscher sprache und dichtung [illegible] in Amerika" (s. 127) zu kämpfen, irgend etwas eingebüsst hat. Schon als jungen gele[illegible]hrten hat ihn die „zukunft unseres volkes in Amerika" (1883) gefesselt, und spä[illegible]ter (1886) hat er sich nochmals „Zur deutschen frage in Amerika" geäussert. Volst[illegible]ändigkeit beabsichtigte seine skizze, auf einem vortrage im „Deutschen historischen [illegible]verein" zu New York fussend, gewiss ebensowenig wie häufung neuen materials. Jed[illegible]och hätte er die anklänge im II. teile des „Faust" nicht bloss fraglich erscheinen las[illegible]sen sollen[1] und s. 126 anm. 1, wo er der schöpfungen der deutsch-amerikanischen d[illegible]ichter gedenkt, „die der deutschen litteratur doch auch gewissermassen angehören [illegible] und nicht ganz so unbedeutend sind, wie man vielleicht in Deutschland wähnt", [illegible] der binnen jahresfrist neu aufgelegten trefflichen anthologie des deutschen schulsuperin[illegible]tendenten in Chicago G. A. Zimmermann gedenken dürfen: „Deutsch in Amerika. [illegible] Beiträge zur geschichte der deutsch-amerikanischen litteratur. Biographien der deut[illegible]sch-amerikanischen dichter nebst auswahl ihrer dichtungen" (2. aufl., Chicago 1893/9[illegible]4)[2]. Es sei hier daneben eine hübsche skizze nach eigenem augenschein erwähnt: Ch[illegible]ristian Benkard, „Deutsche poesie im lande der prosa": Frankfurter zeitung, er[illegible]stes morgenblatt vom 24. und 26. juni 1894, weil da insbesondere das verhältnis zur alten heimat schön betont wird[3].

Über „Lessings Laokoon als schullektüre" (s. 128—138) verbr[illegible]eitet sich Karl Reissenberger. Er verficht im gegensatze zu den sonst von ihm w[illegible]arm begrüssten ansichten Konrad Lange's (1893) über „Die künstlerische erziehung der deutschen jugend" (daselbst s. 82—86) ein, wenn auch begrenztes, hineinziehen je[illegible]nes kunstästhetischen kanons in den höheren unterricht, indem er sachliche, sprachli[illegible]che, litterarische und charakterbildung daraus hervorkeimen sehen möchte, dabei auch die irtümer Lessings weit geringer anschlagend als Lange. Was wir daran jezt auszusetzen oder zu bessern wissen, soll „den schülern gegenüber frei und offen eingestan-

1) Vgl. meine notiz „Goethes verbindung mit Amerika" Goethe-jahrbuch XV, 288 fg., auch G. Hauck, Technikers Faust-erklärung (Berlin 1891); s. 125 z. 7 fehlt „neuen" vor „welt".

2) Lobend besprochen von R. W[ülker] im „Littor. centralblatt", 1892, s. 1662.

3) Auch sei genannt: Karl Knortz, „Über den einfluss der deutschen litteratur in Amerika", in „Bahn frei! Organ des New Yorker Turnvereins" XII (1894) nr. 22, 23, 25.

den" werden (s. 134). Deshalb mit empfiehlt er von den durch ihn nachgeprüften auswahlversuchen den von R. Lehmann, Der deutsche unterricht, s. 266 fg. motivierten vorschlag: abschnitt 1—3, anfang von 4, 11—15, 16—17 (18), 20—22 im auszuge, 23—25.

Max Rieger, dessen biographie Maximilian Klingers mit dem ersten teile, „Klinger in der sturm- und drangperiode" (1880), bisher ein torso geblieben ist, spendet jezt einen etwas unvermittelt herausgerissenen absatz aus einem ungedruckten werke „Klinger in der zeit seiner reife" (s. 139—149), der das 1789 entstandene, 1790 anonym gedruckte trauerspiel „Oriantes" als ein mehr inhaltlich als künstlerisch anziehendes lesedrama charakterisiert. Der schauplatz, scheinbar im antiken Thracien, ist das Russland Peters des Grossen; der umgetaufte held dessen unseliger sohn Alexej. Der griechische schleier ist aber so durchsichtig, dass Klinger, der generallieutenant des czaren, seine autorschaft lieber verborgen hielt. Die mitgeteilte probe macht uns auf die hoffentlich bald bevorstehende veröffentlichung des ganzen bandes über Klingers leben und schaffen in Russland begierig.

Friedrich Vogt bietet eine abhandlung, neue gedanken und belege „Von der hebung des schwachen *e*. Ein beitrag zur geschichte des deutschen versbaus" (s. 150—179). Mit recht wundert er sich über den der vorrückung des wortaccents und der flüchtigeren aussprache der endsilben gleichzeitigen sieg des endreims über die stammalliteration. Das endungs-*e* als unfesterer, schwach artikulierter laut verlor im 11. und 12. jahrhundert sogar in flexions- und leichten ableitungssilben die fähigkeit allein den reim zu tragen, nicht die zur hebung. Diese besizt es in dritter silbe, besonders nach betonter kürze, der üblichen regel zufolge, sobald in der senkung ein unbetontes *e* folgt. Doch ist dies nach Vogts genauer umschau in der praxis eine ausnahme; wenn sie eintritt, so wird für die anschliessende senkung nur eine im satze unbetonte silbe verlangt. Bei den lyrikern der klassischen epochen geschieht es nur ganz vereinzelt. Diesem schwachen *e* wurde die hebungs- und reimkraft wider verliehen mit der algemeinen zerdehnung der stamsilben und ausfüllung der senkungen. Selbst das 17. jahrhundert bekundet für die wechselnde tonstärke des *e*-vokals mangelhaftes verständnis, wenn es auch bei Philipp von Zesen 1640 eher dämmert als in Opitzens theoremen, und Schottel (1645) sogar alle ausgänge mit schwachem *e* „kurz" d. h. unbetont nent, was Sigmund von Birken noch verschärft. Das 18. jahrhundert konstruierte hier einen unterschied der wägung zwischen reimstelle und binnenvers. Die wägung im innern des verses ward viel leichter genommen; kein theoretiker verbietet hier geradezu die betonung des -*e* im verse, kein dichter vermeidet sie völlig (s. 170), auch nicht Klopstock, Lessing, Schiller, Goethe. Der widerholte, auf gründlichem nachdenken ruhende wandel in Goethes gebrauch, der, unabhängig von den nicht einsichtslosen, aber an der altklassischen richtschnur hangenden anschauungen seines zeitgenossen J. H. Voss, ihn „durch den anschluss[1] an den antiken versbau unter veränderten verhältnissen gelegentlich zu einem im deutschen verse längst geübten brauche zurückkehren" liess (s. 178), ist für das neuhochdeutsche typisch.

„Tiecks Reise von Berlin nach Erlangen 1793, von ihm selbst berichtet" (s. 180—190), die ihn trotz heisser sehnsucht nicht mit den Weimaranern in verbindung brachte, teilt Gotthold Klee aus der zwanzigseitigen handschrift der königl. öffentlichen bibliothek zu Dresden mit, wobei er viele erklärende fussnoten

1) so ist doch wol für „ausschluss" zu lesen.

beifügt. Er ergänzt sonach einen etwas dunklen abschnitt in der eingehenden lebensskizze Ludwig Tiecks, die er seiner löblichen kritischen und erläuterten auswahl der werke (1892) vorausschickte und jezt in „Meyers volksbüchern“ nr. 1028—29 abdrucken liess. Zum schlusssatze „von Erlangen aus haben Tieck und Wackenroder das alte Nürnberg wider entdeckt usw.“ konte auf Erich Schmidts sinnigen überblick über „die entdeckung Nürnbergs“ (nun in den „Charakteristiken“), besonders s. 44 hingedeutet sein.

Das verhältnis zwischen „Goethe und Beethoven“ (s. 191—223) beleuchtet Rudolf Kögel auf grund teilweise erst neuerdings erschlossener materialien, die meist dr. L. Volkmann, mitinhaber der mit Beethoven mannigfach verbundenen verlagsbuchhandlung Breitkopf und Härtel, zur verfügung gestelt hat. Das gemälde, das uns hier entrolt wird, weicht gar nicht unwesentlich von dem ab, das uns der specialist dieses gebietes, dr. Theodor von Frimmel (besonders „Beethoven und Goethe“, 1883), geboten hatte. Die in seinen „Neuen Beethoveniana“[1] gedruckten 2 briefe Beethovens an Goethe und dessen bisher unpublicierte antwort vom 25. juni 1811, seine einzige unmittelbare äusserung an den kongenialen musiker, veröffentlicht Kögel nach den handschriften im Weimarer Goethe-Schiller-archiv. Dass Goethe dem auch von ihm angestaunten meister der töne trotz des freundlichen beisammenseins — aus anlass der böhmischen badekur 1812 — innerlich nicht näher trat, verschuldete seines musikalischen mentors Zelter scharfes abwinken. Übrigens war die enttäuschung gegenseitig, obzwar Beethoven Goethes werke bis zulezt liebte und leidenschaftlich las, während umgekehrt der dichter so wenig den einzelnen werken des grossen tonmeisters aufmerksamkeit schenkte, dass er trotz des 1810 empfangenen energischen hinweises auf die symphonien die C-dur 1830 noch nicht kante. So wirkt es auf uns verblüffend, dass Beethoven noch 1823 plant, „endlich zu schreiben, was mir und der kunst das höchste ist — Faust.“ Dies hoffen blieb freilich unerfült.

Die ausgedehnteste abhandlung des bandes, die Gustav Roethes, erstreckt sich auf „die dramatischen quellen des Schillerschen Tell“ (s. 224—276). Das herliche werk, das uns Schiller in seiner eigenschaft als fürsten der klassischen deutschen bühne auf der höhe zeigt, mahnt trotz der in ihm auf den gipfel gehobenen reife der dramatischen rhetorik doch „in seiner komposition an das episch-didaktisch zerfliessende Schweizer volksdrama des 16. jahrhunderts“ (s. 225). Mit bewundernswerter hingabe — denn viel genuss dürfte dabei nicht herausgesprungen sein — hat Roethe die in frage kommenden Tell-stücke durchmustert, wobei die bei Scherer, Litteraturgeschichte[6] s. 776 angegebene litteratur wol berücksichtigt ist. J. C. Weissenbachs umfängliches einschiebsel in seinem „Eidgenossischen Contrafeth Auff- unnd Abnemmender Jungfrawen Helvetiae“ von 1672 (das schon W. Menzel, Geschichte d. deutschen dichtung II, 416 analysiert hatte)[2] erscheint mir doch nicht ohne ähnliche züge, obwol freilich der dramatische ductus ein ganz anderer ist (s. bei Roethe s. 228). Roethe gelangt s. 272 zu dem ergebnis, dass Schiller neben chroniken und kulturgeschichtlichen quellen an Schweizer dramen zu rate gezogen hat das alte Urner spiel [um 1512], Bodmers scenen [1775] und die beiden stücke Ambühls[3], wenig oder gar nicht, Petri („Dreibund“, 1791), Lemierre (Guillaume Tell, 1767) und Ruef

1) Diese von Kögel s. 206 anm. 1 für 1890 citierte schrift erschien zuerst 1888.

2) Vgl. auch meine notiz Ztschr. f. dtsch. phil. XXII, 337 fg.

3) So schreibt Roethe im verlauf der untersuchung stets, obwol er s. 226 und 231 bei der ersten feststellung von dem „herrn am Bühl“ redet; gemeint sind dessen preisschauspiel „Wilhelm Tell“ (1792) und das drama „Schweizerbund“ (1779).

(1545). A. G. Meissner — die xenien 452 und 852 gelten ihm (s. Schriften d. Goethe-geselsch. VIII, 177. 216)! — komt nur für eine episode in betracht; R. Fürsts monographie über ihn (1894; vgl. diese ztschr. XXVII, 286 fg.) kante Roethe noch nicht. Eine übersicht der wichtigsten parallelen lässt Roethe seinen genauen einzeluntersuchungen folgen, worauf er in einem schlussabschnitt Schillers stets gewissenhafte arbeitsweise gegenüber der seiner vorgänger gebührend würdigt.

Ernst Elster berichtet (s. 277—290) über eine ungedruckte operndichtung Goethes. Es sind die umfangreichen bruchstücke des singspiels „Die mystificierten“, deren besorgung für band 17 der Weimarer Goetheausgabe Elster oblag. Das thema des singspiels deckt sich grösstenteils mit dem des „Gross-Cophtha“; es stelt die rätselhafte wirksamkeit des reisenden magiers Cagliostro dar. „Goethe hat sich an die überlieferung fast durchweg angeschlossen, nur der ritter und die schlusswendung sind sein eigen (s. 280 anm. 2). Von den scenarischen plänen ist der erste noch in Italien und zwar italienisch abgefasst, der zweite enthält schon den endgiltigen titel und die gattungsangaben für die musikalische widergabe. Die beschaffenheit des teiles der von Goethe eigenhändig geschriebenen handschrift, der ausgeführte stellen enthält, lässt die bestimtheit der dem dichter vorschwebenden konception noch deutlicher als die schematischen entwürfe erkennen, indem ihn seine laune zum rhythmischen gestalten der seiner augenblicksstimmung gerade angemessenen scene antrieb. Ästhetisch erhebt sich die oper über das in demselben boden wurzelnde lustspiel, zumal da die begleitende musik den hokuspokus und betrug märchenhaft umspinnen solte. „Freilich ist es keine hervorragende arbeit, aber sie gewährt uns einen reizvollen einblick in des dichters werkstatt“ (s. 290).

Zur geschichte der neuhochdeutschen schriftsprache bietet auf s. 291—324 Konrad Burdach höchst wertvolle beiträge in dem lezten aufsatze des bandes. Es ist ein ausgesondertes stück aus der längst angekündigten fortsetzung seiner forschungen über die einigung der neuhochdeutschen schriftsprache, deren einleitung (das 16. jahrhundert) seine Hallenser habilitationsschrift von 1884 enthielt. Die von Burdach gleichzeitig vorgenommenen studien über die sprache des jungen Goethe und über die Luthers umgrenzten den acker, den es zu durchpflügen galt, und was man bisher von deren ergebnissen zu lesen bekam, machte auf das ganze begierig. Auch heute hebt Burdach mit einem blicke auf diese beiden grenzwärter an, um sodann von einem neuen standorte aus Opitzens einschlägige fortschritte zu ergründen. Es handelt sich darum, ausfindig zu machen, wie Opitz zu dem durchgreifenden unternehmen kam, das gesetz des hiatus algemein und gleichmässig anzuwenden und die elision des einem vokalisch anlautenden worte voraufgehenden auslaut-*e* durch den apostroph zu markieren. Ohne die leisen ansätze des altertums zu vernachlässigen, leitet Burdach schritt vor schritt in durchsichtigem gange die lezte herkunft dieser reformen auf Dante zurück, zu dem allerdings die spuren über Opitzens direkte anreger und vorbilder, nämlich Ernst Schwabe von der Heide[1], Daniel Heinsius, Pierre Ronsard, ferner über dessen mittelbare vorgänger unter den französischen grammatikern und poetikern des 16. sowie den Italienern des 15. und des 16. jahrhunderts hinaufführen. Den ausfall des fortgestossenen *e* einheitlich zu regeln und im apostroph für den vortrag äusserlich anzudeuten, bedeutete eine einschneidende that des weniger schöpferischen als klug auswählenden theoretikers. „Das winzige, an sich völlig bedeutungslose häkchen, das er von dort aufnahm, zeigt uns greifbar

1) Über diesen s. jezt M. Rubensohn's aufsatz „Euphorion“ I, 58—63.

den ursprung seiner gesamten bemühung zu gunsten einer geläuterten einheitlichen kunstsprache" (s. 311). Die weiteren folgerungen, die Burdach aus diesem streben für das verständnis von Opitzens praktischer feststellung einer richtigen und reinen sprachnorm zieht und für die dazumal noch arg schwankende apokope mannigfach belegt, ergänzen sich unmerklich mit Vogts oben behandelter untersuchung.

Burdachs abhandlung klingt aus in einer warmen anrede an seinen lehrer R. Hildebrand. Zugleich fasst dieser schlussabschnitt die verschiedenen beziehungen der in diesem bande zusammen dahertretenden freunde, schüler, kollegen zu dem „getreuen führer, weisen ratgeber, lieben weggenossen" in dem wunsche zusammen, dass die hier vereinigten schriften nicht nur von der kraft seiner lehre, sondern auch von der stillen macht seiner person reden mögen.

Die beiträge der zweiten festschrift reichen nicht minder in alle zweige des germanistischen wissens und forschens hinein. Doch sind sie bunter gruppiert, indem zunächst die alphabetische ordnung der verfasser eingehalten werden solte, dieser grundsatz dann aber durch nachträgliche beitritte während des druckes durchlöchert ward. Anziehende aufhellungen „Zur deutschen bearbeitung der Melusinasage" erhält man von Karl Biltz (s. 1—15). Der Berner schultheiss Thüring von Ringoltingen († 1483) veröffentlichte 1456 seine, seitdem zahllose male bearbeitete fassung des Melusinenstoffes, „der krone aller jener volksromane" (s. 1), angelehnt an das um 1400 entstandene französische gedicht des Couldrette, mit gelegentlicher benutzung des 1394 vollendeten von Je(h)an d'Arras[1]. In diesem äusserst häufig gedruckten[2], vor 1474 nicht datierbaren werke stelt sich uns „einer der treflichsten ausbildner unserer deutschen prosa, speciell einer der begründer unserer deutschen novelle", den andern gleichzeitigen vätern dieser gattung[3] gar wol ebenbürtig, dar. Kundige liebhaber deutscher raritäten haben uns zum teil die drucke gerettet, eine kritische edition nach diesen und den handschriften wäre verdienstlich. Neues zum stoff im anschluss an Biltz bringt Fränkel, Ztschr. d. ver. f. volksk. 1894, h. 4.

„Griechische hilfe im mhd. unterricht" (s. 15—19) zieht Oskar Brenner heran, und zwar die altgriechischen inklinationsregeln, die einem worte durch den zum doppelton-träger erhobenen circumflex eine „zweigipflige" accentuation verleihen zum verständnisse der schwebenden betonung — Brenner gebraucht diesen ausdruck nicht — von verschiedenen wortarten mit zwei hebungen. Lachmanns regeln werden dabei hübsch ergänzt.

Sigmund Feist, Deutsche etymologien (s. 20—26): *burg* wird über vulgärlateinisches *burgus* auf griechisches *πύργος* zurückgeführt; *hexe* wird zu einer indogerm. wurzel *ke(n)k* (= listig sein) gestelt; *küssen* mit *kiesen* und *kosten* verknüpft und einem indogermanischen *geu(s)* untergeordnet; (s. 26 z. 22 lies Meyer).

Carl Franke trägt eine fülle von, meistens mundartlichen, belegen über die Volksdichtung im Meissnischen (s. 27—35) zusammen. Aufgenommen sind

1) Ein bezeichnendes beispiel ist der ersatz von „fontaine de soif [von lat. saepes]" d. i. quelle im hag, durch das dann von allen nachfolgern, auch Hans Sachs und Ayrer übernommene und aus letzterem dem „Deutschen wörterbuche" einverleibte „Durstbrunnen" (s. s. 2 fg.).

2) So heisst es in allen handbüchern, und doch liest man da oft genug irtümer wie folgende: „Melusine, beliebtes deutsches volksbuch, von Thüring von Ruggeltingen [handschriftlich?] aus Bern 1456 nach einem lateinischen gedicht des Jean d'Arras bearbeitet und 1474 zuerst gedruckt" (Ad. Stern, Lexikon der deutschen nationallitteratur s. 242 fg.).

3) zu denen allerdings „Heinrich Steinhövel in seiner übersetzung des Boccacioschen [so!] Dekamerone" (s. 8) nicht gehört, wie Biltz statt anderwärts in der „Allg. dtsch. biogr." 35, 735 findet.

kinderlieder, zauber-, austeil- und auszählverse, eine kinderpredigt, spotreime auf gewisse personen, gewerbe, örtlichkeiten, endlich soldatengesänge. Der enge raum gestattete nur eine magere auslese[1]; doch trift diese überall das für volkstum und mundart charakteristische. Franke hat seine erprobte transskription festgehalten, die er neuerdings besonders in der zeitschrift „Bayerns mundarten" anwante.

Allerlei fremde urteile, bücherreferate, sprachproben und bibliographische notizen mit bezug auf „die stellung des niederdeutschen dialekts und seiner werke zur hochdeutschen schriftsprache und litteratur" bietet Otto Glöde (s. 35—61); im ganzen weder sonderlich neue materialien noch eigentümliche gedanken. Das ganze macht den eindruck einer apologie. Glöde verteidigt den ihm „von jugend an" nicht blos ans herz gewachsenen, sondern auch eingehenden studiums wert erschienenen mutterlaut warm und nachdrücklich. Die s. 36 anm. 1 versuchte bibliographie soll zwar nicht volständig sein, besizt aber auffällige lücken und ziffernfehler; während manches recht wenig hingehörige darin steht, waren Rud. Eckarts schriften[2] trotz ihrer unselbständigen und unkritischen mache wegen des vielen, freilich eben erst zu säubernden stoffs zu verzeichnen. Ein Glöde entgangenes heft, H. Eschenhagen, Zur plattdeutschen sprache und deren neue litteraturbewegung (Berl. 1860; dazu: Album plattdeutscher gedichte, ebd.), deckt sich völlig mit seiner tendenz. Endlich vermisst man s. 51 rücksicht auf K. Th. Gädertz, „Das niederdeutsche schauspiel" (1884; 2. ausg. 1894). — Lediglich grammatikalische fragen fasst Heinrich Gloël ins auge, der s. 61—70 einzelheiten über Niederrheinisches deutsch aus Wesel und dem nahen striche zwischen Duisburg und Emmerich dem schriftgebrauche entgegenstelt. Nicht alle erscheinungen dieses „sprachgrenzgebietes" isolieren dasselbe; es mischen sich in der gesamtheit des dort gepflegten umgangsidioms niederfränkische grundelemente, die zum holländischen neigen, mit niedersächsischen einflüssen aus Westfalen und mittel-, ja oberrheinischen. Die umfänglichste rubrik, die dritte, syntaktische, verzeichnet sogar eigentlich bloss nachlässigkeiten, die sich „das sogenante hochdeutsch des Niederrheins" erlaubt. In diesem taucht überhaupt manche gemeindeutsche verderbnis als scheinbar hybride dialektform auf; der dort geborene Heinrich Heine bietet hierzu verschiedenes, wie neuerlich G. Zillgenz, „Rheinische eigentümlichkeiten in Heines schriften" (Progr. Waren 1893) dartat. Vgl. jezt auch W. Meyer-Markau, Hochdeutsche sprache in ihrem Duisburger altagsgewande; 1893. Ferner erinnere ich an Heines tadelsäusserungen über das fehlerhafte hochdeutsch am Niederrhein: aus Heines Memoiren, herausgegeben von E. Engel, 1884, s. 145 abgedruckt bei H. Brunnhofer, Kulturwandel und völkerverkehr (1891) s. 77 fg.

Es folgt von Max Koch: „Der Lehrling der Griechen. Ein beitrag zur erläuterung von Klopstocks odendichtung" (s. 70—92). Diese „wahrscheinlich älteste ode", von 1747, hat der dichter mit besonderer scheu zurückgehalten und erst 1771 in der grossen samlung seiner lyrik, dann 1798 mit drei kleinen änderungen veröffentlicht. „In keinem anderen gedichte hat sich Klopstock so eng an ein fremdes muster angeschlossen... eine ganze reihe von gedanken, motiven und ausdrücken der späteren und spätesten oden finden wir schon in diesem erstlingsgedicht ausgesprochen und angedeutet" (s. 71). Ein aufmerksamer vergleich weist des Horaz Ode IV, 3 als

1) Die entschuldigung für „derartiges zeug" war überflüssig.

2) Lexikon der niedersächsischen schriftsteller von den ältesten zeiten bis zur gegenwart (1891); Niederdeutsche sprichwörter und volkstümliche redensarten (1892); Niedersächsische sprachdenkmäler mit genauen quellenangaben (1893). Steinmeyers (Anz. f. dtsch. altert. XIX, 288) und anderer warnung kenne ich wol; aber Eckart ist dilettant und als „germanist", wie er sich bezeichnet, nicht ernst zu nehmen.

durchgehendes vorbild, zahlreiche jüngere stimmungen und stellen Klopstocks als innerlich nah verwant und auch in der form anklingend aus. Man lernt von neuem, dass eine unlösbare kette die über ein halbes jahrhundert zerstreuten dichtungen Klopstocks zusammenhält.

Karl Landmann, Zur deutschen heldensage (s. 93—126), legt Karl Simrocks grosses werk „Das Amelungenlied“ (6827 Nibelungenstrophen in der 1. ausgabe) den gebildeten und den schulmännern ans herz und prüft quellen und plan der dichtung; vgl. Fränkels aufsatz „Ein neudeutsches epos altdeutschen stoffs“: Ztschr. f. d. dtsch. unterr. VIII, heft 10 oder 11.

Die frage: Wie kann der deutsche unterricht zur erziehung der jugend beitragen? beantwortet Rudolf Löhner (s. 126—129) dahin, dass lektüre von erzählungen und dichtungen, besprechung des spruchschatzes, anregung des eigenen nachdenkens, auslegung grammatischer gesetze vielfältig für die sitliche bildung nutzbar zu machen seien.

Ernst Martin führt (s. 129—133) in *haarigel* und *haareule* zwei sich nahe berührende elsässische schimpfwörter vor, die sich beide auf den tadel des durch mangel an pflege starrenden kopfhaares gründen und im weiteren sinne auf unordentliches und abstossendes äusseres überhaupt zielen (vgl. Fränkel, Germ. XXXVI, 186).

Adolf Matthias, Ein kapitel für sich (s. 133—139), befürwortet die verhütung des angstgefühles und verzicht auf gewaltmassregeln in der praktischen pädagogik. Die lehre von der apperception in gesteigerter höhe, wonach im anregen, einfangen, modeln, lenken und vollen ausschöpfen der jugendlichen hingabe der kern der lehrtätigkeit besteht, verbindet sich mit der mahnung, nicht beständig an das abstrakte denken zu appellieren, vielmehr seelische teilnahme, unwilkürliche aufmerksamkeit, echte liebe zur sache zu erwecken. Der titel ist ein lieblingswort Hildebrands (s. 134), der „Vom deutschen sprachunterricht“ s. 17 die frage aufwarf.

Laurentius Albertus und Albert Oelinger, die bisher als zwei verschiedene schriftsteller galten, weist Karl Müller (s. 140—151) als eine und dieselbe person nach. Danach ist von den beiden ersten darstellungen der süddeutschen reichssprache (von denen Müller einen neudruck bei Trübner in aussicht stelt) die 1472 abgeschlossene, die den namen Laurentius Albertus trägt, die durch latinisierendes pseudonym verhülte leistung eines gelehrten, der nur der wissenschaft dienen will, während in der 1473 unterzeichneten bearbeitung Oelinger als mann der praxis offen hervortritt; s. dagegen noch Scherer, Gesch. d. d. litt.[6] s. 823.

Aus der praxis des deutschen unterrichts (s. 151—165) empfangen wir von Carl Krumbach „Hildebrandsche sprachbilder“, die ähnlichen anregungen, wie sie in Löhners und Matthias' oben skizzierten vorschlägen leben, eine greifbare form verleihen; und diese hat sich gerade in den hierselbst vorgelegten probenummern schon vorzüglich bewährt. Für folgende wendungen wird der wortlaut der von Krumbach verwendeten erklärung nebst stützenden dichterstellen mitgeteilt: mit krieg überzogen; auf sein wort ist kein gewicht zu legen; das mass der leiden ist voll; vertrauen geniessen; aus den augen verlieren; der heut aufschleusst sein himmelreich. Daran schliessen sich als stoffe zur entsprechenden behandlung sprachbilder, wo die geschichte und litteratur sowie allerhand gebräuche den sinlichen hintergrund erkennen lassen, bilder aus dem naturleben, eine reihe verschiedenen inhalts aus menschen- und völkerleben, endlich übertreibungen mit vielfach humoristischem anstrich. Derartige übungen schulen in erster hinsicht den verstand und die sprachlogik, wecken aber auch allerhand schlummernde kräfte des gemüts.

„Das volkstümliche in Martin Greifs vaterländischen bühnendichtungen“ verfolgt mit schöner begeisterung Ernst Henschke (s. 166—180). Des lyrikers Greif richtung auf volksliedmässige einfachheit des empfindens und knapheit der rede findet in der analogen beleuchtung seiner dramatischen muse ein gegenspiel, das nicht nur den eifervollen verehrern des vielangefeindeten dichters, sondern jedem freunde der ernsten vaterländischen bühne und förderer volkstümlicher litteraturbestrebungen beifall entlockt. Henschke ergänzt gut Lyons (1889) und Prems (1892) bücher.

Biblische anklänge bei Schiller weist (s. 190—195) Franz Schnedermann zunächst in religiös gehaltenen stellen seiner dichtungen, sodann aber auch in seinen philosophischen schriften nach. Nirgends zeigt sich bei Schiller eine sklavische abhängigkeit, oft aber ein sinniges anschmiegen an die bibelworte.

In „Seebach“ (s. 195—199) vermittelt uns Rudolf Schloesser die nähere bekantschaft eines bisher wenig genanten mitgliedes des Göttinger dichterbundes. Seebach stamte wol aus Gotha; seine vornamen waren Johann Gottfried Friedrich. Er stand in engerer verbindung mit seinem zeitgenossen Gotter.

„Goethes Faust (I. teil) als schullectüre“ behandelt (s. 199—208) Hermann Unbescheid auf grund eigener erfahrung, wobei als leitfaden Veit Valentins gleichfals aus öffentlicher lehrpraxis entstandenes werk „Goethes Faustdichtung in ihrer einheit dargestelt“ (1894) benuzt und warm empfohlen wird.

Die ausführlichste arbeit des bandes ist die von Eugen Wolff „Über Gottsched's stellung in der geschichte der deutschen sprache“ (s. 208—297). Sie erledigt das eingreifen des bedeutenden mannes in die entwicklung der deutschen sprache nach den vier gesichtspunkten, die seine forderungen leiteten: deutsch, hochdeutsch, korrektdeutsch, elegantdeutsch, wozu als fernerer ausblick die übertragung dieses strebens auf das feld der exakten poesie tritt. Mit erfolg bedient sich Wolff des umfangreichen ungedruckten und bisher arg vernachlässigten briefwechsels, nämlich des von Gottsched und frau geführten (Leipziger universitätsbibliothek) und der an Bodmer und Breitinger gerichteten nummern (Züricher stadtbibliothek). Daneben steuern die zahllosen gelehrten-journale und theoretischen schriften jener zeit mancherlei kleinigkeiten zur würdigung der hochrühmlichen reformen bei, die Gottsched selbst hartnäckige widersacher seiner rein litterarischen doktrinen nicht absprechen können. Gerade der hitzige streit zwischen seiner sächsischen regelhaftigkeit und trockenheit und den Schweizer phantasiekämpen ward almählich für die festigung eines guten deutschen stiles ungemein fruchtbar[1]. Volbewusst der tragweite und schwere seiner arbeit, aber auch beharlich und mutig schreitet der diktator gemach darin vorwärts, die aufgabe eines alzugänglichen und ausgeglichenen idioms für rede- und schriftgebrauch, für altag und gelegenheit, für prosa und gedicht zu erfüllen. Wie er zu diesem zwecke nach allen ecken ausgriff, verbindungen einfädelte und zerriss und ohne rücksicht auf sonstige harmonie, z. b. in staatlichen und kirchlichen dingen, viele leute verwanten willens zu einträchtigem vorgehen einlud, erfahren wir aus der vielfach verästelten, aber übersichtlich disponierten samlung von belegen, auf der Wolffs darstellung ruht.

„Eberhard Tappe, ein deutscher schulmeister und germanist älterer zeit“ (s. 298—309) ersteht aus der feder Ludwig Fränkels, eine bisher über die achsel angesehene, mir aber sehr sympathische gestalt der anhebenden reformation. Er stamte aus Lüne bei Lüneburg, studierte seit 1525 zu Wittenberg und gab 1539 eine, danach

1) Die von Wolff s. 231 anm. 2 betonte lücke in den sprachlichen bildemitteln der katholischen landschaften, die unkentnis Luthers, bemerkt auch Schnedermann a. a. o. s. 190, während sie Burdach (a. a. o. s. 294) geringer anzuschlagen scheint.

sehr häufig erneuerte lateinisch-deutsche sprichwörtersamlung sowie einen auszug aus der beliebten lateinischen des Erasmus heraus, 1541 des Leo Baptista Albertus „De re aedificatoria libri decem“, sogleich darauf „Waidwerck vnd Federspiel“, ein deutsch geschriebenes jagdbuch. Anfang 1542 war er verstorben, wol zu Köln, dessen bürgermeister dem aus unentwirbaren motiven flüchtigen manne eine freistatt gewährt hatte. Diese tatsachen konten erst in Fränkels später in druck gegebenen artikel in der „Algemeinen deutschen biographie“ (XXXVII, 390—394) verwoben werden. Tappe ist der beachtung wert als parömiolog und fahrender humanist, sowie als mensch und als sklave des schicksals.

„Gottfried August Bürger als lehrer der deutschen sprache“ will Julius Sahr (s. 310—354) vergegenwärtigen. Mit den reichlich vorliegenden hilfsmitteln zeichnet er ein lebendiges bild des hochstrebenden akademischen wirkens, das Bürger in Göttingen zur belebung des interesses für die muttersprache auf dem katheder sowol wie in geschickten, feinsinnigen handbüchern entfaltet hat. Die unseligen äusseren umstände, die nach und nach sein geistiges schaffen lahm legten, machten sich auf diesem gebiete weniger geltend, wie auch Bürger seine bezüglichen anschauungen tatkräftig vor der öffentlichkeit bekant hat. Wahrheit und schönheit hiessen ihm die leitsterne der pflege der deutschen sprache, wie er sie ausüben wolte. Die überzeugung von ihrer wichtigkeit diktierte ihm den satz, „dass sprache und schreibart, samt allen denjenigen philosophisch-ästhetischen kentnissen, welche damit zusammen hängen, und ohne welche keine gründliche sprach- und styl-theorie statt hat, auf universitäten eigene lehrvorträge, sowie von seiten der studirenden ein eigenes ernstliches hauptstudium erfordern“ (1787). Auch sprachliche fragen im engeren sinne hat Bürger gewissenhaft erörtert; er bekundet dabei einen erstaunlichen einblick in das wesen des sprachlichen fortschritts, dessen gesetzgeber der sprachgebrauch, nicht der sprachlehrer sei, einen sichern takt für die tiefe der mundarten und der redeweise des volkes, die er hier ebenso verwertet wie in seinen dichtungen. Das gesamturteil lautet bei Sahr (s. 353): „Er war kein germanist im heutigen sinne, das ist klar; aber ein vorläufer der germanistik war er doch, und zwar einer von scharf ausgeprägter eigenart.“

Die von Friedrich Kluge mitgeteilten „wortdeutungen“ (s. 354—356) bieten folgende resultate dar, deren einige freilich dem verfasser selbst fraglich bleiben: ahd. *spûnôn gispûnôn* „auslegen“, lehnwort aus *exponere;* ahd. *pfistûr meiûr* von *pistorem maiorem* (?); got. *spaíkulâtûr* von *speculatorem* (?); ahd. *scorrên* „hervorragen“ von *excurrere:* ahd. *scësso* „fels“ von *excessus* „vorsprung“ (?); got. *annô* („sold, löhnung“ oder „mundvorrat, proviant“) von *annona.*

Einen gegenstand, der schon in einigen vorhergehenden aufsätzen gestreift wurde, hat sich der herausgeber, Otto Lyon, für seinen beitrag ausgewählt, der den band äusserlich und innerlich abschliessen soll: „Die einheit des deutschen unterrichts an der universität und in der schule“ (s. 356—364). Lyon erhebt den deutschen unterricht auf einen unendlich erhabeneren unterbau, als ihn der krämergeist mit seinem nichtigen wunsche des geschäftsbriefs und der notdürftigsten klassikerbelesenheit erschaut; er erblickt in ihm das zusammenhaltende und einende band der gesamten geistigen erziehung, und er heischt deshalb einen zusammenhang zwischen seinem betriebe auf der niederen und auf der hochschule. Diese einheit soll nach Lyons erachten dadurch gewährleistet werden, dass folgenden vier erfordernissen genüge geschieht: der deutsche unterricht soll sich auf geschichtliche betrachtung der sprache gründen, soll national sein, unserm volke eine gesunde

ästhetische bildung geben, eine tiefgehende sitliche wirkung ausüben[1]. Da Lyon die stellung der von ihm geführten schar zu „Rudolf Hildebrand, dem bahnbrechenden forscher und gelehrten, dem innigverehrten lehrer und freunde" schon in dem kurzen vorwort knapp gekenzeichent hat, so wünscht er am ausgange seiner darlegungen nur noch, es möge im anschluss an vorbilder wie der jubilar „sich die germanische philologie immer mehr zu dem erheben, was sie sein soll: die auf dem sichern boden exakter forschung einherschreitende führerin und beherscherin des deutschen geistes- und gemütslebens, die tiefdringende deuterin unserer volksseele, die berufenste auslegerin unserer dichter und die heilbringende erzieherin unseres volkes zu den höchsten und erhabensten zielen der menschheit hin."

Der auf den voranstehenden blättern unternommene überblick über die beiden festschriften zu dem tage, an dem Rudolf Hildebrand das alter des psalmisten erreicht hat, solte und konte sich auf kritik der dargebotenen auseinandersetzungen nicht einlassen; schon die grosse entlegenheit der themen würde dies untersagt haben. Aber dass in beiden bänden ein reichtum von wissen und gelehrsamkeit enthalten ist, und dass in mannigfaltigem wechsel sichere methode und frische anschauung darin zu tage treten, dürfte hinreichend deutlich geworden sein[2].

MÜNCHEN. LUDWIG FRÄNKEL.

Zu s. 404. Die geringere wertschätzung der poetischen belegstellen für die syntax, die Braune in seiner abhandlung durchblicken lässt, ist nicht neu; schon O. Behaghel hat in seinen ersten schriften (Modi im Heliand s. 7; Zeitfolge der abhängigen rede s. 26) denselben standpunkt gegenüber meiner Otfridsyntax vertreten, und ich habe damals im Anzeiger f. d. a. 3, 85. 5, 371 darauf erwidert. Ich verkenne natürlich nicht, dass die rücksicht auf versregel und reim auf den ausdruck einwirken kann; ich bestreite aber, dass diese einwirkung bei dichtern immer oder auch nur oft falsche und dem deutschen sprachgeiste widerstrebende ausdrucksweisen herbeigeführt habe. Braune mag für die von ihm s. 36 unten erwähnten conjunctionslosen nebensätze mit schlussstellung des verbums im mhd. mit recht darauf aufmerksam machen, dass das verbum überall reimwort sei; es scheint mir aber in diesen poetischen belegen eine ältere gebrauchsweise erhalten zu sein, die bei Notker wenigstens auch noch in prosa vorkomt: Boeth. 1, 16 *ih newâno, mir muoza sî.* 2, 28 *wânest tu, daz kolt tiurera sî.* 3, 61 *mir dunket, ih iz sehe.* 3, 62 *wânest tu, daz niehtes turftig neist, mahte durftig sî?* In der algemeinen fassung, in welcher, wie früher Behaghel, so jezt Braune vor verwertung des poetischen sprachgebrauches für die syntax warnt, kann diese warnung leicht dazu führen, dass man im dichter nur einen äusserlich und mechanisch arbeitenden vers- und reimdrechsler sieht, ohne zu bedenken, dass jeder dichter tiefer aus dem borne seiner sprache schöpft, als der in gewöhnlicher prosa redende, und dass seine schöpfungen widerum auch auf die fortbildung der sprache (mit einschluss der prosa) gewaltig einwirken. Ich bleibe dabei, dass Otfrid eine wertvollere quelle für die deutsche syntax sei als

1) Lyon deutet dazu (s. 363) selbst auf Löhners oben (s. 412) ausgezogene ausführungen hin.

2) Als einzelfestgabe brachte Georg Witkowski quellen- und entwicklungsgeschichtliche studien für „Die walpurgisnacht im ersten teile von Goethes Faust" (Leipzig, v. Biedermann) dar, die das 17. jahrhundert, besonders Praetorius, heranziehen und entstehung samt einfügung der episode verfolgen (vgl. Muncker 179, „beilage zur Algemeinen zeitung" 1894, s. 7).

Tatian; und mir ist ebenso auch Goethes in versform gebrachte Iphigenie nicht min der wertvoll als der erste entwurf in prosa.

KIEL. O. ERDMANN.

Altdeutsche gartenflora. Untersuchungen über die nutzpflanzen des deutschen mittelalters, ihre wanderung und ihre vorgeschichte im klassischen altertum - prof. dr. **R. v. Fischer-Benzon.** Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer. 1[illegible] X und 254 s. 8 m.

Erst vom 8. und 9. jahrhundert an datiert ein regelrechter gartenbau in Deutschland, hervorgerufen und beeinflusst durch die Benediktinermönche, die eine grosse anzahl pflanzen einführten, welche sich in den romanischen kulturen Galliens und Italiens aus dem altertum gehalten hatten. Die ausbreitung sowol dieser zuerst zu uns gebrachten als die später auf anderen wegen gekommenen gartenpflanzen geschah mit einer gewissen stetigkeit und langsamkeit, so dass noch im anfange dieses jahrhunderts wenigstens die gärten der bauern nicht nur durch ganz Deutschland, sondern durch ganz Mitteleuropa eine fast volständige übereinstimmung in ihrem artbestande zeigten.

Die geschichte dieser pflanzenarten, welche im anfange unseres jahrhunderts in den dorfgärten algemein verbreitet waren, ist in der vorliegenden arbeit zurückverfolgt durch die quellen des mittelalters und des klassischen altertums. Die forschung des verfassers betrift das grenzgebiet zwischen botanik und philologie; das buch ist dem andenken je eines vertreters dieser fächer, Ernst H. F. Meyer und Victor Hehn gewidmet. Für den philologen wertvoll sind besonders die sachverständigen deutungen zahlreicher pflanzennamen aus den zeiten von Theophrast bis zur gegenwart. Mit hilfe des sorgfältig für drei sprachen ausgearbeiteten registers kann man die bedeutung der bei den alten und mittelalterlichen schriftstellern, sowie in den glossen und urkunden vorkommenden namen von kulturpflanzen in v. Fischer-Benzons buche sicherer finden als in irgend einem älteren werke. Dass der eine oder andere name auch hier noch vergebens gesucht wird, ist damit allerdings nicht ausgeschlossen. Ganz besondere sorgfalt ist auf die deutung der sehr zahlreichen, bisher fast unbeachteten deutschen pflanzennamen verwant, welche sich in der Physica der heiligen Hildegard finden, bei welcher gelegenheit der verfasser das fehlen einer zuverlässigen einzelausgabe dieses bei Migne, patrologia lat. tom. 197 abgedruckten werkes beklagt. Die wesentlichen resultate der einzelnen untersuchungen, soweit sie für die leser dieser zeitschrift interesse haben, sind folgende.

Die lilie des mittelalters ist stets die weisse lilie, das *λείριον* oder *κρίνον βασιλικόν* der alten. Das eigentliche *κρίνον* der alten (auch des Neuen testaments) ist dagegen die feuerlilie, welche nach Deutschland erst im 16. oder 15. jahrhundert gelangt ist.

Rose bezeichnet ursprünglich immer eine kulturpflanze; der deutsche sprachgebrauch hat diesen namen auf die den kulturrassen zum teil sehr nahe stehenden wilden formen erst spät übertragen. Lateinisch findet sich dagegen rosa silvestris neben tribulus schon bei Albertus Magnus.

Narcissen sind höchst wahrscheinlich erst gegen das 16. jahrhundert durch türkischen einfluss zu uns gekommen. Bei den alten ist die gelbe (narcissus pseudonarcissus L.) gar nicht, die weisse (n. poëticus L.) bei Dioskorides und Plinius nachweisbar. In mittelalterlichen glossaren und bei Albertus Magnus erscheint narcissus

ein überlieferter name, mit welchem eine klare vorstellung anscheinend nicht ver-
ıden war.

Unsere hyacinthe ist wahrscheinlich unter dem alten ὑάκινθος mit inbegrif-
; aber trotz ihres klassischen namens ist sie erst von Konstantinopel aus im 16.
rhundert zu uns gekommen, und selbst der name ist im mittelalter verschollen
resen.

Von den vielen trägern des namens ἴον = viola = veilchen ist zuerst das
rzveilchen (Viola odorata L.) zu uns gebracht. Albertus Magnus hat neben die-
ı, das er viola vera nent, schon eine zweite art, viola crocea, das ist unser
ldlack. Die levkoje ist wie die hyacinthe erst im 16. jahrhundert eingeführt
l hat trotzdem ihren klassischen namen (λευκὸν ἴον und λευκόϊον) mitgebracht.
aniker haben unsinniger weise diesen immer noch volkstümlichen namen auf einige
neeglöckchenarten übertragen. Die nachtviole tritt ebenfals erst im 16. jahr-
ıdert auf; ob die alten sie gekant haben, ist nicht ganz sicher. Sie scheint die
peris des Plinius zu sein.

„Gladiolum" im Capitulare de villis, gladiola bei Walafridus Strabus, gladiola —
ertula der heil. Hildegard, gladiolus — slatenkraut, swertlinch und swertelkraut
nrads von Megenberg und Albertus Magnus — sie alle bedeuten nicht, wie lange
laubt wurde, gladiolus communis L., sondern iris germanica L. und i. florentina
, welche schon bei den alten Ἶρις und iris hiessen. Der gladiolus communis L.
dagegen das ξιφίον oder φάσγανον Theophrasts, der ὑάκινθος der griechischen
hter. Er ist in Deutschland erst im 16. jahrhundert bekant geworden. Die ähn-
hkeit seiner wurzel mit dem des zauberkräftigen allermannsharnisch (victoria-
ı brachte ihn schnell in den ruf eines zaubermittels. Bei den botanikern hat der
diolus communis bei seinem bekantwerden den ihm von altersher zustehenden
men zurückerhalten, und die usurpierten gladiolen sind wider zu irisarten gewor-
ı. Wie die blaublühenden kultivierten iriden jahrhunderte lang den gladiolus ver-
ten haben, so hat die bei uns einheimische wildwachsende gelbe während des mit-
alters den kalmus ersezt. Der κάλαμος und calamus der alten ist der echte
orus calamus L.; er ist in Deutschland gleich dem gladiolus im 16. jahrhundert
ant geworden und hat dann seinen alten namen zurückerhalten. Seine vertreterin
ss sich seitdem mit dem epitheton pseudacorus begnügen.

Den lorbeer hält der verfasser im gegensatz zu Hehn in den mittelmeerlän-
m für einheimisch. Für diese annahme spricht besonders Hesiod, Werke und
e 435—436; denn es ist nicht anzunehmen, dass in so früher zeit ein kultbaum
t einem einheimischen nutzholze auf eine stufe gestelt wurde. In Deutschland hat
se pflanze niemals eingang gefunden; sie ist aber — weil im Capit. de villis
vähnt — vom verfasser mit erörtert.

Mirtelbaum der heil. Hildegard und was sonst im mittelalter als myrte
zeichnet wurde, ist die auf den nordwestdeutschen mooren wildwachsende myrica
e. Die glossare übersetzen deshalb auch mirtus mit porse u. dgl.

Unser esdragon oder dragon leitet seinen namen vom arabischen *tharchûn*
und ist wahrscheinlich von den kreuzfahrern aus dem orient heimgebracht. Den
en war er unbekant. Durch angleichung hat er im 16. jahrhundert die lateinischen
men draco und dracunculus erhalten.

„Dragantea" (nach anderer lesart dragontea) des Capit. de villis sowie ähn-
he namensformen der alten glossare bezeichnen nicht den esdragon, sondern die
ltivierten arumarten (a. dracunculus, a. italicum und a. maculatum L.)

Das „coloquentidas" des Capitul. de villis kann sich nur auf die coloqu[illegible] beziehen, welche indessen in Mitteleuropa stets nur als droge vorkam. Der sch[illegible] ber hat durch aufnahme dieser pflanze in das capitulare wol den wunsch eines [illegible] turversuches ausdrücken wollen.

Hranca (Goetz, corp. gloss. lat. III), helegeberen (Kleemann, bd. 9 dieser [illegible] schrift s. 197 fgg.) und hilgeborn (Mone, Anz. f. d. kunde d. teutschen vorzeit 4. ja[illegible] s. 239 fgg.), stichwurtz (Heil. Hildegard) sind namen der zaunrüben, bryonia [illegible] L. und b. dioica Jacquin, zweier einander sehr ähnlicher pflanzen.

Die haselwurz, welche jezt in der botanik wider ihren klassischen namen asarum trägt, hiess im mittelalter meist vulgago. Der deutsche name haselwurz findet sich schon bei der heil. Hildegard und in mehreren glossaren.

Klette, pestwurz, huflattich und die grossblättrigen rumexarten sind früher so oft verwechselt, dass ihre alten namen nicht auseinander zu halten sind. Parduna des cap. de villis hält v. F. B. für verdorben aus bardana oder bardona, nicht aus parthenium, wie Kerner wolte.

Febrefugia des Capit. de villis kann nach vergleich mit den glossaren nicht helleborus viridis L. sein, sondern es ist matricaria parthenium L. (chrysanthemum parthenium Persoon), die römische kamille. Eleborites der älteren glossare ist das tausendgüldenkraut.

Garten- und feldmohn werden schon im althochdeutschen mit gleichem namen bezeichnet.

Δίκταμνον usw. der alten ist origanum dictamnus L., eine orientalische pflanze, deren kultur anscheinend nie über Italien hinaus nach norden gedrungen ist. Diptamnus des mittelalters ist dictamnus albus L. (d. fraxinella Persoon), der schon im 9. jahrhundert wiswurz heisst.

Sisimbrium und menta des mittelalters entsprechen den gleichen namen des altertums und bezeichnen verschiedene rassen der bachminze (menta aquatica L.), zu denen auch die krause- und pfefferminze gehören. Mentastrum bezeichnet die mentha silvestris L., welche aber bei uns nicht einheimisch, sondern als kulturpflanze eingeführt ist; sie heisst bei der heil. Hildegard rossemyntza oder romische myntza.

Der name artemisia ist sowol im altertum als in den alten glossaren vieldeutig, erst später wird er auf den boifuss beschränkt.

Squilla des Capitulare de villis muss scilla maritima L. sein; von ihr gilt das oben über die koloquinte gesagte.

Die kultur des wau (lutum der Römer, reseda luteola L.), des safflor und des seifenkrauts scheint erst im laufe des mittelalters eingang gefunden zu haben; die pflanzen fehlen im Capit. de villis und den alten glossaren und treten erst bei Albertus Magnus auf (wie auch der goldlack, s. o.). Nicht aufgeklärt sind des Albertus Magnus und Konrad von Megenberg berichte über die benutzung der kornrade zur wollenwäsche. Um dem leinen appretur und einen veilchengeruch zu verleihen benuzte man im mittelalter die wurzel der iris germanica L. Das „quoddam genus inter papavera", welches nach Plinius zur appretur verwant wurde, hält der verfasser für anemone coronaria L.

Die *κολοκύντη* und cucurbita der alten ist ebenso wie die cucurbita des mittelalters der flaschenkürbis (cucurbita lagenaria L.); der jezt in Mitteleuropa gewöhnliche kürbis (cucurbita pepo L.) stamt, wie schon Wittmack nachwies, aus Amerika. Victor Hehn hat beide arten nicht unterschieden, daher die verwirrung in seiner darstellung.

Melopepo bei Plinius ist die melone; dagegen scheint sein pepo die wassermelone zu sein, während dies wort später nur als synonym von melopepo erscheint. Erdapfel komt in einem glossar als name der melone vor, öfter finden sich ähnliche namensformen für die gurke (cucumis, später cucumer). Citrulus bezeichnet im mittelalter eine gurkenart, welche nach ihrer ähnlichkeit mit der citrone so genant wurde. Die verdorbene form citrullus findet sich schon früh. „Pisos mauriscos" des Capitulare de villis wird auf eine rasse der feld- oder grauen erbse bezogen. Die weisse gartenerbse ist eine kulturrasse, welche von der grauen abstamt und weder den alten noch dem mittelalter bekant gewesen ist.

Δόλιχος und phaseolus (phasiolus, fasiolus) bezeichnen bis zur entdeckung Amerikas dolichos melanophthalmus DC.; die gegenwärtig verbreitete gartenbohne (phaseolus vulgaris L.) stamt aus Amerika, wie schon von Körnicke und Wittmack nachgewiesen ist. Die faba major des Cap. de villis ist die grossfrüchtige gartenrasse der „grossen bohne" im gegensatze zur kleinfrüchtigen ackerrasse.

Das nasturtium der alten wie des mittelalters ist die echte kresse (lepidium sativum L.); das lepidium der alten ist lepidium latifolium L., welches bei der heil. Hildegard pefferkrut, bei den botanikern des 16. jahrhunderts pfefferkraut heisst, eine heute kaum noch beachtete pflanze. Was heute pfefferkraut heisst, sind andere (in verschiedenen gegenden ganz verschiedene) arten.

Intybus oder intubus bezeichnet bei den alten und im mittelatter die endivie. Linné hat den namen auf die cichorie übertragen, welche schon bei Plinius neben cichorium den namen intubus erraticus trägt. Im mittelalter wurde die cichorie solsequium genant (sunnewirbel heil. Hildegard); als ältere deutsche namen kommen vor: hintlope, hintlofte, hintloifte. Den namen solsequium (auch sponsa solis u. dgl.) teilt die cichorie seit dem 13. jahrhundert mit calendula officinalis, der ringelblume, welche bei der heiligen Hildegard unter ringula zu verstehen sein wird, aber in älteren quellen sich nicht nachweisen lässt. Escariol und scariola, von escarius abzuleiten, sind im 16. jahrhundert und bis jetzt namen der endivie; Linné hat die verwilderte rasse des salats lactuca scariola benant.

Die kohl- und rübenarten früherer zeiten sind vielfach durch bessere sorten ersezt und dann verschollen, so dass die bedeutung der alten namen nicht immer ermittelt werden kann.

Der merrettich führt im mittelalter nie den lateinischen namen armoracia. Die heilige Hildegard hat merrich, merrech, merredich und mirredich als übersetzungen von raphanum. Bei Albertus Magnus finden wir die erste sichere, aber noch fehlerhafte beschreibung des merrettich unter dem namen raphanus. Schon vor dem 12. jahrhundert tritt neben den deutschen namensformen das slavische chren auf. Armoracia findet sich sicher erst im 16. jahrhundert bei Camerarius als name des merrettichs, und zwar in der merkwürdigen angabe: „raphanus rusticus; vulgo armoracia." Wo armoracia in älteren glossaren auftritt, bedeutet es hederich und dergl. unkraut oder die pimpinelle (pimpinella saxifraga L.) oder in der zusammensetzung mit menua rumex obtusifolius. Die annahme Hehn's, dass das deutsche wort merrettich aus armoracia angeglichen sei, wird durch diese untersuchung nicht gestüzt. Die armoracia der Römer, welche die anwohner des Schwarzen meeres armon nanten, kann nach des Plinius beschreibung der merrettich sein; aber die von Dioskorides mit der römischen armoracia identificierte ῥαφανὶς ἀγρία ist wahrscheinlich ein hederich, jedesfals kein merrettich. Referent hält es für möglich, dass die kultur der armoracia schneller gewandert ist als die römische litteratur; dann kann

sehr wol der deutsche volkstümliche name aus armoracia entstanden und nachher von den mönchen, die den merrettich mit der armoracia ihrer codices nicht identificierten, in raphanus übersezt sein. Analog ist ahorn = platanus. Ganz überflüssig wäre es vielleicht auch nicht, das mor in armoracia mit dem in mohrrübe zu vergleichen.

Die pastinaca der alten ist die mohrrübe (daucus carota L.), für welche als synonym schon bei Dioscorides *καρότα* vorkomt, im cap. de villis steht carvitas; daucus findet sich zuerst bei Albertus Magnus. Die pastinake (pastinaca sativa L.) heisst bei den alten *ἐλαφόβοσκον*, aber schon im frühen mittelalter pastinaca. Beide pflanzen sind oft verwechselt. Siser bei Columella scheint die pastinake zu sein; jedesfals bezeichnet es nicht die zuckerwurzel (sium sisarum L.), welche den alten unbekant war und in Mitteleuropa erst im 16. jahrhundert über Russland eingang gefunden hat.

Sellerie und petersilie sind zuweilen mit gleichem namen benant. Im altgriechischen erscheint diese (*πετροσέλινον*) als form jener (*σέλινον*); bei Columella ist gleichfals die petersilie als eine form von apium aufgefasst, und diese auffassung findet sich bis ins 16. jahrhundert. Das apium agreste und rusticum des mittelalters ist ranunculus sceleratus.

Hinsichtlich des bocksbartes (tragopogon) kann oft nicht entschieden werden, welche art der gattung die einzelnen quellen meinen. Die vom verfasser nach Hieronymus Bock erwähnte art, welche gauchbrot heisst, und deren wurzel die kinder essen, ist zweifellos tragopogon pratensis L., welcher im Elsass, wo er massenhaft auf wiesen wächst, noch jezt von den kindern gegessen wird. Die schwarzwurzel (scorzonera hispanica L.) ist erst im 16. jahrhundert aus Südeuropa eingeführt.

„Malvas“ im Cap. de villis bezieht sich auf malva silvestris L. und m. neglecta Wallroth, die beiden gewöhnlichen, als katzenkäse, käsepappel usw. bekanten schutpflanzen, welche ehemals als gemüse und als heilmittel benuzt wurden. Die ältesten deutschen namen dieser pflanzen sind nicht von malva und *μαλάχη* abgeleitet, sondern lauten babela und popele. Die stockrose (althaea rosea) ist erst im 16. jahrhundert in Europa bekant geworden; auf sie kann sich also das „malvas“ des Cap. de villis nicht beziehen.

„Blidas“ des Cap. de villis ist das *βλίτον* und blitum der alten, amarantus blitum L., aber nicht der erdbeerspinat (blitum virgatum L.), denn dieser ist auch erst im 16. jahrhundert nach Europa gekommen.

„Ciminum“ im Cap. de villis, kemen und comyn anderer mittelalterlicher quellen beziehen sich auf den römischen kümmel (cuminum cyminum L.), das *κύμινον* oder cuminum der alten. Unser gewöhnlicher kümmel (carum carvi L.) steht als „careium“ im Capitulare, während „git“ daselbst den schwarzkümmel (nigella sativa L.) bedeutet. Nigella bezeichnet ursprünglich die kornrade (agrostemma githago L). Beide, nigella und agrostemma, hiessen im deutschen „raden“, und ihre namen wurden oft verwechselt; Linné hat bei der auswahl der wissenschaftlichen namen diese verwechselung sanktioniert. Rade bezeichnet übrigens ausser den genanten noch andere pflanzen; die ratde der heil. Hildegard ist unverkenbar der taumellolch.

Die schalotte unsrer gärten (allium ascalonicum L.) ist nicht die Askalonische zwiebel der alten und des mittelalters, welche vielmehr eine wenig von der norm abweichende rasse der sommerzwiebel (allium cepa L.) darstelt. Die jetzige schallote taucht erst im 16. jahrhundert auf, Alph. de Candolle hält sie für eine von

der sommerzwiebel abstammende kulturrasse. Wenn diese annahme richtig ist, ist also der name nur von einer rasse derselben art auf eine andere übergegangen. Die gewöhnliche form der sommerzwiebel heisst spätlateinisch unio, klassisch cepa. Die winterzwiebel (allium fistulosum L.) ist weder für das altertum noch das mittelalter sicher nachzuweisen.

Der jezt algemein für giftig gehaltene nachtschatten (solanum nigrum L.) ist im altertum und mittelalter eine kulturpflanze gewesen, deren früchte gegessen wurden (στρύχνος ἐδώδιμος Theophrast, solanum Plinius). Spätlateinisch hiess die pflanze uva lupina, maura, morella usw., solata, solatrum, erba ficaria usw. Die heil. Hildegard hat „nachtschade“, ferner findet sich huntespere (uva canina) und druswurz.

Der speierling, sorbus der alten, sorbus domestica L., hat im althochdeutschen und bei der heil. Hildegard den namen aesculus (esculus) geführt, heisst aber bei Albertus Magnus schon wider sorbus.

Die von Lucullus (oder zu Lucullus zeit) in Rom eingeführte kirsche war eine süsskirsche (prunus avium L.), welche noch jezt in den Pontusländern an cerasus erinnernde namen führt. Mit Köppen glaubt der verfasser, das griechische κέρασος sei aus einer barbarischen sprache entlehnt. Die beschreibung des Plinius lässt deutlich rassen der süsskirsche erkennen. Die in Italien wildwachsende und wahrscheinlich einheimische sauerkirschenart, prunus acida Du Mortier, findet sich bei Vergil unter dem namen cerasus; der verfasser denkt an die möglichkeit, dass die süsskirsche auf diesen einheimischen baum gepfropft wurde. Kultivierte sauerkirschen (prunus cerasus L.) sind zuerst bei Albertus Magnus beschrieben, und zwar unter den namen amarena oder amarella; die gleichung amarellus wichselb(oum) findet sich schon im 12. jahrhundert. Der name „weichsel“ scheint ebenso wie „kirsche“ einer orientalischen sprache zu entstammen.

Siligo bezeichnet bei den alten eine weizenrasse, im deutschen mittelalter aber bedeutet es roggen. Von ζειά gibt v. Fischer-Benzon die möglichkeit zu, dass es in sehr früher zeit gerste bedeutet habe; aber bei Homer bezeichnet es bereits den spelt. Milium und hirse des mittelalters ist panicum miliaceum L., panicum und fenich dagegen panicum italicum L.

SCHLETTSTADT, MAI 1894. ERNST H. L. KRAUSE.

Die quellen von Rudolfs von Ems Wilhelm von Orlens. Eine kritische studie von dr. **Victor Zeidler.** Berlin, Emil Felber. 1894. 356 s. 8 m.

Ein französisches buch, welches der ritter Johann von Ravensburg aus Frankreich gebracht hat, ist nach Rudolfs von Ems angabe die grundlage seines romans Wilhelm von Orlens. Dieses französische buch war bisher unbekant. Der verfasser der vorliegenden, umfangreichen und eindringlichen studie will es gefunden haben. Nach ihm ist es der roman Jehan et Blonde von Philippe de Remi, sire de Beaumanoir, welchen Hermann Suchier herausgegeben hat in den Œuvres poétiques de Beaumanoir (Société des anciens textes français) II, 1—93. Dieser sire de Beaumanoir ist eine wolbekante historische persönlichkeit, die auch in der politischen geschichte Frankreichs eine gewisse rolle gespielt hat. Seine gröste bedeutung liegt aber in der jurisprudenz, wegen seines wichtigen werkes Les coutumes du Beauvoisis. Seine poetische fähigkeit fält zwischen 1270 und 1280 in seine jugendzeit, als er noch nicht sire de Beaumanoir war; die beiden bedeutendsten werke

sind die zwei romane Jehan et Blonde und La Manekine. Geboren ist er gegen 1250, gestorben am 7. januar 1296 (siehe Suchier I, II—XIV; auch Schwan in Böhmers Romanischen studien IV, 251—410). Der Wilhelm des deutschen dichters Rudolf von Ems aber ist, so weit sich berechnen lässt, um oder gegen 1240 geschrieben, sicher vor der geburt des verfassers seiner angeblichen quelle; denn Konrad, Schenk von Winterstetten, dem Wilhelm sein werk gewidmet hat, ist 1243 gestorben (Stälin, Würtembergische geschichte II, 615). Man könte einwenden, es sei nicht ausgemacht, dass der von Rudolf erwähnte auch der bekante treue anhänger Friedrichs II., vormund könig Heinrichs, beschützer der litteratur, gewesen sei; vielmehr könne irgend ein anderer den gleichen namen geführt haben. Ich bin nicht in der lage, einen solchen einwand genealogisch zurückzuweisen. Es genügt aber daran zu denken, dass alle anhaltepunkte für die datierung von Rudolfs poetischer tätigkeit auf die jahre 1220—1250 weisen, und dass doch aller wahrscheinlichkeit nach sein tod „in wälschen reichen“ in zusammenhang steht mit den kämpfen der lezten Hohenstaufen. Der sehr sicheren chronologie Philippe de Remi's steht diejenige Rudolfs nicht ganz go sicher, aber durch harmonierende wahrscheinlichkeiten gestüzt gegenüber. Um diese alle umzuwerfen, müste es durchaus fest stehen, dass der roman Jehan et Blonde Rudolfs direkte quelle gewesen ist. Dies müste mit einer bestimtheit erwiesen werden, die jeden zweifel ausschlösse. Das ist in der vorliegenden schrift nicht geschehen. Für den verfasser lag auch keine so drängende veranlassung dazu vor, weil er von dem chronologischen widerstreit nichts wuste. Wie es gekommen ist, dass ihm dieser entging, ist schwer zu erklären, da er doch den zweiten band von Suchiers ausgabe so ausgiebig benuzt hat.

Eine zwingende kraft der beweisführung ist in der abhandlung schon durch die ganze anlage des verfahrens ausgeschlossen. Die these: Jehan et Blonde ist die direkte grundlage des Wilhelm von Orlens wird bewiesen wie eine physikalische hypothese. Sie wird an den anfang gestelt, und darauf sucht der verfasser nachzuweisen, dass sich der inhalt des Wilhelm sehr wol aus dem behaupteten sachverhältnisse erklären lasse. Das genügt aber nicht. Was man auf diesem wege alles beweisen kann, dafür gibt die vorliegende schrift ein deutliches beispiel. Allerdings ist dieser formelle grund noch kein beweis gegen die richtigkeit der these. Ehe wir sie verwerfen, haben wir zu untersuchen, ob die von dem verfasser gemachten beobachtungen oder anderweitige tatsachen, anders geordnet, nicht doch den gewünschten zwingenden beweis liefern. Zu dem zwecke muss man meines erachtens vom Wilhelm ausgehn und zunächst festzustellen suchen, wie beschaffen seine quelle gewesen sein muss, und dann die vergleichung mit dem französischen roman vornehmen. Bei dieser müssen dann die beziehungspunkte herausgehoben, geordnet und nach ihrem gewicht geprüft werden. Dann erst darf der schluss gezogen werden. In dem Zeidlerschen buche ist aber die beurteilung in hohem grade dadurch erschwert worden, dass die vergleichung und das darauf gegründete schlussverfahren neben und durch einander geht. Wir müssen uns auf die wichtigsten momente beschränken. Rudolf erzählt folgendes: Wilhelm, der neunjährige, verwaiste fürstensohn komt an den hof könig Reinhers von England. Er wird freundlich aufgenommen und lebt längere zeit dort als spielgefährte der einzigen tochter des königs, Amelie, die entsprechend jünger ist. Er verliebt sich in sie; nach anfänglichem miserfolg erwidert sie seine liebe, besonders in folge einer schweren krankheit, die ihn befallen hat. Sie macht nur die bedingung, dass er in die welt ausziehen solle, um den ritternamen zu verdienen. Er tut es, erfährt aber nach ablauf eines jahres

durch Pitipas, ihren knappen, welcher den briefwechsel vermittelt, dass ihr vater sie dem Avenis, könig von Spanien verloben will. Er kehrt schnell von Frankreich, wo er grade ist, nach England zurück und kommt noch zur rechten zeit sie zu entführen. Der nebenbuhler verfolgt das paar und greift an. Wilhelm wird bezwungen, aber begnadigt unter bestimten bedingungen, besonders der, den boden Englands nicht mehr zu betreten. Er verlässt das land, entsühnt sich, heiratet Amelie ausserhalb Englands und ohne des vaters einwilligung, die erst nachträglich eingeholt wird. (Vgl. Uhlands Analyse bei Gödeke[2] 1, 124.)

Es ist dem verfasser zweifellos gelungen, nachzuweisen, dass diese erzählung von widersprüchen und inkonsequenzen voll ist, und (was das wichtigste ist) dass diese auf zwei punkten beruhen: die hohe stellung des helden und das jugendliche alter der beiden liebenden passen nicht hinein. Es ist gar kein grund vorhanden, dies liebesverhältnis zu verheimlichen; auch die entführung ist eigentlich nicht nötig. Ebenso steht das benehmen der beiden gegen einander in widerspruch mit ihrem kindlichen alter. Diese beiden momente erscheinen als zutaten Rudolfs — zutaten, welche seine erzählung sehr verwirt haben. Dies wird bestätigt dadurch, dass manche stellen auf gegenteiligen voraussetzungen beruhen. Manchmal erscheint der held wie ein niedrig geborener, der als diener, tief unter der heldin stehend, im hause weilt; und das angenommene alter scheint der dichter auch öfters ganz zu vergessen. Die erzählung der quelle dürfte somit folgende gewesen sein: Aus Frankreich komt der held nach England und wird, unbekant, als diener in einem vornehmen hause zum besondern dienst für die tochter, das einzige kind, angenommen. Der standesunterschied zwischen beiden ist so gross, dass eine heirat nicht denkbar scheint. Er verliebt sich in seine herrin, er wird krank vor liebe; nachdem sie ihn erst abgewiesen, wird sie schliesslich anderer gesinnung. Durch irgend ein ereignis wird er in seine heimat zurückgerufen. In der zeit erscheint ein vornehmer freier, von den eltern günstig aufgenommen; aber grade als die verlobung vor sich gehn soll, komt der held aus Frankreich zurück und entführt sie.

Diese grundlage von Rudolfs erzählung erkant zu haben, ist ein verdienst der arbeit. Richtig sind auch die folgerungen, welche zur charakteristik Rudolfs gemacht werden. Der einfache stoff ist durch widerholungen und durch entlehnungen aus der deutschen litteratur erweitert worden, was ausführlich belegt wird (s. 305—311). Die wichtigste derartige entlehnung ist die geschichte von der liebe zwischen zwei kindern (Zeidler s. 309). In bezug auf den einklang der tatsachen und die folgerichtigkeit der begebenheiten ist Rudolf ungemein sorglos. Denselben eindruck hat O. Zingerle bekommen, welcher am schlusse seiner abhandlung „Die quellen zum Alexander des Rudolf von Ems“ (Germanistische abhandlungen IV) sich dahin äussert, eine untersuchung über die art und weise wie Rudolf seine quellen verarbeitet habe, werde den wert seines werkes sehr herabsetzen. Darum ist es nicht zu billigen, dass Zeidler die angedeuteten veränderungen und erweiterungen des stoffes durch Rudolf als notwendige folgen der einführung der beiden genanten momente, fürstliche abkunft des helden und liebe zwischen kindern, darstellen will. Die verben „unmöglich können“ und „müssen“ bilden beständig die stützen seiner beweisführung (z. b. s. 193. 195. 199. 201. 203). Und doch erklärt er selbst, und gibt eine ausführliche begründung dazu, das „causalgesetz sei für Rudolf ein geheimnis gewesen.“ Ferner dürfen wir ihm jezt darin unrecht geben, dass er den text von „Jehan et Blonde“ als direkte quelle ansezt. Die quelle, die für den Wilhelm vermutet werden konte, entspricht in ihren wesentlichen umrissen dem inhalt von Jehan et Blonde.

Die wichtigste abweichung besteht darin, dass die entführung glücklich abläuft; nachher, das ist wider dem Wilhelm ähnlich, wird durch vermittelung des königs von Frankreich die einwilligung des vaters eingeholt. Das genügt aber nicht um die unmittelbare abhängigkeit des Wilhelm von dem gedichte Ph. de Remi's so zwingend zu beweisen, wie wir es wegen der chronologischen bedenken verlangen müssen. Die beziehungen zwischen dem inhalt der beiden gedichte sind ebenso gut erklärt, wenn wir eine gemeinsame quelle annehmen. Die lebenszeit Rudolfs braucht nicht anders datiert zu werden.

Das ist auch nicht zulässig mit rücksicht auf zwei stellen, die allerdings sonst für das direkte verhältnis beweisend sein würden. Zweimal scheint der wortlaut des französischen gedichts Rudolfs erzählung beeinflusst zu haben. Wilhelm trift seine geliebte in einer kapelle; dies lokal überrascht, und passt nicht in den zusammenhang (s. 38). Da heisst es an der entsprechenden stelle des französischen textes *de la le vit en un prael u ele faisoit un capel* v. 861 fg. Ein misverständnis des *capel* (*chapeau*) würde die kapelle gut erklären. Da der ausdruck zugleich ein sachliches motiv enthält, so kann er aber auch von Philippe seiner quelle entnommen sein. Etwas schwieriger steht es mit dem namen des *Pitipas*, des knappen der Amelie. Weil er auf der entführungsfahrt Wilhelms begleiter ist, so hält Zeidler ihn für den vertreter des Robinet, Jehans diener bei Remi. Der name soll von einem misverständnis der folgenden stelle herrühren: *le petit pas, la chiere baissie, A tant alé* usw. (v. 3637). Die adverbiale bestimmung *le petit pas* wäre dann als subjekt aufgefasst. Anzunehmen, dass Philipp diesen ausdruck wörtlich seiner quelle entnommen habe, ist gewiss bedenklich. Aber soll dieser *petit pas* alles, was wir vom leben Rudolfs wissen, über den haufen werfen? So müssen wir uns bescheiden und ein spiel des zufals annehmen. Man sieht, dass auf solche wörtliche anklänge allein man nicht so schwerwiegende schlüsse aufbauen darf.

Es ist nun der weg gegeben, auf dem man weiteren aufschluss über Rudolfs quelle und damit über den in mancher beziehung rätselhaften inhalt seiner dichtung gewinnen kann. Es muss erst die vorgeschichte des stoffes von „Jehan et Blonde“ klar gestelt werden. Es müste dies in ähnlicher weise geschehen, wie es Suchier (Oeuvres poét. de Beaumanoir I, XXIII—LXXXI), für die *Manekine*, den andern roman Philipps, bereits getan hat (auf diese ausführliche und lehrreiche auseinandersetzung über den Mai-und-Beaflor-stoff möchte ich hier nebenbei besonders hinweisen). Ich hoffe noch gelegenheit zu finden darauf näher einzugehen. Hier beschränke ich mich auf zwei punkte. Die quelle Philipps ist nur für einen teil der erzählung bekant, das sind die charakteristischen einzelheiten der entführungsgeschichte. Diese stammen aus einer vielfach verbreiteten geschichte, die sich in verschiedenen versionen der Gesta Romanorum (Oesterley nr. 193), wie auch in dem altenglisch und altfranzösisch überlieferten roman King Horn findet (Suchier I, CII.) Das interesse sammelt sich auf ein spiel von gesitteten zweideutigkeiten zwischen dem entführer und dem getäuschten verlobten, kurz vor der entführung. Remi benuzt dies, um den ungeschickten Engländer mit dem gewanten Franzosen zu kontrastieren. Darin geht er soweit, dass er sogar das verkehrte französisch des Engländers genau widergibt. Alles das fehlt bei Wilhelm. Wir werden nicht fehl gehn, wenn wir es auch der quelle absprechen und annehmen, dass Philipp diese geschichte mit einer andern erzählung von einer entführung, seiner hauptquelle, verbunden habe. Zeidler dagegen beweist, dass diese partie bei Rudolf fehlen müsse (s. 193).

Diese hauptquelle hatte also eine entführungsgeschichte zum inhalt, in welcher die liebe des paares den niedern stand des helden zum hindernis hat. Bei Remi ist dies schon etwas verschoben. Bei ihm beruht der konflikt viel mehr auf dem gegensatz zwischen reich und arm, als zwischen hoch und niedrig. Diesem realismus in der algemeinen auffassung entspricht der realismus in der darstellung, der die lektüre so anziehend macht. Ein beispiel ist das erwähnte englische französisch. Bei Rudolf ist das hauptinteresse, in auffallendem gegensatze zu Philipp, ganz verlegt. Wenigstens ist es sehr wahrscheinlich, dass er den gipfelpunkt der handlung in der busse und entsühnung des helden gesehen hat. Wenn er bei der ausführung ungeschickt und inkonsequent verfahren ist, so ist das eben sein fehler, beweist aber nichts gegen meine ansicht (vgl. Zeidler s. 245). Im zusammenhange hiermit steht der unglückliche ausgang der entführung. Es bleibt eine offene frage, welche fassung der quelle angehört: unglücklicher ausgang (mit oder ohne sühne) oder glücklicher, wie bei Remi. Das zweite scheint wahrscheinlicher, ist aber natürlich ganz unsicher. Zeidler dagegen behauptet, die busse „wachse organisch aus dem früheren heraus“, Wilhelm müsse gefangen, Amelie müsse ihrem vater zurückgegeben werden, der entführer müsse sich einer schweren busse unterziehen. Wie es mit dem „müssen“ steht, wenn auch die gründe dafür stärker wären, als sie sind, habe ich schon oben gesagt. Eine frage bleibt noch. Rudolfs worte lassen verstehen, dass auch in seiner französischen quelle der held Wilhelm von Orlens hiess. Wie weit hat diese quelle schon den stoff umgestaltet?

Der wert der vorliegenden arbeit liegt darin, aufmerksam gemacht zu haben. Die behauptung, welche den ausgang und das ende der arbeit bildet (vgl. s. 353), kann aber nicht als bewiesen angesehn werden. Bedauerlich bleibt die verschwendung angespanter geistiger arbeit, welche leicht hätte gespart werden können. Die ursache ist die einseitigkeit des verfahrens. Die beiden in frage kommenden litteraturwerke werden isoliert vorgenommen und mit einander verglichen, ohne dass der verfasser sich umsieht. Liegt darin schon eine grosse methodische gefahr, so noch mehr in der art und weise, wie er seine schlüsse gewint. Mit nachdruck und schärfe sucht er zu beweisen, was sich nicht beweisen lässt.

Ebenso gewaltsam und gezwungen wie die schlüsse des verfassers ist häufig sein stil. Obgleich ich es im algemeinen nicht für die aufgabe des referenten halte, dergleichen anzumerken, so lässt es sich in diesem falle nicht vermeiden; denn auch der inhalt der arbeit wird dadurch gekenzeichnet. Die ausdrücke sind nicht selten bis zur unverständlichkeit gesucht. Ist etwa der ausdruck „minneversiertheit“ (s. 28) oder „deplaciertheit“ (s. 88) besonders treffend oder geschmackvoll? Was soll das heissen: „für einen galanten ritter, für den die kirche zwar etwas integrierendes, aber doch nur, wenn es nicht paradox klänge, ein integrierendes ingrediens war, ist doch die kapelle wahrlich nicht der passende ort, um seiner schönen ein liebesgeständnis zu machen“ (s. 38)? Den unterschied zwischen „relativem“ und „absolutem“ schmerz (s. 51) bekenne ich nicht zu begreifen. Noch schwieriger ist folgender satz: „und selbst diesen treflichen, der sich für sie ans kreuz tiefster herzensempfindung schlug, fühlt sich Amelie nicht im geringsten bewogen, davon liebend zu lösen“ (s. 51).

ALTONA, JULI 1894. G. ROSENHAGEN.

Zur Alexandersage. Der brief über die wunder Indiens im ältesten deutschen Alexanderepos, von **H. Becker.** Aus der festschrift des kgl. Friedrichs-kollegiums michaelis 1892. Königsberg i. Pr. Hartungsche druckerei. 14 s. 4.

Zur Alexandersage. Alexanders brief über die wunder Indiens, von **H. Becker.** Programm des kgl. Friedrichs-kollegiums ostern 1894. Ebenda. 26 s. 4.

Die beschäftigung mit den alten griechischen und lateinischen texten der Alexandersage ist fast ausschliesslich aus germanistischem interesse hervorgegangen. Die bedeutung, welche sie als quellen deutscher gedichte und ihrer romanischen vorlagen haben, veranlasste schon in den sechsziger jahren den gründer dieser zeitschrift sich mit der kritik des Pseudokallisthenes, Julius Valerius u. a. zu befassen und andre forscher zur samlung und sichtung weiteren materials in seiner unermüdlichen weise anzuregen. Aber wie so oft entsprach der erfolg nicht seinen erwartungen. Als ich mich auf seinen wunsch etwa 10 jahre nach seinem buche über Pseudokallisthenes entschloss, den Lamprecht herauszugeben, und zu diesem behufe die quellenfrage aufrolte, da floss mir zwar durch Zachers freundliche vermittelung und die güte der samler, welche es zum teil auch schon aus zweiter hand hatten, einiges material zu — aber es war volkommen roh und muste aus diesem zustande verarbeitet werden. Mein programm von 1884 und meine Lamprechtausgabe desselben jahres brachte die fragen neu in fluss. Einige ausgaben der Historia de preliis folgten. Dann aber trat wider fast völlige stille ein.

Da ist es denn dankenswert, dass H. Becker in Königsberg das eisen im feuer hält und hier und da (vgl. jahresbericht 1891, 10. 145. 146. 1889, 10. 39) kunde gibt, dass er sich eingehend und gründlich mit der kritik namentlich der lateinischen texte beschäftigt. Wenn auch die ausbeute nicht grade von weltbewegender bedeutung ist, so bereiten doch auf diesem gebiete so viele kleine und grosse fragen dem germanisten schwierigkeiten (weil er, mit deutschen texten beschäftigt, nicht grade geneigt ist, überall auf textkritische untersuchungen bis zum Pseudokallisthenes zurück zu gehen), dass man dankbar ist, wenn auch nur der kleinste stein aus dem wege geräumt und in den verwickelten verhältnissen einige klarheit geschaft wird.

Die beiden programmabhandlungen Beckers sind offenbar teile einer grösseren arbeit, welche die gestalt des briefes Alexanders über die wunder Indiens durch die verschiedenen lateinischen und deutschen texte verfolgt. Die zweite, bedeutendere abhandlung beschäftigt sich mit der ursprünglichen gestalt der Epistula und ihrem verhältnis zum Pseudokallisthenes. Zunächst ergibt sich, dass Julius Valerius aus einem viel besseren texte übersezte, als ihn irgend eine bekante handschrift des Pseudokallisthenes bietet, und dass der brief ursprünglich aus den bruchstücken zweier alten briefe verschmolzen ist. Die absicht ihnen nahe zu kommen, veranlasste den verfasser zu einer genauen, dankenswerten untersuchung der selbständigen Epistula Alexandri Macedonis ad Aristotelem magistrum suum de itinere suo et de situ Indiae; doch komt er über den ursprung desselben nur zu ansprechenden vermutungen.

Die erste abhandlung ist von unmittelbarerem interesse für den germanisten. Der anfang enthält zwar nichts neues, gibt aber eine gelungene kritische übersicht über die deutschen Alexandergedichte und den stand der Lamprechtfrage, indem er sich im wesentlichen gegen Wilmanns hypothese ausspricht. Dann wendet er sich der gestalt zu, welche der brief Alexanders in dem Strassburger Alexander angenommen hat. Das wichtigste ergebnis ist, dass der deutsche dichter oder Alberich hier eine quelle benuzt hat, die dem original des archipresbyters Leo viel näher stand, als die uns bekanten ältesten texte der Historia.

Wir hoffen, dass Becker uns recht bald durch weitere untersuchungen auf diesem gebiet erfreuen wird.

FRIEDENAU. KARL KINZEL.

M. Baltzer, Zur geschichte des Danziger kriegswesens im 14. und 15. jahrhundert. Ein beitrag zur säkularfeier der vereinigung Danzigs mit der preussischen monarchie. (Programm des königl. gymnasiums zu Danzig ostern 1893.)

Baltzer's schrift beruht auf fleissiger durchforschung sowol des gedruckten materials als auch der im Danziger stadtarchiv aufbewahrten berichte der Danziger feldhauptleute an den rat und bietet eine ziemlich erschöpfende darstellung des Danziger kriegswesens gegen ende des mittelalters. Die wichtigsten punkte sind der reihe nach erörtert, so die wehrpflicht der bürger, das söldnerwesen, bewafnung, militärverwaltung usw. Aus diesen ausführungen geht hervor, wie gering der einfluss war, den die feuerwaffen vor 1500 auf die kriegsführung ausübten. Wenn die quellen dies gestattet hätten, wären noch einige darlegungen über die damals, besonders im dreizehnjährigen kriege, zur anwendung gelangte taktik, sowie eine etwas eingehendere auseinandersetzung darüber, ob zu jener zeit die bürger oder die soldtruppen den kern der Danziger streitmacht bildeten, und in welchem numerischen verhältnisse ungefähr beide zu einander standen, sehr erwünscht gewesen. Der s. 13 als analogon herangezogene attische ephebeneid, den nebenmann nicht zu verlassen, bezieht sich auf den charakter der phalanx als eines taktischen körpers (vgl. Hans Delbrück, Perser- und Burgunderkriege, Berlin 1886, s. 27 fg.); es ist fraglich, ob er insofern als ein gegenstück zu der von Baltzer erwähnten bestimmung der Danziger bäckerrolle, dass jeder kühnlich bei seinem nebenmanne stehen solle, gelten kann. Auch sprachlich ist Baltzers arbeit wegen der zahlreichen in ihr erklärten militärtechnischen ausdrücke von interesse. Hoffentlich sezt der verfasser die begonnenen studien vornehmlich auf dem gebiete des see- und befestigungswesens fort.

KIEL. FELIX RACHFAHL.

NACHTRÄGE.

Zu Ottokars reimchronik.

Die verse 49070 fg. lauten in Seemüllers ausgabe:

dennoch des graben fulle was
wâze, murc unde naz.

Überliefert ist in hs. 4 und 6 *was* für *wâze*, in 4. 6. 8 *werch* für *murc*. Mit dieser lezten konjektur hat der herausgeber wol das richtige getroffen; dagegen wird *wâze* in der bedeutung „triefend“ durch die noch nicht völlig aufgeklärte stelle Krone 16021 nicht genügend gestüzt. Aber auch die vermutung von F. Bech in dieser zeitschrift 27, 39, der statt *was werch* lesen will *wazzerich*, scheint mir nicht annehmbar. Ich vermute, dass auch für das handschriftliche *was* ein synonimum von *murc* und *naz* zu setzen ist, und schreibe:

dennoch des graben fulle was
mosig, murc unde naz.

mosig „morastig“ erscheint, wie schon aus Lexer 1, 2250 (vgl. 3, 322) unter *murc* zu ersehen ist, bei Ottokar in verbindung mit diesem worte.

94231 *her kunic, enphâht die trûten*
meine! lieht unde glanz
nû setzt ûf einen kranz!

Bech s. 48 bemerkt mit recht, dass das im glossar unerklärt gebliebene *meine* keinen sinn gibt und will statt des überlieferten *den trouten Main* setzen: *den trûten mein.* Der *meie* soll die vom mai gezeitigten *salvei* und *rûten* bezeichnen, die hier der knabe beim beginn des grossen festmahles dem könig Albrecht überreicht. Allein der sprachgebrauch verlangt hier den plural *die trûten mei(e)n.* Man vergleiche Schmeller[2] I, 1550: „Es werden auch mancherlei gaben, welche die bei uns besonders im may wider grünende und blühende pflanzenwelt darbietet, *maien* genannt.“ Ebenda wird noch aus einem vocabular von 1735 *mayelein* = fasciculus florum belegt, sowie *die meie* = laubwerk aus Firmenich I, 436, 35.

Es mag auch erwähnt werden, dass *mei* im Mnd. wb. 3, 57 in der bedeutung „blüte“ verzeichnet ist.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

Kalikut.

Der name Kalikut wird im 16. jahrhundert sprichwörtlich verwendet, um eine weit entfernte gegend algemein zu bezeichnen. In der 39. fabel des Erasmus Alberus 1550 (in Braunes Neudruck s. 168, v. 92—94) verwünschen träge mägde den hahn, der sie alzufrüh zur arbeit weckt:

„Ach das er wer
Fern weg in Kalenkutten landt,
Das wir jhn hetten nie erkandt.“

Johann Eck verspottet in seiner „Schutzred“ 1540 einen protestantischen gegner mit den worten: „Ain Fäl hab ich an ihm als an vil andern Lutherischen: so sie teutsch seind, ihre Vorälter teutsch gewesen und teutsch Namen gehabt, dass sie kriechisch und kallikutisch Namen schöpfen, als Jobst Koch nennt sich Justum Jonam[1].

Fischart meint in der gereimten vorrede zu seinem Podagrammischen trostbüchlein (in meiner ausgabe s. 10 v. 15 fgg.), er könne ohne podagrisch zu sein die gicht ebenso schildern, wie die astronomen aus der entfernung die gestirne messen und so weiter; und

Munsterus sass zu Basel droben
Vnd mas doch durch sein runden Globum
In Kalikut die preit vnd weiten
Vnd sah doch nie kain pferd drin reuten.

Und später (s. 87) verhöhnt er die politischen kannegiesser und lügenhaften schwätzer, die von den fernsten gegenden neues zu berichten wissen, „was bei den menschenfressern, den canibalen, den pigmeerzwergen vnnd im Kalikut newlich fürgangen.“

An allen diesen stellen (deren reihe gewiss leicht vermehrt werden könnte) ist nicht Calcutta gemeint, sondern der hafenplatz Kalikut in Malabar am indischen ozean. Kalikut ist der erste ort Indiens, den man vom meere aus kennen lernte.

1) Die stelle ist abgedruckt bei Kluge, Von Luther bis Lessing[3] 120 fg.

Hier landete der entdecker des seeweges nach Ostindien Vasco de Gama am 18. mai 1498. Hier sezten sich die Portugiesen fest und nahmen von 1509 ab das land hinter dem hafen in besitz und gaben dem ganzen gebiet den namen Kalikut. Sebastian Münster, auf den Fischart anspielt, schildert in seiner Kosmographie (in der ausgabe, Basel 1561 s. 1415—1418) anekdotenhaft die religiösen und politischen verhältnisse, die flora und fauna von stadt und land Kalikut. Und auf der weltkarte, die er seinem werke beilegt, erstreckt sich der name „Callicut" über ganz Vorderindien. Unter Kalikuttenland verstand man also Ostindien.

Da man früher Portugal[1] im gleichen sinne als entlegenes land verwendete, so ist's begreiflich dass diese redewendung auf die portugiesische kolonie Kalikut übergieng.

Auch mit dem neu entdeckten weltteil, den man ursprünglich für Westindien hielt, brachte man Kalikut in verbindung. So Murner in der Narrenbeschwörung 24, 12—15:

> Man seit von künig Ferinand,
> Wie er vil nüwer inselen fand
> Bi dem Calecutterland,
> Darin man fand viel spezeri usw.

Der truthahn führt den nebennamen „kalekutischer hahn" oder „kalekut". Hildebrand (Deutsches wörterbuch 5, 62) fragt nun: „Seine Heimat ist aber Amerika, woher also der name?"[2] Ich denke die antwort ist sehr leicht. Kalekutisch ist gleich: indisch. Der truthahn aber hiess und heisst seiner amerikanischen abstammung wegen auch indian oder indianischer hahn. Da man nun West- und Ostindien lange zusammenwarf und der name indianisch bis in unser jahrhundert auf beide Indien bezogen wurde[3], so ist es begreiflich, dass für indianischer hahn auch kalekutischer hahn eingesezt wurde.

PRAG. A. HAUFFEN.

Erwiderung.

Die auf mich bezügliche bemerkung Martins in dieser zeitschrift XXVII, 117, aus der mir nicht klar geworden ist, was Martin an meiner angabe für nicht wahr hält, veranlasst mich auseinanderzusetzen, wie ich zu der ansicht gekommen bin, dass Martin sowol auf dem standpunkte von Sievers stand als auch dass er ihn (Sievers) zu bekämpfen glaubte.

Beitr. IV, 525 fg. erörtert Sievers den ersten der punkte algemeiner natur, deren besprechung s. 524 in aussicht gestelt war. Dieser punkt betrift das verhältnis der metrischen und der lautgeschichtlichen quellen unserer kentnis der accentverhältnisse. Es wird dabei von Sievers das princip aufgestelt, dass bei einem konflikte beider erkentnisfaktoren die lautgeschichte die grössere autorität habe. Das wird von Sievers unter anderem damit begründet, dass auch heutzutage „innerhalb gewisser grenzen der hörer im verse von der strenge der wortbetonung zu gunsten der erhal-

1) Z. b. Murners Narrenbeschwörung 77, 62 „Ach werent sie zu Portugal!" Ebenda 64 „Do der pfeffer gewachsen hat" und 55, 21 „Ach gott, wer der in pfefferland."

2) Die ebenda verzeichnete erklärung Stürenburgs: „Weil das schiff, das sie einführte, über Kalkutta kam" ist nicht richtig.

3) Noch in Kotzebues lustspiel „Die Indianer in England" 1790 sind unter diesen namen Inder gemeint.

tung rhythmischer reinheit mit leichtigkeit absieht, namentlich sobald es sich um den eigentlich sangbaren vers handelt.“

Nun schloss Martin Ztschr. f. d. ph. XXIII, 367 aus dem ausfalle des *i* in *mutiges* > *mut'ges*, also aus einer lautgeschichtlichen erscheinung, auf die unbetontheit dieses *i*; dagegen lehnte er es ab, aus dem Blücherliede zu schliessen, dass man *mútiges* betone; in dem konflikte sprachlicher und metrischer kriterien mass er den sprachlichen die grössere autorität zu. Er stand also auf dem standpunkte, den Sievers Beitr. IV, 525 fg. eingenommen hatte.

Er glaubte aber Sievers zu bekämpfen, d. h. er bekämpfte etwas, was Sievers nicht behauptet hatte, indem er diesem irrig die urheberschaft der meinung zuschrieb, dass man *mútiges pferd* spreche. Ztschr. f. d. ph. XXIII, 367, z. 5 heisst es: „Offenbar ist die behauptung, man spreche: *mútiges pferd* auf Sievers zurückzuführen, welcher in PBB. 4, 526 sagt (es folgt nun der satz aus der Sievers'schen abhandlung, den Martin an der zu eingang dieser zeilen angezogenen stelle abgekürzt angeführt hat; ich gebe ihn hier nach der originalfassung in den Beiträgen, wo er unmittelbar auf die oben abgedruckte stelle folgt. Sievers schreibt): „Mein ohr empfindet z. b. nicht die geringste härte bei einer betonung wie [*mūtĭgĕ* in daktylischem oder anapästischem oder *mūt'ge* in trochäischem verse oder][1] *mūtige* in versen mit syncope der senkungen (selbst mit starkem ictus auf dem *i: er reitèt so freúdig sein mútiges pferd* u. dgl.), obwol ich in prosa nur die betonung *mūtigè* kenne.“

Aus diesen worten geht doch wol mit evidenz hervor, dass Sievers die betonung *mútige* für in prosa ebenso unüblich hielt, wie *mút'ge* oder *mútĭgĕ*, und es ist daher nicht offenbar, dass ein satz, der gerade das gegenteil besagt, auf Sievers zurückgehe. Der wahre urheber der meinung, dass man *mútiges pferd* spreche, ist nicht Sievers, sondern Paul, der Beitr. 6, 134 diese betonung selbst beobachtet zu haben erklärt.

Ich will schliesslich hervorheben, dass nach der art und weise, wie Martin meine worte citiert, jeder, der die stelle in meinem buche nicht nachschlägt, glauben muss, der widerspruch, von dem da die rede ist, bestehe darin, dass Martin auf dem standpunkte von Sievers stehe und zugleich dessen standpunkt bekämpfe. Das relativpronomen in dem satze, „den er zu bekämpfen glaubt“, ist aber auf „Sievers“ und nicht auf „standpunkt“ zu beziehen; und was für ein widerspruch gemeint ist, erhelt erst aus dem folgenden satze, den Martin nicht abgedruckt hat.

BADEN BEI WIEN. M. H. JELLINEK.

1) Martin hat Ztschr. f. d. ph. XXIII, 367 die oben eingeklammerten worte durch punkte ersetzt.

Antwort.

Der in frage stehende aufsatz von Sievers verneint das Lachmann'sche gesetz über den alt- und mittelhochdeutschen tief- oder nebenton: die hierfür beigebrachten belege einer mhd. betonung wie *dü'rftìger* sucht er zu entkräften, indem er diese betonung auch für den gesprochenen neuhochdeutschen vers (nicht bloss für den gesungenen) als möglich behauptet. Gegen diese specielle, von mir ausdrücklich hervorgehobene behauptung habe ich mich gewendet, wozu ich um so mehr grund hatte, als die von Sievers behauptete möglichkeit seitdem von Paul u. a. als die regel selbst für die prosa hingestelt worden war, ohne dass Sievers meines wissens sich gegen diese konsequenz verwahrt hätte. Ich begnüge mich damit diesen sachverhalt der vorstehenden darstellung entgegen zu setzen.

MARTIN.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Ausfeld, Adolf, Zur kritik des griechischen Alexanderromans. Bruchsal, gymn.-progr. 1894. 37 s. 4.

Bruinier, J. W., Faust vor Goethe. I: das Engel'sche volksschauspiel doctor Johann Faust als fälschung erwiesen. Halle, Max Niemeyer. 1894. IV und 107 s. 2,80 m.

Diese schrift soll in dieser zeitschrift im zusammenhange mit anderen neueren publicationen über das volksschauspiel vom doctor Faust nächstens eingehend besprochen werden.

Dorr, R., Übersicht über die prähistorischen funde im land- und stadtkreise Elbing. Mit einer fundkarte und einer kartenskizze der mutmasslichen völkerschiebungen im mündungsgebiete der Weichsel 400 v. Chr. — 900 n. Chr. Beilagen zum programm des realgymnasiums. Elbing, R. Kühn. 1893. 1894. 90 s. 4.

Düntzer, H., Goethes Götz von Berlichingen erläutert. 5. aufl. Leipzig, Ed. Wartig. 1894. 182 s. 1 m.

Die in früheren auflagen vorangeschickte algemeine „einleitung in Goethes dramen" ist fortgeblieben; die übrigen abschnitte sind mit sorgsamer berücksichtigung und kritik der neuesten untersuchungen und abhandlungen umgearbeitet. Erheblich erweitert sind namentlich die abschnitte I: entstehung und aufnahme des Götz; III: entwicklung der handlung: V: bühnenbearbeitung (mit sehr beachtenswerten vorschlägen für die fernere praxis der aufführung des Götz).

Forster, Georg, Ausgewählte kleine schriften, herausgeg. von A. Leitzmann. [Deutsche litt. dkm. 46. 47.] Stuttgart, Göschen. 1894. XX und 165 s. 3 m.

Die samlung enthält folgende, durch inhalt und stil hervorragende abhandlungen Georg Forsters: 1. Einblick in das ganze der natur (1781). 2. Noch etwas über die menschenrassen (1786). 3. Über leckereien (1788). 4. Fragment eines briefes über Schillers Götter Griechenlands (1788). 5. Leitfaden zu einer künftigen geschichte der menschheit (1789). 6. Über proselytenmacherei (1789). 7. Die kunst und das zeitalter (1789). 8. Über lokale und algemeine bildung (1791).

Jahresbericht über die erscheinungen auf dem gebiete der germanischen philologie, herausgegeben von der geselschaft für deutsche philologie in Berlin. XV, 1. Leipzig, C. Reissner. 1894. 128 s. Preis des jahrganges: 8 m.

Diese erste abteilung des 15. jahrganges umfasst in bekanter, wol durchdachter einrichtung die für germanisten interessanten erscheinungen des jahres 1893 (mit einschluss sämtlicher aufsätze in zeitschriften) für die abschnitte: 1. algemeine lexicographie. 2. namenkunde. 3. algemeine und indogermanische sprachwissenschaft. 4. neuhochdeutsch (mit einschluss von rechtschreibung und deutschem unterricht). 5. deutsche mundartenforschung. 6. litteraturgeschichte (und poetik). 7. altertumskunde. 8. kulturgeschichte. 9. recht. 10. mythologie und volkskunde. Sowol die übersichtlichkeit der anordnung, als auch die knapp und objektiv gegebenen referate machen den jahresbericht zu einem höchst dankenswerten hilfsmittel für jeden, der germanistischen studien nahe steht. O. E.

Jiriczek, O. L., Die deutsche heldensage. Stuttgart, Göschen. 1894. 80 pf.

Eine knappe zusammenstellung der wichtigsten tatsachen, die zur einführung in den gegenstand empfohlen werden kann.

Kempff, K. Hj., Piræus lejonens vunristningar. Gefle 1894. 4.

Osborn, Max, Die teufellitteratur des 16. jahrhunderts. (Acta germanica III, 3.) Berlin, Mayer & Müller. 1893. VI, 236 s. 7 m.

Passarge, L., Die littauischen dichtungen des Christian Donalitius, übersezt und erläutert. Halle, Waisenhaus. 1894. 372 s. kl. 8. 3,60 m.

Die dichtungen des littauischen landpfarrers Donalitius (1714—1780) sind auch für die deutsche litteraturgeschichte nicht uninteressant, weil sie erkennen lassen, wie der als sohn des littauischen volkes aufgewachsene das, was ihm namentlich während seiner studienjahre in Königsberg an kentnis der (antiken und deutschen) poetik und verskunst zugeflossen war, im späteren leben zur kunstmässigen belebung der litteratursprache seines volksstammes verwant hat. Dem inhalte nach lassen sich die dichtungen teils als idyllen, teils als beschreibende und lehrhafte gedichte bezeichnen; als versform wählte Donalitius den hexameter, den Passarge in seiner neuen übersetzung (namentlich mit bezug auf mehrsilbige senkung) im deutschen recht frei behandelt. Der herausgeber, der sich seiner aufgabe mit grosser liebe zur sache unterzogen hat, hat eingehende nachrichten über das leben und die persönlichkeit des verfassers, sowie reichhaltige sachliche anmerkungen beigefügt. Die ausstattung des büchleins ist vorzüglich. O. E.

Pfister, H. v., Idiotikon von Hessen, 2. ergänzungsheft. Marburg, N. G. Elwert. 49 s.

Sütterlin, L., Der genetiv im Heidelberger volksmund. In der festschrift zur einweihung des neuen gebäudes des gymnasiums zu Heidelberg, s. 46—60. Leipzig 1894. 4.

Thomas, Christian, Kleine deutsche schriften, mit einer einleitung versehen und herausgegeben von Jul. Otto Opel. Halle 1894. (Festschrift der hist. kommission der provinz Sachsen zur jubelfeier der universität Halle-Wittenberg.)

Thümmel, M. A. v., Wilhelmine. Abdruck der 1. ausgabe (1764). Mit einleitung von R. Rosenbaum. [Deutsche litt.-dkm. 48.] Stuttgart, Göschen. 1894. XII und 54 s. 1,20 m.

Die zum teil erheblichen auslassungen, veränderungen und zusätze, welche der text in den folgenden rechtmässigen ausgaben bis 1811 erfuhr, sind volständig angegeben. Die einleitung gibt gute bemerkungen zum verständnis und zur charakteristik des früher viel gelesenen werkchens.

Valentine, W. W., New high german. A comparative study. Edited by A. H. Keane. 2 volumes. London, Coventgarden, Isbister u. comp. 1894. XIV und 456, X und 444 s. Gebunden 30 sh.

Wadstein, Elis, Der umlaut von *a* bei nicht synkopiertem *u* im altnorwegischen. Upsala 1894. (Skrifter utg. af Humanistiska vetenskaps samfundet i Upsala III, 5.)

NACHRICHTEN.

Dem privatdocenten dr. Theodor Siebs in Greifswald, dem seit dem sommersemester 1890 die vertretung der ausserordentlichen professur für deutsche philologie obliegt, ist der titel professor verliehen worden.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

DIE MERSEBURGER ZAUBERSPRÜCHE.

Die zwei von Georg Waitz im jahre 1841 in einer Merseburger handschrift entdeckten ahd. sprüche bieten noch heute, trotz vielfacher bemühungen um ihre erklärung, manche schwierigkeiten, so dass ich es keineswegs für verlorene zeit und arbeit erachten kann, denselben meine aufmerksamkeit zuzuwenden. Vielleicht gelingt es einige dunkelheiten der beiden für unsere deutsche mythologie so wertvollen denkmäler aufzuhellen. In jedem falle mag es lehrreich sein, sinn und bedeutung der beiden sprüche in neuer anschauung zu entrollen, ihren text nach neuen gesichtspunkten zu trennen und wider zu verknüpfen.

Die litterarische qualität der beiden sprüche ist volkommen klar. Jeder derselben ist ursprünglich nichts anderes als ein gebet, welches als begleitender text zu jenen handgriffen gesprochen wurde, die den gewünschten erfolg, das ist befreiung aus feindes banden in dem einen und heilung des pferdes in dem andern falle, herbeiführen solten. Was die heilformeln im algemeinen betrift, so halte ich es für verfehlt zu glauben, dass die blosse besprechung eines übels von vornherein als das allein wirksame gedacht war, wie das z. b. aus den lateinischen gebrauchsanweisungen zum spruche „contra malum malannum“ (Denkmäler 3. ausg. s. 18) geschlossen werden könte; sondern das wirksame war in allen fällen ohne zweifel der chirurgische eingriff von kundiger hand, also abtragung oder unterbindung des schwammes, stillen der blutung, verbindung der wunde; ebenso im falle des ersten Merseburger spruches aktive bemühungen zur lösung der fessel. Dem dazu hergesagten spruche kam die bestimmung zu, einerseits die helfende handreichung unter den schutz höherer mächte zu stellen — daher die weisung zu dem segen wider das lahmen der pferde „primum pater noster“; oder gegen den wurm (d. i. wol wurm am finger, panaritium) „ter pater noster“ (Denkmäler s. 17) — anderseits jenen einfluss auf das gemüt des behandelten zu üben, den wir heute als ärztliche einrede kennen. Daher ist auch verständlich, warum diese sprüche sehr wahrscheinlich zumeist dreimal gesagt wurden, wiewol nur bei den Strassburger blut- und wundsegen die anweisung „singula ter dicat“ (Denkm. s. 18) überliefert ist. Der gesprochene text muste eben auf

längere zeit reichen, mindestens so lange, bis der arzt, unter welchem wir uns zunächst einen gewerbsmässigen heilkünstler und nicht gerade einen schäfer oder ein altes weib zu denken haben, zeit gewonnen hatte, das gemüt des behandelten für den notwendigen eingriff willfährig zu stimmen. Es ist aber allerdings zuzugeben, dass diese sprüche später herabgekommen und, von den ausübern kunstmässiger heilkunde verschmäht, auf heilkundige aus dem volke beschränkt worden sein dürften.

Ich gehe sogleich auf die kommentierung des ersten spruches über. Dass *eiris* nicht etwa den alten diphthong *ei* = got. *ai* enthalte, sondern eine neue diphthongierung des *ê*, also *ê* mit nachhallendem *i* (wie ahd. *archeirit uurtun* „euerse sunt" zu *chêrran*, *laballa çirina* „luteres ereos" (Ahd. glossen II, 306, 3 und I, 447, 26), *heihti*, *eichti* zu *êht*, *heeht* f. „possessio" (Graff I, 116; Braune, Ahd. gramm. 2. aufl. § 43 anm. 7), scheint mir durchaus sicher. Ebenso ist es ausgemacht, dass *eiris* nicht gleich got. *airis* komparativ sein könne; denn das auslautende *s* des comparativsuffixes ist im ahd. nirgend als solches erhalten, vielmehr ausnahmelos auf dem wege des tönenden *z* zu *r* übergegangen. Es ist vielmehr adverbialer genetiv zu ahd. *êr* adj. adv. „früher" mhd. *ê* adv. „früher, vormals", wie die genetivischen adverbia got. *gistradagis* „cras, morgen", *dagis hwizuh* „täglich" oder ahd. *nahtes* (später als msc. gefasst *thës nahtes* „zur nachtzeit" Braune § 24 anm. 2), ags. *dæȝes and nihtes* „die ac nocte", oder *ȝeára*, me. *ȝore*, engl. *yore* gen. pl. von *ȝear* „a year" adv. „formerly, of old, once" (Skeat An etymol. dictionary of the English language). — Weder präposition gleich got. *air uhtwon*, ags. *ǽr dæȝrêde*, ahd. *hêr dien dagodingen*, *ê tagas*, mhd. *ê sîner tage*, *ê mâles* noch conjunction wie ags. *ǽr hie to setle ȝonȝ*, ahd. *êr himil uuurti*, *ær danne hano chrâit* kann dieses *eiris* sein, sondern nur ein temporales adverbium, denn der praepositionale gebrauch erforderte die syntaktische folge eines substantivs, der conjunctivische die entgegenstellung einer zweiten, zeitlich vorhergehenden handlung im nachsatze. Man hat aber bisher die beiden ersten sätze des spruches stets als coordinierte mit dem identischen subjekte *idisi* aufgefasst, und ich glaube, daran ist nichts zu ändern.

Demnach kann *eiris* nur ein, vermutlich elliptischer, genetiv des ursprünglichen adjectivums *êr* sein wie die genetivadverbia *alles* „gänzlich", *gâhes* „plötzlich", *frammortes* „vorwärts", *widarortes* „zurück", (Braune § 269), ags. *ánes*, me. *ones*, engl. *once*, ahd. *eines* „semel" (Graff I, 312); und zwar mit der bedeutung „in früheren tagen, in früherer zeit, vor alters."

sazun idisi ist an sich klar, und es ist nur die frage, ob die von Müllenhoff, Denkmäler[1] s. 263 aufgestellte erklärung des verbums *sizzan* als eines solchen der bewegung, wie mhd. *abe sitzen, ûf sitzen* aus einer befriedigenden deutung von *hera duoder* genügende stütze empfangen könne. Denn an sich ist kein grund vorhanden die gewöhnliche bedeutung des verbums von vornherein auszuschliessen. Es sind viele versuche gemacht worden in *hera duoder* ein doppeltes, oder ein combiniertes ortsadverbium der richtung nachzuweisen, ohne durchschlagenden erfolg. In *hera* sah man mit Grimm zunächst ahd. *hera* „huc", und es ist einleuchtend, dass beispiele wie *ih cham hera in uuerlt, chum hara ze uns, thie unsih hera santin, hera faran* u. a. (Graff IV, 694) dies für den ersten anschein sehr begünstigen. Allein mit *duoder* war bisher nichts anzufangen, und weder eine verbindung wie *nidar sizzan* „considere", *saman sizan* „simul occumbere" (Graff VI, 289) war verständlich, noch eine verbindung *hera duoder* gleich *hera heim* (Wiener hundsegen), *hera baz, hara ûz, hera ûf, hera nâh, hera nidar, hera furi, hera zuo* (Graff IV, 695), da sich *duoder* als ortsadverbium absolut nicht konstruieren liess. Auch mit der trennung **herad uoder* war nichts gewonnen, da, wenn schon das erste zu ahd. *herot* „huc", *herot inti tharasun* „huc et illuc", as. *herod* (Graff IV, 695) sich halten liess, doch im weiteren ein rätselhaftes und, ich denke, völlig unmögliches *uoder* übrig blieb. Es ist daher nebenbei auch der gedanke aufgetaucht, *duoder* temporal zu erklären, und zwar als eine verbindung des temporaladverbiums as. *thô, thuo*, ahd. *do, duo, dhuo, duoa* mit der kurzvokalischen form *thar* des adverbiums got. *thar*, as. *thâr*, ahd. *dâr*, der die bedeutung „tunc" zukäme und die im zweiten satze des spruches auf das *eiris* des ersten zurückwiese. Und, obschon der verweis auf Graff V, 54 fg. nicht eben ermutigend ist, denn es ergibt sich aus den bezogenen stellen nur, dass *dar* als relative partikel verwendet wird, während es hier demonstrativ sein müste, so halte ich diese auffassung doch für eine sehr beachtenswerte. Freilich die kombination *do dar* im Wessobr. gebete und *tho de* bei Tatian 208, 4, vielleicht auch *tho ther stigun* (Tatian 104, 3. Graff V, 58) ist ganz unbrauchbar, denn in keinem falle liegt hier ein adverbium, sondern immer conjunction „cum ergo, ut autem" vor. Wo aber *dar* wirklich temporales adverbium ist, bedeutet es nicht „damals", sondern „bis daher, bis auf diese zeit", wie mhd. *unze dar, von alter dar, er het sînes lîbes kraft vil wol enthalten dar* (Benecke). Auch die beispiele aus Otfrid, welche neuestens Kögel, Gesch. d. deutsch. litt. I, 89 zu vergleichen sucht: *stuant thô thâr umbiring filu manag ediling*

I, 9, 9 und *thiu muater hôrta thaz thô thâr* II, 8, 23, passen nicht hierher, denn in beiden fällen ist *thâr* voltönig, während es in *duoder* den nebenton trägt, und ausserdem bilden *thô* und *thâr* dort keine syntaktische einheit, sondern trennen sich deutlich in temporales und lokales adverbium, während *duoder* eine syntaktische einheit sein muss. Ich werde darauf noch zurückkommen.

So viel steht fest, dass Jacob Grimms „hieher und dorthin“ eine stilistische geschmacklosigkeit ist, an die man heute denn doch nicht mehr glauben solte. Man vergegenwärtige sich, dass der spruch zur befreiung aus feindesbanden gebraucht werden soll. Welchen sinn hätte es in einem konkreten falle, also hinter einer schlachtreihe oder in einem feindlichen lager, dem gefesselten krieger, der sich befreien will, oder aber jenem, der seine bande zu lösen versucht, den satz „liessen sich nieder hieher und dorthin“ in den mund zu legen, als ob die fiktion, dass die idise einstmals grade an der stelle niedergestiegen seien, wo der gefangene liegt, von irgend einer wichtigkeit wäre! Welche torheit, eine ungeschickte ausdrucksweise „hieher und dorthin“ als ein belebtes bild der in drei gruppen tätigen idise ausgeben zu wollen!

Man erwartet ja überhaupt nicht zwei lokale adverbia, sondern nur eines, mit dem algemeinen begriffe „herunter, zur erde“; und nicht ohne grund hat Wilken (Germania XXI, 218) den versuch gemacht, aus *hera duoder* die bedeutung *ἔραζε* zu gewinnen, ein versuch, der ihm allerdings in der ausführung mislungen ist, denn in *duo* die praeposition as. *tuo*, ahd. *zuo* zu suchen ist sicher ganz unerlaubt. Glaubte aber Wilken in *hera* das ahd. stm. *ëro* des Wessobrunner gebetes zu finden, so zog R. Kögel in den Beiträgen zur gesch. d. deutsch. spr. XVI, 507 anm. den anfang von *duoder* noch zum ersten worte und schlug die lesung **heradu nidar* „auf die erde nieder“ vor, indem er dazu ahd. *erathu* „terrae“ (Gl. K. 269, 18) verglich. Aber der dativ oder locativ *erathu* „terrae“ ist kein casus der richtung, und die herstellung von *nidar* aus *odar* ist graphisch nicht gestattet. Aus beiden gründen muss Kögels, neuerdings von ihm selbst wider aufgegebener, vorschlag zurückgewiesen werden. Wäre aber die bedeutung von *hera duoder* in der tat soviel wie *hera nidar in erda, ἔραζε*, so liesse sich ein anderes verfahren in anwendung bringen, indem man die getrenten hälften an einander rückte und das ungeteilte wort **heraduoder* als ein altes von ahd. *ërda*, got. *airtha*, urgerm. **ërthō* abgeleitetes adverbium erklärte. Das vorgesezte *h* findet sich auch in den belegen bei Graff I, 416—17 *herda, haerda*, dat. *herdhu*; s. jezt auch

die volständige samlung von Garke, Prothese und aphaerese des *h* s. 98—99[1]; desgleichen der secundärvokal zwischen *r* und *d* in *erada, eratha, erathu* (Graff ebenda), *heride* (Garke ebda).

Zur bildung des adverbiums wäre nach dem Denkmäler 3. ausg. II, 43 gemachten vorschlage got. *hidrê* „hieher", ags. *hider,* isl. *hiđra, heđra,* ags. *thider, thaeder* „dorthin", isl. *thađra* zu vergleichen; nur dass von einer ablautstufe **thôdrê* abzusehen wäre, vielmehr das princip auf eine nominale ableitung **aírthôdrê* angewendet wäre, die gleich *dalatha* „unten", *dalath* „abwärts", *dalathrô* „von unten" zum stn. *dal* „tal, grube" beurteilt werden müste. Wie neben *hwath* „wohin" und *jaind* „dorthin" in der bedeutung ganz identische, aber compliciertere formen *hwadrê* und *jaindrê* stehen, die den adverbien auf *-thrô hwathrô* „woher" und *jainthrô* „dorther" analog gebaut sind, so wäre es auch erlaubt zu dem nominal abgeleiteten *dalath* eine korrespondierende form **dalathrê* aufzustellen, mit welcher das hypothetische **aírthôdrê* im vollen einklang stünde. Darin wäre wie in got. *ainôhun,* dem fem. zu *ainshun,* und in den einsilbigen *sô* und *hwô* die urgerm. länge des suffixvokales *ō* < *ā* unberührt vorhanden und im ahd. zu *uo* diphthongiert, was mit der erhaltung eines starken nebentones auf dem *ō* also **érthôdrē* in zusammenhang gebracht werden müste. Got. *-drê* in *hidrê* (auch *hidrei*) ist ohne zweifel eine kasusform des suffixes *-tra,* skr. *ta-tra* „there, thither", funktionell gleich lateinischem *-trō* in *citrō* „hieher", *ultrō* „hinüber", *retrō* „zurück". Eine andere kasusform ist *-thrô* in got. *thathrô* „von da"; eine dritte wol *-thra* in got. *withra* „gegen", ags. *wiđer,* das Skeat 637 mit recht zu *thither* vergleicht. Und auch diese form *-thra* genügte für die erklärung eines ortsadverbiums **ër-thōdra* ἔραζε. Aber die zusammenrückung von *hera* und *duoder* ist doch nicht so ohne weiteres gerechtfertigt, wenn auch die handschrift mehrere vom standpunkt der worttrennung falsche zusammenschreibungen aufweist und ihr demnach auch eine falsche trennung zugemutet werden dürfte. Vor allem ist indessen die frage aufzuwerfen: muss hier *sizzan* ein verbum der bewegung sein und müssen die idise durch die luft gezogen kommen? Ich glaube das nun keineswegs; und was den ags. spruch *wiđ ymbe* gegen ausgeschwärmte bienen betrift:

> *sitte ȝé siȝewíf síȝađ tó eorthan*
> *nǽfre ȝé wilde tó wuda fléoȝan!*
> . . . . . .

1) Prothese von *h* in *altherda* „omnis terra" nehme ich nicht an, sondern trenne **al th' erda* wie *d'erda* Meregarto 1.

(Bibl. d. ags. poesie von Wülcker 1, 319—20), den man als beweisstück dafür zu citieren gewohnt ist, so kann ich mit bestem willen nicht sehen, was er mit unsern idisen und ihrer tätigkeit zu schaffen habe. Denn auch die vermutung Kögels (Beiträge XVI, 508), dass wenigstens der vers *sitte ʒé siʒewîf* . . . aus einem dem Merseburger ähnlichen spruche stamme, ist eben nur vermutung. Ich sehe bloss, dass der erste vers genau dem *sizi sizi bîna*, der zweite dem *zi holce ni flûc dû* des Lorscher bienensegens entspricht und dass demnach *siʒewîf* eine poetische bezeichnung der bienen sein müsse. Dass aber darin ein vergleich mit walküren gelegen sei, ist mir keineswegs einleuchtend, denn für meine phantasie hat ein stock ausgeschwärmter bienen mit walküren keine dringende ähnlichkeit. Übrigens ist es gar nicht ausgemacht, dass *siʒewîf* mit ags. *siʒe* m. „victory" componiert sei; es könte ja im ersten teile das formell identische stm. *siʒe* „a fall, setting" comp. *nithersiʒe* „a going down, setting" Bosworth-Toller gelegen sein.

Ich bin also der ansicht, das dem verbum *sizzan* im Merseburger spruche seine regelmässige bedeutung „sitzen, einen wohnsitz haben" zukomme, vielleicht mit der engeren bedeutung „zu gericht sitzen, herschen" oder aber ganz abgeschwächt im sinne von „sein". Einer interpretierung „vor alters herschten idise" oder „vor alters waren idise" stehen die folgenden sätze, die von der tätigkeit der idise handeln, überhaupt nicht im wege; aber auch eine interpretierung „vor alters sassen idise" lässt sich damit in einklang bringen. Denn wenn es auch glaublich ist, dass die tätigkeiten des fesselns, des abhaltens des heeres und des lösens der bande eine bewegung im raume voraussetzen, da sie nicht durch blossen willen der idise, sondern wol durch aktives eingreifen volzogen vorgestelt sein werden, so steht es doch frei, sich das notwendige bild der bewegung selbst einzuschalten. Es wäre ein aller poesie zuwiderlaufender pedantismus, aus der mit bewegung verbundenen tätigkeit der idise in den folgenden sätzen ein argument für die auffassung des verbums *sizzan* in den beiden ersten sätzen als eines solchen der bewegung herzuholen. Damit entfält aber auch die notwendigkeit in *hera* das ortsadverbium ahd. *hera* „huc" zu suchen. Es ist entschieden auffallend, dass bisher kein erklärer des spruches an das so nahe liegende adj. ahd. *hêr(i)* „sanctus, almus", *haer* „sancta", *heriu* „alma", *hera dulttaga* Graff IV, 988 gedacht hat, das sich als epitheton ornans für die idise so wol eignet. *hêra* ist wie *suma* für *sumo* (Braune § 248 anm. 9) nom. pl., und zwar entweder von der nicht jotierten form *hêr* gebildet oder (weniger wahrscheinlich)

vereinfacht aus *hërra* < **hërja*, und charakterisiert die idise als „hohe“ wie das *hêre vrouwe* bei Walther.

Was das lezte wort des coordinierten satzes *duoder* betrift, so könte man versucht sein in demselben das subjekt als eine neue bezeichnung der idise zu vermuten. Der einfall liesse sich verteidigen, dass *duoder* ein nomen agentis auf *-tṛ* gleich den bekanten verwantschaftsnamen oder den germ. resten *smeidar* und *bealdor* (Kluge, Nom. stammb. § 30) sei, welches zu skr. *dádhāmi*, griech. *τίθημι*, litt. *dĕmi*, germ. **dôm* gestelt als ablautform von skr. *dhâtar*, zend. *dâtar* m. „schöpfer“, griech. *θετήρ*, asl. *dĕtelĭ* m. „täter, operator“ gefasst und im pl. fem. entweder als die „tätigen, schaffenden“ oder nach got. *dôms*, an. *dómr*, ags. as. *dôm* stm., ahd. *tuom* stmn. „urteil, gericht“, skr. *dhâman* „satzung“ beurteilt als die „richterinnen“ erklärt werden könte. *duoder* wäre als nom. pl. gleichwie ahd. *muoter* n. a. pl. formell ganz in der ordnung, und ablaut *ō* in verbindung mit dentalem suffixe findet sich auch in aisl. *dǫþ* „tüchtigkeit“, sowie in den ahd. namen *Tooto, Toato, Tuoto, Duodo, Duodicho* u. a. (Förstemann, Namenbuch I). Da es aber ganz sicher pflicht einer vernünftigen erklärungsmethode ist, nicht nach dem entlegensten zu greifen, wenn man mit näher erreichbarem auskommen kann, so möchte ich diesen einfall nur als einen beiläufigen angesehen wissen. Geht man von bekantem aus, so wird man in der tat in *duoder* nichts anderes erblicken können als eine verbindung des ahd. temporaladverbiums *duo* mit der partikel *dar*, welche in enklitischer und tonloser stellung im vokal auf *e* reduciert ist. Man vergl. *târ der, dâr der* „ubi“, *ter der* „qui“ (Denkm.[3] I, s. 57) *uuir der* „nos qui“ u. a. (Graff V, 55—59). Der unterschied ist nur der, dass diese verbindung *duo der* nicht relativ sein kann, sondern demonstrativ, wenn auch mit sehr abgeschwächter bedeutung. Nicht „tum, cum“ oder „eo tempore, quo“, „quo tempore“ kann dieselbe bedeuten — das ist durch die stellung am ende des satzes, sowie durch die identität des subjektes und prädikates in beiden sätzen völlig ausgeschlossen; sondern nur „tum“ oder „da“ in temporalem sinne. Im wesentlichen wird man diesem *duo der* keine andere funktion zutrauen haben, als die einer conjunktion, welche den zweiten satz an der ersten knüpft und den sinn fortführt. In prosa aufgelöst lässt sich für die beiden sätze des spruches *ëiris sâzun idisi sâzun hëra duoder* ohne weiters der einfache satz **ëiris duo sâzun hëra idisi* substituieren, worin wider **ëiris duo* sich verhält wie *ze jungest dô* in mhd. *ze jungest dô bedâhte sich ir herre, der arme Heinrich* (A. Heinr. 1011 fg.), oder wie im eingange der erzählung: *in den alten zeiten*

da hatte jeder klang noch sinn und bedeutung (Grimm, Kinder- und hausmärchen II[8], 342); *vorzeiten, ... da war die fruchtbarkeit des bodens viel grösser* (ebda 438), oder *dat is nu all lang her ... do wöör dar en ryk mann* (ebda 232). Indem aber der einfache satz im Merseburger spruche in zwei geteilt und das die kontinuität fortführende *duo* an das ende des zweiten satzes gerückt wurde, beides wol den erfordernissen des metrischen ausdruckes gemäss, bedurfte dasselbe einer erweiterung, wiederum nicht so sehr aus grammatischen als vielmehr aus metrischen gründen. Das an *duo* gehängte *der* ist also wol nur ein metrisches fülwort ohne irgend welche besondere bedeutung, so dass *sâzun hêra duoder* nichts anderes will, als wenn **sâzun hêra duo* oder **sâzun duo hêra* geschrieben stünde. An ein lokales adverbium *duoder* zu glauben fiele mir schwer. Bair. *dàdə* „hier, da" (Schmeller-Fromm. I, 475) beruht auf redupliciertem **dârdar,* hat also damit nichts zu tun; die lokale präcisierung des ortes, wo die idise sassen, ist meiner überzeugung nach überhaupt volkommen überflüssig, um so mehr, wenn *sizzan* hier die bedeutung „herschen, regieren, walten" vertritt. Man vgl. Otfrid V, 20, 13 *ther selbo kúning richo sizzit gúallicho* und *Cletus ein Romer sas 11 jor und 1 monot und 11 [tage]* (Chroniken d. deutsch. städte VIII, 16, 6).

Die etymologie, welche Kögel a. a. o. für die *idise* aufgestelt hat, ist scharfsinnig erdacht, aber wenig überzeugend. Dass die nordischen namen *Jófriðr, Jóreiðr, Jórunn, Jósteinn* schliesslich doch zu *jór, jós* „equus" gehören und sich den ahd. namen *Ehadrud, Ehapald, Ehard, Eholf* (Förstemann, Namenbuch I, 371) anreihen werden, ist um so sicherer, als dieses wort germ. **ehwaz* in appellativischen compositis wie *jódraugr* m. „columen equi", *jókennandi* „equi peritus", *jókeyrir* „propulsor equorum" u. a. (Egilsson, Lex. poet.) unbestritten vorhanden ist und bekantlich sowol anlautend als auslautend zum ältesten bestande der indogermanischen namengebung gehört, skr. *açva-*, zend. *açpa*, griech. ἱππο-, gall. *epo-* (Fick, Die griech. personennamen s. CXCIV). Man begreift demnach nicht, woher Kögel das recht nimt, jede beziehung von *jódís* zu *jór* schlankweg in abrede zu stellen. Dann ist es ja wol auch nicht ausgemacht, dass die *i* in den von ihm hiehergezogenen ahd. namen *Ibald, Ibert, Iburc, Ibirin* lang seien; Förstemann sah in diesen formen vielmehr assimilation von *d* an *b*, also *Ibald* für **Ibbald* < **Idbald*. Und selbst wenn das *i* lang sein solte, so ist es doch keineswegs bewiesen, dass es aus *îu* entspringe und sich so wie das *î* in *hîrât, hîlîh* zu got. *heiwa-frauja*, oder etwa wie in *Perhtnî, Liupnî* neben *Perahtniuui, Liubniu* (Förstemann I)

verhalte. Die behauptung Kögels also, dass *itis* komposition eines nicht erklärten elementes *iu, îw* mit dem in in got. *filu-deisei* „πανουργία, astutia“, an. *dís*, pl. *dísir* 1. „a sister“ 2. generally „a goddess“, und in den ahd. personennamen *Tiso, Tisa, Dismot, Disnot* (Förstem., Namenb. I) gelegenen elemente germ. **dîsiz* „astutus, schlau, listig“ sei, verdient kein vertrauen, wenngleich es möglich ist, dass unser *idis* durch die komposita mit *-dîs*, an. *hirðidís* „dea servans“, *ǫndrdís* „dea xylosolearum“ u. a. (Egilsson, Lex. poet.) und die namen *Herdís, Valdís, Vigdís, Hjördís* usw. (Cleasby-Vigfusson), ahd. *Agentisis, Berentisis, Berentis* (Förstem., Namenb. I) beeinflusst worden sei,[1] woher sich dann die länge *Itis* bei Piper, Libri confratr. oder in dem aus Wigamur zu erschliessenden namen *Îdîs*, geschrieben *Eydes* in reimstellung: *wîs* und *prîs* (Grimm, Mythol. 4. ausg. III, 115) erklärte. Ich habe den eindruck, dass wir in *idis*, ahd. auch in den namen *Itis, Ittis, Itisberga, Idislind, Idesolt* u. a. (Förstem.) einen alten mit *-jō* erweiterten *s*-stamm gleich ahd. *kebis, kebisa* f. „pellex, concubina“ oder *achus, akis*, got. *aquizi* f. „securis“ zu suchen haben, also kein kompositum, sondern ableitung aus einer wurzel *îth*. Die flexionsverhältnisse sprechen in keiner weise dagegen. Zum nom. sing. *itis* (Graff I, 159) stellen sich genau die nom. sing. ahd. *acchus, akis, ackes* ebda 136 und *chebis, chepis* ebda IV, 358; zum nom. pl. *idisi* der nom. pl. *acchussi* ebda I, 136, und dem flexionslosen dativ sing. *itis* Otfrid I, 5, 6, den Braune § 240 anm. 1 als rest consonantischer flexion erklärt, lässt sich der dativ sing. *ackus* Graff I, 136 an die seite stellen. Reiner *s*-stamm selbstverständlich könte *itis* im westgermanischen nicht sein, so wenig wie *achus* und *kebis*, da ja in diesem falle statt *s* das aus *z* entwickelte *r* auftreten müste. Aber eine vokalische erweiterung, sei es *-jō*, die dann das suffix *-isjō* (Kluge, Nom. stammb. § 85) ergab, sei es secundär *-i* oder *-ō*, erklärt die erhaltung des *s*; die verschiedenheit der vokalischen erweiterung macht uns den wechsel der flexionsformen bei *itis*, ags. *ides* sowol, als bei *kebis, kebisa*, ags. *cyfes* begreiflich. Wie dieses wort als *i*-stamm und *ō*-stamm dekliniert wird, nom. pl. *kébese* und *kebeso*, so steht neben unserm n. pl. *idisi* der ags. n. pl. *idesa* (Sievers, Ags. gramm. § 268 anm. 4). Die kürze der stammsilbe

1) Eine andere komposition dieses wortes sehe ich in unserm tiernamen *iltis*, mhd. *iltīs, ëltes*, ahd. *illitîso*, bair. *elledeis*, dessen ersten teil ich mit an. *illr* adj. „malus“, engl. *ill* „evil, base, wicked“ zusammenbringe. *illitîso* — man vgl. hierzu die compp. an. *illsögull* „maledicus“, *illvirki* „maleficus“, *illviti* „homo malevolus“ Egilsson — ist also der „arglistige“ eine bezeichnung, die diesen blutdürstigen angehörigen der familie der mustelinae vorzüglich charakterisiert.

in *idis* ergibt sich nach Kögel a. a. o. 502 aus den gesetzen des allitterationsverses, dann für das ags. auch aus der unterlassenen syncope des vokals der endsilbe in den obliquen casus *ides, idese* gegen *fröfor, frófre* (Sievers § 255, 2). Aber der name der jungfrau *Eydes* scheint den ansatz einer nebenform mit *ī* zu erheischen. Die bedeutung des wortes in den ags. belegen bei Bosworth-Toller *idese onlícnes* „a womans form", *weras and idesa, eorlas and hira idesa* lässt sich als „weib, ehefrau" feststellen. Die ahd. glossen geben *itis* „matrona", *itislich* „matronalis" (Graff I, 159) und weisen also gleichfals auf den sinn „frau im reiferen alter"; aber *zi theru itis* Otfr. I, 5, 6 allerdings bezieht sich auf die jungfrau Maria. Es wird also dem worte jener spielraum der bedeutung einzuräumen sein, der auch dem mhd. *vrouwe* zukomt. Etymologisch möchte ich germ. **idisjō* mit der isl. gruppe *id* n. „a restless motion", *ida* „to move to and fro", „be restless", *idja, -u* f. „activity, doing, business, profession", *idinn* adj. (schott. *ithand, ythen*) „assiduous, steady, diligent", *idn* f. „occupation, business" und *idna* „to work" (Cleasby-Vigfusson) verbinden, in welcher man vielleicht eine *t*-determination der wurzel *i* „gehen" zu erblicken berechtigt ist, die den anderen determinierungen mit *s* in *īs* „gleiten" und mit *l* in *ilen* „eilen", ags. *īle*, an. *il* „fusssohle" parallel ist. Es liegt also möglicherweise in *idis* der begriff des hin- und hergehens oder der beschäftigung, wobei an die emsig schaffende hausfrau zu denken erlaubt sein wird, obschon nicht in abrede zu stellen ist, dass die vermittlung des begriffes auch auf anderen wegen erfolgt sein kann.

Die schilderung des spruches wendet sich zur tätigkeit der idisi in drei parallelen sätzen, die ich allerdings nach der Denkmäler[3] II, 44 vertretenen auffassung verstehe, nur dass ich *hapt* zeile 2 (wie schon Schade in seinem Altdeutschen wörterbuche) als acc. pl. eines stn. *haft* gleich dem an. neutrum *haft* „vinculum, catena" (Egilsson) fasse. Mit gutem rechte, denn nur so wird ein genauer gegensatz zu dem gleichfals pluralischen *uuidi* erzielt. Die formen *hapt, heptidun, haptbandun* erklärt Braune § 139 anm. 7 als unvolkommene schreibung für *hapht* (vgl. auch *haphta* „captivos" Graff IV, 739) und reiht sie den fällen *aphter, sûphtode, gescriphte, thurphthigon* an, in welchen gelegentliche bilabiale aussprache des *f* angenommen wird. Die schreibung *p* für *ph* wäre aber nichts desto weniger sehr auffallend, wenn sich nicht für german. *ht* eine ganz ähnliche vertretung nachweisen liesse. So tritt für germ. *ht* gelegentlich *ght* und *cht* ein: *laghte, doghter, reghte, Meghteld, macht, gerecht, gewichte*, worin *gh* und *ch* ohne zweifel die velare spirans bezeichnen; und dafür wider komt auch *ct* vor: *dricten*

zu *-dreht*, *Mecthilde*, *recte* (Heinzel, Gesch. d. niederfränk. geschäftsspr. 181. 188. 373), mehr als orthographische denn als lautliche substitution. So wie in diesen beispielen und in den schreibungen *Perecta* neben *Perechta*, *Chnectelin*, *Tructegis*, *Drucțegisomarca*, *Mactigisil* (Förstemann, Namenbuch I, *Druchtaharius* altchristl. inschrift Bonner jahrbücher 74, 51) die verbindung *ct* nicht etwa die unaspirierte fortis *c*, noch die aspirata *ch* (*k*), noch die affricata *cch* ($k\chi$) plus *t*, sondern die velare spirans $\chi + t$ bedeutet, so ist also auch die verbindung *pt* in unserm *hapt*, wie in *Scaptlah* neben *Scaftleich* (Förstemann, Namenb. I) in der tat als *ft* zu bewerten. Ob man aber dieses *f* mit recht als bilabiales bezeichnet, ist mir allerdings zweifelhaft. Zwischen dem rein bilabialen *f*, das im germ. gar nicht vorkomt, und dem rein labiodentalen, das ich mit emporgezogener oberlippe bilde, liegen nach meinen versuchen noch zwei *f*, beide mit labio-labiodentaler artikulation, von denen das eine mit stärker hervortretendem anteil der labio-labialen spirans etwa als das bilabiale *f* des ahd. zu bezeichnen ist, obschon es, wie gesagt, keineswegs mit rein labio-labialer artikulation produciert wird. Der lautliche grund für die substitution von *ft* durch *pt* liegt meiner meinung nach weniger in bilabialer qualität, als vielmehr (so wie bei der substitution von *ht* durch *ct*) in einer starken verkürzung der spirans, die dadurch den entsprechenden explosiven *p* und *c* nahegebracht wurde. Für starke verkürzung spricht wenigstens der in der verbindung mit folgendem *t* im an. sich einstellende gänzliche ausfall des *h*, beziehungsweise die assimilation *ht* > *tt*. Auch sonst ist es wahrscheinlich, dass der schreiber, welcher eine explosiva schrieb, einen derselben nahekommenden laut gehört oder im sinne gehabt habe, während er deutliche und andauernde spirans, und sei sie selbst bilabiales *f*, immer noch besser durch *f* als durch *p* dargestelt hätte. Ich schlage also vor das *p* in *hapt* als labiodentale explosiva, oder, was auf dasselbe hinauskomt, als stark verkürzte labio-dentale spirans *f* zu sprechen.

Der anfang des spruches ergibt demnach folgenden zusammenhang: „vor zeiten walteten frauen, walteten hohe damals, einige schlugen in fesseln, andere hemten das heer . . .“, und dieses hemmen des feindlichen heeres ist sehr wahrscheinlich auch in verbindung mit dem zuletzt mitgeteilten geschäfte des lösens der gefangenen zu verstehen, das durch die feindlichen krieger nicht gestört werden soll. Die dritte zeile erfordert wider einige neue erwägungen. Über *clûbôdun* allerdings sind wir im reinen. Ahd. *klûbôn*, mhd. *klûben*, nhd. *klauben* swv. zur wurzel **klŭb*, wie das stv. *klieben*, ahd. *kliuban* „findere, scindere“

(Graff IV, 546) bedeutet „zerpflücken, zerspalten“ (Kluge, Etym. wb. [illegible]
5. aufl.) — man vgl. zur bedeutung mhd. *der rôse rûher balc klûbe*[illegible]
sich herdan und *ich sach zwô tûben einen wolf klûben* (zerreissen [illegible]
Benecke —; und es ist einleuchtend, dass hier, wo es um die lösung [illegible]
geknoteter stricke sich handelt, unter *klûbôn* nichts anderes, als da[illegible]
zerpflücken des knotens mit den fingern verstanden werden kann. *klû*[illegible]
bôn ist gegensatz zu *hepten,* und wenn dieses durch schlingen und zu[illegible]
ziehen, so wird jenes durch lockern und lösen des knotens bewerkste[illegible]
ligt. Aber *klûbôn* „auflösen“ erfordert als transitives zeitwort ei[illegible]
accusativobjekt, und die konstruktion desselben mit *umbi* ist ein undin[illegible]g
Klauben um etwas hat, wo fesseln gelöst werden sollen, keinen sin[illegible]n;
es dürfte nur gebraucht werden, wenn von einsammeln, vom lesen d[illegible]ie
rede wäre. So gewiss in mhd. *nâch pfifferlingen klûben* d. i. „pflücken[illegible]nd
darnach suchen“ (Benecke). Man könte, um über die schwierigkeit ein[illegible]er
praeposition *umbi* hinwegzukommen, an das adverbium *umbi* „ring[illegible]s-
umher“ denken und die idise ringsum auf dem schlachtfelde die f[illegible]es-
seln lösen lassen. Allein auch das befriedigt nicht und muss zurüc[illegible]k-
gewiesen werden, weil die auffassung von **cuoniouuidi* als composit[illegible]um
gleich gotischem *kunawidôs* (nur Ephes. 6, 20 *in kunawidôm* „ἐν ἁλύσ[illegible]ει,
in catena“), ahd. *khunauuithi* sich wegen des als themavokal unm[illegible]ög-
lichen *io* nicht aufrecht halten lässt. In der handschrift steht d[illegible]nn
auch *cuonio* gar nicht mit *uuidi* zusammengeschlossen, sondern, me[illegible]rk-
würdig genug, an *umbi* herangerückt: also *umbicuonio uuidi.* Dar[illegible]auf
möchte man nun freilich nicht alzugrosses gewicht legen, aber [illegible]mit
anderen gründen zusammen wird das zeugnis der schreibung ni[illegible]cht
übersehen werden dürfen.

Objekt zu *clûbôdun* ist meiner überzeugung nach nur *uu*[illegible]*idi,*
denn dieses allein bezeichnet schon *fesseln.* Es ist vergebliche mü[illegible]he,
mit rücksicht auf das gotische und ahd. wort in unserm denkmale ein
kompositum **cuoniouuidi* oder **cuniowidi* herstellen zu wollen. To[illegible]ler
(Germania XXX, 63—65) hätte sich seine phantastische, aus Plutar[illegible]chs
nachricht über die Cimbernschlacht (Marius cap. XXVII) und Taci[illegible]tus
(Germ. cap. VII) zum germ. cuneus als sippe hergeholte, erklärung [illegible] bil-
lig ersparen können.

Dass *uuidi* allein schon den begriff „fesseln“ ausdrückt, er[illegible]helt
aus der Keron. glosse; vgl. Die ahd. glossen herausg. von Steinme[illegible]yer
und Sievers: I, 204, 37 *loconie* (b) *uuithi; loconię, catenae,* wozu ich
I, 204, 32 *catena* (b) *catene* (c), *khunauuithi, chunuuidi* und I, 204,[illegible] 31
laquear (b) *lauconie* (c) *strikhi, strichi; laquearia, catena aurea* zur
erläuterung hersetze.

Es ergibt sich daraus ohne weiteres die begrifliche identität von *uuithi* und *strikhi* vermittelt durch das gemeinsame *loconie, lauconie,* einen mlat. ausdruck, der auf lat. *lautumiae,* richtig *lātŏmĭae,* griech. λατομίαι „die steingruben, steinbruch als strafort für sklaven" (Georges Lat. handwörterb., Du Cange) zurückgeht und durch die übergänge „gefängnis, haft, bande" mit dem begriffe „fesseln, stricke" verbunden ist. Dieser begriff aber ist hier durch das zweite glossenwort *laqueari, laquearia* aus lat. *lăquĕus* „schlinge, falstrick, fessel", *lăquĕāre* „verstricken" repräsentiert.

Auch nach seiner herkunft ist für ahd. *uuidi,* nom. acc. pl. der *i*-declination, zum stv. got. *gawidan,* ahd. *wëtan* „binden" die bedeutung „bande" zu erschliessen. Eine specialisierung dieses begriffes muss nun ahd. *khunauuithi, chunuuidi* „catenae" und got. *kunawidôs* „ἅλυσις, kette" enthalten, während ags. *cynewiđđe, -an* f. „a royal wreath, diadem, redimiculum", *cynewiđđan* „redimicula" (Bosworth-Toller) formell und begriflich abliegt. Dieses wort, urgerm. **wëđjôn,* gehört mit dem ahd. *uuitta* „infula crinalis" pl. *uuittun* „fasciolae", *uahsuuittun* „crinibus sociale vinculum" (Graff I, 745) zusammen und ist zwar gleichfals von dem stv. *gawidan* herzuleiten, nicht aber als „bande", sondern als „binde" zu verstehen.

Nun ist ags. *cyne* gleich got. *kuni,* ahd. *kunni* „geschlecht" und bedeutet in zahlreichen compositis soviel als „edles, königliches geschlecht, adel", beziehungsweise etwas demselben zukommendes; oder wie bei Bosworth-Toller gesagt ist: „cyne- used in compounds signifying kingly, royal, special, regius, prae-", so dass also *cynewiđđe* gleich dem stm. *cynebaend* die dem adlichen oder königlichen geschlechte zukommende kopfbinde bezeichnet. Dieses ags. wort müste ahd. **chunniwitta* lauten, dessen erster teil mit dem elemente *chuni* in personennamen *Chunipald, Kuniperht, Chunifrid, Chunigund, Chuniheri* (Förstemann, Namenb. I) identisch ist und in diesen compositis sich wie das sinverwante element *athal-* verhält. Das also hat mit got. *kunawidôs,* ahd. *chunuuidi* keine gemeinschaft. Der singular des got. wortes wird nach dem dativ pl. als **kunawida* angesezt. Zwingend ist der schluss aber nicht, da wir auch got. *haims,* das im sing. *i*-stamm ist, im pl. als *ō*-stamm dekliniert finden, gen. *haimô,* dat. *haimôm,* acc. *haimôs.* Ebenso können wir zu *kunawidôm* einen sing. **kunawiths* ansetzen, der dann dem ahd. *wit* „torques", n. pl. *wide* „retorta", *uuidhi* (*uuidi* Ra) *edo zaini sarmenta* (gl. K. Graff I, 745) und acc. pl. *uuidi* in unserm denkmale selbst genau entspricht. Dass das *u* in ahd. *chunuuidi,* wenn es wirklich kurz ist, vor *u* nicht als *o* erscheint, könte

verschieden erklärt werden. Entweder reihte sich der fall den ausnahmen ahd. *sumar, ubar, fugal, burolang* (Braune § 32 anm. 3) an, oder die nasalis wäre aus doppelconsonanz vereinfacht, vor welcher ja die regel ist. Aber die kürze des *u* in *kunawidôs*, *chunuuidi* ist keineswegs bewiesen. Das *u* kann vielmehr sehr wol ein langes sein, und die angebliche komposition *khunauuithi,* welche einer länge zu widerstreiten scheint, löst sich vielleicht in den nom. pl. eines adjektivs *khûna* plus dem nom. pl. des substantivs *uuithi* auf, was um so mehr sich empfiehlt, da die handschrift zwischen beide worte einen deutlichen punkt setzt[1]. Mit der annahme von lang *ū* entfält auch die, Samlung idg. wörterbücher II, 67 vorgetragene, etymologie, welche in *kūna-* statt **kŭnu-* < idg. **ĝn̥nŭ* eine ablautform zu idg. **ĝonu*, **ĝenu* „knie" zu finden glaubte. Vielleicht steckt im ersten teile eine bezeichnung des stoffes wie in got. *eisarnabandjôs* Luc. 8, 29. Ich denke dabei an germ. **kûwiz,* an. *kýr,* ags. *cû,* gen. pl. *cûna,* woraus ein adjektivum **kûnaz* synkopiert aus **kūwīnaz* „bovīnus" abgeleitet werden könte, so dass die *kûnawidôs, khûna uuithi, chûnuuidi* „fesseln aus rindsleder" bedeuteten. Zur synkope vergleiche ags. *northerne* gegen ahd. *nordrôni.* In jedem falle hat damit das *umbicuonio* des Merseburger spruches gar nichts zu schaffen; es ist an der zeit diesen lang gehegten irtum ein für allemal abzutun. *umbicuonio* nun könte etwa lokale bestimmung sein. Läse man *umbi cu(o)nío* d. i. **umbi cnío* mit sekundärvokal zwischen *c* und *n* „circum genua", so erhielte man eine verbindung, die zu den beispielen bei Graff IV, 575 *umpi kniu, upar chneo* „super geniculum" stimte; *cnío* wäre die bekante nebenform mit *io* zum ahd. *wa*-stamme *kneo,* dessen n. a. sg. pl. als *kneo* genügend belegt ist (Braune § 204 anm. 3), und der sekundärvokal *ŭ* verhielte sich wie in ahd. *chunebelle* neben *knebel* oder *chenehta* zu *kneht, chulupt* zu *chluft, cholochot* neben *chlochot* (Graff IV, 576, 77, 47, 54). Die schreibung *uo* könte man allesfals aus einem *ů* der vorlage erklären, da ja auch für kurz *ŭ* oder kurz *ŏ* sich häufig diese orthographische darstellung findet, z. b. in *Hundesbûrn* und *Erpesphûrt* neben *Erphesforth* (Heinzel, Niederfr. geschäftsspr. 372, 374). Der einwurf, Denkmäler s. 264, dass niemand an den knien gefesselt wird, wäre wol nicht ernst zu nehmen. Man dürfte demnach übersetzen: „andere lösten um die knie die fesseln." Dagegen aber spricht am ende doch das *uo* der handschrift. Das *ů* in *Hundesbûrn* ist ein einfacher vokal, der kaum von einem abschreiber in *uo* hätte aufgolöst werden können, und ein

1) So wenigstens bei Hattemer, Denkmahle I, 190b *khuna-uuithi* an beiden stellen.

anderes *uo* für *u* in *tuoron* Tat. 213, 2 neben *turon* 216, 3 (vgl. Braune § 32 anm. 6), steht an hochbetonter stelle und wird sich als tatsächliche diphthongierung unter dem einflusse des folgenden *r* erklären lassen. Für einen volkommen tonlosen sekundärvokal aber ist auch eine schreibung *ů* nicht zu rechtfertigen, ganz abgesehen davon, dass die zeit, in welche die hypothetische vorlage gehören müste, eine graphische darstellung *ů* kaum zulassen dürfte, und dass die annahme einer unmittelbaren vorlage für die Merseburger sprüche überhaupt völlig in der luft steht. Ich wenigstens habe viel mehr den eindruck, dass die sprüche aus dem gedächtnisse niedergeschrieben, als dass sie nach einer vorlege kopiert seien.

Nehmen wir nun das *uo* in *cuonio* als das, was es von vornherein der unbefangenen auffassung hätte erscheinen müssen, als echten ahd. diphthong *uo*, so werden wir uns entschliessen müssen in *cuonio* nichts anders als eine kasusform eines längst bekannten und naheliegenden wortes, des ahd. adj. *chuoni* zu suchen. Ich möchte zunächst vorschlagen in *cuonio* den zum folgenden objekte *uuidi* gehörigen acc. pl. zu erblicken, welcher den nicht synkopierten nominativen pl. fem. *hornohteo*, *kuntheo*, *thornohteo*, *quuëdanteo* (Braune § 250 anm. 1) sich anschlösse. In dem adjektiv könte man nach den bedeutungen, welche Graff IV, 447 angibt, *chuoni* „fortis, acer, audax, asper“ *chuoni* „acres“ (stimulos), *chuonun* „duri“ (Aeneadae) eine bezeichnung für scharfe fesseln erkennen, was durch die besondere entwicklung des begriffes im engl. *keen* „scharf, schneidend“ empfohlen würde. *cuonio uuidi*, beziehungsweise *umbicuonio uuidi*, mit adverbialer steigerung des begriffes, wären „um und um einschneidende fesseln“, engl. „keen fetters“. Dabei aber ist bedenklich, dass die bedeutung des wortes im englischen denn doch eine sekundäre ist, und dass *cuoni* nach an. *kœnn* auch ags. *céne* ahd. im p. n. *Kuonrât* „der erfahrene ratgeber“ zu schliessen ursprünglich den begriff geistigen könnens, der weisheit und scharfsinnigkeit, vertritt. Das scheint auf fesseln nicht zu passen; ich fasse daher *umbicuonio* nicht als acc., sondern als nom. pl. fem. und konstruiere es zu *idisi* beziehungsweise zu *suma*. Gegen die verwendung des adverbiums *umbi* zur steigerung des begriffes lässt sich kein widerspruch erheben. Wenn die präpositionen *in* ags. *infród*, mhd. *inguot*, *ingrüene*, *ubar* ahd. *ubarlût*, *duruh* ahd. *duruhnoht*, *of* isl. *ofþogull* „oversilent“, *ofmikill* u. a. den begriff des adjektivs steigern, so konte das wol auch durch *umbi* geschehen, wiewol ich genaue parallelen aus dem germ. dazu nicht beibringen kann, denn unser *umsichtig* z. b., mhd. *umbesihtec*, enthält das *um* bereits im verbum. Aber aus dem

keltischen ergeben sich analogien dieser komposition wie urkelt. **embi-noqtos* ir. *imnocht,* cymr. *amnoeth* ἀμφίγυμνος „um und um nackt, splitternackt“ (Stokes-Bezzenberger, Urcelt. sprachsch. 34), oder cymr. *ambwl* „blunt all around“, *amdrwch* „broken on all sides“ u. a. (Spurgell Geiriadur Cymraeg a Seisoner.) *umbicuoni* heisst also „um und um erfahren“, „in allen dingen bewandert“. Ich übersetze demnach: „andere lösten, allerfahrene, die fesseln.“ Es kann nicht entgehen, dass hier das den idisen zugelegte beiwort *umbicuonio* genau dieselbe rolle spielt, wie der auf Woden bezogene relativsatz *so he wola conda* des zweiten Merseburger spruches; d. h. der gottheit, die den zauber bewirkt, wird in beiden fällen das zeugnis ihres könnens ausgestelt. Auf grund dieser auseinandersetzungen lese ich den spruch folgendermassen:

ȇ́iris sấzun **í***disì, sấzun h***ȇ̀***ra dúodèr,*
sùma **h***ápt* **h***éptidùn, sùma* **h***éri lézidùn,*
sùma **c***lû́bốdùn, úmbi***c***úonio, uuídì.*
insprínc háptbàndùn,
inuár uı́gàndùn!

Die drei ersten zeilen sind durch die allitteration *ê, i, (h)ê,* drei *h* und zwei *c* gebunden, die beiden lezten durch klingenden reim, so dass sie als eigentliche formel des zauberbefehles deutlich abgegrenzt hervortreten. Veränderungen des textes, die auf herstellung der allitteration in eben diesen schlusszeilen abzielten, halte ich für unberechtigte und müssige spielerei. Dass die allitteration **c***lû́bốdùn* und *úm-bi***c***úonio,* wegen des nicht ganz gleichen tongewichtes, das den folgenden vokalen zufält, eine unvolkommene sei, kann ich gerne zugeben; aber die forderungen der metrik haben sich, wie ich glaube, hier jenen der grammatik unterzuordnen[1]. Die metrische auffassung endlich: *eiris sâzùn ídisì,* welche Kögel, Gesch. d. deutsch. litt. I, 90 vertritt, widerspricht meinem rhythmischen gefühle.

Auch der zweite Merseburger spruch beginnt mit einer erzählung und schliesst mit einer formel (die Wôdan in den mund gelegt ist), die damals heilung brachte, als die berichtete beinbeschädigung vorfiel und nach der absicht des spruches auch in jedem anderen falle heilung

1) [Die betonung *ùmbicúonio* wäre nicht ohne analogie. Das oben erwähnte *ubarlût* hat bei Otfrid stets auf der lezten silbe den accent, d. h. den hauptton; ebenso stets *ubarál, umbiríng,* bei denen freilich nur zusammenschiebung, nicht eigentliche komposition vorliegt. Einmal findet sich die accentuierung *untarthío* Otfr. I, 22, 57 VD gegen *úntarthio* P. Auch für mhd. *ingrüene* passt Trist. 4912. 16979. 17391 am besten die betonung der zweiten silbe. O. E.]

haffen soll, wo sie abermals, zwar nicht von Wôdan selbst, aber mit
rufung auf ihn gesprochen wird. Vier tatsachen werden vorgeführt:
r ritt Phols und Wôdans zum walde, die dabei geschehene beinver-
tzung von Balders pferde, die vergeblichen besprechungen des scha-
ns durch vier frauen, nach gangbarer auffassung der vier begleite-
nnen, endlich das helfende eingreifen Wôdans. Dass die vier frauen,
ttinnen, wie man nach Friia und Uolla schliessen muss, in gegen-
art Wôdans, des höchsten gottes, nichts vermögen, ist als eine rang-
age aufgefasst leicht verständlich; und dass Phol sein ross nicht selbst
espricht, findet seine erklärung darin, dass er in eigener angelegen-
eit offenbar nicht eintreten kann noch soll. So stelt sich die auffas-
ung des spruches nach allem, was die früheren erklärer von Jacob
rimm an dazu beigebracht haben, während Sophus Bugge in seinen
Studien über die entstehung der nord. götter- u. heldensagen (deutsche
usgabe 296—313) und Friedrich Kauffmann (in Paul u. Braunes Bei-
rägen XV, 207—210) mit einer reihe neuer vorschläge aufgetreten sind,
ach denen das bisher feststehende bild allerdings gründlich verändert
ürde. Ich werde die streitpunkte, welche von beiden aufgeworfen wor-
en sind, im laufe der nachfolgenden erörterungen zu berühren gelegen-
it haben. „Phol und Uuôdan fuhren zu walde, da ward dem rosse
lders sein fuss beschädigt" lauten die beiden ersten sätze, und es ent-
ht die frage: was ist der *Balderes volo* und von wem wird er geritten?
ie auffassung, welche sich zunächst aufdrängt, ist die, dass das ross
ols die beschädigung erleidet und nicht jenes Wôdans, da nur in die-
m falle die nennung Phols überhaupt einen sinn hat. Phol ist partei
d Wôdan ist partei: der eine die hilfe suchende, der andere die hilfe
währende. Würde Wôdan das pferd Balders reiten, so wäre nicht
nzusehen, warum Phol überhaupt genant ist, jedesfals nicht, warum
r schade nicht sofort von ihm selbst geheilt wird, ohne die vier
auen zu bemühen; oder, wenn es sich darum handelte, die macht-
sigkeit der andern götter ihm gegenüber zu betonen, warum dann
icht Phol, glaublich gleichfals ein gott, unter den besprechenden auf-
ritt. In Phol aber, wie auch geschehen ist, den feindlichen geist zu
uchen, der den schaden verursacht, geht nicht an, sobald man Sinth-
unt und Sunna als seinen anhang betrachtet, da sich auch diese im
eilzauber versuchen, also keineswegs feindlich verhalten, und es ist
um mindesten noch immer eine ganz unbeweisbare hypothese, wenn
man dies nicht tut. Freilich das argument, dass, wenn Phol der urhe-
ber des schadens wäre, dies auch gesagt oder angedeutet sein müste,
ist nicht so sehr von gewicht, da dem dichter des spruches wie seinem

publikum die rolle Phols und sein charakter gegenwärtig sein muste und er demnach nicht gezwungen war die ganze begebenheit auch für die nachwelt klar in seine zeilen zu stecken; aber die angebliche ähnlichkeit des namens Phol mit dem mhd. *vâlant*, nhd. *volland* „teufel“[1], welche dieser auffassung vorschub leistete, ist eine in wahrheit nicht begründete. *demo balderes uolon* erfordert einen nominativ *dër balderes uolo*, und darin liegt ohne zweifel eine uneigentliche komposition nach dem muster der ahd. ortsnamen *Fecchilesaha*, *Hadoluespach*, *Urisesdorf* oder der mit *-sohn* componierten deutschen familiennamen, oder der isl. persönlichen beinamen *Ægisbróđir*, *Ingjaldssonr*, *Þjóđanskona*, oder der pflanzennamen ags. *Fornétesfolm*, isl. *Baldrsbrá*, *Friggjargras* u. a., oder endlich der namen der wochentage ahd. *Sunnûntac*, *Toniristac* Grimm, Gr. II², 591 fgg. Der *Balderesuolo* ist also name des rosses, und es ist wol wahrscheinlich, dass wir darin *Balder* als personennamen zu verstehen haben, obgleich die möglichkeit, dass er wie in unserm *königskind* appellativum sei, nicht ausgeschlossen werden kann. Was die erklärung des namens *Balder* betrift, so muss ich mich mit E. Schröders aufsatz „Belisars ross“ (Zs. f. d. alt. 35, 237 fgg.) auseinandersetzen. Ich gebe gerne zu, dass ein nomen agentis auf *-ter*, nom. *-tër* und *-tör* (Brugmann, Grundriss II, 1, 354—55), idg. **bhaltér*, ahd. *balder*, ags. *bealdor*, aisl. *baldr* mit rücksicht auf die von Schröder nachgewiesene wurzel **bhal* „leuchten“, „der leuchtende, lichtverbreitende“ bedeuten kann, und ich gestehe bereitwillig, dass diese etymologie mit rücksicht darauf, dass man in *Baldr* seit jeher einen lichtgott zu erkennen geneigt war, eine sehr ansprechende ist; allein ich kann nicht finden, dass es Schröder geglückt sei, das verhältnis von got. **balþs*, ags. *beald*, *bald*, an. *ballr*, ahd. *bald* zu *balder* völlig zu klären, und ich kann mich auch davon nicht überzeugen, dass in den ags. verbindungen *Wedera bealdor* „prince of the Weders“, *beorna bealdor* „prince of men“, *gumena baldor*, *rinca baldor* „a ruler of men“ (Bosworth-Toller) und in den an. comp. *liđbaldr* und *herbaldr* „dux exercitus“ (Egilsson) der eigenname zum appellativum geworden sei. Auf *Fréa*, *Freyr*, *Fr*[...] wenigstens darf man sich nicht berufen, denn auch hier ist die bedeutung „herr“ die ältere und der gebrauch als bezeichnung für gott der jüngere. Das ist in der tat der regelmässige und oftbezeugte vorgang in unserm *der herr*, wie in lat. *dominus*, oder engl. *the Lord;* und es ist kein grund zu glauben, dass der sachverhalt bei *Baldr* der umgekehrte sei. Bedeutet aber urgerm. **balđer* „der herr“, so ist nur die frage, wie die

1) Participiales subst. gleich got. *fijands*, ahd. *heilant*, *wîgant*, *Wieland* isl. *fæla* „to frighten, drive away by fright“ (Cleasby-Vigfusson).

bedeutung sich mit jener von germ. **balþaz* vereinigen lässt. **balder* verhält sich zu *balþaz* wie die nomina agentis lat. *rector, victor, actor* zu den participien *rectus, victus, actus;* **balþaz* „stark“ müste demnach ursprünglich passivisch „stark gemacht“ verstanden werden[1]. Wäre nun die zusammenstellung bei Stokes-Bezzenberger 163 urcelt. *balkos* „fest, stark, stolz“, ir. *balc* „stark“, cymr. *balch* „superbus, arrogans“, griech. *φολκός* beiwort des Thersites, lat. *fulcio* (vgl. auch griech. *φάλκης* „schifsrippe“ = stütze Curtius, Grundzüge d. griech. etymol.³ s. 160) volkommen gesichert, so würden germ. *bal-thaz* und kelt. *balkos* als nebenformen, hier *k-* dort *t*-suffix, betrachtet werden können; und da lat. *fulcio, fulsi, fultum, fulcire* tatsächlich „stützen, fest machen, stark machen“ bedeutet, so ist der postulierte sinn von germ. **balþaz* „stark gemacht“ unmittelbar erreicht. Das nomen agentis aber müste die bedeutung „derjenige, welcher stark macht“ vertreten; der begriff „herr“ konte sich daraus durch die übergänge „schirmherr, beschützer, beschirmer“ leicht entwickeln. Und ich sehe wirklich nicht ein, warum der begriff des wortes z. b. in ags. *rinca baldor* nicht noch ganz auf der stufe „beschützer, schirmer“ der männer stehen könte. Ganz ähnlich also verhielte sich *balþaz* zu *balder,* wie das wurzelverwante lat. *fultus* „subnixus, firmatus, munitus“ zu *fultor* m. „der stützer, sostenitore“, *ecclesiae fultor* bei Venant. Fortunatus (Forcellini). Ich halte diese ableitung keineswegs für volkommen tadellos, aber dass die ahd. namen *Paltar, Baldor* (Förstemann, Namenb. I, 206, 205) direkt aus dem appellativum stammen, halte ich für sicher. Wenn es auch möglich schiene, bei dem westfränk. compos. *Baldrevert* den namen des gottes zu substituieren „der gleich Balder leuchtende“, so ist das bei den gleichfals westfränk. frauennamen *Ôtbaldera* und *Ermboldra* (Förstemann, Namenb. I, 210) wol ausgeschlossen. Hier ist es nur erlaubt an die bedeutung „herrin“ oder „beschützerin“ anzuknüpfen. *birenkict* hat man bisher ohne widerspruch in *birenkit* verbessert und das *c* vor *t* als schreibfehler erklärt. Ich glaube mit unrecht, denn *birenkict* für **birenkigt* erklärt sich leicht aus einer schreibform **birenkigen* < **birenkien*, die den formen *nerigen, winiga, kefige,* nhd. *reinigen* an die seite zu stellen ist und durch das *g* für *j* in *vîgandun* statt **vîiandun* des ersten Merseburger spruches gestützt wird. Die anschauung, dass *Sinthgunt, Sunna era suister* und *Friia, Uolla era suister* als asyndetische subjekte je eines zusammengezogenen satzes zu verstehen seien, halte ich nach dem, was J. Grimm (Ztschr. f. d. a. II, 188)

1) Aus litt. *báltas* „weiss“, welches ausserdem langes *a* hat, lässt sich der begriff des german. adjektivs nicht ermitteln.

fgg.) darüber sagte, für eine fest begründete. In der tat ist sowol an. *Fulla* „famula Friggae" vorzugsweise swf. (Egilsson Lex. poet. gen. *drottning Fullu*, *hǫfudband Fullu* u. a.), wenn auch daneben die formen *Fullr* und *Fyllr* vorkommen, als auch got. nur *fullô* swf. „πλήρωμα plenitudo", ahd. nur *folla* swf. „ubertas" gen. *dero follûn* „ubertate", dat. *mit allero follûn,* acc. *follûn* „sufficientiam" (Graff III, 483) bekant. Es entspricht den elementarsten regeln der namenkunde, dass das einfache adjektiv got. *fulls,* ahd. *foll* als personenname in s. g. schwacher form, d. h. als *n*-stamm, erscheine und eine stf. *Fol* ist demnach ganz und gar ausgeschlossen. Und dieses argument, dass *Folla* *n*-stamm sein muss und daher nur nom. sing. sein kann, reicht aus, um jeden gedanken an etwas anderes als asyndetische stellung zweier subjekte völlig zu verbannen. Ist aber *Folla* swf., so ist es auch *Sunna,* worin wir das ahd. swf. *sunna* „sol" und nichts anderes zu erblicken haben. *Sinthgunt* und *Sunna* sind meiner meinung nach die begleiterinnen *Phols, Friia* und *Folla* jene *Wodans;* und wenn wir das verhältnis zwischen *Friia* und *Wodan* nach den uns bekanten tatsachen, dass die nordische *Frigg* Óđins gemahlin ist, die langobardische *Frea* *Wodans*, sofort bestimmen können, so werden wir wol auch berechtigt sein in *Sinthgunt* die gemahlin *Phols* zu erkennen. *Sinthgunt*, in der hs. mit einer im ahd. bekanten orthographischen metathese, *Sinhtgunt* geschrieben, schliesst sich den zahlreichen fem. namen auf *-gunt* an und bedeutet dasselbe wie *Sindhilt* (Förstemann, Namenb. I) „die reisige kämpferin" oder „die zum kampf ausgehende"; keineswegs aber „die sich den weg erkämpft" (wie Scherer wolte), denn ahd. *sind* ist nicht weg als „liegende strecke", sondern „reise, ausfahrt". Bugges einfall **Sinnahtgunt* ist selbstverständlich nicht mehr discutierbar; wie aber Kögel (Gesch. d. deutsch. litt. I, 92) seine deutung „die himmelsgängerin" zu begründen gedächte, bedarf wol einer anfrage.

Bemerkenswert ist die dreifache repräsentation von germ. *ô* im spruche. Altes *ô* steht in *Uuôdan,* gewiss deshalb, weil in dem sacrosancten namen das princip historischer bewahrung dasselbe schüzte; *uo* in *vuorun, vuoz, biguolen, bluot*, also in allen übrigen fällen von hochbetonter stelle; *u* steht in *du* und dreimal *thu* für *thuo* < *thô,* also in jenen fällen, wo der vokal in tonloser oder nebentonstellung sich befindet.

Die schliessende heilformel unterscheidet drei fälle von verletzungen: *sôse bênrenkî, sôse bluotrenkî, sôse lidirenkî* und lässt conform dieser unterscheidung den dreifachen zauberbefehl *bên zi bêna, bluot zi bluoda, lid zi geliden* folgen.

Es scheint mir noch unbeachtet, dass ahd. *renkî* hier nicht durchaus unserm „verrenkung“ oder „luxation“ begriflich gleich sein könne, denn beinverrenkung und gliedverrenkung wäre wol ein und dasselbe und *bluotrenkî* hätte überhaupt keinen sinn, weil das blut nicht gegenstand der luxation sein kann. Dem ausdruck *renkî* muss hier die algemeinere bedeutung „beschädigung, verletzung“ zukommen; dann ist *bênrenkî* wol „knochenbruch, fractur“, *bluotrenkî* „trennung der blutenden weichteile“ und *lidirenkî* die eigentliche „verrenkung“.

Das entscheidende dafür, dass *Phol* wirklich ein masculiner name sei, dem hd. *ph* germ. *p* im anlaute von rechtswegen gebührt, liegt in dem längst erbrachten nachweise eines solchen namens *Phol, Pfol,* ags. *Pol* in ortsbezeichnungen.

Das ist vor allem festzustellen; wer darauf ausgienge den *Phol* der Merseburger sprüche völlig unabhängig von dieser tatsache zu interpretieren, der hätte zuerst den nachweis zu erbringen, dass das element *Pol, Phol* in den ortsnamen kein personenname, jedesfals nicht der name eines gottes sein könne, und er hätte die pflicht uns zu sagen, was dasselbe dann eigentlich sei. Das ist in keiner weise geschehen. Alle gegner der durch Grimm begründeten anschauung haben sich um diese aufgabe gedrückt und in ihrer not bald unser *pfuhl,* ahd. *pfuol,* bald *pfahl,* ahd. *pfâl* in anschlag gebracht, ohne einen exakten beweis zu versuchen. Allerdings sie konten ihn mit gutem gewissen nicht führen, denn die genetivisch, also uneigentlich, komponierten ortsnamen enthalten im ersten teile regelmässig einen namen (sachwörter sind sehr vereinzelt), und *pfol* ist weder *pfuol,* weil die modernen formen *a, o* und umgelautet *e* altes *uo* durchaus verbieten, noch *pfâl,* weil der übergang von *â* > *ô,* der sich im späten mhd. vollzieht, für die bairischen belege der *Pfolsau* aus dem 8. jahrhundert mit keinem rechte zu behaupten wäre.

Auch die geheimnisvollen andeutungen eines zusammenhanges der ortsnamen *phols-* mit dem *Pfahlgraben* germ. lat. *Palas* (Zeuss, die Deutschen 311—12) entbehren eines tatsächlichen grundes, da weder die englischen orte mit *Poles-,* noch die niederösterreichische *Pfolsau* mit dem „Pfahlgraben“ irgend eine lokale gemeinschaft haben.

An der spitze der hiehergehörigen ortsnamen steht die bairische *Pfolsau,* heute dorf *Pfalsau,* pfarre u. gem. Höhenstadt, bezirksamt Passau in Niederbaiern. Der grössere teil der 36 mir bekanten belegstellen (31) findet sich im ersten bande des Urkundenbuches des landes ob der Ens, nur noch zwei, und zwar originalurkunden, im zweiten

bande desselben. Ein *Dietpolt de Phůlsouua* erscheint 1004 als Salzburgischer zeuge (Notizenblatt der k. akad. VI, 141). Zwei belege entnehme ich dem ältesten Cod. trad. eccl. Patav., abgedruckt in Mon. Boi. XXVIII s. 21 und 30. Zumeist haben wir es mit dem familiennamen eines, wie es scheint, nicht unbedeutenden geschlechtes zu tun. Nur an vier stellen (Urkdb. I s. 426, 661 und Cod. trad. eccl. Pat.) ist der name als örtliche bezeichnung im engeren sinne zu verstehen[1].

Die orthographie des zweiten teiles schwankt zwischen *auua* 7, *auuua* 1, *avuua* 1, *auua* 1, *awa* 3, *au* 1, *aw* 1, *avuuae* 1 und *ouua* 1, *ovva* 1, *houua* 2, *ou* 4, *ov* 2, *hŏ* 1, *u* 5, *ouue* 1, *ŏwe* 1, *owe* 1, *oue* 1, wovon die formen im jüngeren Formbacher und im Passauer codex mit vorgeseztem *h* nach Braune § 152 a zu beurteilen, jene mit blossem *u* auf *ů* zurückzuführen sind, was wider in *ou*, nicht etwa in *uo*, aufgelöst werden muss.

Wichtiger ist die form des ersten teiles. Ich finde die schreibungen: *pholos* 5, *pfolos* 5, *pholes* 5, *pfoles* 2, *pfolis* 1, *phols* 12, *pfols* 4, *pfoals* 1, *phůls* 1.

Der genitiv *-os* statt *-es*, im ganzen 10 mal im Cod. trad. mon. Formbac., beruht auf assimilation der mittelsilbe an den stammvokal, gehört also zu den beispielen bei Braune § 67 *gicorone* und *hôhona*, nur dass hier nicht *a* sondern *e* an *o* assimiliert ist. Facultativ ist auch die färbung *e* > *i* in einem falle, regelrecht steht *e* 7 mal. Synkopiert ist der vokal 18 mal, also genau zur hälfte aller belege. Schon die beiden originalurkunden von 1125 und 1146 bieten die synkope *Pholsou*. Der stamvokal ist 34 mal *o*, einmal *oa* und einmal *ů* geschrieben. Es ist die frage ob diese beiden schreibungen *oa* und *ů* auf altes *ō* zu schliessen erlauben. Ich muss das entschieden verneinen. Wenn in bairischen urkunden von 747 bis 850 die *oa* und *ô* sich die wage halten und von da an dem neuen *uo* zu weichen beginnen, von dem sie um 900 völlig verdrängt sind (Braune § 39 anm. 3), so müsten in den älteren belegen des namens ungefähr gleich viel *oa* neben *o* stehen und in den jüngeren des 12. jahrhunderts, wo überhaupt kein *o* mehr möglich wäre, einzig und allein *uo* erscheinen. Das

1) Die quellen im ersten bande des Urkundenbuches sind: der codex trad. mon. Formbacensis mit 24, der codex trad. mon. Reichersbergensis mit 2, der cod. trad. mon. S. Nicol. prope Pataviam mit 4, der cod. trad. mon. Subunensis mit 1 belege. Die datierungen in diesem bande sind ganz unzuverlässig, denn nach denselben bewegten sich die belege zwischen 1100 und 1200, während der augenschein lehrt, dass viele derselben weitaus älter sind, ja zum teil gleich den belegen *Pholesauuua* und *Pholesouue* (Mon. Boi. XXVIII s. 21, 30) noch in das lezte viertel des 8. jahrhunderts gehören werden.

ist nun eben nicht der fall, *o* findet sich in unserm namen gleichmässig vom 8. bis zum 13. jahrhundert; es kann daher nichts anderes als *ŏ* sein, und den gelegentlichen schreibungen *oa* und *ů* muss diphthongischer wert durchaus aberkant werden. Die zum jahre 1126 in einer urkunde des bischofs von (Trient Urkdb. d. l. o. d. Ens I s. 426) gebotene form *Pfoalsovva* findet sich in nr. 3 des cod. trad. mon. Subunensis (zuerst abgedruckt in Hunds Metropol. Salisbg. cum notis Gewoldi. Monach. 1620, III s. 383, dann in Mon. Boi. 4), und ist heute wegen verlust des codex nicht mehr kontrolierbar. Die datierung des stückes aber ist volkommen sicher: das kloster Suben wurde zwischen 1050 und 1060 gestiftet und 1126 durch bischof Altmann von Trient[1] erneuert; s. Edlbacher, Landeskunde v. Oberösterreich 2. aufl. s. 94.

Es ist also zweifellos, dass wir es bei *Pfoalsovva* mit einer form aus dem anfange des 12. jahrhunderts zu tun haben. Um diese zeit ist altes *ô* nur als *uo*, altes *au* vor *l* nur als *ô* zulässig. Die form *oa* kann also weder für Kauffmanns ansatz zeugnis ablegen, der durch das heutige *a* ohnehin von vornherein ausgeschlossen wird, noch für Bugges hypothese *ô* < *au*, **Pôl*, *Paulus*, verwertet werden, da bair. *ao* und das dafür graphisch zuweilen eintretende *oa* im 12. jahrhundert gleichfals ein ding der unmöglichkeit ist. Ich bin geneigt in *Pfoalsovva* die auflösung einer schriftform *pfŏlsovva* zu sehen, worin das übergesezte *a* oder *a*-ähnliche zeichen als umlautszeichen aufzufassen ist, also *pfôls* < *pfolis* wie *Phôlnchouen* 1325, und zwar um so eher, als die in derselben urkunde vorkommende schriftform *Roare*, welche aus **rŏre* = **rôre*, mnd. *roere* swf. „kanal“, vgl. *Röhrn* dorf Specialortsrep. f. Oberösterr. s. 2, zu erklären sein wird, diese annahme nur zu bekräftigen geeignet ist. In der schreibung *Phůlsouua* aus Salzburg aber erkläre ich *ů* als graphischen ausdruck für blosses *u*, einer gelegentlichen färbung des *o*.

Eine zweite *Pfolsau*, die bisher nicht bekant war, kann ich in Niederösterreich an der Melk bei Scheibbs nachweisen. Dieselbe erscheint mit dialektischer auflösung des *ol* > *oi* als weiler *Pfoisau* im Specialortsrepertorium von Niederösterreich (1883 s. 142) und so schon im jahre 1838 bei Schweickhardt Darstellung des erzherzogth. Österr. u. d. Ens bd. 13 s. 65, wogegen in dem von Raffelsberger herausgegebenen Allgem. geogr. statist. lexicon all. österr. staaten 1847, IV/2 s. 1740 der name nach 2 unverschmolzen gebliebenen, offenbar von verschiedenen seiten herrührenden erhebungen, zweimal als *Pfohlsau*

1) Altmann de Bavaria bischof von Trient 1124. sed [illegible] † 27. märz 1149. Gams, Series Episcopor. cathol. s. 317.

rotte und *Pfolsau* gegend eingetragen ist. Dass die beiden eintragungen aber nur auf eine örtlichkeit zu beziehen sind, ergibt sich, abgesehen von den zu einander stimmenden angaben, vollends daraus, dass die nicht zu einander stimmenden, aber einander ergänzenden angaben, schon bei Schweickhardt unter *Pfoisau* beisammen stehen. Nach diesen gewährsmännern ist die niederösterreichische *Pfolsau* eine gegend, 8 stunden von Melk, $4^1/_2$ stunden von Kemmelbach, deren auf eine entfernung von 1 stunde zerstreute häuser zwischen Oberndorf und St. Georgen an beiden seiten der Melk gelegen sind.

Ältere belege finden sich bei Lichnowsky, Gesch. des hauses Habsburg III, CCCCLXX zum jahre 1349, wo eines hofes am Kaisersberg zwischen Burgstall und *Pholsöw* in der pfarre St. Leonhard erwähnung geschieht — Purgstall ist ein markt bei Scheibbs und St. Leonhard liegt unterhalb des einflusses der Mank in die Melk — und im urlaubsbrief herzog Albrechts von Österreich für Barbara witwe nach Attacker des Wolfstain, Wien 1432: *Item die vest zu Phollsaw* (Notizenbl. d. k. akad. IX s. 285), wo gleichfals die übrigen an der Melk und Mank lokalisierbaren güter und ortschaften wie *Hirsperg, Weichselpach, Pöllndorff, Sant Lienharts pharr* u. a. die geographische identität sichern. Weitere schon bekante ortsnamen sind *Pfalzpoint* an der Altmühl unterhalb Eichstädt, *Pholespiunt* c. 1138 (Mon. Boi. IX, 404), *Pholspiunt* 1290 (ebenda V, 399), wonach der deutsche wundarzt des 15. jahrhunderts Heinrich von Pfolspeundt (Haeser, Gesch. d. medic. I[3] s. 788 9) seinen namen führt, und *Pholesbrunnen* in provincia Thuringiae, heute *Pfuhlsborn* unfern der Saale (Grimm, Zs. f. d. alt. II, 252).

Von den englischen ortsnamen, die Kemble (The Saxons in England I, 367) gesammelt hat, rechne ich mit sicherheit nur *Polsley*, alt *Polesléah* und allesfals auch *Polesworth* in Warwickshire hieher, während andere wie *Polebrooke, Polstead, Polthorn* und *Polhampton*, alt *Polstede, Polthorn, Polháematún* wol besser mit engl. *pool*, me. *pol*, ags. *pól* verbunden werden. So scheint ja wol *Polstede* sich genau wie deutsches *Phulegen stat* (Förstem., Namenb. II[2]) zu verhalten, dessen ersten teil **phúlec* ich dem ndl. adj. *poelig* „sumpfig" gleichsetze. Zu erwägen aber wären als genetivische composita noch *Polsbroek* gemeinde in der niederländischen provinz Utrecht und *Polsum* dorf im regierungsbezirk Münster, kreis Recklinghausen. Ausser diesen lokalen, bei denen man, insoweit sie den gottnamen *Phol* im genetiv enthalten und insoweit sie nicht secundär durch familienabzweigung benant sind, an wirkliche stätten der verehrung zu denken berechtigt ist, gibt es noch einen verschieden lokalisierten familiennamen ahd. **Pholinga*, ags.

**Polingas*, der entweder verehrer des Phol, oder leute, die ihren ursprung auf Phol zurückführten, bezeichnen muss.

Vertreten ist dieser familienname in den bairischen ortsnamen *Pfolingen* ecclesia 1148 (Urkdb. d. l. o. d. Ens II, 246), *Heinricus senior Pholingensis* und *Otto de Pholing* vor 1243 bei Regensburg (Fontes rer. Austr. diplom. et acta I s. 141), heute *Pfelling*, pfarrdorf und gemeinde landger. Bogen, bez.-ger. Straubing Niederbayern und *Pholinchofa* 731 (Mon. Boi. XI, 14), nach Förstemann südlich von Regensburg, *Hermannus de Phôlnchouen* mem. 1325 (Urkdb. d. l. o. d. Ens V s. 416) heute entweder *Pfellnhofen*, weiler ldg. Rottenberg, bez.-ger. Landshut, oder besser *Pfellkofen*, dorf und gem. landger. Wörth, bez.-ger. Regensburg. Ferner in dem engl. orte *Poling* in Sussex, zu dem Kemble 367 bemerkt „the record of a race of Polingas, who may possibly have carried up their genealogy to Baeldaeg in this form."

Die ortsnamen *Pholida, Poledi* aber, seien sie nun mit *Palithi, Phalidi* zusammenzulegen, wie Förstemann (Namenb. II², 1187—88) tut, oder nicht, haben als mutmassliche collectiva mit *Phol* kaum etwas zu tun.

Andere belege für den namen *Phol* fehlen. Das kompositum **Heitphol*, welches Grimm (Zs. f. d. a. II, 255) zweifelnd erwähnt, existiert nicht, die hdschr. der Brixener traditionsbücher (Acta Tirolensia I s. 11) hat in der tat *Heitpholc*.

Was den ursprung des namens *Phol* betrift, so schien die von Grimm aufgestelte, früher auch von Bugge geteilte und neuerdings durch Gering verteidigte annahme einer entlehnung aus latein. *Apollo* die ansprechendste von allen zu sein. Ja für diese entlehnung hätte man sogar eine direkte nachricht ins feld stellen können. Es ist dies eine stelle, die mir Heinzel aus Claudius Marius Victor orator Massiliensis († nicht lange nach 425) nachwies, der zum gebrauche für schulen eine sehr freie poetische bearbeitung der Genesis unter dem titel Alethia geschrieben hat.

In dem abschnitt zu Genesis X, 8—10 dieser unvollendet gebliebenen bearbeitung (Corpus scriptor. eccl. latin. vol. XVI/1), wo von Nemrod könig von Babylon gehandelt wird, hat M. Claudius Victor an die mitteilung, dass Nemrod die Perser von der verehrung des wahren herrn zu der des feuers verführt habe, eine weitläufige reflexion geknüpft. Es heisst da zum schlusse, Alethias lib. III, 204—21:

... uentos terra spirante loquaces
lusit et ante Themis, populis post falsus Apollo
inposuit, sedesque dehinc mutare coactus

Leucorum factus medicus nunc Gallica rura
Transmittens, profugus Germanas fraude nocenti
sollicitat gentes et barbara < *pectora* > *fallit.*

Die stelle spricht deutlich von der verehrung des Apollo bei den Germanen des 5. jahrhunderts, dessen dienst denselben durch die keltischen Leuci, bei denen er heilgott war, vermittelt wurde. Die entfernung des anlautenden kurzen und tonlosen *a* konte sich am genauesten verhalten wie in ahd. *pflastar* < *emplástrum;* nicht so ganz wie in mhd. *Pülle,* adj. *Püllisch* zu *Apúlia,* das unverschobenes *p* hat und daher nach der hd. lautverschiebung entlehnt sein muss; eher wider wie in *bischof* zu *episcopus,* ital. *vescovo,* span. *obispo,* frz. *evêque,* wo für gemein westgerm. *biskop* gemäss den romanischen formen ein volkslateinisches **ebíscopus,* **evíscopus* vorausgesezt werden muss. Andere beispiele von beseitigung des anlautenden vokales in germ. lehnwörtern sind got. *Skariotes* neben *Iscariotes,* ahd. *Rapa* fl. n. < kelt. *Ar(r)ábo,* as. *fern* „unterwelt“ aus lat. *infernus;* vgl. auch ital. *Rimini* < *Ariminum,* doch sind die konsonantischen voraussetzungen hier nicht die gleichen.

Dem einwurf, dass für *Apollo* germ. *Pollin* < *Apollinem* erwartet werden müste, da wie die romanischen nom. sing., so auch die lehnwörter im germ. zumeist vom lat. acc. sing. ihre gestalt empfangen haben, könte man leicht mit dem hinweise begegnen, dass dieses gesetz durchaus nicht für alle lehnwörter gilt, die zum teil auch vom nom. sing. abgeleitet sind (Kluge in Pauls grundriss I, 314 fgg.), und dass des weiteren gerade für den namen eines gottes, der in anrufungen und gebeten hauptsächlich im vocativ erscheinen muste, eben dieser dem nom. gleiche kasus als schicklichster ausgangspunkt des lehnwortes angenommen werden dürfte. Dann aber müste man wol germ. **Pollo* swm. erwarten wie *pfâwo, traccho, choufo* zu *pavo, draco, caupo* und über diese forderung ist kaum hinwegzukommen. Höchstens ags. *pund* aus *pondo* liesse sich geltend machen und man müste annehmen, dass *Phol* von einer idealen form **Apollus* voc. *Apolle* seinen ausgang genommen habe, die neben *Apollo* stünde, wie spät mlat. *carbus* neben *carbo* (Diefenbach, Gloss. lat. germ.). Aber auch das ist mehr als bedenklich, da nach Kluge im volkslatein wol die neutrale endung *-um,* nicht aber die masculine *-us* zu *o* geworden, ein mittel zur verwechslung des *n*-stammes *Apollo* mit einem masculinen *o*-stamme nom. *-us* somit nicht geboten war. *Apollo* kann demgemäss für *Phol* nicht in betracht kommen. Formell viel mehr genügte der im volkslatein begegnende ausruf *Pŏl,* der als ein adverbium jurandi per Pollucem (Horatius)

angegeben wird, somit mit *edepol* zusammenhängt. Aber *pŏl*, in wahrheit ein alter positiv zu *plus*, ist blosse interjektion, während der gott nach wie vor *Pollux* hiess, und es ist kaum wahrscheinlich, dass aus diesem volksetymologish an *Pollux* angelehnten lateinischen ausruf der beteuerung die grundlage für den namen eines gottes bei den Germanen hergenommen worden sein könne. Die entlehnung von *Phol* aus lat. *Apollo* oder *Pollux* muss demnach abgewiesen werden. Was Bugges identificierung *Phols* mit dem christlichen *hl. Paulus* betrift, so möchte ich mit einigen worten darauf zurück-kommen.

Bei dem spruche gegen den adel[1], d. h. wurm im finger

De adel un de paul (oder *pol*)
De güngen beid' tau staul (gericht)

und bei dem segen gegen das aufblähen, pogg[2]

De pogg un de pôl,
De güngen in de schôl,
De pôl de sang,
De pogg de slang

(Carl Schiller, Zum tier- und kräuterbuche des mecklenburg. volkes II, 3) hat Bugge nicht beachtet, dass die reime *Paul : Staul* und *Pôl : Schôl* auf ein wort mit germ. *ō*, hd. *uo* führen, und dass wir es daher nicht mit einem aus *au* monophthongierten *Pôl* = *Paulus*, sondern mit dem bekanten worte ndd. *pôl*, *pûl* m. „pfuhl“[3] zu tun haben. Das wird völlig klar, wenn wir den segen gegen den adel oder fiek (Müllenhoff, Sagen ... der herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg s. 515) vergleichen:

De âdel un de stôl (*stoel*)
de gungen beid an enen pôl (*poel*),

1) *adel*, *âl*, ags. *ádl* stm. „geschwulst, geschwür“, namentlich am finger „panaritium“, auch *âk* und *fîk* genant (Schiller und Lübben, Mndd. wbch.), nicht zu germ. **ait* „schwellen“, sondern wol zu **aid* „brennen“, ahd. *eit*, ags. *ád* stm. „brand“.

2) *pocke*, *poche*, *pock* „blatter, pustel“, *pogge* „geschwulst“ bei trächtigen kühen und stuten am unterleibe, in Mecklenburg *pogge* name für das aufblähen der kühe (Schiller und Lübben, Mndd. wbch.), ags. *pocc* „pustula“, wol zu germ. *puh* „blasen“ (Fick, Vgl. wbch. III[3], 167), also germ. **puh-nâ-* „aufgeblasenes, blase“.

3) **paul* auch im dialekt von Aachen: *et es gên päulche esu kleng* (klein) *et mürt* (trübt) *sich all ens* (Wander, Deutsch. sprichwörterlexikon III, 1338). Der germ. charakter dieses wortes mhd. *phuol*, afris. nd. *pôl*, ags. *pól*, schwed. *pöl*, urgerm. **pôluz* ist sicher und seine verwantschaft mit asl. *blato*, klr. *boloto*, neugriech. *βάλτη*, *βάλτος* „sumpf“, litt. *bālà* „bruch, torfmoor“ unbestreitbar. Eine kurzvokalische form scheint in ags. *pull* „a poole, creek“, isl. *pollr* vorzuliegen.

de ûdel de verswunn,
de stôl de gewunn.

„Der wurm und das gericht giengen beide an einen pfuhl. Der wurm verschwand — im pfuhle selbstverständlich, wohin er gebant wird — das gericht das gewann."

Der hl. Paulus hat in diesen drei sprüchen nichts zu suchen, und wenn er in anderen ndd. segen, wie jenem gegen die bellrose (Müllenhoff a. a. o. s. 514 und 515), sowie in dem von Bugge citierten wider die gicht (Schiller a. a. o. I, 14), wirklich vorkomt und zwar charakteristisch genug immer mit einem anderen heiligen gepaart Petrus und Paulus, Peter und Paul, so ist das eine sache für sich, welche für die vorgenanten drei sprüche gar nichts beweist.

Sehen wir uns für *Pol, Phol* nach einer germ. anknüpfung um, so haben wir zunächst ndd. *pol* in *polexe* „streitaxt", *polhamer* „malleus militaris capitello munitus", *polholt* „baumwipfel", gegensatz zu *stemholt*, auszuschliessen, denn die übereinstimmung von ndd. *pol, polle* m. „kopf, spitze, wipfel" mit hd. *poll* bei Grimm (Weist. III, 283): *so einer befunden, der einem fruchtbaren heister den poll abhauete* lehrt, dass das ndd. wort aus dem hd. entlehnt und mit ahd. *polla* swf. „fruchtbalg", *hirnipolla* „hirnschale", ags. *bolla* swm. „gefäss, becher", *heofodbolla* „hirnschale", an. *bolli* „schale", mhd. *bolle* f. „knospe", nhd. die *bolle* „blütenknopf, samenknopf, gefäss zum abziehen des weines" (Weigand, Deutsches wörterb.) wesentlich identisch ist. Die entlehnung verhält sich wie bei ndd. *puchel, pratten,* nndl. *pöl* aus hd. *buchel, brahten, buole* und der begriff „kopf" aus „schale" ist wie bei unserm *kopf* aus ahd. *choph* oder bei roman. *testa, tête* aus lat. *testa* vermittelt. Die existenz eines swm. ahd. **pollo,* mhd. *polle* wird durch den deutschen beinamen *Chunrath der Polle* 1304, *Ulreich der Polle* 1343 (Urkdb. d. l. o. d. E. IV, 468, VI, 458) gewährleistet. Die germanische grundform des namens ist nach den bisherigen ergebnissen der untersuchung als **pulaz,* got. **puls* anzusetzen. Doppelconsonanz im inlaute hat nach den zahlreichen genitiven mit einfacher zu urteilen nicht statt, *i* in der endsilbe ist wegen des konstanten *o* im stamme zu verneinen.

Das wort verhält sich in seinem baue demnach so wie as. ags. *dol,* ahd. mhd. *tol,* vgl. auch ahd. *tulisc,* germ. **dulaz* adj. „töricht", nebenform zu got. *dwals,* ags. *gedwëlan* „sich irren", ahd. *gitwola* „betörung", wurzel idg. **dhwel,* **dhul* oder wie ags. ahd. mhd. *hol,* an. *holr* adj. „hohl", ags. ahd. mhd. *hol* stn. „höhle", germ. **hulaz,* vgl. got. *hulundi* f., zur wurzel **hĕl,* vorgerm. **kĕl* „hehlen", ahd. ags. *hëlan,* mhd. *hacle* „verheimlichung", lat. *cêlare, occŭlere,* aid. *celim*

oder wie ahd. *kolo* swm., *kol*, ags. *col*, an. *kol* stn., germ. **kula* „kohle“, oder endlich wie ahd. *wola* neben *wĕla*, as. ags. *wel*, got. *waila*. Germ. *Pulaz* ist als *os*-ableitung (Brugmann, Grundriss II/1 s. 109) aus einer wurzel idg. **bul*, **bĕl*, **bŏl* zu betrachten.

In betreff eines germanischen, indogermanischem *b* entsprechenden, *p* im anlaute brauchen wir heute nicht mehr so bedenklich zu sein; denn obschon Uhlenbecks gleichungen in den Beiträgen z. g. d. d. spr. u. litt. XVIII, 236 fgg. nicht überall das richtige getroffen haben — so wird z. b. hd. *pfad*, ndl. *pad*, ags. *pæþ* jezt besser mit urcelt. *bā*, **bē* „gehen“ (Stokes-Bezzenberger, Urcelt. sprachschatz 159—60) zusammengestelt —, so handelt es sich doch nur um einzelheiten der auffassung, während der nachweis von anlautendem *p* in echt germanischen wörtern als durchaus gelungen zu betrachten ist.

Wie man germ. **pulaz* zu erklären habe, ist bei der entlegenheit des wortes und dem mangel einer entsprechung bei anderen idg. völkern immerhin problematisch. Doch wäre ich geneigt, wie jezt auch Kögel vorschlägt, die gleichung urcelt. *bolos* „stark“, ir. *ad-bol* „gewaltig“, *aid-bligod* „intentio“, sskr. *bala* „kräftig, stark“, lat. *dēbilis*, asl. *bolij* „maior“, nsl. *bolje* „melius“, russ. *bolršój* „gross“, griech. *βελ-τίων* und *βέλ-τερος* „treflicher, besser“ compar. zu *ἀγαθός* (Stokes-Bezzenberger und Miklosich, Et. wörterb. s. 17) in anschlag zu bringen. Germ. **pulaz* enthielte die tiefstufe der wurzel **bĕl*, **bŏl*, wie an. *otr*, ahd. *ottir*, litt. *udrà* die von *ŭd*, *wĕd*, *wŏd* und müste als personifikation der kraft und grösse gefasst werden. Ich kann mir nicht versagen, auch noch im vorübergehen auf eine andere möglichkeit aufmerksam zu machen. Es wäre ja gewiss sehr wünschenswert und dem vorurteile, dass *Phol* sonnengott sei, förderlich, wenn es gelänge, den namen aus einer wurzel der begrifsfamilie „leuchten“ abzuleiten.

Ich habe an skr. *jval*, *jvalati* „glühen“, griech. *γλῆνος* „schaustück“, *γλήνη* „augenstern“, *γλαυκός* „licht“, asl. *glavĭnja* „titio“ gedacht, womit gewöhnlich unser *kohle*, ahd. *kolo*, *kol* verbunden wird. Da es germanische doubletten mit *qu* und *p* im inlaute gibt, man vgl. got. *riquis*, ahd. *erph*, griech. *ἔρεβος*, so schien es möglich, dass auch anlautend **pula-* neben *qula* stünde, was unter der zweifachen voraussetzung, dass **qula-* die grundform von ahd. *kol*, ags. *col* sei und dass dieses wort in der tat ursprünglich „glut, brand“ und nicht vielmehr die „erloschene kohle“ bedeute, die erklärung von *Phol*, **Pulaz* als „brand“ vermittelte. Eine stütze dafür könnte darin gefunden werden, dass in den ags. stamtafeln *Brand* der sohn *Bældæg's* der sohn Wóden's ist, dass *Bældæg*, sei er nun mit Schröder als „lichter tag“

aufzufassen oder nicht, jedesfals gleich *Balder* ist und dass auch ags. *brand*, an. *brandr* „titio" bedeutet. Allein die schwierigkeiten einer solchen erklärung sind nicht zu verkennen, und andere beispiele germanischer doubletten mit *p* und *qu* im anlaute fehlen noch.

Ich ziehe daher die ableitung aus idg. **bel*, **bol* „stark" entschieden vor, und zwar um so mehr, als diese auch durch die beziehungen des zweiten namens des gottes *Balder* zur germ. **balþaz* empfohlen wird. So viel ist nun aber sicher, dass *Phol* der eigentliche name des deutschen gottes ist und *Balder* „der herr" = „der schützer, der beschirmer" sein beiname, mit dem er vorzugsweise bezeichnet wurde. Dieser beiname ist in der nordischen mythologie zu einer selbständigen gestalt erwachsen, und die frage „Var Balder äfven en tysk gud"? welche Axel Kock mit ja zu beantworten bereit war, ist in dieser form gar nicht zulässig, sondern müste eher heissen „war *Phol* auch ein nordischer gott"? Und da werden wir mit einigem rechte vorläufig nur sagen dürfen, dass in dem. germ *Phol* die keime gelegen waren, aus denen der nordische *Baldr* seine charakteristischen züge empfangen hat. Dass aber *Phol* sonnengott sei, ist eine behauptung, die ich, wennschon nicht für unmöglich, so doch für gänzlich unerwiesen halte. Viel näher scheint mir die auffassung des gottes nach der socialen seite hin, als die des grossen friedensfürsten, des beherschers des goldenen zeitalters zu sein, und dann tritt er sofort in schlagenden kontrast zu *Wôdan*, dem gotte des kriegs und stürmischer ereignisse. Die geschichte vom ritte der beiden götter zum walde, welche im Merseburger spruche berührt wird, ist sicher in ihren einzelheiten für uns unerreichbar, aber sollen die knappen sätze, die uns geblieben sind, einen algemeinen inhalt haben, so kann es gewiss nur der sein, dass der kriegsgott dem unfalle des friedensgottes allein remedur schaffen kann, dass der krieg die schäden des friedens zu heilen weiss. Dagegen kann die gemutmasste bedeutung von *Phol* als kraft und grösse, macht und herlichkeit überhaupt nicht geltend gemacht werden, aber auch nicht die gesicherte seiner begleiterin *Sinthgunt*. F. Detter wird demnächst in einer arbeit über den Baldrmythus den nachweis erbringen, dass der nord. *Baldr* mit *Freyr* identisch sei; und dann ist der deutsche *Phol* um so sicherer ein pendant zu den nordischen fassungen des friedensgottes, die durch die gestalt des *Niǫrdr* bis auf die germ. *Nerthus* zurückverfolgt werden können.

WIEN, AUGUST 1894. THEODOR VON GRIENBERGER.

ZUM EREC.

Christians und Hartmanns gedichte von Erec hat Bartsch[1] verhen, die nordische Erexsaga und ihre quelle hat Kölbing.[2] behan-, Christian und das entsprechende mabinogi hat Othmer[3] einer ersuchung unterzogen. Die folgenden ausführungen sind das ergeb- einer erneuten vergleichung der vier versionen, die in betracht kom-ı, der keltischen[4], französischen[5], deutschen[6] und nordischen[7]. Jede ne abweichung zu verzeichnen, ist überflüssig; denn der dichter . erzähler kann frei mit seinem stoff verfahren und manche ände-g selbständig vornehmen. Ja zuweilen liegen kleine abänderungen nahe, dass zwei verfasser sie unabhängig von einander machen kön-. Nur ein beispiel dafür. In der scene, in der Erec von Enite seine ritterehre erinnert wird, heisst es bei Christian v. 2479: cil mi, et celle vella. Dafür bieten mit leicht begreiflicher abweichung 'tmann v. 3026 *si wânde daz er sliefe* und ebenso die saga s. 18 *ok hyggr, at hann sofi.* Es sind vielmehr nur solche verschieden-en aufzuführen, die einen beweis oder eine wahrscheinliche vermu-g für die, soweit sich zurückverfolgen lässt, ursprüngliche tradition erzählung, für die quellenfrage und das abhängigkeitsverhältnis eben.

Mehrere der von Othmer beobachteten tatsachen gewinnen eine ere bedeutung, wenn man, was er ganz unterlassen hat, auch Hart-in zur betrachtung heranzieht.

1) Verschiedene anordnung in der erzählung. Vgl. Othmer s. 5. Erec sich von der königin verabschiedet hat, um den von einer ne und einem zwerg begleiteten ritter zu verfolgen, erzählt das

1) Bartsch, Über Christians von Troies und Hartmanns von Aue Erec und le. Germania VII (1862) s. 141—185.

2) Kölbing, Die nordische Erexsaga und ihre quelle. Germania XVI (1871) 31—414.

3) Othmer, Das verhältnis von Christians von Troyes „Erec et Enide" zu mabinogion des Roten buches von Hergest „Geraint ab Erbin". Bonner dissern 1889.

4) Angeführt nach der französischen übersetzung von Loth, Les mabinogion. s 1889. 2 bde (= Cours de littérature celtique par H. d'Arbois de Jubainville ar J. Loth, tome 3 et 4.)

5) Nach der ausgabe von W. Foerster. Halle 1890.

6) Nach der zweiten ausgabe von Haupt. Leipzig 1871.

7) Herausgegeben von G. Cederschiöld. Kopenhagen 18[illegible]

mabinogi s. 119 und ebenso Hartmann zunächst von der wanderung Erecs und erst später von der königin und dem weiteren verlauf der jagd (mab. s. 128: „L'aventure de Geraint s'arrête ici. Voici maintenant comment Arthur chassa le cerf"). Christian und die saga bieten die umgekehrte reihenfolge.

Das zweite mal, wo eine verschiedene anordnung uns entgegentritt, stimt freilich Hartmann mit Christian und der saga überein, und das mabinogi steht für sich, mab. s. 126. Als Erec dem besiegten ritter aufgetragen hat, die königin von dem ausgang des kampfes in kentnis zu setzen, fährt das mabinogi wider mit der erzählung von Erecs erlebnissen fort, während Christian, Hartmann und die saga erst berichten, wie der besiegte ritter am hof des königs Artus anlangt. Hartmann hat hier ja auch noch von dem verlauf der hirschjagd zu erzählen. So ist von den dichtern die unmittelbare aufeinanderfolge der ankunft des besiegten ritters und der ankunft Erecs und Enitens am hof des königs Artus vermieden.

2) „In der schilderung des kampfes zwischen Geraint und dem ritter vom Sperber lässt das mab. den vater Enidens und den zwerg mit tätig sein, indem sie den kämpfenden speere reichen und sie anspornen." (Othmer s. 16.) Die stelle lautet im mabinogi s. 124: Le vieillard fournissait Gereint de lances à mesure qu'il les brisait, et le nain, le chevalier de l'épervier. Le vieillard s'approcha de Gereint. „Tiens", dit-il, „prends cette lance que j'avais en main le jour où je fus sacré chevalier, dont la hampe ne s'est jamais encore rompue et dont le fer est excellent, puisque aucune lance ne te réussit." Gereint la prit en le remerciant. Aussitôt le nain apporta une lance à son maître: „En voici une", dit-il, „qui n'est pas plus mauvaise. Souviens-toi que tu n'as laissé debout aussi longtemps aucun chevalier." Bei Christian und in der saga kämpfen die ritter nach verbrauch der ersten lanze nur noch mit dem schwert. Wenn Erec jene lanze auch von dem alten geliehen erhalten hat, so wird ihr alter überhaupt nicht von dem französischen dichter hervorgehoben und ihre treflichkeit nicht weiter als mit den worten v. 613 armes buenes et beles ai, denen in der saga s. 8: *ek vil fá þèr til þessa einvígis .. góð vápn* entspricht. Wol aber stimt mit dem mabinogi Hartmann überein. Auch bei ihm gibt es mehrere „*juste*". Auch er sagt v. 790 fgg.:

doch het er daz alte sper
sînes swehers gehalten her
unz an die jungesten vart.

dar umbe het erz dar gespart:
grôz und gedigen was der schaft.

er betont also das alter und die treflichkeit der lanze. Da in
n zuge das mabinogi und Hartmann übereinstimmen und dadurch
lter derselben erweisen, ist es bedenklich, das eingreifen des zwer-
m mabinogi „als zusatz“ mit Othmer abzuweisen, mag es ihm
„ganz unpassend“ scheinen.

3) Nachdem Enite am hof des königs Artus den schönheitspreis
ten hat, fügt das mabinogi s. 135 hinzu: Gereint se prit de goût
les tournois, les rudes rencontres, et il en sortait toujours vain-
·. Une année, deux années, trois années il s'y livra, à tel point
a gloire vola par tout le royaume. Dazu bemerkt Othmer s. 18:
ganz sinloses, widersprechendes einschiebsel! Die eigenschaften,
e Geraint hier für die folgezeit beigelegt werden, hat er durch
re taten längst bewiesen, und gerade in der folgezeit büsst er sie
lurch das verliegen mit Enide.“ Nun hat aber den kern der
rkung im mabinogi, dass Erec frühere taten noch nicht volbracht
sondern auf seinem ersten auszug den ritter mit dem sperber be-
und Enite gewint, freilich nicht Christian oder die saga, die im
teil ihn als den tapfersten ritter gleich zu anfang rühmen, aber
nann v. 1260 fgg.:

von disen mæren wurden dô
vil herzelîchen frô
Artûs und diu künegîn
und lobtens unsern trehtîn,
daz im alsô jungen
sô schône was gelungen,
und daz im sîn êrstiu ritterschaft
mit lobelîcher heiles kraft
iedoch alsô gar ergie:
wan er begundes vor nie.

v. 2252 fg.:

wander vor der stunde
turnierens nie begunde.

r bei Christian nicht vorhandene zug ist wich [illegible] durch die
ele im Parzival: der junge held des gedicht[illegible] rt als erste
ntat den siegreichen kampf mit einem ritter n[illegible] her aus, der
lirekt oder indirekt einer beleidigung des kö[illegible] der königin
dig gemacht hat.

4) Als Erec Enite die rosse zur führung übergeben hat, fügt das mabinogi s. 148 hinzu: Il eût été dur pour Gereint de voir une jeune femme comme elle obligée, à cause des chevaux, à une marche aussi pénible, si la colère le lui eût permis. Lady Guest hat hier übersezt: and it grieved him as much as his wrath would permit. Dazu bemerkt Othmer s. 20: „Dieser zug passt gar nicht zu der art und weise, wie Geraint Enide behandelt, und wäre besser weggelassen." Warum denn? In seinen zorn und die rücksichtslose durchführung harter prüfungen konte sich recht wol mitleid mischen. Auch das mittelalter kante die widerstreitenden gefühle, die in der brust des menschen wohnen können[1]. Übrigens sagt die stelle im mabinogi nach Loth nichts weiter, als dass *ez wider frouwen site und wider ir rehte wære* (H. 3445), und dass auch Erec dies empfunden hätte, wäre er nicht im zorn befangen gewesen.

5) „Der bursche, welcher Geraint und Enide zu essen und zu trinken gegeben, kehrt, nachdem er für die beiden quartier in der stadt besorgt hat, noch bei seinem herrn, dem grafen, vor, ehe er zu ihnen zurückkehrt." Das mabinogi erzählt hier: „Va", dit le comte, „s'il le désirait, il trouverait ici bon accueil." Le valet retourna auprès de Gereint et l'informa qu'il aurait bon accueil de la part du comte dans sa cour même. Gereint ne voulut que son logement. Othmer s. 21 bemerkt hierzu: „In diesem eigentum M's, Geraint, ehe er die gemietete wohnung bezieht, durch den burschen eine einladung des grafen zukommen zu lassen, begegnen wir der ersten M. eigenen idee, welche gut in die erzählung passt. Die ausführung lässt aber viel zu wünschen übrig." Ich lege zwar weniger gewicht auf diese idee des mabinogi, will aber doch der volständigkeit halber bemerken, dass auch Hartmann — der knappe hat schon vorher bei ihm Erec und Enite aufgefordert, im schloss seines herrn einzukehren, was bei Christian auch fehlt — von einer einladung des grafen an Erec erzählt, ehe dieser seine mietwohnung bezieht. Der graf lädt ihn selbst ein H. 3626—3636.

1) Wo es irgend geht, sezt Hartmann das ja auseinander. Die sichtliche vorliebe für diese psychologische erörterung ist neben seiner neigung, aus dem einzelnen fall eine algemeine lehre zu ziehen, eine der hauptsächlichsten verschiedenheiten von Christian und natürlich aus der persönlichkeit des dichters zu erklären, wie er auch selbst bestätigt durch die bemerkung im Iwein 3098:

Ich siufte, sô ich frô bin,
mînen künftegen ungewin.

6) Der eben erwähnte knappe ist bei Chr. v. 3126 von zwei knappen begleitet, im mabinogi s. 149 allein, in der saga komt er überhaupt nicht vor, Hartmann stimt mit dem mabinogi überein.

7) Als Erec das wirtshaus verlässt, gibt ihm der wirt das geleite. Mabinogi s. 154: L'hôtelier le conduisit aussi loin qu'il le voulut ..... L'hôtelier retourna chez lui.

Als dann der graf komt, um Enite zu entführen, gibt das mabinogi folgendes gespräch zwischen ihm und dem wirt, s. 154: „Où est le chevalier?“ s'écria-t-il. — „Par ta main, seigneur“, dit l'hôtelier, „il est déjà à une certaine distance d'ici; il est parti depuis pas mal de temps.“ — „Pourquoi, vilain, l'as-tu laissé aller sans m'avertir?“ — „Seigneur, tu ne me l'avais pas commandé; si tu l'avais fait, je ne l'aurais pas laissé aller.“ — „De quel côté crois-tu qu'il soit allé?“ — „Je ne sais; seulement, c'est la grand' rue qu'il a prise.“ „Diese beiden stellen enthalten M. eigentümliche ideen und gereichen der erzählung zur zierde.“ (Othmer s. 22.) Die zweite stelle, das gespräch zwischen dem grafen und dem wirt, findet sich aber auch, während Christian und die saga nichts davon wissen, bei Hartmann v. 4058 fgg.:

der grâve es niht enweste.
„wâ slâfent dîne geste?“
„herre, sî sint geriten.“
mit zornigen siten
sprach der grâve „si ensint.“
„lüge ich, herre, ich wære ein kint.“
„er ist entriuwen dîn spot.“
„nein ez, sô helfe mir got.“
„ez ist. nû wîse mich dar.“
„nû heizt ez selbe ersuochen gar.“
„entriuwen, daz ich daz sol.“
„nû gan ouch ich es iu wol.“
„wie lange sol ich dich frâgen?“
„nu seht selbe, wâ si lâgen.
war umbe solt ichs iu versagen?“
er sprach, und wolt in hân erslagen:
„dû wæn ein abeleitære bist.“
„sî sint geriten, wizze Krist.“
„daz ist von dînen schulden.“
„nein ez, bî iuwern hulden.“
„sô hæten sî des tages erbiten.“

„sage, sint sî iht verre?“
„nein sî entriuwen, herre:
si riten an dirre stunt.“
„wâ sint sî hin?“ „deist mir unkunt.“

Diese übereinstimmung ist von solcher bedeutung, dass sie allein schon erweisen würde, dass das mabinogi nicht aus Christian stamt, und dass dieser nicht Hartmanns einzige quelle sein kann.

8) Bei Christian v. 3555—3646 und in der saga kämpft Erec zuerst mit dem von Christian nicht bei namen, in der saga Bolvin genanten seneschall, besiegt dann den grafen und reitet weiter in den wald. Als des grafen etwas zurückgebliebene mannen herankommen, gebietet ihnen dieser, dessen gewissen jezt erwacht ist, von der verfolgung abzulassen.

Im mabinogi s. 155 überwindet Erec einen ritter nach dem andern (bei Christian und in der saga sind es 100 ritter, im mabinogi 80, bei Hartmann 20 mit dem grafen) und zulezt den grafen.

Zu dieser verschiedenen darstellung bemerkt Othmer s. 37: „Welch fein ersonnener ausgang bei Christian und welch rohe plumpe lösung im mabinogi!“ Gewiss, aber das plumpere ist hier das ältere. Das zeigt Hartmann, der näher mit dem mabinogi stimt, 4220 fgg.: Von den 19 rittern des grafen werden 6 von Erec erschlagen, die andern ergreifen darauf die flucht.

Das sind die von Othmer angeführten stellen, an denen seine ansicht, dass das mabinogi ausschliesslich aus Christian und eigener phantasie schöpft — aus späteren Artusromanen soll es allerdings nach s. 22 auch entlehnt haben — durch den vergleich mit Hartmann hinfällig wird. Weitere von Bartsch und Kölbing behandelte stellen hat W. Foerster in der einleitung zum Erec besprochen und mit dem mabinogi verglichen; und dass diese zu unbedeutend sind oder nichts beweisen, muss allerdings zugegeben werden. Dagegen lassen sich noch einige neue punkte hinzufügen.

a) Bei Chr. 155 fgg. befiehlt die königin Ganievre ihrer begleiterin, dem ritter zu sagen, er solle mit seiner dame zu ihr kommen.

„Dameisele“, fet la reïne,
Cel chevalier qui la chemine
Alez dire qu'il vaingne a moi
Et amaint sa pucele o soi.

Ebenso in der saga, wenn auch die dame nicht erwähnt wird und noch hinzugefügt wird: *ek vil vita, hverr hann er.* Im mabinogi und bei Hartmann dagegen befiehlt sie zu fragen, wer der ritter sei (und

das mädchen H.). Mab. s. 117: „*Va, pucelle*“, *dit Gwenhwyvar, et demande au nain quel est ce chevalier.*

H. v. 25 fgg.: *sî sprach „rît unde ervar*
wer der ritter müge sîn,
und sîn geverte, daz magedîn.“

b) Bei Chr. reitet die jungfrau dem auftrag gemäss auf den ritter zu, aber *li nains a l'ancontre li vient*, wesentlich ebenso heisst es in der saga s. 3: *Mærin fór nú ok kemr þar, er dvergrinn er.*

Im mabinogi und bei Hartmann reitet sie, wie in diesen beiden versionen die königin geboten hatte, auf den zwerg zu. Mab. s. 117: *La pucelle se dirigea vers le nain.*

H. v. 28 fgg.: *diu juncfrou huop sich an die vart,*
als ir geboten wart
dâ sî daz twerc rîten sach.

c) Bei Christian ruft der zwerg ihr zu v. 172—174:

„*Ça n'avez vos*“, *fet il,* „*que feire!*
Alez arriere! n'est pas droiz
Qu'a si buen chevalier parloiz.“

Diese motivierung fehlt in der saga, aber sonst ganz entsprechend: *Snú aptr! eigi kemztu lengra fram.*

Im mabinogi und bei Hartmann verweigert der zwerg die antwort.

„*Quel est ce chevalier?*“ *lui demanda-t-elle.*
„*Je ne le dirai pas*“, *répondit-il.*

Ebenso, nur ausführlicher H 31 fgg.:

mit zühten sî zuo im sprach
„*got grüeze iuch, geselle,*
und vernemet, waz ich welle.
mîn frouwe hât mich her gesant
(diu ist künegin über daz lant):
durch ir zuht gebôt sî mir,
daz ich iuch gruozte von ir,
und weste gerne mære,
wer der ritter wære
und disiu maget wol getân.
mugt ir mich daz wizzen lân?
âne schaden ir daz tuot:
mîn frouwe frâget wan durch guot.“
daz getwerc enwolt ir niht sagen
unde hiez sî stille dagen,

unde dax sî in vermite:
sî enweste, war nâch sî rite.

d) Im mabinogi und bei Hartmann will sie darauf weiter reiten, um den ritter selbst zu fragen. „*Puisque tu es trop mal appris pour me le dire, je vais le lui demander à lui-même.*“

H. 48 fgg. *diu magt enlie niht umbe dax,*
sî enwolde rîten fürbax,
den ritter frâgen mære
selben, wer er wære.

e) Bei Christian will der zwerg sie ins gesicht schlagen und trift die zur abwehr vorgehaltene hand, in der saga *slær til hennar með svipunni á hǫndina,* im mabinogi *à travers le visage et les yeux,* bei Hartmann *über houpt und über hende.*

f) Bei Christian und in der saga fordert dann die königin Erec auf.

Chr. 195 fgg. „*Ha, Erec! biaus amis*“, *fet ele,*
„*Mout me poise de ma pucele,*
Que si m'a bleciee cil nains.
Mout est li chevaliers vilains,
Quant il sofri que teus feiture
Feri si bele criature.
Biaus amis Erec, alex i
Au chevalier et dites li
Qu'il vaingne a moi, et nel lest mie.
Conoistre vuel lui et s'amie.“

Ebenso in der saga: *Hón mælti:* „*Víst er þetta eigi kurteiss riddari, er hann vill þola sínum dverg óhefnt þetta níðingsverk at gøra einni mey slíka skǫmm. Ok þú, hinn góði riddari Erex! ríð fram ok vit, hverr hann er!*“ Dagegen im mabinogi und bei Hartmann erbietet Erec sich selbst, hinzureiten und zu fragen. Mab. s. 117: „*C'est bi[illegible]n vilain*“, *dit Gereint,* „*ce que t'a fait le nain. Je vais moi-mê[illegible] savoir quel est ce chevalier.*“ — „*Va*“, *dit Gwenhwyvar.*

g) H. 70 fgg. *er sprach* „*ich wil rîten dar,*
dax ich iu diu mære ervar.“
diu frouwe sprach „*nu rît enwec.*“

Im folgenden fragt Erec im mab. und bei Hartmann wider zunäc[illegible] den zwerg und will erst dann, als dieser die antwort verweigert, a[illegible] den ritter zureiten, während er bei Christian *vers le chevalier poi[illegible] tot droit;* dabei tritt ihm dann der zwerg wider hindernd in den we[illegible] Die saga drückt sich wider ähnlich aus, wie vorher: *Hann hleypir* [illegible] *at fram þar, er dvergrinn er.*

h) Als der für tot gehaltene Erec durch das wehgeschrei der Enite aus seiner ohnmacht erweckt wird und den grafen erschlägt, heisst es bei Christian v. 4867 fgg.:

Li chevalier saillent des tables,
Tuit cuident que ce soit deables,
Qui lęanz soit antr'aus venuz usw.

Das mabinogi und Hartmann motivieren noch ausdrücklich ihre ausserordentliche furcht. Mab. s. 167: *Ce n'est pas tant la crainte de l'homme vivant qui les saisissait que le spectacle du mort se levant pour les frapper.* Ebenso Hartmann 6664 fgg.:

fliehens gieng in michel nôt:
wan sî vorhten den tôt.
ir fluht was âne schande.
swerz in ze laster wande,
der überspræche sich dar an.
nû sprechet, swâ ein tôter man,
mit bluotigen wunden,
gerêwet, in gewunden,
houbet unde hende
füeze an eime gebende,
mit einem swerte alsô bar
ûf ein ungewarnte schar
in aller gæhe liefe
und wâfen über sî riefe,
er flühe, swem et wære
der lîp ze ihte mære:
und wære ich gewesen bî,
ich hete geflohn, swie küene ich sî.

So lehrt der vergleich zwischen den versionen der Erecsage, dass zwar die saga, nicht aber das mabinogi aus Christian stamt, und dass Hartmann neben diesem dichter noch eine zweite französische Erecdichtung benuzt hat. Die sachlage ist also beim Erec nicht anders als beim Parzival, wo, wie ich in den Parzivalstudien II (Germania 37, 121—145) nachzuweisen gesucht habe, Wolfram ausser Christian eine französische quelle benuzte, welche manche züge kante, die sich auch in dem mabinogi von Peredur erhalten haben. Das ergebnis der vorliegenden untersuchung wird auch noch durch andere gründe bestätigt, die ich im folgenden zusammenstelle.

1) Im mabinogi verrät sich noch die vereinigung einzelner erzählungen zu einem ganzen an folgenden stellen:

S. 111. *Voici comment on traite de l'histoire de Geraint, fils d'Erbin.*

S. 126. *leur histoire s'arrête là.*

S. 128. *L'aventure de Geraint s'arrête ici. Voici maintenant comment Arthur chassa le cerf.*

S. 132. *Leur histoire à eux deux s'arrête ici.*

S. 135. *Arthur tenait cour une fois à Kaerllion.*

2) Hartmann weist im Erec, seinem jugendwerke, mehr und grössere verschiedenheiten von Christians gedicht auf als im späteren Iwein. Um dies zu erklären, muss Foerster in der einleitung zum Erec s. XVIII schon zu folgender erklärung seine zuflucht nehmen: „So bleibt denn einzig übrig anzunehmen, dass dem deutschen bearbeiter beim Iwein von irgend einer entscheidenden seite der wunsch, er möge seine vorlage genauer widergeben, ausgedrückt worden sei und er habe gründe gehabt, sich demselben zu fügen."

3) Nicht belanglos wäre wahrscheinlich, wenn man hier überhaupt alles entwirren kann, ein genauer vergleich der namenlisten bei Christian 1691 fgg. 1934 fgg. und bei Hartmann 1629 fgg. 1907 fgg., wobei dann auch noch mindestens Heinrichs Krone 2348 fgg. heranzuziehen wäre. Ich beschränke mich auf die bemerkung, dass nur Hartmann, nicht Christian aufführt v. 1650 Gârel, 1651 Titurel, 1658 Ithêr von Gahevîez (Iher Gaheries die hschr.) und v. 1691 Ganatulander, also lauter namen, die in den Artusgeschichten eine rolle spielen. Ganatulander ist natürlich Wolframs Schianatulander Parz. 138, 21. 435, 1[illegible]. 440, 18. 804, 28 und im Titurel. Wie ist der name und seine verschiedene form zu erklären? Bartsch[1] fasst ihn auf als li joenet [illegible] l'alant „der jüngling mit dem hunde", weil der bracke für sein schicksal entscheidend geworden ist. So ansprechend die deutung der zweiten namenshälfte ist, so wenig befriedigt die vermutung, im ersten teil des namens stecke eine solche algemeine bezeichnung „der jüngling". Vielmehr erwartet man gerade hier einen eigennamen, der zur unterscheidung und wegen des schicksals seines trägers den stehenden zusatz à l'alant erhielt. Wie hat nun dieser eigenname gelautet? Ist [illegible] bei Hartmann oder bei Wolfram seine ursprüngliche form überliefert? Wenn man bedenkt, dass, wie wir aus Wolfram wissen, der jüngling ûz *G*raswaldâne stamt, ein onkel des *G*urnemanz von *G*râharz, ein sohn des *G*urz*g*rî, ein bruder des *G*andiluz und, wenn man auch die[illegible]

1) Bartsch, Die eigennamen in Wolframs Parzival und Titurel. Germanistische studien II (1875) s. 142.

noch hinzufügen darf, der geliebte der Si*g*une ist und bei der verfolgung des Bracken *G*ardevîaz seinen tod findet, so wird man nicht zweifeln dürfen, dass die bei Hartmann überlieferte form *G*anatulander die echte und ursprüngliche ist. So kämen wir also auf den eigennamen Ganat (ù l'alant), der, wie er in der allitteration zu den angeführten namen passt, so im reime wider stimt zu dem namen des bruders von Ganatulanders mutter, *Ehcunat* Wolfr. Parz. 178, 19. 413, 15 (: *pfat*) 503, 16 (: *maht*) Tit. 42, 1. Vgl. auch *Vergulaht*.

Gurnemanz hat ausser Gurzgrî noch zwei söhne. Der eine heisst cons Lascoyt, (Wolfr. Parz. 178, 11. 445, 25; sicher lässt sich die form nach den handschriften nicht angeben, vgl. Schaut 345, 14) von Bartsch[1] als Gaut gefasst; der andere heisst Schentaflûrs (Wolfr. Parz. 177, 28), ein name, der im Erec v. 7787 — übrigens nicht für dieselbe persönlichkeit gebraucht, sondern für eine der beiden schwestern des königs Guivreiz, die Christian nicht bei namen nent — wider Genteflûr, in der handschrift Guentaflur geschrieben ist, so dass auch diese beiden namen *G*aut und *G*uentaflur ursprünglich den gleichen anlaut haben und mit den übrigen angeführten namen durch allitteration gebunden sind. Wie komt es nun, dass Wolfram statt *Gu*entaflur: *Sch*enteflûrs (sce D. tsch G.) und statt *G*anatulander : *Schi*anatulander (Sci D. Tschi G.) hat und auch sonst in einigen namen diese schreibweise bietet, in anderen dagegen nicht? Darf man zur erklärung dafür die von ihm benuzte provenzalische[2] überlieferung heranziehen? Fehlen etwa die mit dem linguopalatalen anlaut geschriebenen namen sämtlich bei Christian?

4) Beachtenswert ist auch, dass Hartmann v. 1152 die form Wâlwân hat, während er Christians Gauvains nachher immer durch Gâwein widergibt.

5) Endlich sei noch auf eine übereinstimmung zwischen Wolfram und dem mabinogi von Erec hingewiesen. Bekantlich fasst Wolfram

1) Bartsch a. a. o. s. 141.

2) Dass Wolfram Parz. 352, 27 fgg.:

sîne knappen nâmn dô goume,
daz ein linde und ölboume
unden bî der mûre stuont

die eiche Christians durch eine linde ersezt, wie er auch in der Sigunenepisode 249, 14 vgl. Chr. 4600 fgg. tut, ist natürlich; dass er aber an dieser stelle darauf verfält, auch den ölbaum zu erwähnen, dafür ist der grund wol schwerlich in dem passenden reime zu suchen, sondern das scheint denn doch auch auf eine südfranzösische quelle hinzudeuten.

die fee Morgain als namen eines landes, während er umgekehrt die fee Terre de la joie nent:

Parz. 56, 18. 19 *den fuort ein feie in Feimurgân :* (*Morgan* D.)
diu hiez Terdelaschoye.

Parz. 585, 14. 15 *den ze Fâmurgâne*
Terdelaschoye fuorte.

Parz. 400, 8 *für den berc ze Fâmorgân.*

Parz. 496, 8 *vor dem berc ze Fâmorgân.*

Der Kelte hingegen nent in einem ganz andern zusammenhange im mabinogi von Erec s. 132. 163 statt der fee Morgain : Morgan Tud und macht daraus einen chef des médecins. Nun belehrt uns aber Zimmer bei Foerster in der einleitung zum Erec s. XXIX: „Morgan Tud" ist ins franz. übersezt „Morgan le pays". Wenn Martin[1] fragt: „Oder ist etwa anzunehmen, dass Wolfram oder seine quelle von der landschaft Glamorgan in Süd-Wales gehört hatten und dadurch zu der obigen namensverwechselung verführt wurden?" — so trift diese vermutung das richtige; ja man kann kaum daran zweifeln, dass das land Morgan, wie an der ersten stelle wenigstens die eine handschriftenklasse noch richtig überliefert, in der quelle Wolframs erwähnt war und auf alte tradition zurückgeht.

1) Martin, Zur gralsage. 1880. Q. u. F. 42. s. 8.

LÜBECK, IM APRIL 1894. PAUL HAGEN.

DER VERFASSER DER DEM KAISER HEINRICH VI. ZUGESCHRIEBENEN LIEDER.

Vor den beiden ersten liedern der aus Paris 1886 wider nach Heidelberg zurückgekehrten liederhandschrift C steht als verfassername „kaiser Heinrich". In der Weingartner handschrift B finden wir in gleicher weise jenen herscher als verfasser der betreffenden lieder verzeichnet[1]. Welcher der fürsten, die diesen namen tragen, ist gemeint? Kaiser Heinrich V. kann nicht in betracht kommen, denn zu seiner zeit war der minnegesang noch nicht in blüte, und von Heinrich VII., dem Luxemburger, wird nirgend berichtet, dass er die dichtkunst

1) S. Lachmann und Haupt, Minnesangs frühling, s. 226, wo zu entnehmen ist, dass bei jeder strophe der oben genanten lieder der name des kaisers Heinrich als der des dichters in B und C eingetragen wurde.

gepflegt habe; auch weist in sprache und kunstform beider lieder nichts auf die heimat und das zeitalter desselben hin. So nahm man bisher fast algemein an, dass dort kein anderer als kaiser Heinrich VI, der sohn Friedrich Rotbarts, gemeint sei.

Zwar erinnerte man an seinen rücksichtslosen, harten sinn, der dem zarten gefühl eines minnedichters schroff gegenüber zu stehen scheine, beruhigte sich aber damit, dass auch so geartete männer in der jugend oft weichen regungen zugänglich seien. Bestritten worden ist aber, ob ein herscher lieder mit gerade solchen ausdrücken habe dichten können. Während Lachmann (anmerkung zu Walther[3] 196. [5]197) sagte: „Kaiser Heinrich dem sechsten schrieb man liebeslieder zu .....“, erklärte sich Haupt (MSF. 226—228) dagegen und führte demgemäss die gedichte MSF. 4 fg. unter den „namenlosen liedern“ auf, wogegen Jakob Grimm (Germania 2, 477 fg.), Karl Meyer (ebenda 15, 424 fg.), Scherer[1] und Simrock entschieden widerspruch erhoben. Ihre ansicht teilte Wackernagel (Gesch. d. d. litt.[2] I, 308. 320). Einen beweis dafür, dass gerade Heinrich VI. der dichter gewesen, hat nur Simrock zu führen versucht, und zwar nicht mit erfolg. Er hat weiter nichts festgestelt, als dass nach sprache und metrik die in frage stehenden lieder von einem oberdeutschen dichter nach 1185, nicht aber von einem an der niederdeutschen sprachgrenze wohnenden manne um 1300 gedichtet sein können. Demgemäss dürfte ihr verfasser der blütezeit der höfischen lyrik angehören, und zwar, wie einzelne ähnlichkeiten mit des „Kürenbergers *wîse*“ und eine wendung nach art von Dietmar von Eist und Meinloh von Sevelingen vermuten lassen, nicht in der lezten zeit. Simrock legt grossen wert darauf, dass in beiden handschriften neben dem namen des dichters ein bildnis gesezt ist, das den kaiser Heinrich VI. darstelle. Das ist aber doch durchaus kein beweis dafür, dass wirklich ein kaiser und in diesem falle speciell Heinrich VI. der dichter war[2], sondern nur eine erhärtung der tat-

1) Deutsche studien 2, 444 fg. Scherer schreibt nur das daktylische lied Heinrich dem sechsten zu.

2) Aus dem vorhandensein der kaiserlichen bildnisse in der Weingarten-Stuttgarter und der Pariser samlung und der möglichkeit, dass der anfang der herstellung der handschrift B vielleicht schon in den schluss des dreizehnten jahrhunderts gesezt werden kann, folgert Simrock im anhang zu O. Abel, König Philipp der Hohenstaufe, Berl. 1852, s. 288: „Wenn also die zeitgenossen (!), wenn beide handschriften Heinrich VI. diese lieder zuschrieben“ ..... Heinrich VI. starb 1197 !! Martin nimt übrigens mit einigem rechte an, dass der eine ton des Kürenbergers, der mit der Nibelungenstrophe übereinstimt, in algemeinerem gebrauche war. S. Wackernagel, Gesch. d. d. litt.[2] I, 294 anm. 19.

sache, dass die samler dieser meinung waren. Eine bestätigung dafür, dass kaiser Heinrich VI. jene lieder gedichtet, ist in der überlieferung nirgend zu finden. Kein geschichtsschreiber, keine urkunde, kein dichter hat uns berichtet, dass jener Staufer, der eroberer Unteritaliens und Siciliens, gedichte geschaffen habe.

Da bringt uns eine stelle in einer kanzone des troubadours Gaucelin Faidit[1] auf eine neue fährte. Sie lautet:

Al semblan del rei ties
Quant l'ac vencut l'emperaire
E il fez tirar quant l'ac pres,
Sa careta e son arnes
Don el cantav' al maltraire ....

Wer war nun dieser deutsche könig, den der kaiser besiegte und gefangen nahm, den man der rüstung beraubte, und der in so grossem unglück noch sang? Von könig Enzio ist es bekant, dass er in der gefangenschaft die dichtkunst pflegte[2]; aber nicht der kaiser, die Bolognesen hatten ihn in den kerker geschleppt, als sie sein heer an der Fossalta niederwarfen. Was ferner kaiser Heinrich IV. und seinen sohn Heinrich V. anlangt, so fand ihrerseits das umgekehrte verhältnis statt, als das, welches der troubadour andeutet. König Heinrich V. nahm seinen vater gefangen und entriss ihm thron, freiheit und rüstung, als er ihn zum mönche machen wolte. Von Richard Löwenherz, den der tiefgekränkte Leopold von Österreich gefangen nahm und kaiser Heinrich VI. eine zeit lang in burg Trifels hütete, kann nicht die rede sein; denn wol war er nach dieser zeit deutscher lehnsmann, aber nicht deutscher könig. Nur den könig Heinrich, der zuweilen der siebente genant wird (während man gewöhnlich diese

1) Diez, Leben und werke der Troubadours², s. 307. Faidits urheberschaft betrefs dieses gedichtes wird grundlos angezweifelt in der Hist. littér. de la France, XVII, 493. R. Meyers (dissertation Heidelberg 1876) chronologische berechnungen über Faidits geburtsjahr und die darauf gegründeten mitteilungen sind als völlig irrig nachgewiesen von Pietro Merlo im giornale storico della letteratura italiana III s. 384 fgg. 1884. Aus Merlos untersuchung ergibt sich, dass Faidit zwischen 1175 und 1180 geboren ist, Maria (de Turenne) von Ventadorn von c. 1201 an seine gönnerin wurde und nicht Bonifacius I., sondern dessen enkel Bonifaz II (von 1225 ab markgraf) sein woltäter war. Die mehr als 20 jahre betragende zeit, in welcher Faidit ruhmlos von hof zu hof ein trauriges wanderleben führte, legt Merlo mit recht auf die zeit von 1200—1225 fest. Nach alledem war Faidit, den wol die in seiner heimat ausgebrochenen ketzerkriege in die ferne trieben, 55—59 jahre alt, als er die kanzone „Al semblan del rei ties" dichtete.

2) König Enzios des Hohenstaufen italienische lieder findet man in den Poeti del primo secolo (Florenz 1816) 54 und 168.

ahl hinter den namen des Luxemburger sezt), kann der troubadour
n sinne gehabt haben, der in der tat, von seinem vater kaiser Frie-
rich II. um seiner kronräuberischen pläne und seines aufstandes wil-
en der freiheit beraubt, der reihe nach in den italischen burgen San
'elice in Basilikata, Nikastro und Martorano schmachten muste und
abei so streng und kärglich von seinen wächtern gehalten wurde,
ass man ihm sogar die nötigsten kleidungsstücke vorenthielt; erst sei-
es vaters befehl verschafte ihm dieselben[1]. In dem zulezt genanten
elsenneste ist er am 12. februar 1242 gestorben und wurde zu Cosenza
eerdigt. Was war nun sein verbrechen, dass man ihn, den erben der
nächtigsten kronen, in solches elend stiess?

Heinrich war der älteste sohn Friedrichs II., den ihm seine erste
emahlin Constantia, tochter könig Peters III. von Aragonien, witwe
önig Emmerichs von Ungarn, um 1212 geboren hatte. Ehe Fried-
ich, dem rufe der staufischen partei folgend, nach Deutschland zog,
ess er ihn — es war noch in demselben jahre — zum könig von
icilien krönen[2]. Als derselbe etwa vierjährig war, berief ihn der vater,
er inzwischen deutscher könig geworden, nach Deutschland, wo Hein-
ch 1216 zum herzog von Schwaben erhoben wurde und das burgun-
ische rektorat erhielt. 1220 wurde er im april zum römischen könig,
so zum künftigen kaiser und nachfolger Friedrichs auf dem deutschen
ırone, zu Frankfurt erwählt. So hatte Friedrich II. dafür gesorgt, dass
otz des scheiterns der pläne Heinrichs VI., welcher Deutschland in
ne erbmonarchie verwandeln wollte, seinem stamme und vorerst sei-
em sohne die nachfolge in allen seinen reichen zugesichert ward. Als
· nach Italien zurückgieng (1220), sezte er eine regierung ein, welche
ı namen des unmündigen königs Heinrich das recht der gesetzgebung,
er verleihung der regalien an prälaten und der exekution hatte, aber
. allen amtshandlungen an die zustimmung des kaisers gebunden war.
lso nicht zum mitregenten, nicht einmal zum stelvertreter wurde
Heinrich erklärt. Seine vormünder und ratgeber waren namentlich der
chenk Konrad von Winterstetten, der truchsess Eberhard von Wald-
urg, bischof Otto von Würzburg, Werner von Bolanden und nach

1) Die darauf bezügliche kabinetsordre lautete: „Intelleximus quod Henricus
lius noster, qui aput S. Felicem commoratur (!), prout ei expedit, vestitus non est.
'ropter quod fidelitati tue precipiendo mandamus, quatenus .... ei filio nostro decen-
a facias vestimenta.“ Vgl. Forsch. zur deutschen geschichte I s. 42 in Ed. Winkel-
nanns abhandlung „Die wahl könig Heinrichs (VII.), seine regierungsrechte und sein
turz.“

2) Forschungen zur deutschen geschichte I s. 14.

dessen tode der tüchtige erzbischof Engelbert von Köln, später nach dessen ermordung herzog Ludwig I. von Bayern[1]. Am 8. mai 1222 wurde Heinrich zu Aachen gekrönt[2], noch ein puer decennis, wie das chronicon Turonense sagt[3]. Drei jahre darauf vermählte er sich, nachdem sein kaiserlicher vater die erste verlobung mit Agnes, tochter des Böhmenkönigs Ottokar, aufgehoben hatte, mit Margarethe, tochter Leopolds VII. von Österreich. Vielleicht war diese ihm aufgezwungene ehe die ursache, dass er ein lockeres leben führte. Sein liebster umgang waren jäger, falkner und lustigmacher, was wol bei seinem jugendlichen alter erklärlich, aber von den zeitgenössischen geschichtsschreibern getadelt war. Trotzdem er bei der kinderlosigkeit des bruders seiner gemahlin anwartschaft auf Österreich hatte, trug er sich eine zeit lang mit dem gedanken, sich von Margarethe scheiden zu lsssen und seine frühere braut Agnes heimzuführen, was aber der kaiser hintertrieb. Darauf gieng, sicherlich aus herzeleid, die böhmische königstochter ins kloster[4].

Mit den jahren, an welchen Heinrich zunahm, trat nun almählich sein bestreben hervor, sich mehr macht und geltung zu verschaffen, als sein vater ihm zuerkante. Vielleicht befürchtete er, da sein vater nur 17 jahre älter war als er, zu spät zur regierung zu kommen, und hegte deshalb im stillen den plan, sich schon bei lebzeiten des vaters zum wirklichen könige oder gar selbst zum kaiser zu machen. Anmassend und hochfahrend trat er auf und nur sehr zögernd und gezwungen erwies er Friedrich den gehorsam, das meiste suchte er selbständig und gewaltsam zu ordnen, und manche trauten ihm zu, dass er der anstifter zur ermordung herzog Ludwigs von Bayern, der, von dem dolch eines unbekanten getroffen, im september 1231 auf der brücke zu Kehlheim starb, gewesen sei; war doch gerade der Bayernherzog der treueste anhänger des kaisers, mithin Heinrichs ehrgeizigen hofnungen ein gefährlicher gegner!

Nachdem er längere zeit dem befehle des vaters, nach Friaul zu kommen, wo Friedrich II. die deutschen verhältnisse zu ordnen gedachte, getrozt hatte, begab er sich schliesslich, als er sah, dass fast alle fürsten dem kaiserlichen gebot treuen sinnes folge leisteten, und die aufforderung dringend zum dritten male widerholt war, ebendahin[5]. Hier,

1) Stälin, Wirtemb. gesch. II s. 167 fg.
2) Ebenda s. 170 anm. 4.
3) Recueil des historiens 18, 303.
4) Assumpsit habitum pauperum dominarum. Mon. Germ. Script. IX, 171.
5) Forschungen I s. 27.

s war im jahre 1232, muste er eidlich geloben, die kaiserlichen befehle
nd gutachten gewissenhaft zu befolgen[1]. Wenn er dies versprechen
icht halte, so wären die fürsten, muste Heinrich im voraus auf alle
ille zugeben, berechtigt, ihm den gehorsam zu verweigern, und er der
xkommunikation verfallen.

Allein Heinrich liess nur zu bald erkennen, wie wenig er geson-
en sei, seinem gelöbnis gemäss zu handeln. Immer mehr trat es zu
ıge, dass er sich volle königliche gewalt erringen und seinen vater
on Deutschland ausschliessen wolte. Jezt schloss Friedrich mit dem
apst Gregor IX., der damals der kaiserlichen hilfe bedurfte, einen
ertrag zu Rieti (1234), nach welchem Gregor den erzbischof von Trier
eauftragen muste, eine untersuchung anzustellen, ob Heinrich sein
ersprechen nicht halte; in diesem falle solle er ihn den abmachungen
ı Friaul gemäss exkommunicieren[2]. Nun schliesst Heinrich mit den
ombardischen städten, mit denen Friedrich zerfallen war, ein gehei-
ıes bündnis ab, wonach jene ihm als ihrem könige huldigen und
ersprechen, niemand wider ihn beistand zu leisten. Aber in Deutsch-
.nd treten nur wenige fürsten, dagegen viele städte und glieder des
:hwäbischen und fränkischen adels auf des ehrgeizigen kaisersohnes
›ite. Als nun Friedrich in person nach Deutschland kam (1235),
agte niemand das schwert gegen ihn zu ziehen, und Heinrich muste
cb auf gnade und ungnade unterwerfen. Er wurde aller kronen und
›chte für verlustig erklärt und als gefangener nach Süditalien gebracht,
o er, wie bereits oben angegeben, 1242 starb.

Ich spreche nun die vermutung aus, dass dieser Heinrich,
›hn kaiser Friedrichs II., und kein anderer der verfasser unse-
er beiden, bisher dem kaiser Heinrich VI. zugeschriebenen minne-
eder ist.

Beziehen sich, und das ist nicht zu bezweifeln, jene worte des
:oubadours auf ihn, so sind sie ein zeugnis, dass Heinrich überhaupt
esang und damit nach damaliger fürstensitte auch die dichtkunst übte;
n den burgen Apuliens mag er die wandelbarkeit des schicksals beklagt
ınd sein trauervolles herz zu ruhigerem schlag gesungen haben. So
›at ja auch Gelimer, der heerkönig der Vandalen, um eine harfe, um
len untergang seines volkes zu singen; um wieviel trostloser ist doch
lieses Hohenstaufen geschick als das jenes Germanen in Afrika! Weib
ınd kinder, alle musten um seinetwillen im kerker schmachten; nicht

1) Huillard-Bréholles, Hist. diplom. Friderici secundi (Paris 1852—61) IV. bd.
24. 944.

2) Forschungen I s. 32.

der feind, der eigene vater hatte ihn gestürzt; jung an jahren, muste er, der schon den gefährlichen trank der herschaft gekostet, tatenlos, unwürdig behandelt und ohne hofnung auf errettung als ein hochverräter büssen! Wie schwer er dies ertrug, das deutet uns sein früher tod an; kaum 30 jahre alt, sank er ins grab[1].

Wenn er als staatsgefangener des gesanges nicht vergass, wie viel mag er da zur zeit des glückes, als erwählter und gekrönter römischer könig, als sohn des gewaltigsten herschers im abendlande, in der blüte der jahre nach damaliger guter sitte lieder, und gewiss auch minnelieder, gesungen und selbst gedichtet haben! Wie bekant, galt es ja für höfisch, minnelieder zu verfassen und vorzutragen und sich dem dienste einer edlen frau zu widmen. Dazu komt, dass gerade der hof der Staufer den sängern und fahrenden hold und gewogen war wie kaum ein anderer mehr. Markgraf Diepold von Hohenburg, der nach kaiser Heinrichs VI. tode stathalter in Apulien war und mit starkem arme Friedrich II., den damals jugendlichen sprössling des kraftvollen herschers, schüzte, somit auch von einfluss auf den hof zu Palermo war, dichtete selbst von der liebe lust und leid; sechs lieder von ihm sind uns noch erhalten[2]. Als Friedrich herangewachsen war, erwies er sich der edlen kunst der „töne" und ihren verkündigern nicht minder ergeben. Seine milde und freigebigkeit rühmt Walther von der Vogelweide, welcher der güte des kaisers ein lehen verdankte. Darum singt er im innersten herzen über die nun endlich erlangte materielle unabhängigkeit froh:

Ich hân mîn lêhen, al die werlt, ich hân mîn lêhen (28, 31 fg.)!

Friedrich und seine söhne Enzio und Manfred dichteten in italienischer sprache; kein geringerer als Dante[3] leitet den ursprung der lyrik Italiens vom kaiserhofe zu Palermo her und preist Friedrich und Manfred als dichter des Hesperidenlandes. Manfred hatte besonders, obwol in Italien aufgewachsen, mit vorliebe deutsche dichter und geiger in seiner umgebung; einer von ihnen war Konrad von Rothenburg, der spätere meister Ottokars aus Steiermark, der zwischen 1290 und

1) Wegen seines einvernehmens mit den Lombarden wurde er mit recht als hochverräter gegen den kaiserlichen vater behandelt. Nach seinem tode wurden seine witwe und seine söhne aus der haft entlassen.. Näheres Forsch. I, 42; Stälin, Wirtemb. geschichte II.

2) Hagen, Minnesinger I, 34 fg.

3) Wackernagel, Gesch. d. d. l.[2] I, 73. Von kaiser Friedrich II. sind fünf altsizilische kanzonen erhalten, herausgegeben in der samlung von Ludovic. Valeriani und Urbano Lampredi: Poeti del primo secolo della lingua italiana (Florenz 1816) I, 54—68.

1318 die österreichische chronik in versen verfasste[1]. Fast scheint es, als ob er, wie er ja die deutschen sänger bevorzugte, auch in der deutschen sprache gedichtet hat. Zwar verliess Heinrich schon als vierjähriges kind das süditalische reich, aber an seinem hofe in Deutschland befanden sich nicht minder gesangliebende männer in einflussreichster stellung. So einer seiner vormünder Konrad schenk von Winterstetten[2], auf dessen antrieb Rudolf von Ems den Wilhelm von Orleans verfasste, und Ulrich von Türheim, der den Tristan Gottfrieds von Strassburg fortsezte. Sein schwert trug eine reiminschrift eines befreundeten sängers[3]. Es ist nicht unmöglich, dass Ulrich von Winterstetten, der wegen des formenreichtums seiner dichtungen (Hagen, MS. I, 149 fgg.) und der lust und heiterkeit, die in seinen tanzleichen sprudelt, bekante dichter, jenes Konrad bruder ist[4]. Wol auch Ulrich von Türheim, der fortsetzer von Wolfram von Eschenbachs Willehalm und Gottfrieds von Strassburg Tristan scheint dem könig Heinrich sehr nahe gestanden zu haben; denn nur auf ihn können sich jene verse beziehen (Hagen, MS. IV, 207):

Des küniges tôt schuof mir die nôt,
daz mir vröude künde entwîchen.
ich meine künik Heinrîchen.

Ein anderer minnesänger, Gottfried von Neifen, aus einem schwäbischen ministerialgeschlecht, dessen vater dem kaiser Friedrich II. in Deutschland, Italien und Palästina ein tapfrer, kluger ratgeber war, 1235 aber zu Heinrich hielt[5], war mehrmals am hofe des kaisersohnes. In zwei urkunden Heinrichs erscheint er als zeuge[6], und ebendieser fürst[7] war es wol, von dem er sagt:

Ich muoz singen,
des wil twingen,
mich ein wîp
unt der künik.

1) Wackernagel, Gesch. d. d. l.² I, 287.
2) Wackernagel² I, 238.
3) Zeitschr. f. d. alt. I, 194 fgg.
4) Stälin II, 612 fgg. 770.
5) Forschungen I, 37 fg.
6) Stälin II, 32, regesten v. jahre 1234 (mai 10.) und 1235 (jan. 15).
7) In Konrads urkunden komt wenigstens G. v. N. nicht vor; vgl. Stälin II, 770. Dieser Gottfried von Neifen bildete nicht nur minnelieder von fünf strophen mit nur reichen reimen, sondern liebte auch neben dem höfischen den volkstümlichen ton. Seine geliebte gehörte — damals etwas sehr seltenes — den andern ständen an; sie wohnte zu Winnenden bei Waiblingen. S. Hagen, Minnes. I, 41 fgg.; Haupt, Die lieder Gottfrieds von Neiffen, Leipzig 1851.

Solte vielleicht auch der reichsministeriale Walther I., schenk von Limpurg, welcher in sieben königsurkunden Heinrichs als zeuge aufgeführt ist[1], und der für seine teilnahme an dessen aufstand mehrere güter an Gottfried von Hohenlohe abtreten muste, ein und dieselbe persönlichkeit mit dem schenken von Limpurg sein, dessen zarte und sinnige lieder uns in der handschrift C erhalten sind? (Hagen, MS. I, 131—134). Da der genante dichter (in lied 3) klagt:

Ich enmac niht vrô gesîn.
si hât dort mîn herze in banden:
des lîde ich in vremeden landen
von ir schulde senden pîn;

und: *I'n enmac ir niht gesehen*
vor gebirge und vor der verre .....

so könte man auch vermuten, jenes Walthers zweiter sohn Konrad habe die verse verfasst, da er mit Konradin über die Alpen zog, um dessen väterliches reich erobern zu helfen. Allein wir wissen, dass Walther, getreu dem nach seiner begnadigung geleisteten eide, kaiser Friedrich und dessen sohn Konrad allezeit gewärtig zu sein, in des ersten gefolge 1241 zu Cremona[2], also auch jenseits „des gebirges und in fremdem lande“ weilte.

Und von nicht geringem einfluss auf den jungen Hohenstaufen wird der hof zu Wien gewesen sein, wo Leopold VII. und dessen sohn Friedrich II. nicht nur die dichtkunst förderten, sondern selbst tanz- und minnelieder schufen (Wackernagel[2] I, 132. 139).

Neben solchen dichtern aus edlem geschlechte hatte Heinrich auch leute der unteren stände vielfach um sich, die geeignet waren, ihm kurzweil zu schaffen; spielleute, jäger, falkner und lustigmacher aller art[3] standen in seiner gunst. Lebenslustig, verlebte er eine wilde jugend und genoss das leben in vollen zügen. Als eines kaisers sohn, selbst gekrönter könig, stolz, ja hochmütig[4], bedacht, schon bei lebzeiten seines vaters die volle herschergewalt zu erringen, lebte er jedoch nicht königlich. Daran trug wol mit die erzwungene ehe mit Margarete schuld

1) Stälin II, 602 fg.

2) 1241 okt. Walterus pincerna de Limpurch, zeuge in der urkunde kaiser Friedrichs für graf Wilhelm von Jülich. Vgl. Stälin II, 604.

3) So klagt Friedrich II. seinem zweiten sohne Konrad in seinen briefen. Vgl. Stälin II, 169 und Hahn, Collectio mon. 1 nr. 18 s. 229.

4) Stälin, Wirtemb. gesch. II, s. 178, 179.

trotz derselben hatte er manches liebesverhältnis[1], und vielleicht auch wie Gottfried von Neifen mit mädchen aus dem volke[2].

So mögen seine lieder entstanden sein, wie man ja in jener zeit nicht die gemahlin, sondern die geliebte durch lieder zu feiern pflegte, natürlich (um sie vor unannehmlichkeiten zu schützen) ohne ihren namen zu nennen. Es ist aber ebenso wahrscheinlich, dass Heinrich im dienste einer vornehmen dame, einer königstochter sogar, die lieder gedichtet hat. Wir wissen aus der kurzen darstellung seiner lebensschicksale, dass er in seiner frühesten jugend, kaum 13 jahre alt, mit Agnes, Ottokars I. von Böhmen tochter, verlobt war[3]. Mit dem böhmischen königshause standen ja die Hohenstaufen in guten beziehungen, seit am 6. januar 1213 Friedrich II. mit Ottokar I. in Frankfurt am Main eine zusammenkunft gehabt, wobei er den Tschechen völlig für sich gewann. Vielleicht war an jenem wintertage das verlöbnis zwischen Heinrich und Agnes, des Prmysliden schwester, die damals noch gar sehr jung waren, geschlossen; man liebte es ja im mittelalter, bündnisse zwischen zwei machthabern durch ehestiftungen in deren familien zu befestigen. Ausserdem bestand bereits seit 1207 ein ehevertrag[4] zwischen Ottokars sohn Wenzel (I.) und einer Staufertochter, nämlich mit Kunigunde[5], tochter könig Philipps und Irenes. Nachdem sie, noch sehr jung, im herscherschlosse zu Prag herangewachsen war, wurde 1224 die vermählung volzogen. Sicherlich hat Heinrich, wenn nicht schon öfters vorher, so damals und wol auch bei seiner königskrönung 1222 seine jugendliche, ihm bereits anverwante braut gesehen. Aber kaiser Friedrich, der später, wol wesentlich aus poli-

1) Gesta Trevirorum c. 103: Quo (duce Bavarorum) interempto rex (= Heinrich) per se ipsum coepit agere negotia regni, habuitque potestatem regiam; sed vitam regiam non habuit; nam incontinens fuit multum, minus attendens jura matrimonii, cui astrictus erat. Stälin II, s. 178, 168.

2) Vgl. die anmerkung 7 auf s. 481 und v. d. Hagen, MS. I, 56, lied XXX 2. str.

3) S. Stälin II, 174. Forschungen I, s. 25. Rauch, Script. I, 29. Das Chronicon Garstense erzählt: „Rex Hainricus filia Boemi secundum statuta repudiata per dispensationem domini apostolici seniorum principum usus consilio cum filia ducis Austriae legitime sibi copulata nuptias in omni libertate celebravit. Vgl. ferner Palacky, Gesch. v. Böhmen II, 2. abt. s. 92. 98. 103. 110.

4) Am 1. nov. 1235 erhält Wenzel I. bei gelegenheit einer reichsversamlung zu Augsburg als abfindungssumme für die erbansprüche, welche er als Kunigundens gemahl auf einen teil Schwabens machte, 10000 mark silber. Godefr. Colon. ann. zum jahre 1235 bei Böhmer, Fontes II, 368. Vgl. Stälin II, 187. Abel a. a. o. s. 248.

5) Wormser annalen z. j. 1233 bei Böhmer Fontes II, 178; Stälin II, 179.

tischen gründen, Margarete, schwester Friedrichs des streitbaren, zur schwiegertochter wünschte, löste jene verlobung auf, in der hofnung, dass sein sohn durch die hand der Babenbergerin bei der kinderlosigkeit ihres bruders die lande an der Enns und Donau erhalte. Im jahre 1225 wurde in der tat zu Nürnberg die hochzeit mit ihr gefeiert. Aber Heinrich und Agnes konten ihre liebe nicht vergessen. Wol im jahre 1230, nachdem seiner gattin vater Leopold II. gestorben, erklärte ersterer, dem doch die anwartschaft auf Österreich von grossem werte sein muste, er wolle sich von Margarete, die ihm bereits einen sohn geboren, trennen und seine frühere braut heimführen, obwol er wuste, wie er durch solch ein vorhaben seinen vater bitter kränkte. Als vorwand gab er an, dass ihm die mitgift noch nicht ausgezahlt sei, und seine ehe wegen des ihr voraufgegangenen früheren verlöbnisses mit Agnes ungiltig wäre. Auf zureden des abtes von St. Gallen, einer damals politisch bedeutenden persönlichkeit, und auf befehl seines vaters, der mit ihm zu Pordenone eine zusammenkunft hatte und dabei die angelegenheit inbetreff der mitgift ordnete, gab er schliesslich seinen plan auf[1]; Agnes aber gieng im folgenden jahre, wol aus gram über ihre getäuschte hofnung, ins kloster[2]. Eine cousine der heiligen Elisabeth, die damals heilig gesprochen war und in der ganzen abendländischen christenheit hoch verehrt wurde, widmete sie ihre zeit von nun ab religiösen beschäftigungen; sie führte 1233, also noch im jahre ihrer weltflucht, die neuen stiftungen der Minoriten und Clarisserinnen in Prag ein und trat mit dem papst Gregor IX., wie die regesten der briefe desselben in der vatikanischen bibliothek beweisen, in engen schriftlichen verkehr. Aber die demütigung, die sie durch den stolzen Staufenkaiser erlitten, und das schicksal, das ihr einstiger verlobter — freilich nur durch eigene schuld — erdulden muste, konte sie bei aller frömmigkeit nimmermehr vergessen. Von gröstem einfluss auf ihren bruder Wenzel, der ihr sehr zugetan war, bewirkte sie aus hass gegen Friedrich II. eine schwenkung der böhmischen politik, indem sie 1237 eine annäherung der Böhmenmacht an den Vatikan herbeiführte. Hochbetagt starb sie am 6. märz 1281. Sie hatte den zusammenbruch der staufischen macht und den untergang dieses herlichen geschlechtes erlebt, ihre rache war gestilt.

1) Wie schwer es ihm ward, erhelt daraus, dass er längere zeit die aufforderung, nach Pordenone zu kommen, unbeachtet liess.

2) Die tatsachen bei Palacky, Geschichte von Böhmen II. bd. 1. abt. s. 90. 92. 97. 101. 109.

Vorausgesezt, dass Wenzel I. und nicht Wenzel II. der minne-
er ist, dessen lieder uns ganz oder zum teil erhalten sind[1], war
s, als eben jenes schwester und dann noch durch ihre verwant-
t mit dem liederfrohen hohenstaufischen hause, mit der damaligen
die dichtkunst persönlich zu üben, wol bekant, weshalb sie lie-
, wie die bisher unter Heinrichs VI. namen überlieferten, von mir
für dessen enkel Heinrich (VII.) in anspruch genommenen, in ihrer
ıdzeit ihre anerkennung nicht versagt haben wird. Dass Heinrich
ihr nach seiner vermählung mit Margarete zusammengetroffen, ist
berichtet, immerhin aber nicht unwahrscheinlich, da ja beider
ien mit einander in verwantschaftlichem verhältnis standen. Inti-
n verkehrs mit ihrer geliebten rühmen sich manche dichter, allein
ıur mit poetischer licenz, wie uns ja Wolfram von Eschenbach[2]
Ulrich von Liechtenstein verraten[3].

Nun lese man das prächtige gedicht (MSF. 5, 16) und sage, ob
strophe für strophe meine vermutung, dass Heinrich VII. der
er und Agnes die geliebte gewesen sei, bestätigt!

Ich grüeze mit gesange die süezen,
die ich vermîden niht wil noch enmac;
deich si rehte von munde mohte grüezen,
ach leides, des ist vil manic tac!
swer nu disiu liet singe vor ir,
der ich sô gar unsenfteclîchen enbir,
ez sî wîp oder man, der habe si gegrüezet von mir.

Mir sint diu rîche und diu lant undertân,
swenne ich bî der minneclîchen bin;
unde swenne ich gescheide von dan,
sost mir al mîn gewalt und mîn rîchtuom dâhin:
senden kumber den zel ich mir danne ze habe.
sus kan ich an vröuden ûf stîgen joch abe,
und bringe den wehsel, waen ich, durch ir liebe ze grabe.

Sît daz ich si sô gar herzelîchen minne
und si âne wanc zallen zîten trage,
beide in herzen und ouch in sinne

1) S. Feifalik, Über könig Wenzel von Böhmen als deutsc[illegible] ..chter,
; fg. in bd. XXV (1857) der Wiener akadem. sitzungsberichte.

2) Parz. 587, 7: *maneger hât von minnen sanc,*
den nie diu minne alsô betwanc.

3) Wackernagel, Gesch. d. d. litt.[2] I, 302 anm. 43.

underwîlent mit vil manger klage,
waz gît mir darumbe diu liebe ze lône?
dâ biutet si mir ez sô rehte schône.
ê ich mich ir verzige, ich verzige mich ê der krône.

Er sündet sich, swer des niht geloubet,
ich möhte geleben mangen lieben tac,
obe joch niemer krône kaeme ûf mîn houbet;
des ich mich âne si niht vermezzen enmac.
verlüre ich si, waz hete ich danne?
dâ töhte ich ze vröuden noch wîbe noch manne,
und waere mîn bester trôst beidiu ze ahte und ze banne.

Das heisst umschrieben in prosaischer fassung:

Ich grüsse dich mit gesange, du süsse (Agnes, königstochter von Böheim, deren teuren namen ich nach ritterlicher sängerspflicht nicht nenne). Nicht kann noch will ich von dir lassen (, wenn auch des vaters machtgebot uns trente). — Lange ist es her, seit ich dich von angesicht zu angesicht schaute; drum bitte ich dich, fahrender geiger, der du dies mein lied hörst, ziehe nach Böhmenland, singe ihr, nach der ich so bitterlich schmachte, meine weise und bringe ihr meinen gruss!

Nur wenn ich bei ihr bin, fühle ich ganz, dass ich ein könig und herr; wenn ich von ihr scheiden muss, dann ist alle meine macht und alle meine herlichkeit dahin. Fern von ihr ist mir alle meine gewalt ohne wert. Kummer und sehnsucht verzehren mich dann, die der geliebten gegenwart allein zu scheuchen vermag.

Seit jenen tagen, als ich sie zuerst kennen und lieben lernte, trage ich ihr bild treu im herzen, und alle meine gedanken sind nur bei ihr. Nichts kann uns länger trennen; ehe ich auf sie verzichte, verzichte ich eher auf die krone[1].

Der versündigt sich, der da glaubt, ich könte nicht manchen lieben tag leben, wenn ich die krone nicht mehr trüge. Doch nur um der geliebten willen könnte ich sie missen. Alles will ich daran setzen, dass sie mein trautes ehegemahl wird. Will man sie mir aber dauernd vorenthalten und meinen heissen herzenswunsch nicht erfüllen, will man uns auf ewig auseinanderreissen — dann wäre all meine freude dahin; weder mann noch weib taugte ich dann ferner als heiterer geselle. Dann wäre mir die acht und der bann (, den man mir in

1) D. h. die deutsche königskrone, die Heinrich 1222 zu Aachen bei der krönung zum „römischen könig" aufs haupt gesezt ward.

Aquileja[1] in aussicht gestelt,) ein ersehntes schicksal; er wird mir die krone, wol gar auch das leben rauben, die beide mir ohne die geliebte wertlos sind.

Vielleicht dürften die lezten zwei zeilen des liedes auch folgenden gedankengang haben: Weder mann noch weib taugte ich dann ferner als heiterer geselle, die stunden der geduld sind dann dahin; dann erwarte ich, dass der mir bei fernerem widerstreben in Aquileja in aussicht gestelte bann ausgesprochen wird; aller rücksichten ledig, die ich jezt noch auf meinen kaiserlichen vater nehme, werde ich dann die fahne des aufruhrs entrollen, mir volle königsgewalt erringen und als oberster herscher in deutschen landen unbevormundet und ohne tyrannisches hindernis meinem herzen folgen.

Was nun das zweite lied anlangt, welches Haupt (MSF. 4 fg.) ohne zwingende gründe in zwei zerlegt hat, so ist vor allem die zweite strophe bemerkenswert. Die geliebte spricht:

Ich hân den lîp gewendet
an einen ritter guot.
daz ist alsô verendet,
daz ich bin wolgemuot.
daz nîdent ander frouwen
und habent des haz
und sprechent mir ze leide
daz si in wellen schouwen.
mir geviel in al der welte nieman baz.

1) Heinrich hatte sich nach längerem zögern am 11. april 1232 zu Aquileja eingefunden, wo ihn sein vater erwartete. Er muste eidlich geloben, mandata ac beneplacita imperatoris penitus observare, nie etwas zu tun, was jenes person, stellung und reich schaden könne, und alle schlimmen ratgeber zu entfernen. Wenn er sein versprechen nicht halte, solle die exkommunikation über ihn ausgesprochen werden, welche er, Heinrich, für diesen fall im voraus anerkenne. (S. Forsch. I, s. 28.) Zwölf fürsten übernahmen die bürgschaft für sein verhalten, mit der erklärung, dem kaiser zu hilfe ziehen zu wollen, wenn Heinrich sein wort bräche. (Mon. Germ. Leges II, 290. Huillard-Bréholles, Hist. diplom. Frid. II imperatoris, IV, 325. Siehe auch Schirrmacher, König Heinrich VII., der Hohenstaufe. Liegnitz, Programm 1856). Da nun die zusammenkunft zu Pordenone, wo Heinrich gezwungen wurde, Agnes zu entsagen, wol mitte mai 1232 statfand, im folgenden jahre aber die Böhmin den schleier nahm, so darf man das daktylische gedicht „ich grüeze . . .“ — sofern es in der tat Heinrichs geisteswerk, und Agnes die geliebte ist — zwischen januar und ende april 1232, spätestens anfang 1233 ansetzen. Denn dass es Heinrich kurz nach aufhebung der verlobung niedergeschrieben habe, daran ist nicht zu denken, da ein vierzehnjähriger knabe kein so schönes lied zu schaffen vermag.

Legt der dichter seiner ersten braut diese worte in den mund, so sind es wol Margarete und ihre hofdamen, welche Agnes *ze leide sprechent, dax si in wellen schouwen;* denn mit recht muste die Österreicherin ihrer rivalin feindlich gesint sein. Dass ihr Heinrichs hofnungen und treue liebe „zur anderen“ bekant waren, ist unbedingte tatsache: war doch all dies gegenstand öffentlicher politischer verhandlungen zwischen dem kaiser, Heinrich und Margaretens bruder Friedrich dem streitbaren! Solte *schouwen* nach J. Grimms vermutung (Germania II, 479) hier gleich „verabscheuen“ sein, so war ebenfals die Wienerin die feindliche *vrouwe;* denn ihr muste der gemahl verhasst sein, der sie verstossen wolte, ohne dass sie ein unrecht wider ihn begangen. Die lezte strophe zeigt uns die tiefe neigung, welche die sprecherin ihrem geliebten entgegenbringt; kein wunder, dass sie ins kloster gieng, als sich alle ihre wünsche als unerfülbar erwiesen! Vielleicht deuten die schlussworte

du bist mir holt als edele gesteine, swâ man dax leit in dax golt

auf die hohe stellung, die Heinrich im leben einnahm. Die richtigkeit meiner vermutung über die personenfrage vorausgesezt, dürfte dies lied zwischen 1230 und 1232 gesezt werden können.

Nun gilt es vor allem, ein hindernis wegzuräumen, das der wahrscheinlichkeit der annahme, dass Heinrich, Barbarossas urenkel, der verfasser sei, im wege steht. In beiden handschriften ist beiden liedern, oder, genauer gesprochen, jeder strophe derselben der dichtername k a i s e r H e i n r i c h vorgeschrieben, und Friedrichs II. sohn war ja nur könig! Es bedarf geringer mühe, um diesen widerspruch zu beseitigen. Wer waren die ersten samler der minnegedichte? Fiedler, fahrende spielleute, die sich die samlungen anlegten, um für ihr gedächtnis jederzeit eine stütze zu haben. Aus solchen kleineren samlungen entstanden in späterer zeit die grossen handschriften, von denen uns jezt noch mehrere erhalten sind. Wie viele sänger aus edlem geschlechte und geiger geringerer art mögen wol am hofe Heinrichs (VII.) aus- und eingezogen sein! Mit welcher genugtuung mögen sie es begrüsst haben, dass ihr hoher gönner auch lieder dichte; mit welchem eifer hörten und verbreiteten sie dieselben! Einige adliche dichter waren sicherlich in seine ehrgeizigen pläne eingeweiht; schwur ihm doch der vaters Gottfrieds von Neifen den eid der treue und nahm am aufstande teil. Und dies wird auch wol auf den schenken von Limpurg bezug haben. Es ist ziemlich gewiss, dass der stolze kaisersohn, der mit ingrimm sah, wie ihn sein verhältnismässig junger vater wol mit dem hehren königsnamen schmückte, aber mit argwohn alle seine regierungshand-

lungen überwachte, den verwegenen gedanken fasste, sich zum herrn von Deutschland, Burgund und Oberitalien zu machen, die kaiserkrone zu gewinnen und Friedrich auf Sicilien und Apulien zu beschränken. Mit den vertretern der lombardischen städte schloss er ja wirklich einen bund, wonach sie ihm als ihrem könige huldigten und treue schwuren[1]; zum römischen könig war er längst gekrönt; als rektor des Arelats gebot er über die vasallen dieses königreiches. In seiner jugend, als er auszog, Otto den Welfen zu stürzen, hatte der vater dem papste versprechen müssen, niemals das normannische reich mit Deutschland zu vereinigen. Nun, diese süditalischen landschaften, in denen der vater am liebsten und längsten verweilte, solten ihm verbleiben! Auf des papsttums hilfe durfte Heinrich jedoch nicht hoffen; dasselbe war auf Friedrichs seite, dessen beistandes es damals gerade sehr bedurfte[2].

Schon scheute Heinrich nicht davor zurück, in seinem briefe an bischof Konrad von Hildesheim, worin er seine handlungsweise zu entschuldigen und sich als grundlos verleumdet darzustellen sucht, immer von seinem imperium zu sprechen und von seinen bevolmächtigten, die mit den Lombarden in seinem namen abschliessen solten, als von dilectis suis fidelibus imperii zu reden[3]. Ferner bestimte er, dass bei den verhandlungen mit den norditalischen städten vor allem der fall im auge behalten werde, cum fuerit imperator ipse dominus rex factus[4]. Mit recht erhebt sich nun der in seiner gesamten machtstellung durch den rebellischen sohn schwer bedrohte kaiserliche vater als gegen den in ipsius juris injuriam sibi jura vindicantem imperii[5].

Wäre es nun zu verwundern, wenn in der zeit, als die schwäbischen und fränkischen ministerialen am königshof eintrafen und, mit mehreren bischöfen und städtevertretern vereint, den eid der treue leisteten, die hofnungstrunkene umgebung Heinrichs ihn bereits als kaiser betrachtete, und die fiedler seine lieder als vom kaiser Heinrich gedichtete weitertrugen, so dass sie schliesslich mit diesem namen in die beiden grossen samlungen kamen? Welcher glanz übrigens für diese, in denen — besonders in C — die dichter nach ständen geordnet sind,

1) Huillard-Bréholles IV, 696. 704. Mon. Germ. Leg. II, 306. Monach. Patav. bei Muratori Script. VIII, 674. Vgl. Ann. Arg. (Chron. Marbac.) bei Böhmer, Fontes III, 108.

2) Forschungen zur deutschen geschichte I s. 36 und 32.

3) Mon. Germ. Leg. IV, 306.

4) Huillard-Bréholles IV, 707. Leg. II, 307. Forschungen I, 38 fg.

5) Vita Gregor. IX von Raynaldus, dem fortsetzer des Baronius in den Annales ecclesiastici z. j. 1234 s. 3. Forschungen I s. 38.

einen kaiser an der spitze derselben zu besitzen! Sonst hätten ja nur könige[1], Konradin und Wenzel von Böhmen, den reigen eröfnet!

Übrigens war küuik Chuonrat[2] der junge nach richtiger schätzung der wirklichen verhältnisse nicht eigentlich ein könig, ebensowenig wie in unsern tagen der graf von Paris oder der herzog von Eu, der gemahl der erbtochter Dom Pedros II. Unteritalien, das hohenstaufische erbland, war ja im besitz Karls von Anjou, und bei strafe des kirchenbannes hatte papst Urban IV. den deutschen fürsten verboten, Konradin zum römischen könig zu erheben. Dass er ansprüche auf alle die länder, welche sein vater erblich besessen, erhob, ist natürlich; deshalb nante er sich auch in allen urkunden Conradus secundus dei gratia Hierusalem et Siciliae rex et dux Sueviae und führte zudem ein majestätssiegel. Da aber nach damaligem staatsrechte der papst der lehnsherr Siciliens war, was Friedrich II. in der ersten hälfte seiner regierung auch anerkante, auf des papstes aufforderung aber eben jener Karl von Anjou Süditalien Manfred entrissen hatte, so nante papst Alexander IV. Konradin in einem schreiben an verschiedene bischöfe Conradus puer, rex Jerosolimitanus illustris ac dux Sueviae, und lässt natürlich rex Siciliae[3], worauf es Konrad gerade ankam, aus. Das königreich Jerusalem aber war in der hand der „heiden“, kam also nicht in betracht. Demgemäss galt Konradin gemeinhin schwerlich als könig; darum wol sprach graf Robert von Flandern am tage der hinrichtung des unglücklichen Hohenstaufen zu Robert von Bari, der im auftrage des eroberers von Neapel und Sicilien die anklage wider Konradin vorgebracht und das todesurteil ausgesprochen hatte, in bezug auf ihn: „Wie darfst du frecher, ungerechter schurke, einen so grossen und herlichen ritter zum tode verurteilen?“[4] Dass ganz im sinne Walthers von der Vogelweide, der stets gegen das papsttum partei ergriff, der Marner, ein zeitgenosse Konradins, diesem zurief (Hagen, MS. II, 249):

1) Nach ansicht der samler war ja auch der sagenhafte könig Tirol von Schotten eine wirkliche königsgestalt!

2) So heisst Konradin, Konrads IV. sohn, Hagen, MS. I, s. 4. Dass Konradin der verfasser der an dieser stelle stehenden lieder war, geht aus der bezeichnung *der junge* hervor, wie er im gegensatz zu dem 1254 gestorbenen vater Konrad IV. genant wird. Im einklang damit lauten die schlussworte des zweiten liedes:

Ich enweiz niht, vrou, waz minne sint:
mich lât diu liebe sêre engelten, daz ich der jâre bin ein kint.

Er starb sechzehnjährig, ein jüngling von ausserordentlicher schönheit.

3) Stälin II, 209 fg.

4) Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen IV, s. 577.

„*Verdienet Akkers* (*Akkon*), *künic rîch, und ouch Ceciljen lant* ...
wil ez got, iu komt noch ûf das houbet Roemsche krône wert ...“

ändert an den tatsachen nichts. Die samler der minnelieder, die zu gern einen könig und kaiser an die spitze ihrer dichter setzen wolten, fragten nicht nach der geschichtlichen wirklichkeit, sondern hielten sich an die überlieferung der fahrenden von einem kaiser Heinrich und könig Konrad. Der Böhme, als vasall, galt nicht für voll.

Noch weniger gewicht dürfte auf die angabe der handschriften, ein kaiser Heinrich sei der dichter unserer lieder, zu legen sein, wenn sich der nachweis führen liesse, dass schon zur zeit der herstellung derselben, also kurz vor dem beginn des XIV. jahrhunderts, vom volke die begriffe „kaiser“ und „könig“ nicht mit sorgfalt unterschieden, und somit auch deutsche herscher, die nicht zu Rom vom papst „geweihet“ waren, als kaiser bezeichnet wurden.

Walther von der Vogelweide freilich hält beide bezeichnungen scharf auseinander, wenn er 19, 5 sagt:

Ez gienc eines tages ...
ze Megdeburc der künec Philippes schône.
dâ gienc eins keisers (Heinrichs VI.) *bruoder* (= Philipp)
und eines keisers kint (Irene von Byzanz)
in einer wât.

Aber war es ihm unbekant, dass der von ihm 25, 11 angeführte *künec Konstantin* auch römischer kaiser war? Seltsamerweise nent der Sachsenspiegel nach der ältesten Leipziger handschrift, die um 1300 entstand, in buch III artikel 63 Constantin ebenfals nur *di kung*. In buch III art. 52 eben jenes rechtsbuches, in dem nur von deutschen dingen die rede ist, sind die ausdrücke *kung* und *keiser* abwechselnd und unterschiedslos angewant, während doch nur von einem könige gesprochen werden durfte.

Diese zeugnisse machen es wahrscheinlich, dass man damals anfing, als kaiser auch einen nicht zu Rom mit der apostolischen krone geschmückten könig zu bezeichnen. Verwirrung der benennungen konte um so leichter entstehen, als ja schon im ausgange des 13. jahrhunderts nicht allein die schon bei lebzeiten der regierenden „römischen kaiser deutscher nation“ zur erleichterung der nachfolge zum könig gewählten söhne derselben „reges Romani“ genant wurden, sondern auch die deutschen könige selbst, die das scepter führten, ohne die Romfahrt angetreten zu haben. Selbst Innocenz IV. spricht von dem gegenkönige Wilhelm von Holland, der nie über die Alpen kam, als einem regi

Romanorum illustri[1]. Ferner schrieb Urban IV. am 3. juli 1262 an den könig Ottokar II. von Böhmen, er habe erfahren: „qualiter (dass) archiepiscopus Moguntinus principibus regni (des deutschen königreiches), ad quos romani regis (eigentlich: des deutschen königs) in imperatorem (zum römischen kaiser) promovendi spectat electio, certum diem ... praefigere .. curavit.“ Hier ist das deutsche königtum genau vom römischen kaisertum unterschieden, und doch wird der deutsche könig römischer könig genant! In Deutschland selbst ahmten die geschichtsschreiber den an sich völlig irrigen sprachgebrauch nach. In den Annal. Lambac. zu 1278 heisst Rudolf von Habsburg rex Romanus, ebenso in den Annal. Sancti Rudbert. Salisburg. zu demselben jahre[2]. Dasselbe ist der fall in der Eynvici vita Wilbergis[3] und in den Annal. Florianens.[4], und zwar zulezt in bezug auf Albrecht I., der von 1298—1308 regierte.

MSF. 226 fg. bestreitet Haupt auf das entschiedenste, dass ein könig (oder königssohn) lieder solchen inhalts, gedichte mit ausdrücken und wendungen, wie jene sie enthalten, jemals habe verfassen können. Ohne voreingenommenheit betrachtet, hat nun meiner ansicht nach das zweite lied *Wol höher danne rîche* jeden andern mann ebenso gut zum verfasser haben können als einen fürsten. *Hôher danne rîche* bedeutet ja nichts als „über die massen mächtig“. Und übermächtig, über alle vorstellung gewaltig darf sich ja jeder fühlen und nennen, dem das herz der geliebten gehört, und der bei ihr weilt. Haupt sagt nun: *hôch* und *rîche* sind keine synonyma; nur ein synonym oder dasselbe wort kann bei der attraktion durch den vorangegangenen komparativ benuzt werden. Demnach ist die lesart nach der überlieferung der handschrift B: *wol hoeher danne rîcher* falsch. Statt der worte in C: *wol hôher danne rîche* sezt er nun: *wol hoeher dannez rîche,* d. h. als das reich, als der kaiser. So kann aber, fährt er fort, ein fürst nur sprechen, wenn er selbst herscher, also nicht bei lebzeiten des vaters. (Haupt wendet sich nämlich gegen die meinung, Heinrich VI. habe gedicht 2 vor 1186, vor seiner vermählung mit Konstanze, verfasst.) Da ausserdem ein fürstlicher dichter, wenn er wirklich solche worte anwenden wolte, gegen damaligen brauch seine person verraten hätte, dies aber durchaus unstathaft war, spricht Haupt das gedicht nr. 2 Heinrich VI., wie überhaupt jedem herscher, ab.

1) Vgl. Stälin II, 201.
2) Pertz, Script. IX, 561. 802.
3) Pez, Script. austr. II, 264. 4) Pertz IX, 751.

Aber warum lässt denn Haupt nicht die lesart von C *wol hôher danne rîche* zu recht bestehen? Er sagt ja selbst (s. 226): „Einen komparativ von einem andern abhängen zu lassen, ist dem mhd. nicht ganz fremd.“ Also nicht einmal geläufig, demnach durchaus nicht unbedingt nötig. Ferner ist es ein irtum, dass *hôch* und *rîche* nicht[1] synonymisch aufzufassen seien. Karl Meyer führt eine ganze reihe von belegstellen an, welche dartun, dass man in jener zeit unter einem *rîchen man* weit öfter einen mächtigen, edlen herrn als einen mit reichtümern gesegneten verstanden hat. So wäre auch die lesart von B *wol hoeher danne rîcher* wol möglich. Das kann aber auch ein könig oder königssohn von sich rühmen, dass er sich mächtiger als mächtig, übermächtig vorkomme, wenn er bei der geliebten weile. Zumal auf Heinrich, Friedrichs II. sohn, bezogen, mag es leicht den sinn bergen: „Sonst bei allen handlungen von meinem vater überwacht und bevormundet, fühle ich mich nur dann als mächtigen herrn, als wahren könig, wenn ich bei der teuren bin, wo ich alle demütigungen vergesse.“ Auch reichsfürsten wurde das beiwort *rîche* zuerkant, demnach verriet sich Heinrich durch anwendung desselben nicht als dichter.

Das lied *Ich grüeze mit gesange* rührt nach Haupt ebenfals nicht von einem könige her. Er führt mehrere stellen aus der damaligen lyrik an, wo der dichter erklärt, die geliebte der *krône* (d. h. der deutschen königskrone) vorziehen zu wollen; jene zeilen wie *ê ich mich ir verzige, ich verzige mich ê der krône* usw. nötigten also nicht zu der annahme, dass sie Heinrich gehörten. J. Grimm und Meyer erklären es aber mit recht für albern, wenn jemand, der selbst nicht unter krone ging, dieselbe nicht nur einmal, sondern, wie es im obigen gedichte der fall, drei strophen hindurch mit der geliebten vergleichen wolle. Geradezu lächerlich klängen ja für einen nichtfürsten die worte:

Er sündet sich swer des niht geloubet,
ich möhte geleben manchen lieben tac,
obe joch niemer krône kaeme ûf mîn houbet.

Eine demütigung für die geliebte enthalten solche und die folgenden worte nicht, eher einen beweis der grössten liebe. Dies lied passt meiner auffassung zufolge treflich zu dem gedankenkreise unseres Heinrich, den der eigene vater stolz und hochmütig nennen durfte. Die krone, immer die krone, d. h. volles selbstregiment, ist es, was ihm vor augen schwebt. In den stunden heissester sehnsucht nach dem *saelîgen wîp* mag er auf einige augenblicke (lied 1 str. 4 z. 4) geglaubt

1) J. Grimm, Germ. II, 478; K. Meyer ebenda XV, 425.

haben, ihr zu liebe manchen lieben tag leben zu können, ohne die krone zu tragen. Und des bannes hatte er — wie bereits erörtert — von 1232 an gewärtig zn sein.

Vorangehende erwägungen haben nun folgendes klar gelegt:

1. Es ist bewiesen, dass gar wol ein könig das zweite lied MSF. 4, 17 gedichtet haben kann, und nur ein gekrönter könig verfasser des ersten liedes MSF. 5, 16 (*Ich grüeze* ...) ist[1].
2. Höchst wahrscheinlich hat könig Heinrich, Friedrichs II. sohn, die gedichte verfasst.
3. Es ist wahrscheinlich, dass sie sich auf Agnes, des Böhmenkönigs Ottokar I. tochter, bezogen haben.

Es bleibt nun noch übrig zu untersuchen, ob die litteraturgeschichte, die sprache und metrik der lieder meine vermutung über den verfasser der lieder gelten lassen, d. h. anhalt dafür bieten, dass die gedichte nach Heinrich VI. entstanden sind, und ob man vielleicht gedichte findet, welche dem verfasser als vorbild gedient haben können.

Das erste lied: *Ich grüeze mit gesange* umfasst vier strophen. Der bau derselben ist dreiteilig, wie es das ausgeprägte kunstbewustsein des 13. jahrhunderts erforderte. Jede strophe zählt 7 verszeilen, von denen 1 und 2, 3 und 4 die beiden stollen, den aufgesang darstellen. Derselbe hat die gekreuzten oder überschlagenden[2] reime *ab ab; a* ist klingend, *b* stumpf. Mänlich sind auch die reime des dreizeiligen abgesanges. Die ersten 6 zeilen weisen vier, die nach damaligem brauch gern verlängerte 7. zeile dagegen fünf hebungen auf. Mit grossem geschick malt der dichter die hohe, seelische erregung, den schwung des gemüts, der ihn in der erinnerung an die geliebte ergreift, vermittelst der daktylen, die wir in jedem der 7 verse antreffen. Eine gleich gewante ausdrucksweise und lyrische kraft dürfte nicht vor Walthers auftreten, also nicht in der jugendzeit Heinrichs VI. vorgekommen sein.

Daktylen, also versfüsse mit doppelsenkungen, hatte man wie den kunstgemässen aufbau der lieder durch französische dichtungen oder durch

1) Ich behalte die (überlieferte) reihenfolge bei, wie wir sie in den Minnesingern bd. I vorfinden.

2) Schon Friedrich von Husen wante diese reimart an (MSF. 43, 28 fg.). Derselben bediente sich auch schon Dietmar von Eist MSF. 35, 28:

wê, daz mir leit von dem geschiht,
der an mîn herze ist nâhe komen!
waz hilfet zorn? swenn er mich siht,
den hât er schiere mir benomen.

den im mittelalter gebräuchlichen leoninischen hexameter und die sequenzen der alten kirche kennen gelernt[1]. An sich widersprach die anwendung doppelter senkungen dem deutschen sprachgefühl in der zeit der mhd. dichtung, insofern man nämlich dabei mehr die silben als die accente zählte und so manche silbe, die stark betont war, in die senkung brachte[2].

Die ältesten mhd. hexameter hat Rödiger (Zeitschr. f. d. a. 18, 157) in dem schlusse eines liedes, das er aus der Kaiserchronik ausgeschieden, nachzuweisen gewust. Ebenfals in die zeit vor der blüte Heinrichs von Veldeke fallen die daktylen zweier leiche geistlichen inhalts, eines niederdeutschen und eines aus dem oberland (s. Zeitschr. f. d. a. 2, 193). Ob die eigentümlich langen verse mit bewegtem rhythmus, die uns in dem gedicht vom himmelreiche (Zeitschr. f. d. a. 8, 145—155; Schmeller sezte das gedicht in das jahr 1187) in einer Windberger handschrift vorliegen, als vom dichter beabsichtigte hexameter aufzufassen sind, ist nicht mit sicherheit zu bestimmen (vgl. Wackernagel, Gesch. d. d. litt.[2] I, 349). Im elften jahrhundert, zur zeit des noch ungeläuterten geschmackes, finden wir lateinische und deutsche daktylen gemischt im Ruodlieb (13, 14 fg. 16, 12 fg. 67 fg.) und in den Altdeutschen predigten (253), im dreizehnten jahrhundert in den liedern der vaganten. Dies versmass hat auch Walther von der Vogelweide angewant, häufiger Ulrich von Liechtenstein. Als nach verfall der accente in der dichtkunst mehr und mehr blosse silbenzählung um sich griff, wurde der hexameter gebräuchlicher, da man jezt ungehindert nach längen und kürzen langzeilen herstellen konte. (Wackernagel s. 178).

Die reime des ersten liedes sind bis auf eine ausnahme genau. In der zweiten strophe ist nämlich auffällig, dass am ende der 1. und 3. zeile, wo wir in der ersten strophe einen weiblichen reim sehen, einen männlichen vorfinden

undertân : von dan,

welcher übrigens nicht einmal rein ist, denn das *a* in *undertân* ist lautlich, das in *dan,* als in einem einsilbigen, konsonantisch schliessen-

1) Bartsch behauptet, der rhythmus der französischen zehnsilbigen verszeilen sei daktylisch, somit ein vorläufer der deutschen daktylen. Vgl. Ztschr. f. d. a. 11, 159. Liederdichter s. XXIV. Weissenfels, Der daktylisch erhythmus bei den minnesängern. Halle 1886. Anders Zeitschr. f. d. a. 20, 59. Wackernagel, Gesch. d. d. l.[2] I, 169.

2) Vgl. die lieder von H. von Veldeke und H. v. Morungen in Wackernagels Lesebuch I, 447. 493.

den wort stehend, nur metrisch lang. Solche unregelmässigkeiten im abwechseln männlicher und weiblicher reime hat Wackernagel (Altfranzösische lieder und leiche s. 215 fg.) zusammengestelt. Dergleichen ist bei Heinrichs (VII.) jugend und offenbarer unversuchtheit auf dem gebiete der schaffenden dichtkunst nicht zu verwundern.

Um der daktylen willen erlaubte sich nun freilich der dichter mehrfach silben, die den hoch- oder tiefton trugen, in der senkung zu verwenden. So lesen wir in str. 2:

z. 1: *dĭu,*
z. 4: *mĭn* 2mal, *dă, rĭchtŭom,*
z. 6: *ŭf* (auch sonst bisweilen kurz gebraucht, Weinhold, Mhd. gramm.[2] § 122),
in str. 3, z. 1: *herzlĭchen,*
in str. 4, z. 3: *kaem ŭf mĭn,*
und wol auch in str. 2, z. 7: *wehsel wăen.*

Solcher unregelmässigkeiten im zwange des dem deutschen accentgebrauche entgegenstehenden fremden metrums machte sich aber auch Walther von der Vogelweide in daktylischen versen schuldig. Man vergleiche (nach Lachmann) 39, 3:

dâ manic stimme vil suoze ĭnne hal.
wache ich die wîle sŏ hân ich sĭn nît .....,

und 110, 14. 19:

diu mir den lîp und den muot hăt betwungen.
und ir rôter munt, der sŏ lieplichen lachet.

Wie ausgezeichnet der ausdruck *ze banne* und *ze âhte* Heinrichs (VII.) stimmung trift, der sich der gefahr seiner bestrebungen gar wol bewusst war, habe ich bereits im ersten teile der untersuchung angedeutet. Es scheint mir nun auch die 1. zeile der zweiten strophe

Mĭr sint diu rîch und diu lant undertân

auf jenen Heinrich zu zeigen. Die übrigen drei strophen haben auftakt; infolge des fehlens eines solchen in jener strophe liegt auf *mir* ein ganz besonderer nachdruck. Es hat den sinn: „Mir gehört die welt, nicht dem vater, der mich niederhalten will, obwol ich zweier lande könig! (Doch nur, wenn ich bei der geliebten bin, glaube ich dies.)

Je öfter ich Walthers lied 110, 13

Wol mich der stunde ...

lese, um so mehr kräftigt sich in mir die meinung, dass dem verfasser unseres gedichtes *Ich grüeze mit gesange* ... bei der gestaltung desselben jenes gleichsam als muster vorgeschwebt habe. Denselben

lyrischen schwung, dieselbe lebhafte empfindung atmet das gedicht des Staufers; beide benutzen den daktylus, um den bei dem gedanken an die geliebte schnelleren pulsschlag zu veranschaulichen; Walther *von ir gescheiden niht enkan,* Heinrich die geliebte *vermîden niht wil noch enmac.* Walther sagt: „Ihre schönheit und ihre güte hat gemachet, *swaz ich fröiden zer werlde ie gewan*", der kaisersohn versichert:

Verlüre ich si, waz hete ich danne?
dâ töhte ich ze vröuden noch wîbe noch manne.

Und Walthers verse:

das müez uns beiden wol werden volendet,
swes ich getar an ir hulde gemuoten ....

haben denselben gedanken wie

waz gît mir dar umbe diu liebe ze lône?
dâ biutet si mir ez sô rehte schône.

Dem damaligen brauche folgend, ändert Heinrich selbstverständlich den strophenbau; die sieben zeilen mit den 4 hebungen in den ersten 6 behält er jedoch bei. Von seinen ehrgeizigen plänen beherscht, führt er die krone in sein lied ein, deren glanz ihn so ganz und gar verblendet, dass er nicht recht und unrecht unterscheiden kann.

Eine so beredte, lebendige schilderung der liebe findet sich nicht bei den minnedichtern, welche, der regierungszeit Heinrichs VI. vorangegangen, diesem hätten vorbilder gewähren können. Die verstösse, welche, abgesehen von den durch die daktylen verursachten störungen, dem gedichte anhaften, möge man der jugendlichen anfängerschaft des verfassers oder den schreibern zurechnen. Die kunstübung steht sicherlich im ganzen eher auf der höhe des beginnenden dreizehnten jahrkunderts, als dass sie den achtziger jahren des zwölften angehören könte. Denn nur in dieser zeit könte es Heinrich VI. gedichtet haben; nach der übernahme der regierung beim anfang der kreuzfahrt des alten Barbarossa war in seinem herzen schwerlich noch raum für sanfte regungen, so sehr erfülten ihn, der übrigens seit 1185 mit der weit älteren normannischen königstochter Konstanze vermählt war, die ideen von seiner und des reiches machtstellung. Dass das naturgefühl keinen ausdruck im liede gefunden, ist kein beweis für Heinrichs VI. autorschaft, denn Heinrich von Veldeke und Ulrich von Gutenberg priesen bereits des sommers lust und schmähten die böse winterszeit. Auch jenes lied Walthers gedenkt mit keinem worte der natur. Da schliesslich Walther von der Vogelweide kaum vor 1190 ein so meisterhaftes lied geschaffen hat, ist die nachahmung desselben durch Barbarossas sohn undenkbar.

König Heinrich (VII.) hatte wahrscheinlich schon als neunjähriger knabe den berühmten dichter persönlich kennen gelernt, bei gelegenheit des hoftages, den sein vater 1220 zu Frankfurt a. Main abhielt, wo wol Walthers heisses verlangen nach materieller unabhängigkeit durch verleihung eines lehnsgutes gestilt ward. Margarete, des jugendlichen königs gemahlin aus babenbergischem blute, trug dann wol dazu bei, die gedichte Walthers an ihrem hofe bekanter zu machen; hatte doch der edle sänger in ihres vaters lande den ersten dichterruhm errungen.

Wenden wir uns nun zum zweiten liede, so fält vor allem auf, dass strophe 1 und 2, untereinander völlig gleich, im bau von der 3. und 4. abweichen. Aus diesem grunde hat Haupt die zwei lezten strophen für ein besonderes gedicht erklärt. Scherer geht noch weiter; weil in strophe 3 nach dem text der handschrift B in zeile 3 und 4 drei hebungen statt vier gezählt werden, neigt er der ansicht zu, jede strophe bilde ein gedicht für sich, wie dies der art der ältesten lyriker entspräche. Als beleg führt er die beiden ersten lieder des burggrafen von Rietenberg an, denen wir z. b. gleich noch die ersten des Kürnbergers beifügen können. Auch klänge str. 4, als zweiter teil zu str. 3 gedacht, seltsam als nachruf an einen scheidenden liebhaber. Was aber hindert uns, in str. 4 ebenfals 4 hebungen zu lesen? Z. b.:

dáz ich íe bî dír gelác.
die náht únde óuch den tác.

Dem ausfall der senkung nach *naht* entspräche dann dasselbe vorkomnis in z. 2 der str. 3: *der áller líebéste mán.* Das tonlose *e* des ersten affixes *est* in *líebéste* darf hier gehoben gelesen werden, da erstens die senkung ebenfals ein *e* enthält, ferner die wichtigste silbe des ganzen wortes den hochton trägt, endlich dem *e* der zweiten silbe doppelkonsonanz folgt.

Dasselbe ergebnis, nämlich gleichen strophenbau von 3 und 4, haben wir aber auch, sobald wir mit Simrock die lesart der handschrift C zu grunde legen; str. 3 lautet dann in jenen zeilen:

der áller líebste mán,
dehein fróuw íe gewán ....

und str. 4: *daz ich íe bî dír gelác.*
die náht und óuch den tác.

Nichts hindert uns ferner *deich* für *daz ich* zu lesen, wie es Haupt bei lied 1 str. 1 z. 3 getan hat. Dass sich endlich str. 4 nicht als nachruf für einen wegreitenden geliebten eigene, sehe ich gar nicht ein; warum

soll die freundin nicht noch über die grösse ihrer liebe reflektieren, wenn sie den forteilenden nicht mehr sieht?

Somit bliebe uns nur noch zu überlegen, ob die unterschiede zwischen dem aufbau von str. 1 und 2 und dem von str. 3 und 4 derartig sind, dass man unbedingt bei der zerlegung in zwei lieder verharren müsse. Strophe 1 und 2 hat jede eine waise in z. 7, strophe 3 und 4 in z. 5; zudem trägt die lezte, verlängerte zeile der ersten beiden strophen 5, der beiden lezten nur 4 hebungen. Dem gegenüber steht, dass der gedankengang der beiden lezten strophen so innig mit dem inhalt von 1 und 2 übereinstimt, dass sie wol nur die fortsetzung derselben sind. Darf man nun annehmen, dass der verfasser überhaupt nur die unter kaiser Heinrichs namen uns überkommenen gedichte geschaffen hat, dass er also gleichsam ein schüler und kein meister im reiche der dichter war, so darf man glauben: alle vier strophen sind ein ganzes, und die abweichungen im bau derselben entsprechen geringerer kunstübung, wie ja auch handschrift B den reim *welte : vergelten* enthält. Vielleicht sollen str. 3 und 4 gleichsam der abgesang zu den beiden stollen 1 und 2 sein? Überdies will ich nicht unerwähnt lassen, dass die handschrift B die schlusszeile der str. 3 auf drei hebungen gekürzt enthält: *sprách dáz wíp* (*daz* mit sonst seltener hebung), C dagegen die von str. 4 *tuót dá mans leit.*

Solten gar beide schlusszeilen ursprünglich 5 hebungen besessen haben, aber durch die schuld der überlieferung verstümmelt auf uns gebracht worden sein?

Der text der 4 strophen des ersten liedes gestaltet sich am besten wol also:

Wol hôher danne rîche
bin ich al die zît,
sô sô güetlîche
diu guote bî mir lît.
si hât mich mit ir tugende
gemachet leides frî.
ich kom ir nie sô verre
sît ir klârer jugende,
irn waer mîn staetez herz ie nâhe bî.

Ich han den lîp gewendet
an einen ritter guot.
daz ist alsô verendet
daz ich bin wol gemuot.

daz nîdent ander vrouwen
und habent des haz
und sprechent mir ze leide
daz si in wellen schouwen.
mir geviel in al der welte nieman baz.

Rîtest du nu hinnen,
der aller liebste man,
den nach mînen sinnen
dehein vrouwe ie gewan?
kumest du mir niht schiere,
sô verliuse ich mînen lîp:
den möhte in al den welten
got niemer mir vergelten.
sprach daz minneclîche wîp.

Wol dir, geselle guote,
daz ich ie bî dir gelac,
du wonest mir in dem muote
die naht und ouch den tac.
du zierest mîne sinne
und bist mir dar zuo holt
(nu merket wiech daz meine:)
als edele gesteine,
swâ man daz leit in daz golt.

Strophe 1 und 2 sind so gezimmert, dass den je zweizeiligen stollen ein fünfzeiliger abgesang folgt. Die ersten 8 verse tragen je drei hebungen, und zwar 1, 3, 5, 7, 8 mit klingendem, 2, 4, 6, dazu 9 mit stumpfem schluss. Zeile 7 endet mit zwei nicht reimenden silben, also einer waise. Ein mehr als einsilbiger auftakt ist nirgend zu finden. In str. 1 z. 8 schiebt man in die in beiden handschriften vorhandene lücke am besten *klâren* ein, wie schon J. Grimm neben *wünneclîchen* vorschlägt. *Tugende* und *jugende* fasst man als klingenden reim auf, indem man *tügen-* und *jügen-* durch silbenverschleifung einsilbig macht oder annimt, der dichter habe sich nicht gescheut, das stumme *e* in der mitte jedes der beiden wörter trotz der folgenden zwei konsonanten als ausgefallen zu betrachten.

Das *e* von *waere* und *andere* (str. 2 z. 5) fiel, wie häufig bei oberdeutschen dichtern, vor konsonanten ab, das *e* von *herze* wird vor *ie* ausgestossen. Da die mit *al-* zusammengesezten wörter hinsichtlich der stelle des hochtons schwanken, so ist die hebung auf *sô* (str. 2 z. 3)

gerechtfertigt; *habent* (str. 2 z. 6) ist durch die silbenverschleifung metrisch eine silbe.

In strophe 3 und 4 entspricht den je zweizeiligen stollen des aufgesanges ein abgesang von fünf versen. Die reime sind so geordnet: ab ab waise c d d c. Es sind also ab überschlagende oder gekreuzte, c d verschränkte reime. Die versschlüsse a, waise, d sind weiblich, die andern männlich. Die reime sind rein. In str. 3 z. 5 und 4 z. 3 liest man *kumest* und *wonest* durch silbenverschleifung einsilbig. Elision tritt ein in str. 3, 6 und 7 *verliuse ich, möhte ich,* vielleicht auch in zeile 4 *frouwe ie,* dazu bei *und ouch* str. 4. *Wiech* in str. 4 z. 7 ist durch synäresis einsilbig geworden. In der vorlezten zeile der schlussstrophe nimt man *édelé* mit zwei hebungen versehen an; das lezte, und zwar tonlose *e* darf die hebung tragen, weil die hochbetonte silbe des wortes gleichfals eine hebung hat, und das lezte, in frage stehende *e* einerseits am schluss des wortes steht, andrerseits von der kurzen vorsilbe *ge-* gefolgt wird.

Das metrum in allen vier strophen ähnelt nun in auffälligster weise der Kürnberger weise, somit der Nibelungenstrophe. Nur sind die langzeilen an den einschnitten gebrochen, zudem ist eine waise verdoppelt, so dass 9 kürzere verse entstehen. Ausserdem reimen die wörter vor den einschnitten, und in str. 1 und 2 ist die lezte silbe um eine hebung verlängert. Ob str. 3 und 4 nur von den abschreibern verändert, oder vom dichter absichtlich als schlussstrophen anders gebaut sind, ist nicht auszumachen. In den beiden ersten gedichten des Kürnbergers (MSF. 7) finden wir die einschiebung einer ferneren, und zwar nicht reimenden zeile gleichfals. Cäsurreime in der Nibelungenstrophe weist übrigens das Nibelungenlied selbst auf, aber nur in sehr wenig fällen ist die ganze strophe vor der cäsur durchgereimt. Beispiele hierfür sind (nach C, Zarnckes ausgabe) nur 1, 1; 3, 5; 7, 6; 16, 5; 50, 3; 128, 1 (?); 151, 3; 292, 7.

Nach Lachmanns meinung sind solche gekreuzten binnenreime kenzeichen späteren ursprungs. Wackernagel und Simrock führen (jener in seiner Litteraturgeschichte I, 172, dieser in seiner abhandlung „Die Nibelungenstrophe und ihr ursprung“) mehrere beispiele dafür an, wie dieser ton in der zeit gröster reimbildekunst mehr und mehr verändert wurde. Diese *Kürenberges wîse* war besonders die spielmannsstrophe geworden; wol aus Österreich stammend, hatte sie durch die fahrenden eine mächtige verbreitung gefunden; durch diese mochte könig Heinrich, der ja nur zu gern solche leute in seiner umgebung sah, in frühen jahren sie kennen gelernt haben. Sie trugen ihm

sicherlich die alten heldenlieder von Siegfried und den Burgunden und wol auch die strophen Dietmars von Eist und Meinlohs von Sevelingen vor, mit denen sein zweites lied einige schwache berührungspunkte gemeinsam hat. In str. 4 z. 8 und 9 erinnern ja die worte, wie v. d. Hagen[1] anführt, an eine stelle im Nibelungenliede; da liest man:

wan si im (Siegfried) *wâren holt,*
vil der edelen steine die vrouwen leiten in daz golt,
di si mit borten wolten würken ûf ir wât
den jungen stolzen recken.

Scherer (Deutsche studien II, 443 fg.) glaubt eine grosse ähnlichkeit zwischen Heinrichs strophe *rîtest du nu hinnen* und Meinlohs erstem ton hervorheben zu müssen. Ganz abgesehen davon, dass nach handschrift C, deren lesung ich mich anschliesse, die 2. und 4. zeile jener strophe nur drei hebungen aufweisen, vermag ich keine übereinstimmung su sehen; wol hat Meinloh wie Heinrich die Nibelungenstrophe als grundlage seines strophenbaues benuzt, aber beide weichen in der abänderung derselben so sehr von einander ab, dass es völlig ungerechtfertigt erscheint, Heinrichs ton für einen umgeänderten Meinlohschen zu halten[2]. Während Meinloh noch keine zwiegespräche zwischen liebenden dichtet, sondern nur drei strophen als selbstgespräche der geliebten in den mund legt, besitzen wir von Dietmar von Eist sogar ein tagelied[3]. Die worte der frau: *du rîtest hinne und lâst mich einen* . . . klingen an Heinrichs *rîtest du nu hinnen?* an; auch des königs vers *daz nîdent ander vrouwen* findet sich bei Eist ähnlich (MSF. 37, 13):

ich erkôs mir selbe man,
den welten mîne ougen,
daz nîdent schône frouwen.

Auch Meinloh singt (MSF. 13, 27): *Mir welten mîne ougen einen kindeschen man; daz nîdent ander frouwen.* Scherer nimt als erklärung für diese allen drei dichtern gemeinsame ausdrucksweise ein volkslied an, das, jene worte enthaltend, in ihnen nachgeklungen sei. Ebenso wahrscheinlich aber ist meiner meinung nach, dass jene wortverbindung damals üblich war[4], oder Heinrich, durch spielleute kenner der

1) Die angeführten worte nach seiner ausgabe der Nibel. 128 (= 31, 3 Lachm).

2) Der eine gekreuzte binnenreim in Meinlohs 6. strophe tut doch nichts zur sache!

3) Meinlohs selbstgespräche der geliebten finden wir MSF. 13, 14. 13, 27. 14, 26; Eists tagelied 39, 18.

4) wofür der umstand spricht, dass der burggraf von Regensburg (MSF. 16, 19) sagt: *daz nîdent merkaere.*

Meinlohschen und Eistschen lieder, diese so verknüpften worte seinem sprachschatz einverleibte. Aber eine abhängigkeit Heinrichs von diesen beiden vorgängern auf lyrischem gebiete bedeutet das nicht; es kann auch nicht geschlossen werden, dass um dieser ähnlichkeit willen unsere lieder ins vorlezte jahrzehnt des zwölften jahrhunderts fallen müsten. Gehört das gedicht *Ich grüeze mit gesange* ins dreizehnte jahrhundert, dann auch jenes, das in den handschriften mit diesem zusammen einem dichter zugeschrieben wird. Schon die weit grössere sorgfalt, die dem reim zugewant ist, entfernt es um ein beträchtliches von jenen beiden dichtern des beginnenden frühlings des minnesangs.

Wenn es endlich erlaubt ist, mit Scherer darauf hinzuweisen, dass in Dietmars von Eist liedern die dame ihren ritter als „den allerbesten mann" preist, und Heinrichs geliebte von dem *allerliebsten man* spricht, so darf ich mir wol gestatten zu erwähnen, dass gar manches in Heinrichs liedern an Heinrich von Morungen erinnert. Dieser, ein schüler Veldekes und der troubadours, ein phantasievoller, lebensprühender Thüringer, pflegte den *wehsel,* wie es zu gleicher zeit am Donaustrande Reinmar der Alte tat (MSF. 151. 177). Ein solcher wechsel ist Heinrichs zweites lied. Es hat anstand erregt, dass in den beiden lezten strophen die waisen an anderer stelle stehen als in den ersten, und dazu noch die schlusszeilen um eine hebung kürzer sind. Etwas ähnliches findet in des Morungers liede statt:

Ich bin keiser âne krône
sunder lant ....[1]

Dieses gedicht umfasst drei strophen, deren beide lezte jedoch von der ersten abweichen. Jene hat die reime ababb waise b[2], verknüpft also aufgesang und abgesang durch den zweiten reim. Die lezten strophen haben diese verbindung nicht, sie reimen nur ababc waise c. Man hat nun um dieses unterschiedes willen dies lied in zwei teile zerlegt. Warum solte aber Heinrich von Morungen nicht absichtlich str. 2 und 3 im bau etwas geändert haben, um sie gleichsam als gemeinsamen abgesang zu str. 1 hinzustellen? Inhaltlich eignen sich str. 2 und 3 sehr gut als integrierender bestandteil eines grösseren liedes zu str. 1; zudem hat übrigens der thüringische sänger durchaus keine vorliebe für einstrophige lieder[3]. In handschrift C sind demnach auch alle drei gesätze als ein lied überliefert.

1) Vgl. auch Carmina burana, herausg. von Schmeller, s. 188.

2) Dieselbe reimverbindung finden wir in Morungens lied MSF. 125, 19.

3) Dazu käme nur noch MSF. 129, 5 (doch siehe Haupts anmerkung s. 306. 134, 6.

Auch botenlieder hat der Morunger gedichtet. König Heinrichs erstes lied ist ja auch fast als ein solches aufzufassen: *Swer mir disiu liet singe vor ir* ... Und wenn er dabei hofdamen und hofkavaliere im sinne gehabt hätte, so muste er doch wol erst durch spielleute dem hofe zu Prag seine verse zur kentnis bringen.

Ferner benuzte Heinrich von Morungen ebenfals den daktylus (MSF. 133, 13; dieses lied zeigt sehr ähnlichen bau wie unser erstes lied). Dann ist es mir auch aufgefallen, dass sich einige seltenere ausdrücke, die man bei andern dichtern des beginnenden 13. jahrhunderts nicht leicht antrift, bei könig Heinrich und Morungen in gleicher weise vorfinden. Heinrich von Morungen sagt (MSF. 139, 31.): *dô .. si mînes tôdes sich vermaz*, der Hohenstaufe im ersten lied: *Des ich mich .. niht vermezzen enmac;* der Thüringer:

Swer mir des verban, ob ich si minne tougen
seht, der sündet sich .. (MSF. 138, 25),

und Heinrich der könig begint die lezte strophe des daktylischen gedichtes mit: *Er sündet sich, swer des niht geloubet* .... Dazu komt noch bei beiden der häufigere ausdruck *den lîp verliesen*, nämlich bei Morungen (MSF. 137, 17):

Frouwe, mîne swaere sich,
ê ich verliese mînen lîp ...

und bei dem andern (lied 2 str. 3):

Kumest du niht schiere,
sô verliuse ich mînen lîp[1].

Einen *keiser âne krône sunder lant* nent sich, seiner liebe froh, [denn *daz schaffet mir ein frouwe fruot*,] der liederkundige Morunger. Heinrich ein *künec*, nach seiner inbrünstigen hofnung bald ein *keiser, mit krône und lant*, mag, in gleich heisser liebe entbrant, erst durch jenes lied auf den gedanken gekommen sein, als gegensatz zu diesem ein lied zum preis seiner geliebten als gekrönter herr zu singen.

Nach diesen mitteilungen dürfte wol mancher schliessen, dass die gesänge Heinrichs von Morungen dem verfasser unserer lieder bekant waren. Dies wäre eine neue grundlage für meine behauptung, dass die lieder dem 13., nicht dem 12. jahrhundert, also auch nicht Heinrich VI., sondern dem durch eigene schuld in jammer und unglück gekommenen sprösslinge Friedrichs II. angehören. Und zwar haben

1) Man vgl. auch Heinrich von Morungen MSF. 138, 35: *si benimt mir beide fröide und al die sinne* und des königs *beide ze âhte und ze banne* (lied 1, lezte zeile, nach handschr. C).

vermutlich dem Staufer Heinrich von Morungen und Walther von der Vogelweide in versmass und inhalt zu seinem ersten dithyrambischen liede den weg gezeigt, während im zweiten liede nur geringe anklänge an den thüringer minnedichter zu spüren sind. Sonach kann weder von seiten der sprache, noch der verslehre, noch der litteraturgeschichte ein einwand gegen meine ansicht über den verfasser der beiden bisher kaiser Heinrich VI. zugeschriebenen lieder erhoben werden; im gegenteil, alle drei sind geeignet, dieselbe zu unterstützen[1].

1) Das erste lied hat Gleim nachgesungen (Gedichte nach den minnes. s. 13); dann J. G. Hermes modernisiert und entstelt (Bragur VII. bd., st. I s. 136). Tieck hat es erneut (Minnelieder 1), ebenso v. d. Hagen Ged. 2 (Eunomia 1805 novb., s. 375); beide lieder W. Müller (Blumenlese aus den minnes. s. 2, mit dem text und den anmerkungen s. 138).

GRABOW IN MECKLENBURG. K. SCHENK.

ZU DEN „LUTHERANA“

in dieser zeitschrift XXVI, 30—58 und 430.

1) S. 55 und 430 **dautaffe.** Dieses wort ist sicherlich dasselbe wie das in der nd. mundart des dorfes Kattenstedt a. Harz übliche *tût-affe,* welches einen ungeschickten, dummen menschen bezeichnet, wenn man dumm nicht im strengsten sinne des wortes nimt. Die schelte: *affe* komt ausserdem hier noch vor in *mûlaffe* und *deichaffe;* das lezte ist bezeichnung für einen bäcker. Aus Dessau führe ich noch *tûte,* f. und *tûter,* m. = dummer mensch als ganz gewöhnliche bezeichnung an. In dem thüringischen orte Stiege im Harz ist *tûtaffe* üblich, im Altenburgischen *tautäfchen* (Weise, Die Altenburger mundart s. 119). Aus dem nd. ist mir der ausdruck nicht weiter bekant; nur für Mecklenburg verzeichnet Wossidlo ein *tutlischen* (Korrespond. f. nd. sprachf. IX, s. 87), das möglicherweise hierher zu rechnen ist. Da in der Kattenstedter mundart gerade bei flüchen und schelten md. oder hd. entlehnungen vorkommen, so könte dies auch bei *tûtaffe* der fall sein, obwol *affe* das nd. *âpe* auch sonst sehr zurückgedrängt hat. Solte *tût-* nd. sein, so kann es nicht zu *duttich,* n. „dummes frauenzimmer“; mnd. *doten* „närrisch sein“ gehören.

2) S. 57 **luclein.** Zu diesem bis jezt unerklärten worte lässt sich nd. *lîlei,* n. (*î* steht ganz gewöhnlich für *ü*) in Kattenstedt a. Harz vergleichen. Es bezeichnet ein mädchen oder überhaupt eine weibliche

person, die zu nichts lust noch geschick hat. In Schambachs wtb. findet sich *lûlei* = faulenzer, tagedieb. Dem schäfer, der gleichsam zum symbol der faulheit geworden ist, ruft man zu: *schâper, lûlei stinket as en fûl ei.*

3) S. 56 **geckeln.** *Den ritter weiss er zu setzen, den roche zu ziehen und die bauren zu gekeln, aber die fraue ist sein meister in dem spiel.* Klaiber meint: „*geckeln* ist wol = *gecken*, d. h. stechen, hier = eine figur im schachspiel nehmen" und vergleicht dazu Brem.-sächs. wb. 2, 493, wo geck das gelenk im kälber- oder schöpsenkopfe ist. In *gekeln* sehe ich eine art synonym zu setzen und ziehen und verstehe nicht nur unter dem *ritter* und dem *roche*, sondern auch unter den *bauern* die eigenen figuren des N. Franciscus. Wie er seinen ritter, d. h. seine offiziere zu setzen, den turm zu ziehen weiss, so versteht er auch seine bauern zu *gekeln*, d. h. gut zu decken. Dieser dritte gedanke wäre demnach den beiden ersten parallel. Zwar kann ich *gekeln* in dieser bedeutung nicht belegen; aber im ags. findet sich ein *ȝéocian* = servare, salvare (Bosworth-Toller s. 423[b]), das lautlich und der bedeutung nach gut passen würde. Klaibers erklärung gefält mir deshalb nicht, weil nach ihm der *ritter* und *roche* die figuren des Franciscus, die *bauern* aber die seines gegners sind.

BLANKENBURG A. H. ED. DAMKÖHLER.

---

4) Die ausdrücke *robunten* und *robbinesspiel* (diese zeitschr. XXVI, 34 fg.) beziehen sich offenbar auf das beliebte osterspiel, in welchem Rubin, ein knecht des salbenkrämers, der hauptvertreter des komischen elementes ist. Mitteilungen über die verschiedenen versionen dieses spiels findet man in meiner Geschichte des neuern dramas I, 114 fgg. (vgl. auch s. 239 und 354 fg.); die von Klaiber citierten stellen sind als weitere belege für die verbreitung der Rubinscenen von interesse.

KRAKAU, JULI 1894. WILHELM CREIZENACH.

BOIES UNGEDRUCKTER BRIEFWECHSEL MIT GLEIM.

(Fortsetzung zu s. 364—384).

7. Boie an Gleim. Göttingen. 19. September 1770.

Mein theuerster Herr Kanonikus,

— Sehr gern hätt ich die Stelle angenommen, die Sie mir vorschlagen[1]. Sie hätte mich mit einer würdigen Familie, von der ich sehr viel Gutes weiss, in Verbindung, an einen Ort, den ich liebe, und meinem lieben Halberstadt näher gebracht. Ich muss sie jetzt ausschlagen, da ich seit acht Tagen eine andere angetreten habe[2]. Ich bekam einen Antrag von Braunschweig, schrieb, dass ich auf billige Bedingungen ihn annehmen würde, musste aber glauben, dass nichts daraus würde, da ich in vierzehn Tagen keine Antwort bekam. Ich bleibe jetzt hier bei einem jungen Engländer, den ich deutsch lehre und für dessen übrigen Unterricht und Einrichtung ich Sorge tragen muss. — Ich darf mehr Glück bey dieser Stelle hoffen, als bey meiner vorigen. Der Himmel wird mich nicht wieder so hart strafen. — Ich stehe in Absicht des Gehalts ziemlich gut, und kann nebenher durch Unterricht der andern Engländer mir noch etwas verdienen. Ein Gerücht hat es mir schon gesagt, dass ich H. Jacobi hier bald erwarten darf, aber noch ist er nicht hier. Wie gross wäre meine Freude aber gewesen, wenn Sie mich so unvermuthet selbst überrascht hätten. Um keine andre hätt ich diese Freude vertauschen mögen. Vielleicht kommen Sie noch. Das Wetter ist wieder gut geworden. O wenn meine Hofnung erfüllt würde! ... Den Irrthum des Herrn Wielands werd ich erklären können. Was ich gesagt habe, schwebt mir noch in sehr frischem Gedächtnisse, weil ich gleich fühlte, dass ich es nicht hätte sagen sollen. Nicht von den Grazien, sondern vom Amadis war die Rede. Sehr unbedachtsam stiess ich heraus, dass ich Stücke daraus gesehen und bey Ihnen gesehen hätte. Nicht mehr und nicht weniger ist an der ganzen Sache. — Am Almanach wird itzt zu drucken angefangen. Ich hoffe noch immer einen kleinen Beytrag von Ihrer Hand. Sie versprachen mir die schöne Philaidilis ... Darf ich noch hoffen? Aber warum wollten Sie selbst die Lieder der Karschin ab-

1) Gleim empfahl ihn für eine erzieherstelle.

2) Am 29. oktober d. j. schreibt er an Knebel: „Ich trage wieder die Fusskette des Hofmeisters, aber sie ist nicht so eng als die vorige. Mein Eleve ist ein junger Engländer, bei dem ich mehr Gesellschafter, als Hof[illegible] bin.“ Vgl. Knebels Nachl. 2, 81. Weinhold (Boie s. 35) vermutete nach einer [illegible] stelle dieses briefes, Boie habe die stelle schon im august angetreten.

schreiben? Das sollen Sie nicht. Lassen Sie sie doch durch Ihren Bedienten abschreiben! Ein Liedchen von Beyern haben Sie mir auch noch versprochen ... Das schickt eben unser Jacobi zu mir. Diese Nacht ist er angekommen. Geschwind muss ich mich ankleiden, um ihn zu sehen .... Den ganzen Morgen bin ich bey ihm gewesen. — Sie haben an Thomsen geschrieben. — Er hat einige artige Sachen gemacht und ich hoffe bald mehr von ihm zu bekommen.

Ihr ergebenster Diener
Boie.

Ich lernte hier vor einiger Zeit den grossen Herder kennen. Sein Umgang hat seinen Schriften bey mir keinen Schaden gethan[1]. Ich kenne noch sehr wenige, die sich so leicht und angenehm auszudrücken wissen, als er.

8. Boie an Gleim. Göttingen. den 5 Nov. 1770.

— Ich wollte nur so lange mit meiner Antwort auf den Ihrigen (Brief) nicht warten, da ich Ihnen gerne so früh, als möglich sagen möchte, wie sehr viele Freude Sie mir durch Mittheilung der vortrefflichen Philaidilis gemacht haben. Sie wird eine der grössesten Zierden meiner Sammlung seyn, aber auch fürcht' ich, den grossen Abstand anderer Stücke, den ich nicht habe vermeiden können — Sie wissen aliter non fit liber — noch sichtbarer machen. Das Stück an H. ist allerliebst, und ich nehm es mit Vergnügen an. Seyn Sie sicher, dass den Verfasser niemand erfährt; ich habe viele Namen darunter, die keiner weiss als ich. Ich weiss wohl, dass jetzt diess der einzige Weg ist, den Verfasser eines Stücks zu verbergen[2]. Damit er noch sicherer verborgen bleibe, hab ich alle Stücke mit verschiedenen Buchstaben bezeichnet. Nun mögen unsre Afterkritiker, deren grösste Kunst ist Namen zu wissen, und nach diesen Werke zu beurtheilen, denn rathen![3] In der Mitte des Decembers wird das Büchlein erst fertig. Ich bin wegen der Verzierungen sehr verdriesslich. Die Saumseeligkeit des Verlegers hat mich um die von unserm Meil gebracht. Nun muss ich nehmen, was ich bekommen kann. Überhaupt ärgre ich mich, dass ich je eine Bahn betreten habe, vor der ich mich gewiss gescheut hätte, wenn ich sie gekannt hätte. Nur mit vorzüglichen Talenten, oder vorzüg-

1) Ähnlich schreibt er am 29. oktober d. j. an Knebel: „Auch den grossen Herder hab' ich hier kennen lernen."

2) Dagegen schreibt er an Knebel am 29. oktober d. j.: „Ich habe von G.(leim) diessmal einige Lieder. — Ich werd' ihn meistens nennen, und Alle nennen, die genannt werden können."

3) Vgl. über den Almanach Weinhold a. a. o. s. 232 fgg.

licher Unverschämtheit kann man das erste Thor öffnen. Ich habe beyde nicht, und die letzte dringt so nicht weiter. Mit einem ofnen Hasse gegen alles, was Niederträchtigkeit und Kabale heisst, hätt ich freylich mich nicht auf einen Platz wagen sollen, wo jetzt beyde die Oberhand zu spielen scheinen. Sie haben vermutlich nicht gesehen, auf welche Art mir der würdige Klotz mitgespielt hat, oder mir mitspielen lassen[1]. Ich hab aber schon zu lange gelernt eine solche Art zu handeln zu verachten, um mich dadurch aufbringen zu lassen. Im Stillen sich hinsetzen, und seinen Geschmack mit den Schönheiten der Alten und Neuern unterhalten, scheint mir klüger, als sich fruchtlose Mühe geben, ein Ziel zu erreichen, von dem man sich bey ruhiger Überlegung sehr weit entfernt sieht, so nah es in gewissen Stunden scheint. Sie haben doch die treffliche Nachahmung des Catullischen Sperlings in den Neuen Zeitungen gelesen? Welch ein Stück! Ich höre den Nachklang noch immer in mein Ohr. Wer mag der Verfasser seyn? Wahrlich wenn es ein Unbekannter ist, so haben wir Ursache, uns über viele kritische und poetische Misgeburten zu trösten. Sie wissen ohnezweifel, dass Klopstock nicht mehr in Kopenhagen ist. Er folgt dem Schicksale seines grossen Freundes, behält aber seine Pension. Unser Land ist sehr gestraft, einen der grössten Männer zu verlieren, die es gehabt hat. Alle meine Hoffnungen in meinem Vaterlande sind durch Bernstorfs Fall verwelkt. Man fürchtet, dass K. wohl mit der Zeit nach Wien gehen könne. Von dem Schicksale Ihres Buchs weiss ich noch nichts. Thomson hat mir auf meinen letzten Brief noch nicht geantwortet. — Nun aber was werden Sie zu der Romanze sagen, die ich gereimt und Ihnen zuzueignen gewagt habe?[2] Ihre Freundschaft wird sie entschuldigen, wenn Ihr Geschmack sie auch nicht billigen kann. Wenn Sie aber Dinge bemerken, die sich ändern liessen, so schreiben Sie mir doch geschwind, denn ich fürchte, so viel ich auch dawieder zu erinnern habe, muss ich sie doch drucken lassen, weil — ich sonst nicht genug habe, den Platz auszufüllen.

9. Boie an Gleim. Göttingen. 29 Nov. 1770.

—[3] Dass unser grosse Maecen gestorben ist, wissen Sie schon. Man ist hier sehr bestürzt darüber. Nun weiss ich auch, welche Ur-

1) Eine anspielung auf die recension der Klotz'schen bibliothek über den Almanach.

2) Eine übersetzung der französischen romanze von de la Place: La matrone gauloise. Boie widmete sie Gleim und rückte sie 1771 in den Musenalmanach ein. (S. 169—175.)

3) Dem schreiben geht eine reihe persönlicher bemerkungen voran.

sache mir Klotzens Zudringlichkeiten[1] zugezogen. Der elende Schmid hat ihm einen Brief gezeigt, worin ich ihn — als ich ihn noch einer Freundschaft würdig hielt — abrieth, sich in solche rege Verbindungen einzulassen, die ihm bey dem edlern Theil der Welt, keine Ehre bringen könnte.

10. Gleim an Boie.[2] Halberstadt d. 15ten Jan: 1771.

Zu Göttingen, mein liebster Herr Boie, soll ein ganz vortreflicher Kopf sich aufhalten, Nahmens Bürger; er soll aus Aschersleben gebürtig, und folglich eine Meile von mir, zu Hause seyn; man hat mir Wunder von ihm erzählet. Er soll den Homer übersetzen und vortreflich! Können Sie mir's verdenken, wenn ich augenblicklich mich nach ihm erkundige? Meinem Boie sollt' er unbekannt geblieben seyn? Warum aber hätt' er mir von Ihm noch nichts gesagt? Alle Fragen bey Seite, mein lieber Herr Boie! Kürtzer ist, Sie zu bitten, mir doch mit der ersten Post alles das zu sagen, was Sie von dem jungen Unbekannten wissen! Denn so ganz unbekant ist er mir, dass ich auch nicht einmahl seinen Nahmen nennen gehört habe. Das aber bedinge ich, mein werthester Freund, dass Sie dem Herrn Bürger von meiner Erkundigung nichts sagen. Schade! sagte der erste, der seinen Nahmen nannte, dass er sich dem Trunk zu sehr ergeben hat! Wäre dieses, so möcht' ich schon desswegen nicht, dass er's erführe! Die anderen Ursachen gehen nur mich an. Wie aber, wenn Sie fänden, dass es mit dem Jammer Schade! seine Richtigkeit hätte, würden Sie dann nicht gleich vor Eyfer brennen, ein junges Genie vom Verderben zu retten? Und dürft' ichs wohl wagen, Sie darum zu bitten, dass Sie mit dem Genie Bekantschaft machen, und in bessere Gesellschaft einführen möchten, denn ohne Zweifel wird er durch die Gesellschaft, in die er zufällig gerathen ist, verdorben; ein Genie verdirbt sich nicht selbst, aber es kann von andern leicht verdorben werden. Ich schreibe nur von dieser Sache, denn ich möchte nicht gerne Ihre Aufmerksamkeit darauf zerstreuen, und bin, wenn Sie mir bald Nachricht geben, noch mehr als schon itzt

Ihr Gleim.

1) Über Boies beziehungen zu Klotz vergleiche man Weinhold s. 13. 143. 236—243.

2) Unvolständig abgedruckt im Litorar. conversationsblatt für 1821 nr. 275, s. 1100, und ergänzt bei Strodtmann, Briefe an Bürger, I. nr. 9. Die vielen formalen und sachlichen änderungen, die Strodtmann hier und sonst unternahm, mögen den widerabdruck des briefes rechtfertigen.

11. Boie an Gleim. Göttingen. den 20 Jenner 1771.

—[1] In Absicht des Tadels der Löwenschen Erzählung fürcht' ich haben Sie Recht. Ich hätte sie nicht sollen drucken lassen. Aber man sieht so leicht eine Sache nicht von der rechten Seite an, wenn man flüchtig ist. Ich brauchte just ein Stück von der Grösse, um ein andres zu ersetzen, das ich aus gewissen Ursachen nicht drucken lassen konnte. Herr Kästners Erzählung ist sehr auf unsre Zeiten eingerichtet. Gewisse Kunstrichter brauchen ihn nicht zu reizen, denn er hat viel im Vorrath. — Thomson hat Ihren Brief mit dem grössesten Entzücken endlich erhalten, und, wie er mir schreibt, auch gleich beantwortet. — Jetzt ist mein eifrigster Gedanke, die Subscription zu machen. Sobald ich in den wichtigsten Städten Deutschlands Collekteurs und Namen von Ansehen, um sie zu unterstützen genug habe, wollt ich den Plan drucken lassen[2]. Der Preis könnte wohl nicht unter einem halben Louisd'or für die bessern Exemplare seyn, und das wegen Verschiedenheit des Goldes und Silbers, aber auch nicht über, weil ich nicht gute Bogen genug geben kann. Schwerlich werden es über zwölf werden. Die Stücke aus dem Musenalmanach wollt ich dem Plane wieder beydrucken lassen, um mir die neuern Stücke zur Sammlung nicht zu nehmen. In vielen Städten Deutschlands habe ich schon Collekteurs, werde es aber mit Dank annehmen, wenn sie mir noch einige vorschlagen wollen. In Wien, Dresden und überhaupt in dem oberen Theile von Deutschland habe ich keine Bekannte. H. Jacobi beredete vielleicht seinen Bruder in Düsseldorf sich dort der Collektion anzunehmen, oder könnte einen andern seiner Freunde dazu bereden. In Zelle hab ich auch keinen. Wenn H. Wieland in Erfurt seinen Namen hergeben wollte. Mit den andern hätt ich nicht gern was zu thun. Alles dieses ist nur Vorschlag. Ich erwarte erst Ihre Erklärung und werd ohne dieselbe keinen Schritt thun. Aber halten Sie sie nicht zu lange auf. Im Sommer muss ich Sie selbst sprechen, und sollt ich allein darum, eine Reise nach H. thun. Herr Nikolai wird den Druck besorgen, und wenn die Subscription geschehen ist, die andern Exemplare verkaufen. Immer zum Vortheil des V., denn er wird sich nicht so eigennützig dabey betragen, als Winter bey Herausgabe der Karschin. Es ist für den Debit wichtig, dass man einen Buchhändler von so ausgebreitetem Handel hineinzieht. H. Meil hat mir eine

1) Den anfang des briefes bilden einige unwesentliche bemerkungen über Gleims und Jacobis beiträge zum Almanach.

2) Am 4. oktober 1771 schreibt er an Knebel: „Auf Gleim's Werke hab' ich trotz aller Mühe nur dreissig Praenumeranten zusammengebracht."

Vignette versprochen, und man könnte von den eingelaufenen Geldern noch einige bezahlen. — Haben Sie nicht gelacht, als Sie die Verbesserungen der Nänie im andern Almanach lasen? Welch ein feiner Einfall!

12. Boie an Gleim.[1] Göttingen. 28. Jan. 1771.

Ihr Brief, mein theuerster Herr Kanonikus, ist mir ein neuer Beweis von Ihrem Enthusiasmus für die Musen, und von Ihrer edlen Denkungsart. Ich eile Ihre Fragen mit der ersten Post zu beantworten. Ich kenne Herrn Bürger nicht allein, sondern er ist auch mein Freund, so lang'[2] ich ihn kenne[3]. Er verdient allerdings von Ihnen und allen, denen die Ehre unsrer Nation am Herzen liegt, gekannt und aufgemuntert zu werden. Warum ich aber Ihnen einen jungen Mann von so viel versprechenden Talenten nicht eher genannt habe, das weiss ich mir selbst nicht zu erklären[4]. Thun hätte ich es sollen, das sehe ich nun wohl ein, da ich Ihre Freude bey Entdeckung eines jeden neuen Talents, und Ihre Bereitwilligkeit, es zu unterstützen und andern sichtbar zu machen kannte. Genannt hab ich Ihnen indess, so viel ich mich erinnere, doch seinen Namen schon, da ich Ihnen vorigen Winter, vor meiner Reise nach Berlin, die Stutzer Ballade[5] von ihm vorsagte, die jetzt, aus den Unterhaltungen abgedruckt, in dem Schmidischen[6] Almanach steht[7]. Ich wartete ohne Zweifel, bis ich Sie mit etwas Vollendeterm[8] von seiner Hand überraschen könnte. Das kann ich immer noch nicht, aber ich kann Sie versichern, dass er sehr schätzbare Fragmente in seinem Pulte hat, deren Ausführung, wenn man ihn dazu bringen könnte, nothwendig ihm einen Nahmen machen müsste. In meinem Almanache ist das schöne Trinklied[9] von ihm, und Herr Jacobi wird Ihnen vielleicht etwas von meiner comischen Romanze, Europa, gesagt haben, von der ich ihm Fragmente zeigte, und die ich nächstens Ihnen gedruckt zuzusenden hoffe. Ehe ich mehr von ihm sage, will ich, mit aller Offenherzigkeit, die ich bey Ihnen

1) Antwort auf nr. 10. Unvolständig abgedruckt im Liter. conversationsblatt nr. 278, s. 1112, und ergänzt, doch ungenau, bei Strodtmann nr. 11.

2) Strodtmann: lange.

3) Vgl. Weinhold, Boie s. 24.

4) „Ein junger Mann“, schreibt er am 1. märz d. j. an Knebel, „von Genie, Laune und Gelehrsamkeit.“ Boie selbst war Bürger bereits seit 1769 bekannt.

5) Strodtmann: Stutzerballade.

6) Strodtmann: „Schmid'schen“.

7) 1771, s. 60—62.

8) Strodtmann: „vollendeterm“.

9) Bacchus.

brauchen kann, von seinem Charakter und seiner Lage Ihnen Rechenschaft geben. Er hat in Halle Theologie studiert, unter Meuseln einmal disputirt, und mehr durch sein Genie[1] als durch Fleiss so viel gelernt, dass er sicher sein Glück gemacht haben würde, wenn nicht seyn freyes, lustiges Leben die Herren Theologen verhindert hätte, ihm gute Zeugnisse zu geben. Eben das, was auf einen edlen[2] Zweck gelenkt, den Mann von Genie so weit über gemeine Menschen erhebt, führt ihn auch an der andern Seite weiter als diese, wenn er nicht früh genug mit Männern von edler Denkungsart umgehen und seinen sittlichen Charakter nicht in einer feinen, edlen Erziehung verbessern kann. Das war das Unglück meines Freundes. Ohne alle Erziehung, ohne Geschmack wurde er auf das Pädagogium zu Halle geschickt, das nach dem Bekenntnisse, das mir mehrere, die da gewesen, gethan haben, nicht mehr die Schule der Sitten und der Tugend ist. Er lernte etwas und vertauschte die Schule mit der Universität. Hier fuhr er fort, wechselweise zu schwärmen und zu studieren, und würde, durch das Beispiel des Lehrers aufgemuntert, den er sich wählete[3], vielleicht nie einen andern Weg gegangen seyn, als diesen, worauf in unsern Tagen so viele gute Köpfe verunglückt sind, wenn er nicht hieher gekommen wäre. Er sahe selbst ein, dass es mit der Theologie nicht gehen würde, und beredete seinen Grosvater, von dem er abhängt, ihn nach Göttingen zu schicken, um die Rechte zu studieren. Das that er auch mit einem Eifer, der ihn in einigen Jahren sehr geschickt[4] darin machte, fand aber noch immer Zeit, die schönen Wissenschaften gründlicher zu studieren, als man sie gemeiniglich zu studieren pflegt. Indess brachte ihn eine unglückliche Gewohnheit und Mangel an guter Geselschaft noch immer wieder in seine vorigen Ausschweifungen, und dadurch wurde sein Grosvater so aufgebracht, dass er seine Hand gänzlich von ihm abzog. In dieser traurigen Lage ist er noch, aber, so unglücklich sie ihn in mancher Absicht[5] macht, hat sie doch gute Folgen für ihn gehabt. In dieser Zeit ward ich mit ihm bekannt. Die Anhänglichkeit an Meynungen, die ich nicht mehr hatte, die Zuversicht, die alle Gelehrte von einer gewissen Sekte haben, und die mir von Tag zu Tage unerträglicher wird, weil sie ein sicherer

1) Strodtmann: „durch Genie“.

2) Strodtmann: „edeln“, dagegen später „edlen“.

3) Klotz. Strodtmann schreibt: „wählte“, wie auch später „sah“ anstatt „sahe“ u. a. m.

4) Strodtmann: „Jahren geschickt“.

5) Str.: „Hinsicht“.

Beweis ist, dass man noch nicht viel gesehen hat, und nie weit sehen wird, machten, dass wir trotz unsrer[1] Bekanntschaft, noch immer entfernt blieben. Der genaue Umgang mit meinem Freunde Gotter, der mir damals wenig Zeit und wenig Lust zu einem andern liess, trug vielleicht auch etwas dazu bey[2]. Einerley Liebe zu den Musen, einerley Studien mussten uns indess näher vereinigen, und nach Gotters Abreise sahen wir uns schon öfterer[3]. Ich reisete indess nach Berlin, und seit meiner Zurückkunft leben wir als Freunde mit einander. Er hat seitdem das Spanische sehr weit getrieben, und ist ganz zu den griechischen Musen zurückgekehrt. Die erste Frucht dieses Umganges wird eine Übersetzung des Romans von dem ephesischen Xenophon seyn, der nicht ohne Interesse ist, und wegen seines Alterthums schon Aufmerksamkeit verdienet[4]. Er hat mit einer Übersetzung des Homers[5] angefangen, wird aber mit aller der Bedachtsamkeit[6] und Reife des Urtheiles fortfahren, die eine solche Unternehmung erfordert, wenn sie nicht scheitern soll, wie alle vorhergegangenen. Noch ist er willends sie in Jamben zu machen, und hat auf diese Art schon ein Buch fertig. Die Probe macht ihm die grösseste Ehre, ob ich gleich noch immer ihm[7] meine Zweifel mache, dass die Majestät des Homerischen Hexameters sich in deutschen Jamben nicht wohl copiren lasse. Ich weiss, die Italiener haben einen Homer in versi sciolti, die Engländer sogar in Reimen, aber beyde haben auch keinen Hexameter, wie wir. — —
H. B. lebt itzt auf eine untadelhafte Art, und ich verspreche der Nation von seinen Talenten nicht wenig. Gelitten haben sie bey seiner vorigen Lebensart, aber zerstört sind sie nicht. Ich glaube, dass der Eintritt in die feine und gesittete Welt ihn jetzt zu einem vollendeten Manne machen und leicht das Rohe abschleifen würde, das ihm noch von seiner vorigen Lebensart übrig geblieben ist. Ich habe schon verschiedene Versuche gemacht, ihn aus seiner Lage zu reissen, aber alle sind noch vergebens gewesen. Er weiss nichts davon. Ich war willends, Sie zu bitten, ihm die Stelle zu verschaffen, die Ihre Güte für mich ausgefunden hatte, aber in der Zeit hatte er die gewisseste Aussicht auf einen wichtigen Posten, und ich konnte ihn nicht zwischen zwey Thüren stellen. Es scheinet nichts daraus zu werden, und nun ärgert es mich sehr, dass ich mich nicht früher an Sie gewandt habe. Wird ihm nicht bald geholfen, so sind wir in Gefahr um einen vortreff-

1) Str.: „unserer", so auch weiter: „anderen" u. ähnl.
2) Str. schreibt „bei", sonst aber „bey".
3) Str.: „öfter". 4) Str.: „verdient". 5) Str.: „Homer".
6) Str.: „aller Bed." 7) Str.: „obgleich ich ihm".

lichen Kopf zu kommen. Hier sehe ich keine Aussicht für ihn, und seine Freunde sind alle nicht in der Lage, ihm so nachdrücklich zu helfen, wie sie gern wollten. Herr Klotz nimmt sich seiner sehr an, und ich freue mich darüber, ob ich gleich, um B(ürgers) selbst willen, nicht wünsche, dass er durch ihn zuerst in die Welt eingeführt würde[1]. Das würde ihm sicher in der Meynung derer schaden, deren Beyfall ein Mann, der edel und fein denkt, nur sucht. Ich würde mich vor mich selbst schämen, wenn ich einen Funken persönlichen Grolles wider K(lotz) in mir hätte. Ich verkenne sein Genie nicht, aber ich bin zu sehr von dem grossen Schaden überzeugt, den er in unsrer Litteratur angerichtet, als dass ich die Vereinigung eines guten Kopfes mit ihm ohne Schmerz sehen könnte. Sie ist seinen Sitten und seiner wahren[2] Grösse gleich nachtheilig. Wie kann der gross werden, der frühzeitig lernt, dass es Nebenwege giebt, zu dem Tempel der Ehre zu kommen? Sie führen freylich nur zu dem Tempel der Aftergöttinn, aber der arme betrogene findet gemeiniglich seinen Irrthum erst, wenn es nicht mehr Zeit ist, zu dem andern zurückzukehren. Das ist alles, was ich Ihnen von und über H. B. sagen kann. Seine itzige Denkungsart macht ihn der Aufmunterung, der Unterstützung eines jeden würdig, dem Gelehrsamkeit und Talente keine gleichgiltigen Dinge sind. Von seiner vorigen Lebensart kann H. J(acobi) alles bezeugen, was ich gesagt habe, seiner itzigen kann ich das beste Zeugnis geben. Mein ganzer Brief wird [3]zeugen, dass ich unparteyhisch geredet, oder wenigstens zu reden gesucht habe[4]. Um Ihnen einen völligen[5] deutlichen Begriff von ihm zu geben, habe ich sogar meines Freundes nicht geschonet; aber er selbst würde alles billigen und bestätigen, was ich gesagt habe, so bald er den Mann kennte, dem ich es sage. Er wird sicher nicht wieder in seine vorigen Fehler zurückfallen, da er sie und ihre Folgen kennt, und auch edle und bessere Freunde finden, seitdem er sie zu haben verdient. Seine itzige Lage, so traurig sie[6] ist, war zu seinem wahren Wohl vielleicht nothwendig. So sind die Wege der Vorsicht. Sie erlaubt oft einem Menschen hart, ja grausam zu seyn, um durch ihn einen andern zu bessern, dessen sie sich vorzüglich annimmt[7]. H. Jacobi's neues Produkt erwart ich mit aller Sehnsucht des Liebhabers der Musen und des Freundes von dem Dichter. Ich empfehle

1) Str.: „werde". 2) Str.: „seiner Grösse".
3) Str.: „wird bezeugen".
4) Es folgen nun einige unwesentliche persönliche bemerkungen.
5) Str.: „völlig". 6) Str.: „wie sie ist".
7) Die folgende briefstelle fehlt bei Strodtmann.

mich ihm auf das wärmste. H. Kästners Rede werden Sie nun haben. Dietrich hat, wider mein Wissen, statt Exemplare ohne Alm. Ihnen welche damit geschickt. Ich hoffe nicht, dass diese Unbesonnenheit Ihnen Ungelegenheiten gemacht haben wird. Ich bin mit meinem ganzen Herzen der

Ihrige B.

13. Boie an Gleim[1]. Göttingen. den 18ten Merz. 1771.

Ich kann nichts bessers[2] thun, mein theuerster Herr Kanonikus, als Ihren Brief gleich beantworten. Ich danke Ihnen unendlich wegen aller der Mühe, die Sie sich des guten B. wegen gegeben. Dass sie von Seiten des Grosvaters fruchtlos seyn würde, das hätt' ich Ihnen wohl vorher sagen können. Der Alte muss der besonderste Mann von der Welt seyn. Vor einem halben Jahre fast hatte der gute junge Mann Hoffnung Legationssecretair in Warschau zu werden. Er war von hier aus mit den besten Emphelungen dazu vorgeschlagen worden, und seine Freunde hatten sich schon geschmeichelt, dass es gewiss durchgehn würde. Die Abrufung des Generals von Weymarn, bey dem er kommen sollte, muss vermuthlich das Projekt zu Wasser gemacht haben. B. schrieb, auf meine Bitte, an seinen Grosvater, um ihm vorzustellen, ob er, wenn was draus würde, nicht seine hiesigen Schulden bezahlen wollte. Nichts, war die Antwort, die er ihm gab, und der Brief schloss sich mit Anwünschung eines baldigen seeligen Endes. Das schlimmste ist nur, dass er wegen seiner hiesigen Schulden nicht leicht eine auswärtige Stelle annehmen kann, wenn sie nicht so ist, dass die Schuldner eine baldige Bezahlung erwarten dürften. Vor einigen Tagen kommt hier ein junger Engländer an, der reich ist und einen Hofmeister braucht; zum Unglück bin ich nicht gleich bey der Hand, und es wird einer unterschoben, den ich just von allen am wenigsten gewählt hätte. Aber ich bin nicht ohne Hoffnung, ihm noch auf andre Art zu helfen. Gott geb'[3] es, dass ich kann. Die Magdeburgische Stelle, die Ihre Güte ihm vorschlägt, kann er wohl aus oben gesagten Gründen nicht annehmen. Er weiss zu viel, um auf Klotzens Halbgelehrsamkeit zu bauen, aber Kl. hat ihm so viel gutes erwiesen, dass es Undankbarkeit wäre, wenn er wider ihn wäre. Für ihn kämpfen soll er aber eben so wenig, so nöthig auch Kl. bey seiner halbdesertirten, halb furchtsamen Armee junge rüstige Streiter

1) Unvolständig abgedruckt im Literar. conversationsblatt nr. 287, s. 1147; nur teilweise ergänzt und geändert bei Strodtmann nr. 12.

2) Strodtmann: „besseres“.

3) Strodtmann: „gebe“.

braucht. —[1] Klopstocks kleine Schriften sollen heraus seyn. Vermuthlich nur ein unbefugter Nachdruck der schon bekannten Stücke, mit einigen ausgekundschafteten neueren verbrämt[2]. Bode schrieb nur vor 14 Tagen mir noch, dass seine Oden nun vermuthlich fertig würden. Wie brenn' ich darnach! Wielands Amadis habe ich ebensowenig gesehen. Mich wundert, dass Reiche sie H. Heyne nicht geschickt, an den er doch vor einigen Tagen unsere Sachen gesendet. Über die Rezension der Grazien habe ich mich schon gegen H. Jacobi erklärt. Der Verfasser hat sicherlich weder Wielanden noch den guten Geschmack beleidigen wollen, aber er konnte von Grazien nicht urtheilen. H. Heyne hat mir versprochen, dass er künftig auf alle Art dergleichen schiefe Urtheile des Genies, die lange genug die schwache Seite unsrer Zeitung gewesen sind, zu verhindern suchen will. Auf die guten Köpfe, die Sie mir von H. aus ankündigen, bin ich nicht wenig neugierig. Vielleicht kann ich Ihnen aber auch bald etwas verrathen, worüber Sie sich freuen werden. Schade dass Cramer nicht nach Klosterbergen kömmt! Wenn man nur nicht Büschingen dahin bringet! Warum denkt man aber nicht an einen ganz vortreflichen Mann, dessen, ich sage es ungerne, mein Vaterland nicht werth ist, an den H. Ehlers in Oldenburg? Ich habe ihn in der Nähe, unter seinen Schülern gesehen, und ich weiss noch keinen, der mir so zum Unterricht junger Leute gebohren schiene. In Old.(enburg) erfährt er alles, was ein aufgeklärter Kopf an einem Orte erfahren kann, wo die Dummheit verjährt ist, und sogar auf dem Priesterstuhl sitzt. Wenn Sie glauben, dass der Musenalmanach einen Dank verdient, so gehört er mir. Aber wegen des Verdienens kann ich mit mir gar noch nicht so recht einig werden. Warum liess ich doch den muthwilligen Kanonikus nicht heraus! Wegen der Zukunft seyen Sie sicherer. Unser Meil macht hoffentlich die Verzierungen. Von Michaelis weiss ich nichts. Die Schauspielergesellschaft ist in Hannover. Vermuthlich ist er auch da. Auf Ostern geh ich vielleicht mit meinem Eleven dahin; dann kann ich Ihnen mehr sagen. Herder ist, so viel ich weiss, noch in Strasburg. Mit dem Prinzen ist er wenigstens nicht nach Italien gegangen. Schade dass ihm die Gelegenheit entgangen ist. Ohne Zweifel ist er noch mit seiner Kur nicht durch. Bei der Rückreise nach Bückeburg hof' ich ihn hier wieder zu sehen. Was sagen Sie zu der Münze, die der Graf auf unsern Kästner prägen lassen?

1) Die ganze folgende briefstelle bis „nicht gekommen“ fehlt bei Strodtmann.

2) Die Darmstädter ausgabe. Vgl. meine schrift: Klopstocks Oden. Leipziger periode. Wien, 1880.

Wir fangen doch an, Verdienste zu kennen. Wegen Thomsens müssen Sie noch näher mit mir reden. Wie soll ich die Subscribenten, auch nur zu einem halben Louisd'or, vergnügen, da ich kaum zwölf Bogen voll machen kann, wenn noch so weitläuftig gedruckt wird? Ich fürchte, die Zeit der uneigennützigen Unterstützung des Genies ist noch in Deutschland nicht gekommen. Unendlich angenehm ist mir die Nachricht wegen der endlichen Ausgabe Ihrer Gedichte gewesen. Sollen Subscribenten gesammlet werden, so setzen Sie mich, H. Gottern in Wetzlar, und viele andere, die ich Ihnen nennen werde, in Gegenden, wo die Musen noch etwas fremd sind, unter die Collekteurs an. Mich besonders vergessen Sie nicht, denn ich bin stolz, auch nur auf diese Art von Ihnen genannt zu werden. [1]Hat man aber denn gar kein Mittel, den Bösewicht Hechtel zu bestrafen, wie ers verdient? Für öffentliche und auch die bittersten Vorwürfe haben die Doxleys und Hechtels kein Gefühl. Prügel, Gefängniss — das haben die ja wohl vorzüglich verdient, die ihre Nation durch Diebereyen um Werke zu bringen fähig sind, die noch in den fernsten Zeiten die Ehre unsrer Periode seyn sollen. Hat Hechtel denn wider nachgedruckt? Wir haben hier nichts davon gehört und gelesen. Hätt ich nur die Titel des Nachdrucks, es sollte hier gewiss nachdrücklich gerügt werden. Aber es ist ja noch wohl nicht erschienen, wie ich sehe, und so geht es nach dem Plane der Zeitung nicht an, davon zu reden.

Für Ihr abgeschriebenes Gedichtchen sag ich Ihnen allen den Dank, den es verdient. Mögen Sie doch die Grazien und Musen dafür belohnen, dass Sie mich zuweilen mit solchen Leckerbissen erquicken! Ich gehe jetzt mit starken Schritten mit meinen Engländern die deutsche Litteratur. Sie haben bey Lesung der Kriegslieder geglüht und fordern mehr so starke, so simple, so erhabene Sachen von mir, und ich weiss nichts zu geben. Ich hatte Unrecht, dass ich Ihnen unter unsern Poesien zuerst ein solches Meisterstück wiess. Mit Einem fang ich itzt an den Messias zu lesen. Ich hoffe, es soll unter diesen jungen Männern doch Einer seyn, der Einer der edelsten Nationen des Erdbodens einmal sagt, dass wir in manchen Arten den Flug ihrer Muse erreicht, in manchem sie überhohlt haben. —

14. Boie an Gleim. Göttingen. den 1ten May. 1771.

— [2] Unser Jacobi wird dem geliebten Düsseldorf schon nahe seyn, wo er nicht bereits in den Armen seines Bruders ist. Ich hab ihm

1) Das ganze bis „davon zu reden" fehlt bei Strodtmann.

2) Boie ist um Gleim wegen seines langen schweigens besorgt.

nach Hannover geschrieben, aber so kurz, so unbedeutend, dass ich nicht daran denken mag. — Ich hoffe H. Jacobi auf seiner Rückkehr einige Tage bey mir zu sehen. Wenn Sie doch auch zu der Zeit Ihre so lange vorgehabte Reise nach Göttingen möglich machen könnten! Sie würden gewiss diese Reise nicht bedauern, wenn Sie sie einmal gethan hätten. Ein(em) Mann, dem die Ehre der Nation so heilig ist, wie Ihnen, kann gewiss der vornehmste Sitz der deutschen Gelehrsamkeit nicht gleichgültig seyn. Und wenn gleich die deutschen Musen hier noch keine Freystatt gefunden haben, so kann ich Sie doch versichern, dass Sie hier viele warme Freunde und Verehrer haben. Vor allem spricht unser würdiger Heyne nie als mit der grössesten Achtung von Ihnen. — Ich thue auf Pfingsten mit dem vortreflichen Mann eine Reise nach Braunschweig und Wolfenbüttel[1]. — Die Messe hat uns doch einige Sachen gebracht, die Aufmerksamkeit verdienen. Nächst dem neuen Meisterstücke des unerschöpflichen Wielands hat mich besonders die Inoculation der Liebe gefreut[2]. Sie scheint mir des Vaters der Wilhelmine vollkommen würdig. Welche leichte, sanfte Versification, welche Naivetät und welch ein Reiz über das ganze verbreitet! Wenn sich die Zahl unsrer guten Originalstücke so vermehrt, wie seit einigen Jahren, so werden wir sehr reich werden. Klopstocks Oden sind noch nicht fertig, werden aber bald erscheinen. Sie werden sich auch gefreut haben, dass unsre Afterkritiker, wie sie sich rühmten, nicht die Schleswigischen Litteraturbriefe unterdrückt haben. Sie werden von nun an richtig fortgesetzt werden. Im ersten Stücke kommt, unter andern wichtigen Sachen, eine pindarische Ode von einem jungen Dichter, die man mir sehr gerühmt hat. Die neue verbesserte Ausgabe des Hypochondristen gehört auch unter die Werke, worauf ich mich sehr freue. Es ist doch bey allem vielleicht die originalste Wochenschrift, die wir haben. Der unbefugte Nachdruck drohte uns ganz um die Originalausgabe zu bringen. Wer ist der Herr Sangerhausen, von dem ich im Laden einige poetische Blätter durchgeblättert habe, die ein nicht gemeines Genie verrathen? Ich vermuthe, dass er in Halberstadt ist, und wenn ihm an der Hochachtung eines Unbekannten etwas gelegen ist, so bitt' ich ihn der meinigen zu versichern[3]. Klotz soll wieder für gut gefunden haben, mich auf

1) Boie unternahm die reise in begleitung des jungen grafen Reventlow. Siehe Knebels Nachl. II, s. 97. 2) Von Thümmel. Leipzig, 1771.

3) Über Sangerhausens anteil an dem Halberstädter dichterkreise vgl. meine programm-arbeit: F. L. W. Gleim, der freund und der dichter der jugend. Wien, 1894.

eine sehr nichtswürdige Art zu mishandeln. Ich weiss nicht, wie der Mann so ohne Noth die Zahl seiner Feinde vermehren mag. Mit mir ist er freylich sicher, denn ich werde nun einmal nicht antworten. Wenn ich das wollte, so müsste ich ihn nicht so kennen und verachten, wie ich thue. Seine unverschämten Lobsprüche haben unserm J. mehr Schaden gethan, als alles. Feinde kann ein so liebenswürdiger Mann und Dichter sonst nicht haben. — Mit meinen Reimereyen ist es ganz aus. Ich kann mir selbst nicht in vier Zeilen Genüge thun, wie sollt ich andern meine Schwäche zu zeigen wagen! Ihnen darf ich sie getrost zeigen; deswegen wag ich eine Nachahmung des Bernardischen Liedes an die Rose beyzulegen, die neulich durch die erste Rose und durch die Bitte eines liebenswürdigen Mädchens veranlasst wurde.

15. Boie an Gleim. Göttingen, den 26. September 1771.

—[1] Das Stück über die Allgegenwart hat mich ganz bezaubert. Es wird eine Zierde meines künftigen Almanachs seyn. Es ist mir nicht zu ernsthaft, und mir aus diesem Grunde eben noch willkommen gewesen. Ich befürchte so, zu wenig für den ernsthaften Leser zu haben, und ich muss für alle sorgen. Das deutsche Mädchen hat viel schönes, aber es gefällt mir doch nicht recht, wenn ich die Wahrheit sagen soll. Vielleicht liegt die Schuld an mir. Es scheint mir zu lang und an einigen Stellen zu gedehnt zu seyn. Vielleicht würd es gewinnen, wenn man es um ein Drittheil kürzer machte. Aber das Stück von Denis muss ich noch haben. Ich bitte Sie, so sehr ich kann. Herr Wieland hat zu meiner grossen Betrübnis sein Wort nicht gehalten. Von Jakobi hoff ich auch beynahe nichts mehr. Herr Meil hat sechs vortreffliche Vignetten und ein Titelkupfer dazu gestochen, das allein dem Büchelchen den Beyfall der Kenner erwerben kann. Von Petrarchs Phantasieen hab ich noch nicht gehört. Ich werde mich aber jetzt darnach erkundigen. Michaelis Briefe hab ich bekommen, und zum Theil mit Vergnügen gelesen. Zu Cassel bin ich noch nicht gewesen, und auch Sie seh ich diesen Herbst nicht mehr[2]. — Ich freue mich, dass meine Versuche Ihnen nicht gänzlich misfielen. Ein Liedchen, das ich nach dem französischen sang, schreib ich an die umgekehrte Seite des Briefes. Ich zeige es nur Ihnen, denn es ist zu sehr französich, um von einem Deutschen nachgesungen zu werden. — Neues hab ich von den deutschen Musen nichts gesehen, als die Jägerinn unsers Kretschmanns. Sie ist seiner würdig. Gotter hat noch immer die Plane zu Ihren Werken nicht, und kann daher keine Subscribenten sammlen.

1) Ausdruck der teilnahme über Gleims „finstere gemütslage“.

2) Er entschuldigt es durch arbeiten und geschäfte.

Das Gewitter.

„Chloe, siehest du die düstern,
Schauervollen Wolken ziehn?
Hörst du bange Winde flüstern? —
Lass uns zu dem Haine fliehn,
5 Wo das Dunkel hoher Buchen
Eine Zuflucht uns verspricht!
Eile, sie mit mir zu suchen! —“
Chloe schwieg, und eilte nicht.

Eine Hirtinn, die die Liebe,
10 Sich, und ihren Schäfer kennt,
Gerne treu der Tugend bliebe,
Und doch heimlich für ihn brennt,
Siehet überall Gefahren,
Trauet nie des Schäfers Wort.
15 Wenn hier Blitze schrecklich waren,
War es mehr ihr Hylas dort.

Aber schwarz, und schwärzer immer
Zieht das Wetter sich herauf;
Nur ein fürchterlicher Schimmer
20 Klärt den dunklen Himmel auf.
Zweifelnd noch in dem Entschlusse
Geht sie, bleibet wieder stehn;
Schrecken macht mit einem Fusse,
Liebe mit dem andern gehn.

25 Jetzo, schon auf halbem Wege,
Hällt sie plötzlich wieder ein;
Doch des Donners raschre Schläge
Treiben sie zuletzt hinein.
Lachend sieht sie Amor eilen,
30 Und sein Blick begleitet sie;
Man entgeht des Blitzes Pfeilen,
Aber seinen Pfeilen nie.

Endlich bey des Mondes Scheine,
Kehrte, mit verstörtem Blick,
35 Chloe langsam aus dem Haine
An des Freundes Hand zurück.

Nachtigallen sangen Lieder,
Duftend lag die Flur umher,
Ruhig war der Himmel wieder,
40 Nur ihr Herz war es nicht mehr.[1]

16. Boie an Gleim. Göttingen, den 8. November 1771.

Tausend Dank für die Mühe, die Sie sich genommen haben, das Denisische Gedicht selbst für mich abzuschreiben. — Ich möchte den liebenswürdigen Dichter wegen dieses Stücks gleich an mein Herz drücken; so sehr stimmt es mit meinen Empfindungen überein, und so sehr ist es wahr. Bisher hab ich Denis bewundert; jetzt lieb ich ihn eben so sehr. — Klopstocks Oden — Ich habe sie auch seit einigen Tagen[2]. Worte sind nicht genug, sie zu preisen. Wie gern möcht ich mit Ihnen sie bewundern, mit Ihnen mich jetzt darüber unterhalten. — Ich nehme mit Vergnügen ein Exemplar von den Briefen unsers guten M.[3], und werde alles anwenden noch mehrere anzubringen. Gotter kann und will auch eins unterbringen, wenn H. M. sich an ihn wendet. Ist schon an Cassel, Hannover u. s. w. gedacht? Geben Sie mir einen Brief für Stockhausen in Hanau. Ich schreibe nächstens an ihn. Er wird gewiss das seinige thun. Bei der ersten Musse schreib ich an H. M. selbst. Ist unser Jakobi wieder bey Ihnen? — H. Herder hat an mich wegen einer Antwort auf Ihr Stück geschrieben. Ich erwarte Sie alle Tage. Nun muss ich als Ihr Freund noch über etwas mit Ihnen reden — über die künftige Sammlung von den Werken der Karschin. Sie will sie nun einmal machen, man mag sagen, was man will. Ich bin gar nicht dafür, aber sie besteht darauf, und ich will ihr helfen, so sehr ich kann. Sie haben die meisten Sachen in Ihren Händen. Sie klagt, dass Sie ihr nicht mehr antworten, und, trotz ihrer Bitten, die Sachen nicht herausgeben. Ich bin so frey, Sie daran zu erinnern, wenn Sies vielleicht vergessen haben[4]. — Geben Sie ihr doch, was sie haben will, und lassen Sie sie machen. Ich fürchte, sie wird selbst finden, dass Ihre Freunde Recht hatten, die die Sammlung widerriethen. — H. Bürger empfiehlt sich Ihnen auf

1) Bearbeitung von Colardeau's Lise et l'orage. Im Almanach erschien das gedicht erst 1773 auf s. 225 fgg. und mit wesentlichen abänderungen. Vgl. die lesarten bei Weinhold, Boie s. 292.

2) Die Hamburger ausgabe.

3) Michaelis.

4) Eine mahnung, die ihm Gleim übel nahm. Vgl. Weinhold, Boie s. 141. Vgl. auch den folgenden brief vom 30. dec.

das angelegentlichste. So H. Heyne und Kästner. Den letztern hat der Basedowische Streit[1] wieder boshaft gemacht. Hier ist z. E. ein Epigramm.

An Basedow.

Warum nennst du den Mann Göttingens Pädagogen?
Hat er doch niemand hier als seine Frau gezogen;
Und, hätte die Verstand durch seine Zucht bekommen,
Sie hätte sicherlich ihn nicht zum Mann genommen.

17. Boie an Gleim. Göttingen. den 16.ten Nov. 1771.

— Karschins Brief ist voller Klagen, und sie hatte mich mitleidig gemacht. So sehr ich ihr bisher die Sammlung wiederrathen hatte, so eifrig fühlt' ich mich itzo, sie zu unterstützen. — Wer der Herausgeber seyn wird, weiss ich nicht; vermuthlich wird sies selbst seyn. Einige Ihrer Freunde, es ist wahr, haben mich zu bereden gesucht, es zu werden, aber sicher, es wird nicht geschehen. Ich kenne sie zu gut', um mich mit ihr in Absicht der Kritik abzugeben. Es wäre dabey weder ihr Dank, noch der Dank des Publikums zu erhalten. Dem sey, wie ihm wolle, so werd ich doch, so sehr ich kann, die Sammlung zu unterstützen suchen, so wenig ich auch glaube, dass etwas für sie herauskommen wird. Der Enthusiasmus für sie ist verraucht, und sie hat leyder! vieles beygetragen, dass er verraucht ist. —

18. Boie an Gleim. Göttingen. den 30.sten Dec. 1771.

— Die Karschin hat sicher meinen Brief übel aufgenommen; Gleim zürnt noch mit mir, und doch bin ich mir bewusst, gerade und offen gehandelt zu haben. Verständnisse hab ich mit keinem, einem andern zu schaden. Am wenigsten mit der K. Und wer könnte das haben, der sie kennt! Ich liebe und verehre einige der Berliner Gelehrten, aber nullius addictus jurare in verba magistri. Das Wort sey verflucht, das über meine Zunge gegen einen andern gegangen ist. Ich habe allen auch in Berlin, wenn sie sie haben wissen wollen, meine Meynung ganz frey über gewisse Punkte gesagt, und keiner so viel ich weiss, ist mir deswegen weniger gut gewesen. — Herr Jacobi wird Ihnen, und Ihrer liebenswürdigen Nichte schon meinen Almanach überreicht haben. — Sagen Sie mir doch, wenn Sie können, ein wenig über die Sammlung. Es ist mir eine Art von Scherbensammlung, wenn ich die Stimmen der Kenner zu erfahren wünsche. Fallen die nicht

1) Mit professor Schlözer. Vgl. Boies brief an Knebel vom 4. okt. 1771. Nachl. II, 105.

wieder mich aus, so bin ich wegen der Kunstrichter so ziemlich unbesorgt. Gott weiss, woher mein H. Kollege manches Stück bekommen hat; hauptsächlich beneid ich ihn um Ramlers Ode an den Frieden, die ich freylich auch hätte drucken lassen können, wenn ich so was ohne Erlaubniss thäte. Ein Gedicht an H. S. in Halberstadt möchte ich beynahe für das Ihrige halten. Es hat mir im Ganzen ausserordentlich gefallen, und besonders haben mich ein paar Strophen entzückt. Die Beurtheilung meiner vorigen Sammlung hat mich sehr belustigt, besonders das Verzeichnis der verworfenen Stücke, in denen er sicher mich zu finden glaubte, und deren Verfasser meistens ein Gleim, Gemmingen, Klopstock, Ramler usw. sind. Nichts geht mir so nahe, als dass zwey vortreffliche Stücke von Jacobi für diese Sammlung zu spät gekommen sind.

19. Boie an Gleim. Göttingen. 11. Oktober 1773.

Freylich, mein liebster Herr Herr Kanonikus, hätte eins und das andere bey der Ausgabe Ihrer Werke besser eingeleitet werden können; und eine Subscription wäre vielleicht noch durchzusetzen. Es ist aber eine andre Frage, ob Sie wol thun, jetzt gleich einen Versuch zu wagen, und da, wenn Sie meine Meynung wissen wollen, sag' ich ganz offenherzig: nein! Weil er, trotz alles Eifers Ihrer Freunde, und trotz bessrer Zeitconjunkturen, doch misslingen kann, dächt' ich, müssten Sie ihn sogleich nicht machen. Ehe wir eine Subscription anfangen, lasst uns erst den Erfolg des Klopstockischen Projekts absehen, und wenn dieses so glücklich ausschlägt, wie ich hoffe, wollen wir unter der Hand erst den Weg zu bahnen suchen, und die Subscription nicht eher öffentlich ankündigen, bis wir mit ziemlicher Gewissheit voraussehen können, dass wir sie auf eine gute Art ausführen werden. — Die Klopstockische Subscription scheint die beste Wendung zu nehmen, und es wird lustig genug seyn, wie die sogenannten Hauptsitze der deutschen Muse es bey dieser Gelegenheit so öffentlich zeigen, dass sie es nicht sind. In Berlin ist, nach einer neueren Nachricht, besonders durch die Juden, doch noch mehr geschehen. H. Ramler hat unterschrieben. Sulzer, hör ich wol, hat dagegen deklamirt, aber, um ihm ganz zu gefallen, müsste man Bodmer oder wenigstens ein Schweizer seyn. In Berlin ist man nicht allerdings tolerant[1], aber unsere

1) Auch sonst begegnete das unternehmen nicht der von Gleim erhofften unterstützung. So schreibt Knebel an Boie am 15. juni 1771: „Von unserm Gleim hab' ich vor Kurzem einen Brief erhalten und zugleich den Pränumerationsplan — wenn man das sicher nehmen kann — zu der neuen Ausgabe seiner Werke. Ich

Freunde im Merkur sind es eben so wenig. Wehe uns, wenn, wie die Herren wollen, Hof und Toilette den Werth der deutschen Muse entscheiden sollen! Da kommt Klopstock freylieh schlimm weg, wider den W. und auch J. in seiner Dichteroper, er mag sagen, was er will, doch eigentlich nur spricht. Ich möchte wol wissen, ob sie sich die Mühe gegeben, sich in Klopstock recht hineinzustudieren; wenigstens kommen einem, der seinen Kl. kent, ihre Gründe nicht sehr stark vor. Und, gesetzt auch — wen haben wir an seiner Stelle? Überhaupt, lieber Gleim, ist mir der Ton de superiorité sehr auffallend, mit dem der Merkur spricht. Ich war mir nicht vermuthen, von einem W. wie ein Schulknabe begegnet zu werden, und dächte, ich könnte nachgerade wol verlangen, dass man mir einige Achtung zeigte[1], und wenigstens doch das sähe, dass ich nach ganz andren Grundsätzen sammle, als mein Herr Kollege, wider welchen ich übrigens nichts habe. Aber vielleicht waren's meine Grundsätze, was man wider mich hatte, und dann hab ich nichts zu sagen. — Es gehen hier und anderswo sehr giftige Epigramme wider den Merkur herum, davon ich gestern zu meiner grossen Verwundrung und noch grösserem Verdrusse, einige, mit andern aus dem Almanach genommenen, hier zum Theil ganz wider meine Absicht angewandten Epigrammen, in einer hamburgischen Zeitung finde. Es könnte leicht kommen, dass man mich dabey ins Spiel mengte, wie's denn allenthalben Hetzer und Klätscher die Menge giebt; ich bitte Sie also zu glauben, und nöthigenfalls zu versichern, dass ich dergleichen weder gemacht noch veranlasst habe, und ihren Ton im äussersten Grad misbillige. Ihnen wird mein Wort genug seyn. Und so wenig ich ein Geheimnis daraus mache, dass mir die Kritik des Merkurs, trotz ihrer höflichen süssen Art misfällt, so wenig würd ichs auf diese Art sagen, wenn ich's überhaupt sagen möchte. Ich bin ganz für die Toleranz und gehöre durchaus zu keiner Sekte, und ich kann die Art nicht begreifen, wie Männer, in denen doch Ein Geist wohnen soll, und die alle auf Einen Zweck arbeiten, mit einander umgehen. Söhne der Musen

Sind Eines Volks, und haben Friede.

weiss wirklich noch nicht recht, was ich mir von dem Mann denken soll. Es ist wahr, er hat ein warmes Gefühl für seine Freunde — aber er hat auch dabey soviel Schwachheiten, und dies zumal von der schriftstellerischen Seite, dass man sich zuweilen Gewalt anthun muss, ihn nicht zu verachten, und wenigstens Mitleiden mit ihm haben muss."

1) Korrigiert aus „mit einiger A. begegnete".

20. Boie an Gleim. Göttingen. den 4. September 1775.

— Sie würden mir diese Nachlässigkeit verzeihen, wenn Sie meine ganze verdriessliche Lage in dieser Zeit wüssten. Ich bin für eine Arbeit von vier Jahren auf eine Art belohnt, an die ich selbst nicht denken mag, und habe, nach dieser traurigen Erfahrung, dem ganzen Hofmeisterleben auf ewig gute Nacht gesagt. Dem Himmel sey Dank, meine Aussicht wird jetzt freyer, und ich fange endlich wieder an, Luft zu schöpfen, und das Glück zu fühlen, ein unabhängiger Mann zu seyn. — Für Ihren Halladat sag ich Ihnen meinen ganzen warmen Dank und den Dank aller hiesigen Kenner und Freunde des Schönen und Guten. Heyne, Kästner, Feder, Diez u. s. w. haben mir alle Ihre Grüsse und Empfehlungen aufgetragen; Michaelis hat mir ausserdem seine Abhandlung über die arabische Poesie und die beyden lezten Stücke seiner orientalischen Bibliothek, worin ein weitläuftiger Auszug aus Jones lateinischem Werke über die asiatische Dichtkunst steht, für Sie gegeben. Ich wollte, dass ich Ihnen ebenso viel Gutes von dem Absaze des Halladat sagen könnte[1]. — Klopstocks Buch[2], das so wenige fühlen und verstehen können, hat Ihnen besonders hier geschadet. Wahr ist's, ich habe sehr viele Subskribenten gehabt, aber wie viele von diesen haben ihr Wort nicht gehalten! — Und dann ist auch nicht mehr die Zeit der Liebhaberey hier, die damals war, Geschmack und guter Ton sind besonders auf Universitäten sehr periodisch ... Unter Ihren neuern Gedichten hab ich mit Entzücken ein paar in der Iris und im Merkur gelesen. Das kleine an die Holz Emma wust ich gleich auswendig, und hab es bey Ihren besten in meinem Gedächtniss. Wie sehr wünscht' ich endlich eine ganze Sammlung Ihrer Gedichte zu haben! — Sie müssen mir wieder der alte Gleim werden! — Wir lieben beyde alles Gute, Schöne, Wahre, von jeder Gattung, jedem Ton, aus jeder Schule zu feurig, als dass wir getrennt seyn könnten. Ich habe dabey allerley Plane, Projekte im Kopf, über die ich mit Ihnen schwazen möchte. Nun bin ich wieder frey, und will ganz der Litteratur und den Wissenschaften leben. Auf Poesie, versteht sich, hab ich kein Auge mehr. So lang ich mich selbst kenne, hab ich allen Anspruch darauf aufgegeben. Das sey den Männern überlassen, die Geniusflug hebt. Ich will ihnen zusehen, und will mein Herz nur für jeden guten Eindruck offen erhalten. Wenn ich voraus hätte sehen können, wie's mir gehen würde, hätt' ich vielleicht den Almanach nicht aufgegeben, und doch

1) Er entschuldigt den langsamen fortgang der subscription.

2) Die Gelehrtenrepublik.

ists mir nicht unlieb, dass ich's gethan habe. Ich will von keiner Sekte seyn und ganz unpartheyisch zu bleiben, war vielleicht dem Sammler eines Almanachs nicht möglich, der selbst kein Poet ist. Die jungen Dichter, die hier der Zufall versammlet hatte, sind alle zerstreut. Sie werden nun in einem erweiterten Gesichtskreise, unter verschiedneren Menschen sich mehr ausbilden, allgemeiner in ihrem Ton werden, und in soweit ist mir das ganz lieb. — Gerstenberg, hoff ich, wird in seiner izigen Musse auch wieder zu den Musen zurückkehren. Seit er in Lübek ist, hab ich noch nichts von ihm gehört. Hoffentlich lern' ich ihn auch nun von Person kennen. Klopstock ist noch immer in Hamburg, aber nach seinem lezten Briefe, wird er nicht lange mehr da bleiben. Wohin er geht, weiss ich nicht gewiss. Den zweyten Theil der Gelehrtenrepublik bekommen wir wenigstens diesen Winter noch nicht. Was uns die nächste Messe bringen mag! Von Blum[1] hab ich ein Drama: Das befreyte Ratenau: gelesen, darüber Sie sich als preussischer und als deutscher Patriot freuen werden. Dohm hat sein encyclopädisches Journal aufgegeben. Er und ich haben uns gemeinschaftlich zu einem andern, nach einem bessern Plane und unter besseren Aussichten, denk ich, vereinigt, davon Sie nächstens mehr hören sollen. Da es mehr der wissenschaftlichen Unterhaltung gewidmet ist, hoffen wir damit weder dem Merkur noch der Iris zu nahe zu treten. —

21. Boie an Gleim. Hannover. den 10.ten Juli 1778.

Mein theuerster Herr Kanonikus,

Ihr erneuertes Andenken nach einem so langen Stillschweigen würde mir noch mehr Freude gemacht haben, wenn ich im Stande wäre Ihren so edlen Plan in Absicht des Lieut. B. zu unterstützen. Er ist mein Freund wie der Ihrige — dadurch allein, dass wir beyde gesucht haben, seine unangenehme Lage zu verbessern. — Zimmermann hat sich sehr über Ihr Andenken gefreut, und versichert Sie seiner warmen Hochachtung. Da Sie seine Ankündigung von Hallers Leben noch nicht gesehen zu haben scheinen, leg ich Ihnen ein Exemplar bei. Ihr König geht also frische Lorbeern einzusammeln. Glück und Sieg auf seinem Wege! — Der Grenadir lebt noch, schreibt man mir, und hat ein ganz vortrefliches Lied gesungen. Und dies vortrefliche Lied soll ich nicht sehen? — Ich habe so lange auch nichts von Ihnen gesehen noch gehört. Jezt habe ich die Herausgabe des Museums allein. Ein-

1) Joachim Christoph Blum.

mal schickten Sie einen Beitrag an Dohm — ich war doch auch sonst ihr Freund! Der Professor Cramer von Kiel ist hier gewesen. Ein edler Mann, dessen Bekantschaft mich sehr freut! Er ist jetzt in Pyrmont, wo er Hülfe für seine an Nervenanfällen leidende Tochter sucht und Zimmermann ihm Hofnung dazu macht. Auch Sturz, den wir den ganzen Sommer hier gehabt haben, ist jezt in Pyrmont. Ich bin im Begrif nach Wandsbeck zu reisen, um den Neffen zu sehen, den meine Schwester mir jezt wohl gebracht haben wird.

22. Boie an Gleim. Hannover. den 22sten Jun. 1779.

Wenn ich warten wolte, bis ich Ihnen, bester Gleim, schreiben könte, wie ich so gern mögte, so müste ich vielleicht noch lange warten. — Indess Sie nehmen, was Sie schon so oft gethan haben, mit dem guten Willen vorlieb, und ich kann's nicht länger aufschieben Ihnen meinen herzlichen, warmen, innigen Dank für Ihre freundschaftliche Aufnahme zu sagen. Meine lezte Reise ist mir für Körper, Geist und Herz wichtig gewesen, und das Andenken, besonders der lezten Tage in Halberstadt, wird noch lange lebendig bei mir sein.

Vor allen Dingen eile ich Ihnen meine Versprechen zu halten. Hier ist also fürs erste vom Museum, was ich noch vorräthig habe. Ich will Ihnen die folgenden Stücke immer von hier aus zusenden. Mögten sie Ihnen Erinnerung sein, dass Sie (ich leugne meine etwas eigennüzige Absicht nicht) mir zuweilen etwas aus Ihrem reichen Vorrath zufliessen liessen. —

23. Boie an Gleim. Hannover, den 22. November 1779.

Zwar werde ich Ihnen heute nur ein kurzes, flüchtiges Briefchen schreiben können, mein theuerster Herr Kanonikus; aber ich mag doch das Exemplar der Stolbergischen Gedichte, das ich Ihnen im Namen des Dichters zu senden habe, nicht zurückhalten. — Wenn Sie dem Grafen Stolberg, der Sie herzlich liebt und ehrt und dem ein Brief von Ihnen grosses Vergnügen machen wird, einmal schreiben wollen, so schicken Sie mir den Brief nur zu. — In den Gedichten habe ich ein Paar unbemerkt gebliebene Druckfehler verbessert; die andern werden Sie selbst zu bessern die Güte haben. Ich habe fast zwei Bogen gänzlich in Makulatur werfen müssen lassen. Dafür soll Weygand aber auch eine Sammlung von Übersezungen aus Griechischen Dichtern von dem ältern Grafen Stolberg nicht haben. Ich lasse sie diesen Winter bei Dietrich in Göttingen drucken. Den Tod meines Freundes Sturz wissen Sie schon aus den Zeitungen. Der Schlag hat mich desto mehr betäubt,

je unerwarteter er war. Denen, die ihn nicht gekannt haben, wird das Bändchen seiner Schriften gezeigt haben, wer er war. Ich hoffe unter seinen Papieren, die ich bekomme, noch Stoff zu einem zweiten Bande zu finden. Ich bin, zu meiner grossen Freude, noch mit dem alten ehrwürdigen Bodmer in Verbindung gekommen, und, was mein Vergnügen vermehrt, er hat mir von selbst geschrieben und einige Beiträge zum Museum geschickt. Das Brieffragment über die Minnesinger im December ist von ihm. Sulzers Töchter haben leider! und ohne Ausnahme alle an ihren Vater geschriebenen Briefe verbrant. Nur ein Theil der Bodmerschen Briefe, die der Seelige selbst abgeschrieben hatte, ist gerettet und wird gedruckt werden. Ausser der Reisebeschreibung, aus welcher das Museum so schöne Fragmente enthielt, ist noch sein Leben von ihm selbst geschrieben da. Auch diese bekommen wir, ich weis aber noch nicht, wie bald. Sie wolten mir ja aus Ihrem Briefarchiv noch mehr einzelne Beiträge geben; besonders von Kleist und Sulzern. Vergessen Sie das nicht. —

Ganz und ewig der Ihrige
H. Ch. Boie.

24. Boie an Gleim[1]. Hannover, den 18. Januar 1780.

Allein weil ich hofte, Herr Jacobi würde Ihnen, theuerster Herr Kanonikus, Zimmermanns Bild mitbringen wollen[2], habe ich es so lange bei mir behalten. Er ist von hier gereist, ohne dass wir uns gesehen, oder ich von seiner Abreise ein Wort erfahren hätte. — Er besuchte mich gleich wie er von Düsseldorf kam und fand mich nicht, wie ich auch bei meinem Gegenbesuch, das Unglück hatte, ihn zu verfehlen, indem er schon nach Hameln abgereist war. Er kam zurück, aber ich erfuhr es erst, wie er schon nicht mehr da war. Bei der Hochachtung und Liebe, die ich für ihn habe, leugne ich nicht, schmerzt es mich ein wenig, dass er mich unter die Menschen rechnet, von denen man froh ist durch einen kalten Höflichkeitsbesuch abzukommen. Aber — genug davon. — Ich schicke Ihnen zugleich das lezte Stück des Museums und Zimmermanns Brief an Kästnern, die beide durch die erwähnte Verzögerung so alt geworden sind, dass sie nicht mehr für Neuigkeiten gelten können. Von dem Januarstück des Museums habe ich bereits vier Bogen in Händen. —

Ganz der Ihrige
H. Ch. Boie.

1) Gleim beantwortete das schreiben am 5. februar; s. den anfang von nr. 25.
2) Boie liess für Gleim Zimmermanns bild kopieren.

25. Boie an Gleim. Den 26. Januar 1780.

Ich bin noch immer krank und habe ein Flussfieber obendrein; das hat wieder unser Gemälde aufgehalten. — Hier ist auch das Januarstück des M. Ich schicke Ihnen die einzelnen Bogen. —

26. Boie an Gleim. Hannover. den 21. Februar 1780.

Tausend Dank, mein verehrtester Herr Kanonikus, für Ihren freundlichen lieben Brief vom 5. dieses. — Ja wohl der leidige Streit! Ich hasse das Streiten, wie Sie, und mehr in diesem Falle, als in irgend einem andern, den ich noch erlebt. Hier verlieren beide Theile durch ihre Schriften. Kästners seine ist nun da. Die Lacher wird er eben nicht auf seine Seite bekommen; aber was viel schlimmer ist, ich fürchte einen Theil der Unpartheiischen. Ich hoffe noch immer dass Z. nicht antworten wird und wenn ichs hindern kan, soll er die Schrift nicht lesen, wie Herder nicht las, was Schlözer auf so vielen Bogen wider ihn schrieb. Meinen besten, wärmsten Dank für die Beilagen. Sie werden sie alle in dem Aprilstück des M. gedruckt finden, das zuverlässig am Ende des künftigen Monats erscheint. — Der Brief aus Berlin ist mir im hohen Grade lieb, wie alle Beiträge der Art, die deutsche Nachrichten geben, deutsche Sitte, deutsches Verdienst betreffen. Ich hoffe das Museum des deutschen Beinamens immer würdiger zu machen. Freilich würden mir Sulzers Briefe an Sie ein höchst angenehmes Geschenk gewesen sein; aber ich bin nicht so eigennüzig, dass ich murren solte, wenn Sie für besser halten, sie den Hirzelschen Briefen an Sie, die ich allerdings und mit Vergnügen gelesen habe, anzuhängen. Sie bekommen gewissermassen als Buch mehr Konsistenz. Ich hoffe noch immer auch die Briefe des grossen Sulzers an unsern Zimmermann zu bekommen. Es sind sehr merkwürdige darunter und die Art, wie der Weise an den Arzt von seiner Krankheit schreibt, ist vollkommen des Weisen würdig und karakterisirt ihn sehr. Er hat sie mir versprochen, so bald er Zeit hat, das auszusuchen, was gedrukt werden kan. Was H. Prof. Müller von Sulzers lezten Jahren schreiben will, ist grösstentheils auf Z.s und meine Veranlassung und soll auch in's Museum kommen. — An Vossen hab ich Ihren Auftrag besorgt. Ich hätte, wenn's möglich gewesen wäre, ihn gern nach Quedlinburg gehabt. Zwar wäre er mir nur eine Meile näher gewesen, aber Quedlinburg ist mir in anderm Betracht so viel näher als Otterndorf, da Halberstadt auf dem Wege liegt. Es ist mir für ihn nicht bange. Seine Verdienste können nicht lang unbekant und unbelohnt bleiben. Auch mein Projekt, ihn hieher, wo noch immer die Rektorstelle unbe-

sezt ist, zu ziehen, glückt nicht. Gegen seine Odyssee ist das Publikum unbegreiflich kalt. Er hat jezt am Ende des Februars, wo sich's entscheiden solte, keine 150 Subscribenten und kan also nicht drucken lassen. Ich habe ihn beredet zum lezten Versuch, den Termin bis Johannis hinauszurücken, und einstweilen noch ein Paar Proben mehr drucken lassen. Vielleicht schmelzen die das deutsche Eis. Nicht ihn, sondern Homeren, fürchte ich, trift die Vernachlässigung. Unser Geschmack ist für Homerens Einfalt, die Voss so glücklich überträgt, noch nicht reif genug. Wenn man Menschen, die den ehrwürdigen Dichter izt deutsch lesen können, über ihn reden und urtheilen hört, hört man so ganz was anders, als was Kenner und Nachschwäzer von ihm gedruckt sagen. Wenn Voss nach Popes Beispiel, ihn modernisiert hätte, würden die jezigen Leser ihn wärmer aufgenommen haben. Aber wer von uns mögte den modernisirten Homer? —

Mit ganzer Seele

der Ihrige.

27. Boie an Gleim. Hannover. den 22. Januar 1781.

Den wärmsten, herzlichsten Dank für das mir durch Herrn Grafen von Oeynhausen zugesandte Exemplar Ihres Prediger Salomos. Lange hab ich nichts gelesen, das mir in seiner scheinbar-kunstlosen, erhabenen Simplicität so gefallen hätte. Auch unser Zimmermann hat mich Ihnen für das ihm geschickte Exemplar seinen besten Dank zu sagen gebeten. — Unser Jacobi, welchen hier gesehen und noch einmal recht genossen zu haben ich mich sehr freue, wird Ihnen vielleicht von einer grossen mir bevorstehenden Veränderung gesprochen haben. Die Sache ist endlich so weit zur Reife gediehen, dass ich selbst meinen Freunden davon schreiben darf. Der König von Dänemark hat mich, auf eine so ehrenvolle als vorteilhafte Art, in mein Vaterland zurückberufen, und mich der Landschaft Süderditmarschen, in welcher ich geboren bin, als Landvoigt vorgesezt. Ich habe schon wirklich um meine Dimission aus hiesigen Diensten nachgesucht, und werde noch vor Ostern von hier abgehen. Meldorf am Ausfluss der Elbe zwölf Meilen von Hamburg gelegen wird mein künftiger Wohnort sein. Es wird mir da nicht an guter Geselschaft fehlen (unter andern lebt der berühmte Niebuhr als Landschreiber daselbst) und ich hoffe auch den Musen nicht ganz ungetreu zu werden, wenigstens werde ich mich, so lang ich lebe, an ihren Gesängen ergezen. Vorher aber mögt ich mich noch so gern, so weit ich reichen kan, mit einigen meiner Freunde diesseits der Elbe lezen; denn wenn ich einmal hinüber bin, werde

ich mir die Reisegedanken, ausser nach Norden hin, wol ziemlich vergehen lassen müssen. Sie, mein theuerster, — hoffe ich mit Gewissheit am Ende des künftigen Monats, oder vielleicht noch wol früher, in Ihrem Musensitz und Ihre jungen Freunde mit Ihnen zu umarmen. Sagen Sie mir bald, ob Sie mich auf einen oder zwei Tage aufnehmen wollen. — Sie sind, wegen des Museums, nicht in meiner, am wenigstens in Weygands Schuld. Was Sie mir an Beiträgen gegeben haben, bezahlt mich überflüssig, und mit Weyganden haben Sie nicht das geringste zu schaffen, wenn Sie mir ferner dann und wann aus Ihren Schäzen ein Schärflein geben wollen. Weygand ist nichts weiter als der Speditor des Museums, und hat mit den Verfassern der Aufsäze nicht das geringste zu schaffen, und nie zu schaffen gehabt. Ich weiss so gut als Sie, dass er ein elender Kerl ist, und ich behalte ihn blos bei, weil er, wenn ich das Museum einem andern gäbe, gleich ein anderes Museum in seinem Verlag entstehen sehen würde.

Voss hat die hiesige Rektorstelle nicht angenommen, weil er sich in Hinsicht auf die grössere Theure des Ortes nicht verbesserte. — Ich hoffe noch immer, dass seine Odyssee herauskomt.

Leben Sie wohl.

Ganz und ewig der Ihrige H. Ch. Boie.

28. Boie an Gleim. Hannover. den 15. Februar 1781.

Ich habe mich selbst und meine Freunde getäuscht, als ich glaubte, dass ich sie noch vor meiner Abreise von hier sehen könte. Es ist nicht möglich; und ich muss, ohne Sie, theuerster Gleim, vorher umarmt zu haben, schon zu Anfang des nächsten Monats an den Ort meiner Bestimmung gehen. Umstände, die ich nicht vorher sehen konte, Wünsche, die mir jetzt Befehle sein müssen, veranlassen diese schleunige Abreise, die vor sich geht, sobald ich meinen Abschied aus London habe. Alles, was ich kan, ist, dass ich meinen Weg über Braunschweig nehme, und dort noch meine Freunde sehe. — Ich sende Ihnen hier die beiden ersten Stücke des Museums von diesem Jahre. — Ihre künftigen Beiträge werden mir eben die Freude machen, als die bisherigen. Unser Gökingk hat mir durch seinen Besuch zwei sehr vergnügte Tage gemacht. — Wir haben von Ihnen geredet, wie zwei Ihrer Freunde. — Sie werden sich über die neue Ankündigung der Odyssee gefreut haben. Nun hoffe ich doch gewiss, dass sie ans Licht treten wird. Selbst der alte Bodmer nimmt Theil an der Kälte des Publikums für seinen Nebenbuhler, und schmält in einem neulichen Briefe an mich, nach seiner Art über den herrschenden Ton

unser Zeit. Vossens neuer Ritterzug gegen Nicolai im März des M. wird Ihnen Freude machen. So ist dem Hohnsprecher in Berlin noch Niemand unter's Gesicht getreten, und Voss wird gewiss noch mehrere unsrer gemisshandelten besten Köpfe an ihm und seinen Helfershelfern rächen. Er sucht nur Gehülfen, die mit ihm gemeinschaftlich heraustreten und der namenlosen Kritik einen tödtlichen Streich versezen können.

Wie ist Friedrich für seine Vernachlässigung der deutschen Musen gestraft, dass er nun so mittelmässigen Köpfen, als Moriz, öffentlich Beifall bezeugt. Der Ihrigste

H. Ch. Boie.

Nachtrag. Die angabe über Boies nachlass auf s. 365 ist durch die mitteilung zu ergänzen, dass die in Kiel lebenden nachkommen Boies vor einiger zeit alle briefe von litterarischem werte der königlichen bibliothek in Berlin übergeben haben. O. E.

NIEDERDEUTSCHES *DEDE* = HOCHD. *THÄT* IM BEDINGUNGSSATZE.

In dieser zeitschrift ist zuerst von Birlinger XVI, 374, dann von Erdmann, Kawerau und anderen XXIII, 41 u. 293. XXIV, 41. 43. 201. 504 der merkwürdige gebrauch des conj. praet. von *tuon* in irrealen bedingungssätzen = „gäbe es nicht“, „wäre nicht vorhanden“ erörtert und mit beispielen, vornehmlich aus Luther, belegt worden. Es lässt sich aber aus weit älterer zeit nachweisen, und zwar im niederdeutschen. Der Wolfenbüttler Esop, der die quelle des um 1403 dichtenden Pseudo-Gerhard von Minden (s. Seelmann, Gerh. von Minden XXXI) war, demnach um die wende des 14. jahrhunderts entstanden zu sein scheint, bietet zwei unzweifelhafte belege. In nr. 114 der handschrift (Hoffmann von Fallersleben, Niederd. Aesopus s. 35) in der fabel vom adler, habicht und tauben (= Pseudo-Gerh. 48) spricht v. 12 der habicht zu den tauben:

	Gerhard:
gy doet my grôt ungemak	*gi dôt mi so grôt ungemak*
unde moiet my gar dicke sere.	*unde moiet mi so rehte sere,*
dede de arn konink here,	*dat, oft mîn konink nicht enwere,*
ik wulde ju an truwen geloven ...	*ik wolde ju in truwen loven ...*

Die von mir daneben gestelte fassung bei Gerhard gibt die richtige erklärung; bezeichnend ist, dass Gerhard, der sonst in dieser fabel seine quelle fast wort für wort ausschreibt, gerade hier das bedürfnis fühlte zu ändern. Offenbar hielt er den ausdruck der vorlage für nicht recht verständlich; denn algemein üblich und weit verbreitet ist dieser sprachgebrauch gewiss nie gewesen. — In der nutzanwendung derselben fabel heisst es dann:

ein tyranne mannich were
over den armen, dede ein here,
den ein voget vruhten mot,
de ander nummer dede gût.

Die erklärung Hoffmanns: „litte der könig, gäbe er es zu", der Sprenger im Jahrb. f. niederd. sprachf. XIII, 73 beipflichtet, ist nur ein notbehelf, wie Hoffmann auch wol selbst fühlte (s. die anm. z. d. st.). Das alter der angeführten belege legt die vermutung nahe, dass der gebrauch aus dem niederdeutschen stamt; jedesfals ist er süddeutschen quellen durchaus fremd (vgl. Birlinger in dieser zeitschrift XXIV, 43).

KIEL. OTTO MENSING.

LITTERATUR.

Bruchstücke der altsächsischen Bibeldichtung aus der Bibliotheca Palatina. Herausgegeben von **Karl Zangemeister** und **Wilhelm Braune.** Heidelberg 1894. 94 s. 1,50 m.[1]

Der freundlichen aufforderung der redaktion dieser zeitschrift, die oben bezeichnete schrift zu besprechen, habe ich mich deswegen nicht entziehen zu dürfen geglaubt, weil sie aufs innigste sich mit einer frage berührt, die ich vor jahren selbst in meiner kleinen schrift „Der Heliand und die ags. Genesis" (Halle 1875) zur discussion gestelt hatte, und weil es mir schien, dass nun gerade deshalb der eine oder andere leser eine direkte äusserung von mir erwarten könte. So lockend aber die aufgabe war, bin ich doch nur nach langem zögern daran gegangen, weil ich im augenblick wenigstens durch dringende anderweitige verpflichtungen verhindert bin, eine eingehendere anzeige zu bringen, wie sie die ungemeine wichtigkeit des überraschenden fundes verlangt. Doch hoffe ich wenigstens in nicht alzu ferner zeit über eine der hauptfragen, die dieser anregt, über die verfasserfrage, eine detailliertere untersuchung vorlegen zu können.

Einen eingehenderen bericht über den fund selbst darf ich mir wol ersparen, da über diesen die meisten leser bereits hinlänglich unterrichtet sein werden. Es mag genügen, nochmals zu sagen, dass Zangemeister auf ursprünglich leer gelassenen

1) Die schrift ist aus den Neuen Heidelberger jahrbüchern IV, heft 2 besonders abgedruckt; diesem hefte der jahrbücher (das auch separat für 5 m abgegeben wird) ist auf 6 phototypischen tafeln eine volständige widergabe der as. stücke beigegeben.

blättern des Codex Palatinus latinus n. 1447 der Vaticana, der noch dem 9. jahrhundert angehört, vier bruchstücke altsächsischer dichtung eingetragen fand, welche der schriftcharakter ebenfals noch dem 9. jahrhundert zuweist. Eines der fragmente entstamt der bergpredigt des Heliand (v. 1279—1358), die drei übrigen gehören einer alttestamentlichen Bibel- oder Genesisdichtung an. Das erste (26 verse) deckt sich mit den versen 791—817 der ags. Genesis B, d. h. der grossen interpolation in der ags. Genesis, von der ich in der oben genanten schrift nachzuweisen versucht hatte, sie sei aus dem altsächs. übersezt und ihr original sei ein werk des Helianddichters gewesen. Das zweite fragment (124 verse) behandelt die geschichte von Kain und Abel, die mit einem auslauf über Enoch und den Antichrist schliesst, das lezte und umfänglichste endlich (187 verse), die geschichte von Sodom und Gomorrha.

In die herausgabe des fundes haben sich der entdecker und Wilhelm Braune so geteilt, dass Zangemeister den fundbericht und die genauere palaeographische beschreibung der handschrift beigesteuert, Braune das übrige besorgt hat: eine eingehende untersuchung der sprachlichen verhältnisse der neuen texte (s. 10—24), eine erörterung der litterarhistorischen fragen, die sich an sie knüpfen, verbunden mit einer charakterisierung des dichters (s. 24—35), die bearbeitung der texte selbst, an die sich dann reichhaltige anmerkungen (insbesondere nachweise über die enge verwantschaft der neuen fragmente mit dem Heliand und der ags. Genesis) sowie eine übersicht über die belegten wortformen und ein volständiges glossar anschliessen.

Es braucht wol kaum hervorgehoben zu werden, dass alle diese teile in technischer beziehung so volkommen ausgefallen sind, wie es die namen der beiden herausgeber erwarten liessen. So weit habe ich also den leser lediglich auf die schrift selbst zu verweisen, höchstens hätte ich ein paar geringfügige kleinigkeiten zu erneuter erwägung zu empfehlen. Ich gestatte mir daraus anzuführen, was sich auf die constitution des textes selbst bezieht.

V. 97 fgg. teilt Braune folgendermassen ab:

Oft siu thes gornunde an griata gistuodun,
sinhiun samad quaðun that sia uuissin, that im that iro
sundia gidedin,
that im ni muostin aftar erebiuuardos,
thegnos thian.

Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, dass in v. 98 nach *samad* zu interpungieren und *quaðun* zum zweiten halbverse zu ziehen sei, wie an den vielen andern stellen, wo ein ausführendes *quað, quaðun* eine neue halbzeile einleitet. Gewiss wird an unserer stelle der zweite halbvers etwas schwerfällig: aber wie ich meine, doch nicht zu schwer für den dichter, welcher diese stücke gedichtet hat. *Sinhiun samad* aber genügt völlig für den ersten halbvers, vgl. *sinhiuuun tue* Hel. 3594ª (= *sinhíwan twá (tú)* ags. Gen. 789ᵇ. Guthl. 941ᵇ. Jul. 698ᵇ) und namentlich die stelle *hwílum tó gebede féollon* ‖ *sinhíwan somed* | *and sigedrihten* ‖ *gódne grétton* ags. Gen. 777ᵇ fgg.

V. 114 fgg. schreibt Braune:

Hie loboda thuo mest liodio barnun
godas huldi: gumun thanan quamun,
guoda mann, ...

Er bemerkt dazu ganz richtig, dass sowol *godas huldi* als *guoda mann* zu kurze verse seien, meint aber zugleich, dass die fehlende halbzeile auf eine tiefer liegende verderbnis hinweise. Meinerseits finde ich die wortstellung in *gumun thanan quamun*

hart und gezwungen. Man entgeht aber sowol dieser härte als allen übrigen schwierigkeiten, wenn man abteilt:

Hie loboda thuo mest liodio barnun
godas huldi gumun: thanan quamun guoda mann,
uuordun uuisa.

V. 261 fg. sind offenbar so zu schreiben:

Loth mid them liudiun, thie oft lof godas
uuarathe an thesaro uueroldi,

denn *uuirkcan an uueroldi* ist stehende formel, vgl. meine ausgabe des Heliand s. 454 unter „tun". Braune zieht *uuarathe* an den schluss des vorhergehenden halbverses, den er dadurch ohne not zu sehr beschwert.

Bei v. 235 und 323 fg. würde ich mich etwas weniger bedenklich ausgedrückt haben, als Braune es in seinen anmerkungen tut. Mir scheinen die von ihm als alternativen vorgeschlagenen emendationen — v. 235 *ferahtero manno* als interpolation einzuklammern und v. 323 *bidódit an dodseu* zu einer halbzeile zu verbinden — ganz sicher zn sein. Nur glaube ich aus stilistischen gründen nicht, dass an der lezteren stelle (wie Braune das anzunehmen scheint) auch *ac so* noch in den betreffenden halbvers hineingehört, sondern gerade danach eine lücke anzusetzen ist: *bidódit an dodseu* würde dann eine variation zu dem mit *ac so* .... *[uuard]* angeschlagenen thema bilden.

Auch bezüglich der interpunktion weiche ich gelegentlich ab. Nach v. 50. 128. 275 würde ich lieber komma, als punkt setzen, nach 143 das kolon streichen und vielmehr nach 144ᵃ einfügen; auch nach 172 und 173 wäre wol komma genügend.

Zu den parallelen aus dem Heliand und der ags. Genesis, die Braune in den anmerkungen vorführt, liesse sich in der tat, wie Braune selbst vermutet, noch allerhand nachtragen: doch muss ich darauf verzichten, meine darauf bezüglichen sammlungen hier vorzulegen, da sie im zusammenhang der geplanten weiteren abhandlung notwendig sein werden.

Bis auf solche kleinigkeiten, wie die angeführten, bin ich also mit den herausgebern einverstanden. Dagegen kann ich ihnen in zwei wesentlichen punkten n i c h t beitreten.

Der erste betrift die p a l a e o g r a p h i s c h e frage. Nach verschiedener überlegung haben sich die beiden herausgeber dahin geeinigt, es für wahrscheinlich zu halten, dass sämtliche stücke von einer und derselben hand geschrieben seien, wenn auch zu verschiedener zeit und mit verschiedener feder. Von dieser ansicht hat dann Braune s. 24 die nötigen consequenzen gezogen, bezüglich der vorgeschichte unserer überlieferung: sichtlich zögernd und in halber opposition gegen das bewährte urteil Zangemeisters. Einem solchen kenner in palaeographicis zu widersprechen mag vermessen erscheinen: aber ich kann bei genauer betrachtung der phototypischen facsimiles nicht umhin, die von Braune a. a. o. geäusserten bedenken meinerseits nur für gerechtfertigt zu erklären. Mir scheint es unzweifelhaft, dass wir es nicht mit e i n e m schreiber, sondern mit d r e i e n zu tun haben. Jeder von ihnen schreibt in seiner weise einheitlich, und die unterschiede, die man in ihrer schrift bemerkt, sind meines erachtens derartig typisch, dass sie sich nicht durch die annahme bloss zeitlicher differenz erklären lassen.

Die erste hand (A), die sich durch eine neigung zu etwas liegender schrift bemerklich macht, hat geschrieben was auf tafel I und II widergegeben ist (fol. 1ᵃ und 2ᵃ) sowie die ersten 21 zeilen von tafel III (fol. 2ᵇ); mit z. 22 sezt dort, mitten

in der geschichte von Loth, die zweite hand (B) ein, und führt die seite zu ende. Auf tafel IV (fol. 10^{b}) begint dann noch einmal A für ca. $1^{1}/_{2}$ zeilen; *hugi guodan* z. 2 ist sicher noch von ihr geschrieben; die folgenden worte sind etwas verschmiert, es sieht so aus als ob sie auf rasur stünden oder wenigstens als ob daran herumkorrigiert wäre. Sicher zu B gehören aber dann wider die schlussworte der zeile *mildi uuas hie;* der wechsel des schreibers macht sich, abgesehen von dem wechsel der schriftgattung auch dadurch bemerkbar, dass B die zeilen viel näher an einander rückt (man vergleiche den abstand von z. 1—2, die A gehören, mit den übrigen abständen). Tafel V und VI (fol. 27^{a}. 32^{b}) endlich, die partien aus dem Heliand, fallen dem dritten schreiber (C) zu [1].

Für den schreiber A ist besonders sein *k* charakteristisch. Abgesehen von dem einen *k* in *unkaro* (tafel) I, (zeile) 1, schreibt er es stets so, dass er vom untern ende des stehenden schaftes mit einem nach rechts geschlossenen bogen in die höhe geht und an diesen dann wider, ohne abzusetzen, den nach rechts gehenden etwas geschweiften schlussstrich ansezt. In dem citierten *unkaro* ist an den senkrechten schaft der untere schlussstrich angesezt, und an diesen der obere angehängt.

Ganz anders bei B und C. Hier schliesst sich an den schaft zunächst der aufstrich nach rechts oben, in eine punktartige verdickung endigend; dann erst wird der untere rechtsstrich angehängt. Ein unterschied zwischen B und C zeigt sich aber darin, dass der aufstrich bei C meist schärfer von der unteren spitze des schafts ausgeht und mit diesem von anfang an einen deutlichern winkel bildet als bei B; ausserdem hat der rechte abstrich bei B eine stärkere neigung nach unten als bei C das ihn meist ziemlich horizontal stelt.

Hiermit verbinden sich andere unterschiede. A und C haben durchgehends *g* mit geschlossenem kopf (doch mit verschiedenem schwung des schweifes), B wechselt zwischen *g* mit offenem und mit geschlossenem kopf. Sehr charakteristisch ist die übergangsstelle von A zu B auf tafel IV, 2: in *hugi guodan* haben wir noch die typischen *g* von A, aber bei dem wie oben bemerkt etwas unsichern *gamlican gang* beginnen die offenen *g*.

Typisch verschieden ist ferner das *&* von B in *st&* III^{b} (d. h. zweite, von B geschriebene hälfte von tafel III), z. 23 von den *&* von A in *agal&lico* II, 26, *giuu&* II, 34, *hi&* II, 35, *b&era* II, 41, *hi&un* III^{a}, 5, *gi&un* III^{a}, 6, *hi&* III^{a}, 9, *-gis&u* III^{a}, 13; bei *uu&* A II, 27 sezt zwar auch einmal, wie bei B, der aufstrich am untern ende des absteigenden querstrichs ein (statt ihn wie sonst zu durchkreuzen), aber er endet in einem nach rechts geworfenen endabsatz, während B diesen absatz der feder nach links wirft. C hat keine *&*.

A schreibt ferner ausnahmelos, 44 mal, die folge *or* als ligatur *oꝛ* : *gihoꝛean* I, 2, *alloꝛo, hoꝛdis* 3, *uuoꝛd, soꝛogon* 4, *foꝛ* 5, *noꝛdan* 7, *foꝛd* 8; *fuoꝛun* II, 3, *foꝛd* 6. 22, *gihoꝛig* 7, *anduuoꝛdi* 9. 20. 31, *foꝛuuerkot* 10, *moꝛgan* 13, *uuoꝛquidi* 14, *godfoꝛotha* 24, *uuoꝛda* 26, *-ū* 27, *doꝛste* 33, *foꝛt* 35, *uuoꝛdo* 35, *gihoꝛdun* 37, *moꝛdhu* 39, *uueloꝛdi* 40, *gioꝛdanas* 41, *alloꝛo* 42, *foꝛe, doꝛe* 43, *uuoꝛdum* 44; *uuoꝛdu* III^{a}, 1, *moꝛagan* 2, *foꝛa* 3, *moꝛd* 4, *adalboꝛana* 6, *gehoꝛdin* 9, *fuoꝛ, thoꝛo* 11, *derebioꝛo* 11, *gioꝛdun* 18, *giboꝛan, uuoꝛdū* IV, 1, (*adalbo* | *ren* III^{a} 19/20, wo das wort durch den zeilenschluss zerschnitten ist, bildet natürlich keine ausnahme). Ebenso konsequent sezt aber C 14 mal getrentes *or: Nahor* V, 1, *uuordun* 4. 7. 8,

1) Von A stammen also die stücke von Adam und Eva 1—26, und von Sodom und Gomorrha 151 — schluss, von B nur die geschichte von Kain und Abel 27—150, und diese widerum mit ausschluss der verse 108—110, die von A geschrieben sind.

for 4, *uuorđ* 5, *gikoran* 8; *for* VI, 1, *siđor* 3, *uuordun* 4, *biuoran*, *grimmora* 9. *narouuo̊ra* 11, *sorogonde* 13, dagegen hat B 11 *oꝛ* gegen 12 *or*: *uuoꝛdun* III^b^, 3, *thoꝛofti* 6, *uuoꝛig* 8, *suiđoꝛ* 11, *foꝛhuatan* 22, *soꝛoga* 24, *-un* 26, *goꝛnunde* 31; *uuoꝛdun* IV, 4, *undoꝛ* 8, *siđoꝛ* 20 gegen *droruuoragna* III^b^, 2, *sorogun* 5, *dror* 9, *Dror* 10; *forahtun* 12, *forđ* 15, *uuorđon* 23, *soragun* 27, *thiornun* 33; *uuordspak* IV, 11, *gihṛͧoroban* 19.

Dazu kommen dann noch die orthographischen differenzen, die bereits Braune selbst besprochen hat, und denen sich nun vielleicht noch anderes, wenn auch weniger bedeutsames anfügen liesse.

Für die hauptfrage, die nach der beziehung der alttestamentlichen stücke zum Heliand, ist es übrigens ziemlich gleichgiltig, ob unser exemplar oder bereits dessen vorlage durch verschiedene hände diese sprachlichen differenzen erhalten hat. Die tatsache bleibt ja auf alle fälle bestehen, dass in unserem codex alt- und neutestamentliches zusammensteht, d. h. dass an dem orte, wo unsere handschrift entstand, Heliand und alttestamentliche dichtung zusammen zu finden waren und zusammen excerpiert wurden.

Dürfen wir daraus nun schliessen, dass wir in unseren Genesisstücken ein werk des Helianddichters vor uns haben, also teile der alttestamentlichen dichtung dieses vates, von denen die Praefatio berichtet? Ich hatte dies im jahre 1875 bereits für die ags. Genesis B erschlossen, und meine hypothese hat ja in soweit ihre erfreuliche bestätigung erfahren, als nun die angenommene übertragung aus dem altsächsischen gesichert ist. Braune schliesst sich auch dem zweiten teile meiner hypothese an: seine gründe möge man auf s. 34 nachlesen. Ich selbst aber habe jene hypothese bereits lange aufgegeben, und in meinen vorlesungen schon vor jahren gelehrt, dass ich die in ags. umschrift erhaltenen stücke nunmehr eher einem schüler und nachahmer des Helianddichters zuschreibe, als diesem selbst. Weiter konte ich damals kaum gehen, da man ja nicht wissen konnte, wie weit etwa der charakter des altsächsischen originals bei der übertragung verändert worden sei. Jezt, wo wir nun einen authentischen text alttestamentlichen inhalts vor uns haben, finde ich meinen verdacht mehr als bestätigt. Mein urteil geht dahin: Unsere stücke sind die arbeit eines schülers und nachfolgers des Helianddichters, im direkten anschluss an den Heliand gedichtet (so dass man sie fast als einen cento aus diesem bezeichnen kann), und deshalb vermutlich auch sofort mit ihm zu einem handschriftlichen corpus vereinigt. Dies corpus war dem verfasser der Praefatio bekant, und aus ihm erschloss er die autorschaft des Helianddichters auch für die Genesisstücke. Der dichter dieser Genesis aber war ein anderer mann, zwar auch phantasievoll und mit einem gewissen schwunge begabt, wie der dichter des Heliand, aber ihm nicht gewachsen im technischen, fast ein stümper in allem, was vers- und stilbehandlung angeht, auch ihm nicht gewachsen in der kunst des geschlossenen aufbaues der gedanken. Kleinere sprachliche differenzen helfen das urteil bestätigen, dass wir es mit zwei dichtern zu tun haben, nicht mit einer einheitlichen persönlichkeit.

Den beweis für diese sätze muss ich der oben bereits erwähnten besonderen abhandlung vorbehalten.

LEIPZIG, 14. NOVEMBER 1894. E. SIEVERS.

Der altenglische vers. Eine metrische untersuchung von **Max Kaluza.** I. teil: Kritik der bisherigen theorien. Berlin, Emil Feller. 1894. 96 s. 2,40 m.

Der verfasser, der eine reihe von studien zum germanischen allitterationsverse herauszugeben beabsichtigt, eröfnet dieselbe mit vorliegendem büchlein, worin er die bisher über diesen gegenstand aufgestelten theorien kritisiert und die grundlagen einer neuen zu legen versucht. Er hoft durch seine arbeit den streit um den allitterationsvers einem baldigen ende entgegenzuführen.

Als geeignete grundlage für eine alseitige verständigung erweist sich ihm „die gute, alte, viel geschmähte und oft totgesagte, aber deshalb nur um so zäher am leben festhaltende Lachmannsche vierhebungstheorie.“ „Es geht auch ohne typen, es geht ohne taktierung, aber es geht nicht ohne die vier hebungen.“ Denn allein die Lachmannsche vierhebungstheorie ist im stande, alle eigentümlichkeiten des germanischen allitterationsverses in befriedigender weise zu erklären. „Durch anerkennung der vier hebungen im allitterationsverse ist dann aber die kluft zwischen diesem und dem späteren reimverse einerseits, dem verse der übrigen indogermanischen völker andererseits überbrückt“ (s. VIII), damit also eine historische ableitung und erklärung des allitterationsverses gewonnen, welche die meinige — von Sievers für den normalvers Altgerm. metr. s. 173 fgg. in ihren grundzügen mitgeteilt — beseitigt.

Aus diesen worten und aus den bemerkungen des verfassers in § 4 muss der leser notwendig schliessen, Lachmann habe sämtliche allitterationsverse vierhebig gelesen (vgl. auch s. 63, § 42), der verfasser beabsichtige durch sein buch diese alte theorie zu stützen und zu erneuern, eine gemeinsame vierhebige form für den indogermanischen vers, den allitterations- und den reimvers herauszustellen und damit eine wesentlich neue ableitung des allitterationsverses zu geben. Aber genau das gegenteil von allem ist der fall.

Aus Lachmanns Kl. schr. I, 414 fg., verbunden mit 413 anm., 358 fg. und Ztschr. f. d. a. XI, 381 ergibt sich deutlich, dass Lachmann seine am Otfrid gewonnene vierhebungstheorie nur auf das Hildebrandslied und bis zu einem gewissen grade auch auf das Muspilli anwendete und keineswegs glaubte, mit ihr alle eigentümlichkeiten des germanischen allitterationsverses erklären zu können. Vielmehr nahm er z. b. für den altenglischen, wie aus seinen vorsichtig zurückhaltenden worten Kl. schr. I, 415 hervorgeht, etwa folgendes an: dem ae. allitterationsvers liegt ein vierhebiges metrum zu grunde, welches sich bei längerer kunstübung nach zwei seiten hin umbildete, nämlich entweder bis auf mindestens zwei hebungen zusammenschrumpfte oder über 4 hebungen hinausgieng. Tatsächlich hat also Lachmann die verse des Beowulf mit 2, 3, 4 oder mehr hebungen gelesen, je nach der sprachlichen füllung. Ebensowenig ist bei Lachmann von einer einteilung in takte die rede. Also steht offenbar die Sieverssche freie deklamation der ae. verse der Lachmannschen vortragsweise weit näher als die Kaluzas, der ausser 4 hebungen noch takt und eventuell melodie postuliert. Es ist demnach nicht recht verständlich, warum der verfasser § 4 so energisch für die Lachmannsche ansicht eintritt. Jedesfals hätte er den tadel gegen die verfälscher der Lachmannschen metrik (s. 5) in seinem eigenen interesse wol besser unterdrückt.

Wenn wir nun auf die ansicht des verfassers im einzelnen eingehen, so muss die erste frage, von deren beantwortung der fortgang jeder untersuchung über das wesen des allitterationsverses abhängt, sein: wurde er liedmässig gesungen oder frei gesagt? Im ersten falle ist er nach den gesetzen der musikalischen rhythmik, also taktierend

unter beobachtung gewisser bekanter zeitverhältnisse zwischen gutem und schlechtem taktteil (thesis — arsis) zu konstruieren; im andern falle folgt er den je nach der stilgattung bald strengen (z. b. in der lyrik), bald mehr oder minder freien (z. b. im epos und modernen drama) gesetzen der poetischen rhythmik. Erst dann erhebt sich die frage, wie viel musikalische thesen im ersten falle vorhanden sein müssen, oder im andern falle, wie sich die betonung der verschiedenen silben im verse abstuft und welche zeitliche ordnung etwa noch anzunehmen ist. Der verfasser komt auf grund durchaus unzulänglicher schlussfolgerungen zu der ansicht, dass der ae. allitterationsvers gesungen wurde oder wenigstens gesungen werden konte (s. 8). Er ist sich dabei offenbar nicht bewusst, dass er gelegentlich den von ihm s. 27 gerügten circulus vitiosus anwendet. Es wird nämlich der Cædmonhymnus durch streichung der lezten zeile zu einem „lied“ von 2 strophen à 4 versen umgewandelt. Diese 2 strophen sind eben als strophen, wie der verfasser auch aus den worten *ond þat léoð singan* schliesst, sicher gesungen worden — sind also (?) vierhebig. Dem entsprechend werden verse wie *ònd his mṓdʒèþánc, wéorc wúldorfæ̀dèr, ḗcè dríhtèn* ohne bedenken angesezt. Weiter wird argumentiert: Es ist sicher (?), dass die dem Beowulf zu grunde liegenden lieder noch gesungen wurden. Aus der jetzigen textgestalt lassen sich auch wirklich vereinzelt (!) „recht schöne“ vierzeilige strophen herausschälen. Diese sind also auch gesungen worden, darum vierhebig zu nehmen. Nun ist der versbau aller ae. allitterationsverse dem jener wenigen strophen gleich — folglich sind sämtliche ae. allitterationsverse vierhebig (s. 9).

Wie unlogisch diese beweisführung ist, liegt auf der hand. Warum muss der ae. allitterationsvers, wenn er wirklich gesungen worden ist, gerade 4 hebungen haben? Man erwartet doch wenigstens den versuch eines beweises. Der blosse hinweis auf Otfrids vers genügt keineswegs. Warum macht der verfasser gesangsvortrag von strophischer gliederung abhängig, da doch schon Sievers Altgerm. metrik s. 19 darauf hinweist, dass gesang und strophische gliederung nicht notwendig zusammen gehören? Und warum widerlegt er, der ein sicheres kriterium für die unterscheidung gesungener und gesagter verse vermisst, nicht Sievers, der Altgerm. metrik s. 48 und 12 auf eines der sichersten hinweist?[1] Ja, wenn man die rhythmischen grundanschauungen des verfassers als richtig hinnimt, so müste er, wenn er logisch zu werke gienge, auf grund derselben genau das gegenteil von dem demonstrieren, was er bewiesen zu haben glaubt. Denn ist, wie Kaluza offenbar glaubt, nur strophische dichtung zum gesange geeignet, so ist der Cædmonhymnus nicht gesungen worden, eben weil er unstrophisch ist; denn die streichung der lezten zeile, um strophengleichheit herzustellen und damit liedvortrag zu ermöglichen, ist natürlich ungerechtfertigt. Ebenso ist dann der Beowulf, weil er stichisch ist, unsangbar: also sind auch die in ihm eingeschlossenen strophen nicht gesungen worden, müssen also mit dem masse der nicht gesungenen Beowulfverse, d. h. mit dem masse des sprechverses gemessen werden. Dass dieses nun aber ein vierhebiges sein müsse, ist höchst unwahrscheinlich; denn welcher grund läge vor einen sprechvers wie *hȳran scolde* vierhebig zu lesen?

Das misgeschick, dass aus des verfassers behauptungen und rhythmischen grundanschauungen tatsächlich eine folgerung gezogen werden muss, welche den ansichten, die er in seinem buche vertritt, gerade zuwiderläuft, ist ihm nun auch

1) Andere habe ich in einer bereits an die redaktion der Indogerm. forschungen abgesanten besprechung von R. Westphals Vergleichender metrik entwickelt. Um widerholungen zu vermeiden verweise ich auf dieselbe.

da widerfahren, wo er den eigentlichen grund seiner hypothese über wesen und entstehung des allitterationsverses legt.

Kaluza hat sich Möllers annahme von der entstehung der allitterationsverse zu eigen gemacht. Er nimt also an, dass ein monopodischer indogerm. urvers von der form X | X́ X | X́ X | X́ X | X́ ($^9/_4$ takt) zunächst in 2 $^4/_4$ takte umgewandelt sei, und zwar je nach dem betonungsschema, welches nach dem eintreten des speciell germanischen accents in jenem urvers sich durchgesezt habe, in verschiedener weise. Aus dem urtypus A X | X́ X | X̀ X | X́ X | X̀ entstand einfach eine form

(X) | X́X X̀(X) | X́X X̀,

in welcher die beiden moren (more = X) entweder stehen bleiben oder in eine länge zusammengezogen werden konten, vor welcher auftakt stehen und fallen kann und wo „zwischen der nebenhebung (!) des ersten und der haupthebung des zweiten fusses (!) nach belieben (!) eine unbetonte silbe stehen kann“ (s. 42).

Aus dem urtypus B X | X̀ X | X́ X | X̀ X | X́ entstand (X)X̀(X) | X́X X̀(X) | X́.
Aus den urtypen C X | X̀ X | X́ X | X́ X | X̀, D X | X́ X | X́ X | X̀ X | X̀ und E X | X́ X | X̏ X | X̀ X | X́ entstehen aber zunächst folgende 3 formen:

C X X̀ X | X́ X X̏ X X̀ |
D X X́ X | X́ X X̏ X X̀ |
E X | X́ X X̏ X X̀ X | X́.

Diese formen bestehen aus zwei ungleichen teilen, von denen der eine 6 moren, d. h. $^6/_4$, der rest also $^3/_4$ enthält. In dem ersteren ist die zweite hebung der ersten, die dritte der zweiten untergeordnet. Jener überlange takt von $^6/_4$ dauer „muste nun widerum (!) auf das gewöhnliche (!) mass eines $^4/_4$ taktes reduciert werden, wenn dieser typus neben den andern in fortlaufender taktierung verwendung finden solte. Zu diesem zwecke (!) wurde die dritte und die vierte more (jede = $^1/_4$) zu einer einzigen (also auf $^1/_4$ dauer!) zusammengezogen, die als nunmehrige dritte more des taktes den ersten, etwas stärkeren nebenton trug und — ihrer herkunft aus zwei moren (!) entsprechend — fast ausnahmelos durch eine sprachlich lange silbe vertreten sein muste, z. b. | *múrnè ndè* |. Die folgende, den zweiten etwas schwächeren nebenton tragende more wurde in folge dessen zur vierten more (d. h. dem vierten viertel) des $^4/_4$ taktes, welche sprachlich stets durch eine schwachtonige (!) silbe ausgefült sein muste. Nach dieser schwächeren hebung wurde die folgende senkungssilbe, weil für den $^4/_4$ takt überschüssig (!), in der regel (!!) unterdrückt“ (S. 69). Man nehme nun diese — an sich jeglichem gesetz der rhythmik und musik zuwiderlaufende — ableitung des einen $^4/_4$ taktes jener drei typen als richtig an, dann stelt sich das resultat jener reduktion in noten folgendermassen dar: $^4/_4$ … | ♩́ ♩ ♩̏ ♩̀ | …
1 2 3 4

d. h. es entsteht ein viervierteltakt, mit den üblichen thesen, einer haupttthesis auf dem ersten, einer nebenthesis auf dem dritten viertel, aussordem aber noch mit einer nebenthesis auf der lezten senkung (arsis)! Das ist aber volkommen unmöglich, denn ein $^4/_4$ takt, wie der obige, kann selbstverständlich nie mehr als eine haupt- und eine nebenthese haben, d. h. im ganzen 2 gute und 2 schlechte taktteile. Bei jener reduktion müste also unbedingt die zweite nebenthese fortfallen. Folglich — wären

die vom verfasser gewonnenen neuen typen C D E notwendigerweise nur dreihebige. Dazu würde genau die von Kaluza (s. 69) aufgestelte regel passen, nach welcher jene vierte more **stets** durch eine **schwachtonige** silbe ausgefült sein muss, eine regel, welche für eine more mit notwendiger hebung keinen sinn hat. Ergibt sich nun, dass der verfasser durch seine taktierung tatsächlich nicht lauter vierhebige verse, sondern einen wechsel zwischen drei- und vierhebigen versen einführen muss, so gelten auch von **seiner** theorie die worte Vetters, welche der verfasser ausdrücklich billigt und (s. 20) anführt: „Neben den versen zu vier auch solche zu drei hebungen anzunehmen, das ist .... nur ein eingeständnis der unhaltbarkeit dieser theorie.“

Und weiter: muss der verfasser, wenn anders er seine konstruktion des allitterationsverses halten will, das herabdrücken einer schwächeren hebung zu einer senkung (vierte more) mit in kauf nehmen, so gibt er sich damit einer auffassung hin, welche er gelegentlich der polemik gegen meine ableitung der 5 typen (§ 8) als eine ganz irtümliche bezeichnet, einer auffassung, welche auf seiner seite um so gewagter ist, als **er** die unterdrückung nicht auf einen wechsel der vortragsweise zurückführt, sondern sie bei unverändert erhaltenem gesangsvortrag geschehen lässt. Weit entfernt also meine theorie zu widerlegen, muss er sie wider seinen willen anerkennen.

Diese fundamentalen widersprüche, zu denen Kaluzas theorie führt, reichen wol hin, das urteil zu rechtfertigen, dass durch sein buch die lösung des problems in keiner weise gefördert wird. Er besizt vor allem keine hinreichend klaren vorstellungen von den elementaren regeln der musikalischen taktlehre, ohne welche arbeiten wie die vorliegende nicht unternommen werden solten. Sodann aber ist er nicht sorgfältig genug zu werke gegangen.

Z. b. zur rechtfertigung der unmöglichen hebung auf dem präfix *ȝe (hêalsȝè-béddà)* und der damit verbundenen dehnung desselben auf $^2/_4$ = 4 masszeiten (*χρό-νοι πρῶτοι*)[1] wird die schon von Fuhr mit unrecht herangezogene zeile *ein freies, frohes leben uns wol gefält* wider angeführt (s. 8). Denn diese zeile hat nur den wert eines kolons, *gefält* ist also nicht = ⏗ ⏗ (mit synkope der senkung), sondern = – ⏑́, *ge-* also keine hebung, sondern eine normale **senkung** von 2 masszeiten.

Die instrumentale begleitung der ae. verse denkt er sich als einstimmig parallellaufende oder in accorden sich bewegende harfenbegleitung: „accorde“ sind aber im zeitalter des Beowulf ausgeschlossen, da die mehrstimmige musik erst viel später einsezt. Kaluza hat offenbar von der musikalischen kunst der alten Germanen eine viel zu hohe meinung. Wenn die beste, geistliche musik des 10. jahrhunderts fortgesezte quintenparallelen enthielt, so kann das gehör der hörer eben damals noch nicht sehr entwickelt gewesen sein; richtiger ist es sicher, sich die alte rhythmik und melodik als verhältnismässig unentwickelt und für moderne ohren monoton zu denken, so dass sich schon aus diesem grunde der übergang zu dem leichter zu modulierenden sprechvortrag empfahl bzw. in almählicher abstufung von selbst volzog. — Von Lachmann behauptet Kaluza, er habe den Otfridvers mit dem alliterationsverse identificiert (s. 63)! Die altgermanische metrik von Sievers hat er so wenig genau gelesen, dass er darin klar und deutlich ausgesprochene ansichten, über die er referiert, in ihr gegenteil umkehrt. Er sagt § 26: „Unerklärlich muss vom standpunkte der Sieversschen theorie aus das vorkommen von sprachlichen nebentönen in den senkungen des typus A ... bleiben. War der normale A-vers,

1) Es möge hier nur darauf hingewiesen werden, dass Möller und ebenso Kaluza den ausdruck *more* ganz falsch verwendet. *mora*, griech. *χρόνος πρῶτος* = masszeit ist immer die hälfte einer reinen, musikalischen thesis (guter taktteil). Sezt man die thesis mit Kaluza = $^1/_4$, so ist die more (⏑) = $^1/_8$.

wie die bezeichnung doch andeuten soll, das ursprüngliche und in einem verse wie *lange hwīle* die endsilben beider wörter wirklich völlig unbetont, dann konte sich aus diesen blossen senkungssilben niemals eine so schwere nebenhebung .. (*wī'sfæ̀st wórdum* u. ä.) ... herausgebildet haben.“ Damit vergleiche man, was Sievers wirklich meint (Altgerm. metr. s. 9): „Demgemäss ist auch die angewante terminologie (was die gegner des systems zum teil misverstanden haben) rein schematisch gehalten. Als normal werden die gewöhnlichsten durchschnitts formen bezeichnet, als erweitert .... was über das durchschnitsmass hinausgeht ....“ Vermisst aber der verfasser bei Sievers eine erklärung der nebentöne im typus A, und fühlt er sich daher zu der annahme veranlasst (s. 37), dass von anfang an der typus A vier hebungen enthalten habe, so hat er Sievers § 151, 2 a. b übersehen und nur die von mir gegebene erklärung, allerdings, wie ich glaube, nicht in verbesserter gestalt, widerholt.

HALLE, 1. APRIL 1894. F. SARAN.

Untersuchungen über Daniel vom blühenden tal vom Stricker. Von **Gustav Rosenhagen.** Kieler dissertation 1890; in komm. bei G. Fock, Leipzig. II und 124 s. 2 m.

Daniel von dem blühenden tal, ein Artusroman von dem Stricker, herausgegeben von **Gustav Rosenhagen.** [Germanistische abhandlungen IX.] Breslau, Koebner. 1894. XII und 206 s. 9 m.

Auf den Stricker ist in den lezten jahren die aufmerksamkeit der fachgenossen mehrfach gelenkt worden. Zwar fehlt es noch immer an einer ausgabe der ihm zugehörenden kleineren gedichte, die wir schmerzlich vermissen. Die aufgabe ist ja freilich eine recht complicierte, für deren lösung trotz aller ansätze doch noch nicht weniger als alles zu tun bleibt; aber die mit sicherheit zu erwartenden interessanten resultate auf dem gebiete kritischer, stilistischer und metrischer untersuchungen und die allein auf grund eingehender derartiger vorarbeiten zu erreichende reinliche herausarbeitung einer gewiss anziehenden und litterarhistorisch bedeutenden, wenn auch nie und nirgends genialen oder stark subjektiven dichterindividualität hätten doch längst schon einen forscher anlocken müssen die reiche ernte in vollen garben einzubringen. Indessen sind werke und dichterischer charakter des Strickers von andern seiten her beleuchtet worden: Lambels aufsatz zur Frauenehre (vgl. diesen band s. 131) enthält vielfache fördernde betrachtungen und bemerkungen; in der Algemeinen deutschen biographie hat Fränkel ein zwar recht subjektiv gefärbtes, jedoch immer als vorläufiger erster versuch anzuerkennendes bild von des Strickers leben und werken geliefert, dem man natürlich auch wie ähnlichen früheren zusammenfassungen den mangel einer ausgabe der kleineren dichtungen empfindlich anmerkt.

Einen ganz hervorragend bedeutenden fortschritt auf dem wege zu einer gründlicheren erkentnis unsres dichters bezeichnen die beiden bücher Rosenhagens über Strickers bisher mehr genanten als gekanten Artusroman, deren besprechung mir hier obliegt. Seinen für eine erstlingsarbeit ganz vorzüglichen „Untersuchungen“, die bereits vor vier jahren als Kieler doktorschrift auf anregung von Friedrich Vogt erschienen waren, hat der verfasser jezt die lange erwartete erste ausgabe des gedichts folgen lassen. In der einleitung und den anmerkungen zu dieser ausgabe sind die resultate der „Untersuchungen“ verwertet und ihrem wesentlichen inhalte nach eingewebt. Der verfasser hebt selbst hervor (s. V), dass sich in vier jahren sein urteil über manche punkte notwendig habe ändern, dass er manches fehlerhafte in seiner

früheren arbeit habe entdecken müssen; doch konte er auch mit berechtigter freude hinzusetzen, dass die wichtigsten seiner resultate vor der fachgenössischen kritik stand gehalten haben, so dass er im wesentlichen die praxis der ausgabe der theorie der „Untersuchungen" konform gestalten konte. Es dürfte sich empfehlen in der folgenden besprechung, die zugleich ein referat über Rosenhagens resultate geben will, die behandlung eines und desselben gegenstandes bei einander zu halten und nicht danach zu scheiden, was in dem einen, was im andern bande steht. Es wird das den überblick über die bewältigung des stoffes klarer machen und für zusätze und ausstellungen eine leichtere anknüpfung darbieten. Was in diesen gemeinsamen rahmen sich nicht fügt, mag am schlusse angereiht werden.

Den anfang muss wie billig die überlieferung und kritische behandlung des textes machen. Im gegensatz zu der reichen zahl von handschriften, in denen uns des Strickers neudichtung des Rolandsliedes erhalten ist, besitzen wir den Daniel vom blühenden tal nur in vier späten papierhandschriften zu München (**m**), Dresden (**d**), Heubach (**h**) und Kopenhagen (**k**), sämtlich aus dem 15. jahrhundert. Der dialektcharakter sämtlicher handschriften ist von Rosenhagen richtig als alemannisch-schwäbisch erkant, wodurch, wie mir scheint, ein schwäbischer archetypus als grundlage unsrer gesamten überlieferung wahrscheinlich gemacht ist. Für weitere belege für die reichlich angeführten schwäbischen charakteristika beruft man sich statt auf ältere lehrbücher jezt lieber auf Kauffmanns Geschichte der schwäbischen mundart. Fälschlich wird s. 3 als beleg für das auftreten von *û* für zu erwartendes *üe ze fûssen* angeführt: die form ist natürlich nach dem schema der *u*-deklination und regelrecht ohne umlaut. Wichtiger für die textgestaltung ist folgendes: „auch der wortschatz (der handschrift **h**)", heisst es s. 9, „ist durch die mundart des schreibers darin beeinflusst, dass vielfach die partikel *oder* durch *alde* ersezt ist." Danach wäre, was auch ich glaube, die schwäbische form *alde* (vgl. Kauffmann s. 258) aus dem Strickertext zu entfernen; trotzdem hat sie Rosenhagen im Daniel 56. 80. 107. 3964. 4647 aus **h** in den text aufgenommen; auch in sonstigen werken des Strickers finde ich sie nicht. — Für die textkritik kommen nur die handschriften **h**, **k** und **m** in betracht, da **d**, wie ausführlich und ganz überzeugend gezeigt wird, nur eine direkte abschrift von **m** ist. Weniger überzeugend scheint mir der nachweis, dass **k** und **m** auf eine gemeinsame grundlage hinweisen sollen (s. 21): die angeführten fälle sind zu wenig prägnant. Dadurch verschiebt sich für mich auch nicht unbedeutend der textkritische grundsatz: Rosenhagen hat an vielen stellen der autorität von **h**, der unzweifelhaft im algemeinen besten handschrift, gegenüber der übereinstimmenden abweichung von **k** und **m** zu sehr vertraut, welche natürlich bei grösserer selbständigkeit der beiden handschriften weit schwerer ins gewicht fält. Es ist das der einzige punkt, in dem ich Rosenhagens textkonstitution für nicht ganz gelungen halte. Wie die offenbar nach vollendeter textherstellung geschriebenen anmerkungen auch in andern fällen nachträgliche korrekturen bringen, die schon im texte selbst hätten angebracht werden müssen, so deutet die anmerkung zu 498, wo es heisst, dass unter den „gleichartigen" lesarten von **h** und **km** „die grössere wahrscheinlichkeit" für **km** spreche, ziemlich deutlich darauf hin, dass Rosenhagen diese lage der sachen selbst gefühlt hat. Als sichere fälle, wo statt der lesart von **h** die von **km** in den text zu setzen ist, führe ich folgende an: 500 *sint sie* (vgl. die anmerkung); 825 *diser rât;* 913 *zeinem manne;* 939 *phlâgen* (ebenso 5817); 963 *bat unde gebôt* (nach der bekanten formel: vgl. 1772. 2300; Karl 10367. 11887); 1257 *von leide;* 1456 *gerne des;* 1772 *bat* (vgl. eben zu 963); 1857 *gemêren* (*bemêren*, wie **h** liest,

ist sonst nirgends belegt); 2060 *an dich;* 2084 *an der hant;* 2117 *daz wort;* 2143 *vil liebe;* 2198 *mir ouch;* 2239 *vür daz* (vgl. 2240); 2324 *sî uns;* 3213 *ûf mohte lesen;* 3604 *an einer;* 3821 *luote* (schon in der anmerkung eingesezt); 4154 *vür sich strebete;* 4470 *daz ich mich kan versinnen* „so lange ich denken kann“ (4459 ist punkt, 4460 komma zu setzen); 4498 *ie;* 4722 *ich bin* (vgl. 4723); 4888 *behalten kan;* 4889 *daz er sîn sinne niht enlât* (der gleichklang führte in **h** zur auslassung); 5402 *kinde spil* oder *kindes spil* (vgl. Karl 750. 7708); 5642 *sleich;* 5749 *und ouch;* 5816 *vil guoter;* 6189 *ûf getragen;* 6264 *mit sînem;* 6353 *herre worden;* 6453 *wie wol;* 6854 *wol getriutet;* 8106 *wie gerne.* Recht wahrscheinlich ist mir, dass auch in folgenden versen **km** zu folgen ist: 775. 836. 891. 1353. 1370. 1995. 2078. 2127. 2163. 2339. 2805. 3354. 3394. 4046. 4160. 4185. 5475. 5601. 6027. 6125. 6210. 6316. 6323. 6401. 6531. 6838. 8247. Ein einleuchtender grund für die vorzüglichkeit der lesart von **km** lässt sich nicht immer anführen, jedoch machen die überzeugenden fälle, deren doch eine ganze zahl ist, den kritischen betrachter natürlich auch sonst mistrauisch. Umgekehrt ist an drei stellen von der lesart von **h** abgewichen, wo sie entschieden das richtige bietet: 747 ist *dâ lît an* zu lesen; 767 ist der genetiv zu belassen, den der Stricker auch sonst (5, 103 Hahn; Karl 6751. 11746. 12114) bei *schuldec sîn* sezt; 3360 endlich ist, obwol die stelle etwas unklar ist, *sîner nagel* zu halten, da doch offenbar an die vier nägel der schildbuckelbefestigung gedacht ist (vgl. Schultz, Höfisches leben[2] 2, 86. 128).

Wesentlich anders als früher gestalten sich jezt die ansichten über reim und vers in Strickers Daniel. Dass man das gedicht vornehmlich aus der schlechten handschrift **m** kante und beurteilte, hat eine leidige verschiebung der anschauungen hervorgebracht und ist die quelle vieler falschen behauptungen gewesen. Reim- und verskunst des Daniel unterscheiden sich durchaus in nichts von der des Karl: ein argument für die priorität des Artusromans, den man bisher immer für eine art inhaltlich und formell verunglückter „jugendsünde“ (s. 25) hielt, ist also hierher künftig nicht mehr zu holen. Von der chronologischen frage wird später noch zu handeln sein. Zum verzeichnis der unreinen reime (s. 26) ist hinzuzufügen: *û : u* 611; *î : i* 1695. 1911. 2999; *üe : ü* 4311; *iu : üe* 5591; *sturmden : zurnden* 4067; überschuss eines *n* 1921. 2305. 7881; endlich *gemacht : naht* 4129. 4331. 4527. 5275. 5693. 5799 (vgl. auch noch 6613. 7591. 7845 und Jensen, Über den Stricker s. 112). Eigentliche reimkünste zeigt der Daniel fast gar nicht. Über die metrik des innern verses lässt sich zu einer gesicherten festen auffassung ohne eine genaue analyse aller vom Stricker erhaltenen verse und selbst dann bei der metrischen verwahrlosung der handschriften wol kaum gelangen: der herausgeber selbst schwankt in seinem urteil, ob z. b. dreihebige verse mit stumpfem ausgang, wie Seemüller, Anzeiger 19, 248 will, beim Stricker vorkommen (s. VIII). Das metrische gefühl und urteil ist heutzutage zu sehr erschüttert, und wir müssen von der zukunft eine gründliche klärung und fundamentierung der metrischen anschauungen erhoffen.

Auch in betreff der sprache und heimat unsres dichters kommen wir zu keinem resultate, so wenig wie wir von seinen sonstigen lebensschicksalen etwas nennenswertes wissen. Rosenhagens verdienst ist es die zum überfluss oft widerholte these von des Strickers österreichischer herkunft auf ihr nichts zurückgeführt zu haben (s. 34); auch der reim Daniel 4311 kann diese nicht erweisen. Vielmehr weist die genaue und sorgfältige prüfung der reime, die Rosenhagen vornimt, mit sicherheit das bairisch-österreichische als heimatliche mundart des dichters ab, wogegen mancherlei mitteldeutsche eigentümlichkeiten trotz des dagegen erhobenen widerspruchs

die vermutung nahe legen, dass der Stricker aus dem östlichen Franken, etwa aus der gegend von Nürnberg stamme (s. 47 und VI); am nächsten steht ihm in sprachlicher hinsicht Lamprecht von Regensburg.

Äusserst scharfsinnig und bis in die einzelheiten gelungen und sicher scheinen mir des herausgebers darlegungen über die litterarische stellung des gedichts, die den grösseren bruchteil seiner „untersuchungen“ einnehmen. Der Stricker hat keine einheitliche französische quelle, wie noch Gaston Paris voraussezte, als direkte vorlage benuzt; die berufung auf Alberich von Besançon ist eine dem eingang von Lamprechts Alexander nachgebildete fiktion; vielmehr fehlen alle charakteristika einer französischen quelle in inhalt, art der darstellung und sprache. Der stoff des gedichtes ist mit ausgiebiger benutzung der verschiedensten werke der damaligen deutschen litteratur, vor allem Hartmanns und Wirnts, vielleicht auch Veldekes (die s. 102 angeführten belege sind mindestens zweifelhaft), und mit reichlicher verwertung sagenhafter traditioneller motive (worunter auch antiker, z. b. Polyphem, Medusa) in einer etwas altertümlichen, aus den volksmässigeren gedichten des 12. jahrhunderts, vor allem dem Rolandsliede geholten farbe frei erfunden und selbsttätig nach eigenen künstlerischen und menschlichen motiven komponiert. Diesem reinlichen und gesicherten resultate lässt sich kaum noch etwas hinzufügen; nur ein paar kleine bemerkungen seien gestattet. S. 56 ist, worauf schon Seemüller a. a. o. s. 251 hinwies, der begriff des *schrîben* zu sehr gepresst worden, das sicher hier nur „aufnehmen“ bedeutet; in demselben sinne finden wir das wort im Guten Gerhard 3547 *er hiez die naht si schrîben an.* Sehr zweifelhaft sind die s. 102. 103 angenommenen entlehnungen aus Lamprechts Alexander, Veldeke und Heraklius. Dass Wolframs stil und ausdrucksweise doch nicht so ganz spurlos am Stricker vorübergegangen ist, wie Rosenhagen s. XI meint (die dort gegebenen stilistischen anklänge sind verhältnismässig farblos), scheinen mir folgende stellen zu beweisen: *ir deweders lop dâ niht enhanc* Daniel 278 (ähnlich auch 8100) erinnert an *sîn lop hinket ame spat* Parzival 115, 5; *daz si vil kûme vermiten daz vallen* 284 (vgl. auch Karl 11494) klingt einer häufigen wolframischen wendung ähnlich (vgl. Kinzel in dieser zeitschrift V, 6. 9); andres wie der auch bei Wolfram öfter vorkommende vergleich des kampfes mit der tätigkeit des schmieds (die Wolframstellen habe ich in Paul-Braunes Beiträgen 16, 356 verzeichnet) ist nicht als entlehnung zu betrachten, da Wolfram wie der Stricker es aus derselben quelle, der kräftigen volksmässigen litteratur des 12. jahrhunderts haben.

Schwach sind Rosenhagens ausführungen über die chronologie des gedichts sowol im hinblick auf das gegenseitige verhältnis von Karl und Daniel (s. 110), als auch in betreff der abhängigkeit der Krone vom Daniel (s. 113). Weshalb ich über den ersten gegenstand vom herausgeber abweiche und wie ich mir die sache denke, habe ich in einem aufsatze für das nächste heft dieser zeitschrift eingehend ausgeführt.

Noch einige bemerkungen zum texte seien hier angeführt. 25 lies *eteswâ* oder vielleicht *eteswenne* (wörtlich = Iwein 2905). — 42 lies *lebenes gert* nach massgabe einer grossen zahl andrer stellen, die *gern*, nicht *begern* für den Stricker bezeugen. — 57 ist sicher eins der beiden *dâvon* zu streichen oder durch ein andres wort zu ersetzen. — 62. Hier und in den ganz ähnlichen sätzen 181. 949. 1309. 1393. 2037. 2802. 4409. 6490. 7313 ist doch wol die im mhd. regelmässig stehende, in den handschriften jüngerem gebrauche entsprechend fortgefallene negation einzusetzen. — 198. Vgl. Paul-Braunes Beiträge 16, 355. — 377 ist *wan* oder *als* zu streichen. — 593 lies *gebüge* statt der unmöglichen form *gebüeget.* — 992. *baldez ellen,* in den

handschriften überall in gleicher weise verderbt, steht noch 3180. 3928. 5598; vgl. darüber MSD³ II, 130. — 1698 ist komma, 1699 punkt zu setzen. — 2398 lies *gezelt*, das viele andre stellen für unsern dichter erweisen. — 2403 ist *vogelsanc* zu lesen: vgl. Frauenlob 386. — 2739. Die form *dêr* solte doch nach Pauls bemerkung Beiträge 1, 358 anmerkung aus den mhd. texten verschwunden sein. — 2927. Über *wunderlîche verliesen* vgl. Jänicke zu Wolfdietrich B 224, 3. — 3556. *hâmît* steht in ganz ähnlichem zusammenhange auch Karl 9783. — 4055. Über den ausdruck *des tôdes knehte* vgl. meinen aufsatz. — 5087 ist doch wol *justieren* zu lesen. — 5319. 6469. 6473 steht in der handschrift m *einer* in demonstrativem sinne (vgl. Braune, Beiträge 11, 518). — 6099 ist natürlich *liep* zu lesen. — 6604. *lûter als ein spiegelglas* steht auch im Karl 674. 9459 (ähnlich auch Daniel 6980); vgl. noch Wigalois 29, 5. 42, 20. 108, 31. 192, 2 und Meier zur Jolande 148. — 6786 ist natürlich Strickers lieblingswort *iesâ* aus m aufzunehmen. — Der vers 6917 ist versehentlich nach 6925 gedruckt. — 8188 scheint mir die lesart aller handschriften ohne not geändert.

Die korrektur beider bücher ist nicht so sorgfältig, wie man es wünschen müste. Auch ausser der zahlendiskrepanz zwischen beiden (vgl. darüber s. XI) sind versehen in citaten nicht ganz vermieden. Die verszahlen 3730, 4880, 5245—5270 und 6585 stehen bei falschen versen. An zwei stellen fehlt die blattnummer der Münchener handschrift: man setze zu vers 3016 die zahl 63ᵃ, zu 7922 137ᵇ und verbessere bei vers 5986 146ᵇ in 114ᵇ.

Doch genug der kleinigkeiten! Wir hoffen, dass der junge gelehrte, der sich so verheissungsvoll mit diesen beiden arbeiten in den kreis der fachgenossen eingeführt hat, uns noch manche tüchtige leistung darbieten werde.

WEIMAR, 13. OKTOBER 1894. ALBERT LEITZMANN.

Thomas Murners narrenbeschwörung (text und bilder der ersten ausgabe). Mit einleitung, anmerkungen und glossar von **M. Spanier.** (Neudrucke des 16. und 17. jahrh. 119—124). Halle, Niemeyer. 1894. XXII und 372 s. 3,60 m.

Seinen schönen untersuchungen über die Narrenbeschwörung und Schelmenzunft Murners (Beiträge 18 [1893], 1 fgg.) hat M. Spanier die vorliegende ausgabe der Narrenbeschwörung (NB) folgen lassen und sich damit ein weiteres verdienst um das verständnis des elsässischen satirikers erworben. Wir sind dem herausgeber der sammlung, W. Braune, und nicht weniger dem verleger dafür zu grossem danke verpflichtet, dass die ausgabe, von dem gewöhnlichen princip der neudrucke abweichend, sowol die bilder des ersten drucks in zinkographien bietet, als auch erklärende anmerkungen und ein glossar beifügt. Diese zutaten sind aber auch wol bei keinem dichter so wünschenswert, ja so unbedingt notwendig, wie bei Murner; vor allem die bilder, an die er anknüpft und die er ausdeutet. Die ausgabe Spaniers ist im algemeinen sauber gearbeitet, wenn man auch manchmal den wunsch gehabt hätte, der herausgeber hätte ein wenig, nicht in seiner ganzen ausdehnung, das Horazische „nonum prematur in annum“ befolgt. Wir werden im einzelnen sehen, dass eine verbreiterung der kentnis in der litteratur des 15./16. jahrhunderts, sowie ein genaueres eingehen auf speciell Strassburger litterarische erzeugnisse wünschenswert gewesen wäre.

In der einleitung gibt Spanier ganz kurz die in dem schon erwähnten aufsatze Beitr. 18, 1 fgg. vorgetragenen ansichten wider. So sehr ich nun diese arbeit schätze, so halte ich doch — und mit mir wol mancher der fachgenossen — die chronolo-

gischen aufstellungen für nicht erwiesen. Es ist der beweis für die priorität der NB vor der Schelmenzunft (SZ) nicht erbracht. Die stellen, in denen sich Murner selbst äussert, stehen gegen einander, und auch innere gründe machen sich pro und contra den rang streitig, wenn ich auch anerkennen muss, dass Spanier seine stellung gut zu befestigen gewusst hat. Ich bin der ansicht (es ergibt sich wol ein anlass an anderem orte eingehender darauf zurückzukommen), dass von einem prioritätsstreit im eigentlichen sinne nicht die rede sein kann. Mag die idee zur NB früher gefasst sein, was sich jedoch nicht erweisen lässt, so sind doch wol nur einzelne kapitel vor der ersten conception der SZ geschrieben. Bei dem grösten teile hat er, wie auch sonst später, an beiden werken neben einander gedichtet, und so erklären sich alle späteren widerstreitenden behauptungen Murners am leichtesten. Beide werke greifen in einander, und es dürfte nur in wenigen punkten gelingen, genauere nachweise über die absolute oder relative entstehungszeit zu liefern.

Der schwerpunkt der einleitung ruht auf der bibliographischen beschreibung der einzelnen ausgaben und der bearbeitung Wickrams, die sorgfältig und verständig durchgeführt ist. Am schluss wird die einrichtung des neudruckes besprochen und seine abweichungen von A werden aufgezählt. Ob 14, 60 *föchtend* gerade als druckfehler zu bezeichnen ist, erscheint mir doch fraglich, da dieser lautwandel sich zum teil elsässisch und schweizerisch findet. Dass er Murner selbst eigne, nehme ich darum nicht an.

Es ist nicht leicht für Murner die entsprechende interpunktion zu finden. Im grossen und ganzen ist es dem herausgeber geglückt, die schwierigkeit zu überwinden. Einige male allerdings dürfte sein verfahren kaum richtig sein: die gesezte interpunktion gibt die meinung Murners nicht genau wider. Mitunter hat auch der herausgeber den dichter nicht verstanden und in folge dessen falsch interpungiert. Ich stelle die fälle, die mir aufgestossen sind, hier zusammen.

4, 155 ist wol das komma nach *dir* zu streichen. — 6, 87 ist an dem schlusse des verses ein punkt zu setzen. Der gedanke Murners ist: „Wer zu viel sündigt, traut gott zu viel. Wenn euch nur einmal einer verderbte!“ — 10, 53 am schluss besser ein kolon statt des semikolons. — 16, 13 ist das komma nach *brot* zu streichen. *Schelm* ist nicht apposition, sondern subjekt. — 20, 15 ist das komma am versschluss wol druckfehler. — 21, 6 und 7 sind die kommata überflüssig. — 23, 20 ist vom herausgeber misverstanden: *Eyn yeder, der geladen, kumpt* ist modern. Die kommata sind zu streichen: *geladen* ist gen. pl. part. praet. = der geladenen. — 26, 15 ist das komma am versschluss überflüssig. — 46, 2 Das komma ist nach *her* zu setzen: Seid wilkommen her zu mir, d. h. hier, wie man mhd. sagt: *sit willekumen her in ditze lant,* vgl. Mhd. wb. 1, 906 und Lexer 3, 890. — 62, 63 fehlt ein komma am versschluss. — 69, 30 der gleiche fehler wie 23, 30: *adelich geboren* ist wol dat. pl.; das komma am versschluss ist demnach zu streichen. — Nicht richtig verstanden und darum auch falsch interpungiert hat der herausgeber vermutlich eine stelle im 89. kapitel. Wenn wir SZ. 2, 31 fg. heranziehen, so wird es wahrscheinlich, dass NB 89, 33 nicht zum vorhergehenden, sondern zum folgenden verse zu ziehen ist. Ich interpungiere: fragezeichen nach v. 32 und komma nach v. 33.

Der text bietet einen wortgetreuen abdruck der 1. ausgabe mit vermeidung der druckfehler, wie ihn ja die norm der neudrucke verlangt. An ein paar stellen jedoch erweckt die richtigkeit des gebotenen zweifel; der herausgeber hätte wenigstens in den anmerkungen, wenn er den text nicht ändern wolte, darauf hinweisen sollen. Es steht 5, 43 und 26, 3 *Dann,* was sicher in *Denn* (= denen) zu

bessern ist. Die verwechselung ist durch das nebeneinander der formen *dann* und *denn* bei der conjunction entstanden. Die Badenfahrt kap. XXIX, 14 bietet ganz den gleichen fehler, den Martin auf s. 44 bessert. — Die annahme eines ἀπὸ κοινοῦ 19, 85 erklärt kaum die schwierige und sonderbare stelle: vermutlich liegt hier ein druckfehler vor und es ist *tet* statt *tot* zu lesen. — Zu 19, 11 ist nicht SZ. 8, 29 fgg. sondern 9, 29 fgg. zu vergleichen. Was zu 19, 102 das citat 3, 78 soll, weiss ich nicht. Zu 19, 107 lies „BWb. 1, 994" statt „BWb. 994".

Was die anmerkungen und das glossar angeht, so macht sich, wie wir schon oben erwähnten, manchmal der nicht genügende umfang der litteraturkentnisse bemerkbar. Naheliegendes wie Strauchs Scheitrecension (Anz. f. d. a. 18, 359 fgg.) hat er nicht berücksichtigt, und doch hätte er einiges hieraus lernen können. Die worte Zarnckes im NS. s. 479 hätten den herausgeber zur benutzung des Scherzischen wörterbuches führen sollen, wodurch er auf manches aufmerksam geworden wäre. Ein paar bemerkungen zu Murner habe ich neuerdings in dieser Ztschr. 27, 58 fg. zu geben versucht, die zum teil den erklärungen des herausgebers widerstreiten.

Öfters mangelt eine erklärung an stellen, die mehr oder weniger unbedingt eine solche verlangen. Zu 5, 25 fgg. wäre ein hinweis, dass die worte Murners den inhalt der septem artes liberales umfassen, wol am platze gewesen. Bei 5, 128 war auf kap. 40 zu verweisen. — 6, 11 *der hat ertödt ein rosenkrantz.* Hier ist die erklärung unbedingt nötig, dass er sich rühmt 50 feinde erlegt zu haben, so viel als der rosenkranz kugeln hat. Ich denke hier an den gewöhnlichen, den kleinen rosenkranz, der fünf dekaden umfasst, während der grosse 15 dekaden bietet. Bei 6, 65 und 68 mangelt ein knapper hinweis auf die krystallomantie. Bei 6, 103 fehlt in den anmerkungen und im glossar zu *als* die erklärung = *alles* (immer). — Den 8, 51 genanten *dotzinger* weiss auch ich nicht zu belegen, allein es hätte angeführt werden sollen, dass in der Mühle von Schwindelsheim (MS.) 1558 fg. auf die gleiche geschichte, allerdings ohne diesen namen angespielt wird. — 11, 17 wäre ein hinweis nötig gewesen, dass der zweite teil des verses aus der lateinischen grammatik entlehnt ist, wo die bildung der feminina auf *-as*, gen. *-atis* behandelt wird. — Bei 21, 42 fehlt in anmerkungen und glossar die notiz, dass *geflogen* ein am ganzen Rhein und sonst md. verbreitetes participium praeteriti von *fliehen* ist. — Die stelle 24, 45 ist sehr der erklärung bedürftig: Diese schnapphähne erlassen die absage, wenn sie ihren raub bereits davon haben, also post festum. Formal ist zu bemerken, dass aus *absagent* (v. 44) in v. 45 ein substantivum *absage* ergänzt werden muss, auf das sich dann das *Der* bezieht. Vgl. die ähnliche ausführung SZ. 43, 32, die bei Spanier nicht angemerkt ist. — Zu 26, 20 und 51, 58 ist das vorbild vielleicht ein vers Juvenals (ed. Jahn[3] lib. II Sat. VI, 347): Sed quis custodiet ipsos custodes? Es liegt kaum spontane fügung vor. — 32, d heisst doch wol *zuruck von Gott predigen:* von dem gegenteil von Gott predigen, also schlechtes und unheiliges predigen. Vgl. auch SZ. 7, 7:

Was ich verheiß, das ist gewiß,
. . . .
Du weist wol, wie die krebs her gon.

und Geuchmatt (GM) Kloster 8, 1088:

Wer bscheidt hie weißt wie des küngs nar,
Denselben wißner stelt man har.
. . . .
Vil sindt sie wissendt rechten bscheidt,

Wie man die spieß zum jormarck dreyt
Das heißt zu Gerspach hindersich.

Die wendung 41, 60 *das letz herumbher keren* heisst das verkehrte, schlechte nach aussen kehren, wie auch die Maalersche deutung besagt. Also ruhig und offen unrecht handeln. — Ganz falsch wird von Goedeke und Spanier die stelle 44, 63 erklärt. Das richtige ist: *als Gott er spreche* ist eine syntaktische formel, die so viel bedeutet als „so zu sagen, so viel als, wenn ich sagen darf". Beispiele bietet das Schweizerische idiotikon 2, 517 fg., auf das ich mich daher begnügen kann zu verweisen. — Das bild (57, 63) ist doch nicht vom bade entlehnt. Dort wird kaum blutiger schweiss vergossen. Es ist wol durch biblische erzählungen in kurs gekommen; die scene im garten Gethsemane lieferte das prototyp. — Die zu 80, 50 angeführte stelle aus den Bergreihen erklärt nicht den grund der kleidung in *engelsch grow*. Es war bezüglich der bedeutung auf Wackernagel, Kl. schr. 1, 182 und 205 zu verweisen; die erste stelle geht auf die verse Murners und die zweite wol auf die der Bergreihen. — 82, 29 war wol besser genau zu sagen, dass *vermanten* dat. pl. des part. ist — was auch der herausgeber vermutlich annimt —, und nicht etwa die absolute form des part. praet. — 96, 56: *bi ein* = bei einander ist nicht nur mndl., sondern auch md., besonders rheinisch bis nach Strassburg hin.

An einigen stellen möchte ich den anmerkungen des herausgebers noch etwas hinzufügen. Zu 14, 13 hätte Spanier das verbot des Strassburger rates bezüglich des liedes von dem schneider mit der geiss nach den ratsprotokollen vom 6. december 1408 und nicht nach der dürftigen und noch dazu falsches bietenden bemerkung Goedekes anführen können. Es ist ihm leider nicht bekant geworden. Ich führe es nach dem druck bei Hegel (Strassburger chr. 2, 1024) hier an:

Also man iegnote das lied singet von dem snider und einre geiße, das vertrüsset das erber antwerck die snider und ire knechte, und darumbe durch friden und ouch durch des willen, daz nieman kein unzuht erbotten werde der es sünge: so sint unße herren meister und råte überein komen, daz hinnanvürder nieman in unser stat das vorgenant lied nit me singen sol, er sie junge oder alte, noch dehein ander liet in semlicher mossen, das erber lüte und antwercke antreffende ist, und sol iederman mit sinen kinden bestellen, daz sü das vorg. liet noch dehein ander liet in semlicher mossen nit me singen. und wer das egenant liet oder ander liet in semlicher mossen hinnanvürderme sünge, er sie junge oder alte, der bessert 30 fl., also dicke er daz dût. dût es ein kint, er sie knabe oder dohter, so bessert sin vatter oder sin mûter 30 fl. vür das kint, dût es suß jeman, der nit 30 fl. dn. het zû gebende, zû der libe sol und wil man daz rihten und rechvertigen. do wisse sich menglich noch zû richtende. Public. ipsa die sci. Nicli ep. anno dni. MCCCCVIII.

Dass die auszüge aus den ratsprotokollen auch sonst in ihrem material ganz hübsche illustrationen zu den ein jahrhundert später erschienenen dichtungen Murners bieten, will ich beiläufig bemerken und nur auf das treiben der „kälberärzte", wie es uns dort (a. a. o. s. 1026) entgegentritt, besonders aufmerksam machen.

Zu 14, 45 vgl. GM. (Kl. 8, 1055):

Wer mich nit wil lassen stan
Der wil lecht sunst kein böß wyb han
Ich weiß das ich myn luck verstandt
Wo böse wyb zu schaffen handt.

Auch diese stelle zeigt, dass Spanier mit seiner erklärung gegenüber dem DWb. im unrecht ist. Es handelt sich um kein anlocken (das wird GM. Kl. 8, 903

erörtert), sondern um verständnis der sachlage und kentnis der eigentümlichkeiten der zu fangenden, die ein gleich gearteter, bei schälken der schalk, am besten haben kann. — Zu 15, 36 vgl. Scherz 1, 52. — Zu kap. 17 könte man noch vielleicht auf den, allerdings erst im anfang des 18. jahrhunderts belegbaren häusernamen „Zum fuchs der den enten predigt“ (Seyboth, Das alte Strassburg s. 213) aufmerksam machen. — Zu 29, 5—8 vgl. noch DWb. 4, 2, 2403; Seelmann, Niederdeutsches reimbüchlein s. XV und Rob. und Rich. Keil, Die deutschen stammbücher des 16.—19. jahrhunderts (Berlin 1893) s. 120 nr. 490. — Zu „*böser pfennig*“ (33, 40) gibt Scherz 1, 175 die genaue erklärung nach Jakob Twingers von Königshofen Chronik (ed. Schilter s. 371): „der Peter von Hagenbach der Landvogt gebot in allem lande und stetten in sinem gebiete von jeder moß wynes ein rappen zu geben, derselbe rapp wart genant der *böß pfennig*, das was ein gros schatzung. — Zu 79, 28 vgl. die randbemerkung in Scheits Grobianus (Neudr. s. 26): *Einfältig wie ein Lorer zwibel hat neun heut*, auf die schon Strauch in der genauten recension hinweist. — Unerklärt bleibt 67 d *das jüdisch ringlein*, obgleich das bild auf s. 216 zu der richtigen deutung hätte führen können. Es ist ein ring von zeug in auffallender, meist gelber farbe gemeint, den die juden auf ihre kleidung genäht tragen musten, um sich von den christen zu unterscheiden. Den gleichen zweck verfolgten auch die noch mehr und weiter verbreiteten judenhüte. Die ringlein lassen sich in Deutschland, soweit mir bekant, nicht vor dem 15. jahrhundert nachweisen. In ähnlichen zusammenhang mag auch die redensart *einem eyn spett, blechly, kläpperly anhencken* (Zarncke zu NS. 21, 5; NB. 77, 44) gehören, da juden und leprosen durch einen tuchflecken, ein spättle, sich auszeichnen musten. Vgl. O. Stobbe, Die juden in Deutschland während des mittelalters (Braunschweig 1866) s. 173 fgg., Ztschr. f. d. geschichte d. juden in Deutschland 1 (1887), 249 fgg., U. Robert, Les signes d'infamie en moyen âge (Paris 1891) s. 91 fgg., D. städtechroniken 4, 322, 21 und 5, 375 fgg. — 93, 78 in einem spital krank sein, in einem spital finden = an einem dinge laborieren. Ein sprichwörtlicher ausdruck, der noch heute süddeutsch ganz algemein gebraucht wird.

Einige andre punkte in den anmerkungen sind vom herausgeber unrichtig dargestelt worden. 3, 60 fgg. meister hat hier, wie auch Spanier angibt, eine doppelbedeutung: magister und herr. Magister der heiligen schrift und auch ihre herren sind sie, die das wort auslegen und Gott ist insofern ihr knecht, als sie ihn zwingen aus dem himmel herabzusteigen und sich im sacrament den gläubigen zu offenbaren. Alles was sie wollen ist mit ihm ausgeglichen (exaequatus), steht mit ihm gut. Das bezieht sich auf die sündenvergebung. — 4, 21 Hier hat Goedeke sicher recht: *dar* ist = *tar*, vgl. die ähnlichen stellen 13, 30; 17, 34; 69, 14. Die doppelheit: *War ich ein narren seyen dar* wäre auch sonderbar. — 5, 7 Spanier weiss nicht, dass mit dem „meister von hohen sinnen“ der berühmte magister sententiarum, Petrus Lombardus gemeint ist, vgl. Baum, Capito und Butzer s. 93. Radlkofer, Eberlin von Günzburg s. 77 anm. 23, Bayerns mundarten 2, 9, 677 und Hist.-polit. [illegible] 113 (1894), 475. Damit erledigen sich seine ausführungen. — 6, 31 Die erklärung [illegible] nicht besonders glücklich gefasst, denn Spanier nimt doch jedesfals auch *worten* als infinitiv. Er hätte das „Den“ (als) auch in der übersetzung widergeben [illegible]sen. — 15, 6 Die vermutete conjectur ist überflüssig: *erlob* gibt nicht nur [illegible], sondern recht gut einen sinn. — 15, 29 *wagen* ist kaum der „narrenwagen“. [illegible] ein wagen auf dem man besessene des leichtern transports wegen fortführte: [illegible] von Spanier aus Geiler angeführte stelle. — 18, 64 In der erklärung [illegible] wird Goedeke recht haben. Es gibt in der tat gläser mit noppenre[illegible]

man diese zur massangabe wählen konte (vgl. z. b. den sogenanten „Braunschweiger igel“ im besitze der Wolfenbüttler bibliothek, der früher Luther gehört haben soll). — 19, 107 Hier ist Spanier im unrecht, wenn er meint *gromen* sei ein „altes pferd“. *griß* (auch noch SZ. 37, 28 als pferdename vorkommend) ist ganz gleichbedeutend mit *gromen*. Der sinn ist: ein schelm kent den andern. Auch Luth. Narr 917 (vgl. Kurz, glossar) ist nicht von einem alten pferde die rede. Es ist die bekante geschichte, wie einer seinem pferde das fasten beibringen will; als er es grade so weit hat, dass es nichts mehr frisst, da stirbt es. Das kann auch einem jungen pferde passieren. — 36, 11 hätte Spanier den fehler bei Brucker nicht wider abdrucken und *diffion* ruhig in *riffion* bessern sollen. — Die richtige erklärung zu dem titel des 64. kapitels gibt das sprichwort: Ein licht zündet man unserm hergott an und zwei dem teufel (Wander, Sprichwörterlexikon 3, 112 nr. 37; vgl. auch s. 116 nr. 153) und das den gleichen grundgedanken variierende: *Einem Schalck zündet man zwey Liecht an / einem Frommen kaum eines* (Leibius, Studentica No. DCLII (Coburg 1627).

Das glossar genügt im algemeinen für das bedürfnis des lesers. Dass mehr hinweise auf Scherzens Wörterbuch erwünscht gewesen wären, erwähnte ich schon oben. Die frage, ob der erste bestandteil in *Dummen* auf *Thomann* oder *dominus* zurückgehe, halte ich trotz Spanier noch nicht für gelöst, ohne aber energisch für oder gegen partei nehmen zu wollen. Dass *dominus* geläufig war, bezeugt z. b. der vers in den Bergreihen (Neudr. 99/100 nr. 4, 1):

Es reist ein Thum
ynn grosser sum. —

mertzen kind (sub *mertzen kalb*) hat wol kaum mit märzschaf usw. etwas zu tun. Ich glaube, man darf ruhig *Mertzen* (Martii) kint und Martis kint gleich setzen; es mag eine verwechslung zwischen monat und planeten vorgegangen sein. Was von den kindern des Mars gesagt wird, stimt genau zu dem was von den Mertzen kindern gilt (SZ. 26, 25; 41, 7. LN. 3887). Vgl. z. b. ihre schilderung in dem mittelalterlichen hausbuche des 15. jahrhunderts aus der fürstl. Waldburg-Wolfeggischen samlung, die ich R. v. Retbergs Kulturgeschichtlichen briefen (Leipzig 1865) s. 27 entnehme:

Alle mein geporn kint
Zornig mager geheling sint
Hitzig krigisch vnd miszhelig
Stelen rauben vnd ligen dick
Zornen morden vnd alletzeit triegen
Stechen slahen in engsten kriegen
Ir antlutz ist prawn rait vnd spitz
Ein scharpf gesicht mit poser witz
Clein zene vnd ein cleinen part
Ir leip ist lannck vnd ir hautt hartt
Vnd was mit fewer sol geschehen
Das mussen mein kinder verjehen.

(Vgl. auch noch ebd. s. 46.)

Ob bei *mertzenkalb* diese eigenschaften der mertzenkinder auf das tier übertragen, und dann dieser name in gleicher weise von menschen gebraucht wird, oder ob an anderes zu denken ist, weiss ich nicht.

HALLE A. S. IM MÄRZ 1894. JOHN MEIER.

SCHRIFTEN ZUM DEUTSCHEN UNTERRICHT.

1) Geschichte der deutschen litteratur mit einem abriss der geschichte der deutschen sprache und metrik. Von **G. Bötticher** und **K. Kinzel.** Halle, Waisenhausbuchhandlung. 1894. X und 174 s. 1,80 m.

2) Gedichte des 19. jahrhunderts gesammelt, litterargeschichtlich geordnet und mit einleitungen versehen von **K. Kinzel.** Halle 1894. XIV und 264 s. 2,80 m.

3) Geschichte der deutschen litteratur von **M. Koch.** Stuttgart, Göschen. 1893. 278 s. 0,80 m.

4) Handbuch der deutschen sprache für höhere schulen von **O. Lyon.** 1. teil: sexta bis tertia. 4. aufl. VIII und 272 s. 2,80 m. 2. teil: für obere klassen. 4. aufl. VIII und 313 s. 2,80 m. Leipzig, Teubner. 1893. 1894.

1) Die für den litteraturgeschichtlichen unterricht auf höheren lehranstalten bestimten, von Bötticher und Kinzel im sinne der amtlichen bestimmungen herausgegebenen Denkmäler der älteren deutschen litteratur haben in 11 bändchen glücklicher als andere ähnliche unternehmungen die nicht leichte aufgabe gelöst, den für höhere schulen geeigneten lesestoff von der deutschen heldensage an durch die höfische dichtung des mittelalters und die reformationszeit hindurch bis zum auftreten Klopstocks in geschickter zusammenstellung darzubieten und zu erläutern. Sie haben die schüler an den frisch sprudelnden born echter dichtung geführt und ihnen eine quelle reicher belehrung erschlossen. Kann den schülern auch nicht der ganze reiche inhalt der Denkmäler im unterricht selbst dargeboten werden, so steht doch zu hoffen, dass sie in diesen für sie geschaffenen büchern mehr als bisher anregung zu eigener lektüre und selbständiger beschäftigung mit den schätzen unserer älteren litteratur finden werden.

Als abschluss und anhang ihrer denkmäler haben die herausgeber neuerdings noch die unter 1) und 2) angeführten bändchen erscheinen lassen, von denen ich zunächst die litteraturgeschichte bespreche. Die verfasser — von denen Bötticher die zeit von Opitz bis Schiller, Kinzel alles übrige bearbeitet hat — haben ihre aufgabe von vornherein eingeschränkt. Die darstellung der litteraturgeschichte bis Klopstock soll nur eine übersichtliche zusammenfassung dessen sein, was die schüler aus den „Denkmälern" gelernt haben, also wesentlich zur widerholung und befestigung dienen. Auch für die neuere zeit wollen sie nur das bieten, was die schüler an positiven kentnissen von unseren klassikern erwerben sollen. In dieser beschränkung haben die verfasser ihre aufgabe vorzüglich gelöst. In übersichtlicher, energischer gruppierung zeichnen sie mit weglassung alles nebensächlichen und zufälligen ein woldurchdachtes, klares bild von der entwicklung der litteratur. In der richtigen erkentnis, dass beim litteraturgeschichtlichen unterricht das lebendige wort des lehrers das beste tun muss, greifen sie ihm nirgends vor, sondern erleichtern, ja ermöglichen erst seine aufgabe durch darbietung der festen grundlage, auf der er, unterstüzt von der eigenen lektüre der schüler, bauen kann. Trotz der durchweg angestrebten knappen kürze treten doch die leitenden gedanken jeder zeitepoche, die hauptströmungen der litteratur überall scharf hervor. Die jedem abschnitte vorangeschickten übersichten über fortschritt oder rückgang und über die bewegenden ideen der zeit sind vortreflich; sie zeugen von eingehendem selbständigen studium und in der praxis gewonnener und bewährter durcharbeitung. Wenig bleibt zu wünschen übrig; z. b. hätte bei darlegung der gründe, welche den aufschwung zur höfischen poesie herbei-

führen (s. 11), nachdrücklicher auf den einfluss der berührung mit den Franzosen hingewiesen werden sollen, der doch die höfische poesie ihre stoffe zum grösten teil verdankt. — Überall suchen die verfasser mit glück möglichst einfache, übersichtliche entwicklungsreihen herzustellen. Dies streben wird in seinem werte dadurch nicht beeinträchtigt, dass es vereinzelt zu kleinen unebenheiten geführt hat. So ist bei Hartmann von Aue durch dies bestreben die chronologie ein wenig in unordnung gekommen; wenigstens muss man nach dem satze: „Im Erec, dem ersten versuch, noch ungelenk, erreicht er im Iwein das muster aller gewöhnlichen ritterromane, um sich dann unabhängig in einer neuen art, in zwei kleineren, tiefer angelegten erzählungen als echter deutscher dichter zu bekunden" annehmen, dass Gregorius und armer Heinrich nach dem Iwein verfasst wären. Das widerspricht der bisher gewöhnlichen annahme, vgl. Vogt in Pauls Grundr. II, 1, 273 fg.; freilich ist für diese reihenfolge jezt auch Schönbach in seinen „Untersuchungen über Hartmann von Aue" s. 455 eingetreten.

Das streben nach gedrängter kürze der darstellung wurde schon anerkant. Doch gehen mir die verfasser — selbst bei berücksichtigung ihres oben angedeuteten zieles — darin bisweilen zu weit. Von inhalt und bedeutung des Hartmannschen Gregorius dürften die schüler aus der angabe s. 23 keine auch nur annähernde vorstellung bekommen; es hätte wenigstens auf die antike Oedipussage mit einem worte hingewiesen werden sollen. Von Rudolf von Ems (s. 25) erfahren die schüler nur den namen; damit ist ihnen kein dienst erwiesen; dann sollen sie lieber garnichts erfahren: denn ein begriff muss bei dem worte sein. Diesen hätte ein hinweis auf den „Guten Gerhard" gegeben, oder auch schon eine kurze hindeutung auf die bekante parabel in Barlaam und Josaphat, deren stoff die schüler durch Rückert kennen lernen können. Solche verknüpfung des stoffes erweist sich im unterricht als sehr fruchtbar; darum hätte ich auch beim Herzog Ernst (s. 14) einen hinweis auf Uhland und zugleich eine hervorhebung des dargestelten konflikts zwischen freundesliebe und sohnesgehorsam gewünscht. Ungern vermisse ich ein wort über Burkhard Waldis hier war gelegenheit in aller kürze einen blick auf die fabeldichtung im mittelalter zu werfen. Ebenso hätte eine erwähnung von Salomon Gessner veranlassung werden können, der deutschen idyllendichtung zu gedenken, die im buche nirgends erwähnt ist, und von der doch im unterricht bei der durchnahme von Goethes Hermann und Dorothea oder Vossens Luise die rede sein muss.

Das hauptgewicht haben die verfasser mit recht auf die klassische epoche der neuzeit gelegt. Die darstellung ist hier durchweg vortreflich; besonders die abschnitte über Klopstock und Lessing sind musterhaft; eine bessere darlegung der bedeutung dieser männer dürfte in solcher kürze in schülerleitfäden bisher kaum gegeben sein. Dass die verfasser auf die sonst vielfach beliebten inhaltserzählungen der werke der klassiker verzichtet haben, ist nur zu loben; denn die gefahr liegt nahe, dass der bequeme schüler sich mit solchen extrakten begnügt und eigene lektüre nicht mehr für nötig hält. Dem muss mit allen kräften entgegengearbeitet werden: zu den quellen zu führen, gerade das ist ja die aufgabe des litteraturgeschichtlichen unterrichts. Was Bötticher und Kinzel bei den dramen an die stelle der inhaltsangaben gesezt haben, die kurze skizzierung des inneren aufbaues, ist jedesfals ungleich wertvoller. Freilich ist die aufgabe auch weit schwieriger. Gerade in den fragen des dramatischen aufbaues gehen trotz der neueren forschungen die meinungen noch sehr weit auseinander; hier spricht eben die subjektive auffassung besonders laut mit. Die verfasser sind sich dessen wol bewusst gewesen; dass sie dennoch die grosse mühe

der einzelanalyse nicht gescheut haben, verdient um so mehr anerkennung. Ich unterlasse es hier auf einzelheiten einzugehen; die aufstellungen der verfasser werden, auch wo man ihnen nicht völlig beistimmen kann, durch anregung der schüler zur bildung eines eigenen urteils ohne zweifel ihren zweck erfüllen.

Ich stelle schliesslich noch einige berichtigungen und ergänzungen zusammen, die ich ebenso wie die oben gemachten ausstellungen nicht als kleinliche nörgelei anzusehen bitte, sondern als bescheidenen beitrag, um das sehr brauchbare buch in der sicher zu erwartenden und wolverdienten zweiten auflage noch brauchbarer zu machen. S. 6 Muspilli heisst nicht sage vom weltuntergang, sondern einfach weltuntergang oder weltbrand. — Auf derselben seite ist Ulfilas durch ein versehen ein jahrhundert zu spät angesezt; lies 311—381. — S. 14 beim Rother fehlt eine kurze notiz über die heimat des dichters, wie Kinzel sie bei andern gedichten der zeit gibt. — S. 15 sind mir die worte „man nahm, zunächst im Nibelungenliede, eine der überlieferung besser entsprechende strophenform“ nicht verständlich. — S. 22 ist der satz: „wo Artus und die seinen zu typen der ritterlichkeit und besungen wurden“ sprachlich nicht eben musterhaft. — S. 40 „Opitzens evangelisches bekentnis“, vielmehr „reformiertes“ s. Oesterley Opitz Kürschners Nationallitt. 27 s. XXVI. — Ebenda sind durch ein versehen des setzers die 3500 epigramme Logaus zu 500 zusammengeschrumpft. — S. 41 fgg. sind die dichter der bekanteren kirchenlieder sehr gewissenhaft aufgeführt; dann durfte aber auch Johann Franck („Jesus, meine freude“) nicht übergangen werden. — S. 43 bei Georg Neumarck fehlt das sonst stets angegebene todesjahr. — S. 44 statt „Johachim“ lies „Joachim“. — S. 53 in der notiz über den weggang Klopstocks aus Kopenhagen herscht verwirrung; statt „1771 tod Christians V.“ muss es heissen „1766 tod Friedrichs V. 1771 verabschiedung.“ — S. 57 „Hölty starb schon 1776“; zur erklärung des „schon“ muste das geburtsjahr angegeben werden. — S. 124 der anfang des Schlegelschen „Hexameter“ lautet: *gleichwie sich dem, der die see durchschift.* — S. 126 wünschte ich eine nähere angabe über Kleists „Zerbrochenen krug“. — S. 127 in dem satze über Zacharias Werner ist der satzbau durch das zwiefache „hatte“ arg in unordnung geraten. — S. 146 statt „Talismann“ lies „Talism*an*“.

Als anhang zur litteraturgeschichte hat Kinzel eine kurze einführung in die geschichte der deutschen sprache beigegeben, die vom gegenwärtigen zustand ausgehend eine gedrängte übersicht über die entwicklung und die vorgeschichtlichen verhältnisse bietet und dann die wichtigsten erscheinungen des sprachlichen lebens kurz zusammenfassend erörtert. Die zusammenstellung, eröfnet durch einen warmen appell an das nationalgefühl der deutschen jugend, ist bei geschickter und kundiger erläuterung durch den lehrer wol geeignet, den schülern eine vorstellung von der historischen entwicklung ihrer sprache zu geben; sie bringen erfahrungsgemäss solchen erörterungen viel teilnahme entgegen und werden den Kinzelschen abriss zur widerholung und befestigung gern benutzen. Der abschnitt von der rechtschreibung verdient wegen der sorgfältigen abwägung der verschiedenen einflüsse und standpunkte beachtung.

Endlich gibt Kinzel auf 5 seiten einen anspruchslosen überblick über die geschichte der deutschen verskunst, bei dem volständigkeit offenbar nicht beabsichtigt ist. Aus pädagogischen gründen hätte ich als beispiel für die verwendung des jambischen trimeters statt Goethes Faust II lieber die den schülern bekantere Montgomeryscene der „Jungfrau“ herangezogen.

2) Kinzel will nach dem vorwort nicht eine samlung der schönsten deutschen gedichte des 19. jahrhunderts überhaupt bieten, sondern „die person des berühmten dichters steht im vordergrunde.“ Die ausgewählten gedichte sollen den schülern ein bild von der eigenart des dichters geben, insbesondere auch als grundlage für ihre vorträge dienen. Dagegen lässt sich meines erachtens nur das eine einwenden, dass in vielen fällen das mitgeteilte material zu einem solchen bilde nicht entfernt ausreicht und schon deshalb nicht ausreichen kann, weil manche der behandelten persönlichkeiten ihre unterscheidende bedeutung nicht auf dichterischem gebiet oder wenigstens nicht auf dem des „gedichtes“ haben (A. W. Schlegel, Kleist). Denkt z. b. der herausgeber den gekenzeichneten zweck auch bei Schwab zu erreichen, von dem er nur den „Bemoosten burschen“ mitteilt (warum nicht wenigstens noch das „Gewitter“, „Reiter und bodensee“?). Aber es ist freilich schwer, mit einer auswahl neuerer gedichte jeden wunsch zu befriedigen; nach neigung und geschmack wird der eine dies vermissen, der andere jenes überflüssig finden; man wird sich mit einer annäherung an das ideal bescheiden. Kinzels samlung bietet viel schönes. 31 dichter von Matthisson bis Fritz Reuter sind in woldurchdachtem litterarischen zusammenhange behandelt; kurze biographische einleitungen gehen jedem abschnitt, eine knappe litterarhistorische übersicht dem ganzen voraus. Die texte sind, soweit ich sie habe nachprüfen können, unter berücksichtigung der neuesten forschungen sorgfältig revidiert. In der ersten parabase von Platens Verhängnisvoller gabel sind wol durch ein versehen einige verse ausgefallen. Die ausstattung ist geschmackvoll.

3) Dass ein gelehrter wie Max Koch mit dem stoffe der deutschen litteraturgeschichte im grossen und im kleinen vertraut ist, lässt sich erwarten, und er brauchte das vorliegende buch nicht zu schreiben, um es zu beweisen. Von einem für die schule bestimmten buche aber verlangt man heute doch noch etwas mehr als sachkentnis und beherschung des stoffes. Hier komt es vor allem auf die didaktische formgebung an; denn sie ist der beseelende atem, der die tote masse für den schüler erst lebendig macht. Bücher wie das oben besprochene von Kinzel und Bötticher und wie das unten zu behandelnde von Lyon haben ihre stärke und ihre berechtigung darin, dass sie aus dem lebendigen verkehr mit der jugend und aus einem im praktischen leben gewonnenen verständnis für ihre bedürfnisse erwachsen sind. Davon kann bei Kochs büchlein keine rede sein. Diese litteraturgeschichte ist ein produkt des studierzimmers, von der frischen luft des lebendigen unterrichts in der schulstube weht in ihr kein hauch.

Der hauptvorwurf, den ich gegen das buch zu richten habe, ist der bei einem schulbuche doppelt empfindliche mangel an übersichtlichkeit und klarheit in der anordnung und darstellung des stoffes. Statt die hauptsachen — um die es sich für schüler allein handelt — scharf herauszuheben und von allen seiten zu beleuchten, hat Koch eine schier unübersehbare masse von einzelheiten zusammengetragen und in den gang seiner darstellung gewaltsam hineingepresst. Das durch herstellung billiger handbücher überhaupt in beklagenswertem masse geförderte streben, auf möglichst wenig raum möglichst viel (am liebsten alles!) zu sagen, ist für Kochs buch verhängnisvoll geworden. Was unsern schülern not tut, sind weite durchblicke, orientierende übersichten, klare zusammenfassungen der unzähligen einzelheiten zu gesamtbildern, und daneben scharfe heraushebung und liebevolle behandlung des unvergänglichen und bleibenden in unserer litteratur, nicht aber tote anhäufung wissenschaftlichen materials und zusammentragen von ergebnissen der detailforschung, mögen diese an sich noch so interessant und für den fachmann noch so wertvoll sein. Man

muss bei der überfülle von einzelheiten, die Koch emsig zusammenträgt, oft zweifeln, ob der verfasser noch ein bewustsein davon gehabt hat, für wen er eigentlich schrieb. Die „samlung Göschen" soll doch nach allem, was ich von ihr weiss, der schule dienen; dem buche ist ja sogar vorgedruckt ein „Erlass der k. (Würtembergischen) kultministerial-abteilung für gelehrten- und realschulen vom 26. juni 1890." Aber selbst wenn Koch seine darstellung auf einen über die schule hinausgehenden kreis von lesern, also für „populäre" zwecke berechnet haben solte, so hat er sein ziel nicht erreicht; denn die darstellung ist, wie schon Kinzel im Jahresbericht f. germ. phil. 15 durchaus treffend bemerkt hat, „sogar für den fachmann schwer verständlich und nicht eben genussreich."

Eine notwendige folge der überladung mit einzelheiten ist die beständige unterbrechung des ganges der darstellung und die zuweilen fast unbegreifliche auseinanderreissung zusammengehöriger dinge. Nur ein beispiel statt vieler: s. 28 soll nach der fett gedruckten ankündigung von Hartmann und Wolfram die rede sein; es folgt nun zunächst eine auseinandersetzung über die Artussage und die erwähnung des Lanzelet als des „ersten deutschen Artusromans" (nebenbei gefragt: ist der Erec nicht älter?); dann eine charakteristik des Iwein. Jezt begint ein neuer abschnitt: „Dem ausgedehnten kreise der Artusdichtungen gehört auch der Parzival (fett gedruckt!) an." Jeder muss annehmen, es werde nun von diesem werke die rede sein; aber nichts weniger! Es folgt eine weitere erörterung über Hartmann, über die büchlein und den armen Heinrich; erst s. 30 unten wendet sich verfasser ohne äusserlich bemerkbaren übergang zu Wolfram, flicht eiligst ein paar notizen über „Wartburgkrieg" und „Lohengrin" ein und komt dann endlich auf den 2 seiten vorher angekündigten Parzival. Eine solche art der darstellung ist zum mindesten unpädagogisch. Ferner: was für eine anschauung soll wol ein schüler aus Kochs darstellung von der dichterischen entwicklung Schillers oder Goethes gewinnen, da seine aufmerksamkeit durch die einflickung aller möglichen nebendinge beständig von der hauptsache abgelenkt wird? Auf s. 204 werden Wilhelm Meister, Heinrich Meyer, Zelter, W. v. Humboldt (!), Schillers euripideische stücke, Goethes Römische elegien abgehandelt. Und so geht es ohne samlung, ohne ruhe und rast die 272 seiten des buches hindurch!

Selbst auf den ausdruck hat die von Koch beliebte art der darstellung unheilvoll eingewirkt. Schulbücher solten auch in sprachlicher beziehung den schülern muster und vorbild sein. Diese an sich ganz selbstverständliche forderung muss leider immer aufs neue ausgesprochen werden, da sie bei der wachsenden geschäfts- und fabrikmässigkeit in der herstellung solcher bücher öfter und öfter unerfült bleibt. Ein schulbuch wird aus einem bundesgenossen zum feinde des lehrers, wenn es massenhaft dinge enthält, die dem schüler als grammatische oder stilistische fehler oder wenigstens als härten und unschönheiten angerechnet werden müssen. Bei Koch finden sich solche dinge in menge. Das streben, möglichst viel in einen satz hineinzupacken, führt zu schwer überschbaren, endlosen perioden, vor allem zu einer geradezu barbarischen häufung von participien; satzbildungen wie s. 34: „das gepräge, das selbst die zur warnung verstohlener liebe pflegender liebespaare ertönenden tagelieder unterscheidet" oder s. 41 „den von Gunther dem seinen vater suchenden jungen Dietleib angetanen schimpf zu rächen" kommen durchaus nicht nur vereinzelt vor. Die einschachtelung ungezählter nebensätze führt oft zu dem überaus hässlichen zusammenklappen der verba, z. b. s. 120 „fügte, einführte, trug." Aber es laufen auch perioden unter, die nicht mehr bloss als unschön bezeichnet werden können,

sondern geradezu grobe sprachfehler enthalten; so z. b. s. 184: „Goethe kam nach Frankfurt, wo er als rechtsanwalt zu arbeiten begann, den sommer jedoch in Wetzlar verbrachte“ (!). Störend sind auch die zahllosen unverarbeiteten parenthetischen zwischensätze, welche die an sich schon schwerfälligen perioden noch mehr belasten (vgl. s. 72. 76. 77 u. v. a.).

Von hast und eilfertigkeit legen auch die versehen des druckes ein unangenehm beredtes zeugnis ab. Sinstörend sind u. a. tod Ludwig des Deutschen 816, gründung der universität Heidelberg 1346, beginn der Immermannschen Epigonen 1852. Noch schlimmer ist, dass zahlreiche grammatische verstösse die korrektur unbeanstandet passiert haben (s. 34. 70. 76. 77 usw.).

Zum schluss noch eine kurze bemerkung, die eine methodische frage streift und sich nicht gegen Koch allein richtet. Koch ist ein eifriger verehrer Richard Wagners und gibt seiner begeisterung für ihn widerholt lebhaften ausdruck. Aber auch wer diesem standpunkte nahe steht, kann es doch bedenklich finden, wenn s. 40 der „Ring des Nibelungen“ ohne nähere begründung schlankweg als das „gewaltigste deutsche nationaldrama“ hingestelt wird. Solche algemein gehaltenen, dabei ganz subjektiven urteile solten aus schülerleitfäden endlich einmal verschwinden! Sie stiften nichts gutes; der schüler spricht sie gedankenlos nach und ist um ein „schlagwort“ reicher, ohne selbst nachgedacht zu haben.

Dass Kochs buch im einzelnen manchen brauchbaren und anregenden gedanken, manchen überraschenden und einleuchtenden hinweis enthält, dass einige partien aus dem vollen geschöpft sind und selbst dem fachmanne neues bieten, soll nicht geleugnet werden. Als ganzes aber und vor allem als schülerleitfaden halte ich aus den dargelegten gründen das buch für verfehlt.

4) Lyons handbuch der deutschen sprache liegt in seinen beiden teilen bereits in vierter auflage vor, ein beweis, dass das tüchtige buch verdiente beachtung gefunden hat. Ich vermute, dass es besonders im königreich Sachsen, der wirkungsstätte des verfassers, verbreitet ist. In Preussen dürften sich der einführung des ersten teiles nicht unerhebliche schwierigkeiten entgegenstellen. Die neuen preussischen lehrpläne von 1892 verlangen ausdrücklich, dass die grammatische unterweisung im deutschen auf das notwendigste beschränkt werde, und stellen den grundsatz auf, dass die behandlung der deutschen grammatik wie die einer fremdsprache auf deutschen höheren schulen zu verwerfen sei. Damit steht die art der darstellung bei Lyon entschieden in widerspruch. Er bietet eine vom elementarsten aufsteigende, durchaus systematisch aufgebaute, mit aufgaben und übungsstücken reichlich versehene grammatik, die das deutsche wie eine zu erlernende fremdsprache behandelt. Über die berechtigung des von den preussischen lehrplänen aufgestelten grundsatzes mag man streiten und die frage je nach örtlichen verhältnissen und dem bildungsgrade der lernenden verschieden beantworten. In der tat aber scheint mir Lyon in der systematik etwas zu weit zu gehen. Der lehrstoff seines buches ist überreich. Wolte der lehrer gewissenhaft alle paragraphen mit allen übungsstücken im unterricht durcharbeiten, so zweifle ich, ob bei der an sich knapp bemessenen stundenzahl genügend zeit für alle anderen wichtigen aufgaben bleiben würde, die dem deutschen unterricht zugewiesen sind. Darum und, weil wir doch an höheren schulen an den fremden sprachen das geeignetste mittel zur sprachlich-logischen schulung besitzen, scheint mir bei Lyon manches zu elementar (nach aufgabe 24 sollen die schüler z. b. einfache worte in vokale und konsonanten zerlegen!), manches zu ausführlich behandelt (z. b. die abschnitte über die mit präpositionen gebildeten satzglie-

der s. 129 fgg.), und für viele der gestelten aufgaben liegt meines erachtens kein wirkliches bedürfen vor.

Sieht man aber von dieser verschiedenheit des standpunktes ab, so muss man anerkennen, dass Lyon seine aufgabe mit vielem geschick gelöst hat. Die darstellung bewegt sich in konzentrischen kreisen. Der sexta ist wesentlich die wortlehre, der quinta die vertiefung und erweiterung der wortlehre und die lehre vom einfachen satze, der quarta die lehre vom zusammengesezten satze, der tertia die laut- und wortbildungslehre und die erweiterung der lehre vom „zusammengesezten satze“[1] zugewiesen, eine einteilung, gegen die sich nichts einwenden lässt, die aber auch mit der der preussischen lehrpläne nicht völlig übereinstimt. Die auf wissenschaftlicher grundlage beruhende darstellung ist durchweg in eine passende didaktische form gebracht; nur an einigen stellen scheint sie mir über den standpunkt, für den sie berechnet ist, hinauszugehen (s. 9 die definition der eigennamen, s. 90 der abschnitt über die zwei teile des prädikats, s. 96 die scheidung von ursache und beweggrund). Besonderes lob verdient die auswahl der beispiele, die von anfang an thunlichst aus dem gelesenen entnommen sind und schon dadurch die aufmerksamkeit der schüler fesseln. Wo es sich, wie in aufgabe 5, um ergänzungsaufgaben aus bekanten gedichten handelt, ist es freilich nötig, das gedicht vorher lernen oder wenigstens widerholt lesen zu lassen, damit die tätigkeit der schüler nicht auf leeres raten hinauskomme. Für manche lehrer werden die kurzen anmerkungen sprachgeschichtlichen inhalts eine wilkommene zugabe sein.

In der behandlung der syntaktischen fragen steht Lyon im ganzen auf dem standpunkte Heyses, dessen deutsche grammatik er in verdienstvoller neubearbeitung herausgegeben hat (24. aufl. Hannover 1886). Aber diesem standpunkt kann ich nicht überall beitreten. Am wenigsten gefält mir der abschnitt über den gebrauch des konjunktivs s. 262 fgg., der auf der darstellung Heyse-Lyon s. 230—36 beruht. Zunächst vermisse ich einen deutlichen hinweis auf die wichtige tatsache, dass der einfache conj. praet. im nhd. in alleinstehenden sätzen niemals mehr von der vergangenheit gebraucht wird, eine tatsache, welche auf die schüler sehr überraschend zu wirken pflegt; dann hätte ich gewünscht, dass der verfasser zunächst den conj. in hauptsätzen von dem in nebensätzen geschieden hätte, statt gleich beide satzarten zu vermengen. Vor allem aber halte ich die ausführungen über den conj. in abhängigen sätzen und über die sogenante consecutio temporum im deutschen nicht überall für zutreffend. Jedesfals durfte Lyon nicht die historisch begründete zeitfolge: *ich fragte ihn, wie er hiesse* kurzer hand verwerfen und die erst im nhd. verbreitete, aber noch keineswegs fest entwickelte form: *ich fragte, wie er heisse* als die allein berechtigte hinstellen (vgl. zu der ganzen frage Erdmann, Grdz. d. d. synt. § 204).

Die meinem gefühl nach stilistisch unschöne verwendung von *indem* als kausalkonjunktion: *er konte die arbeit nicht bewältigen, indem er derselben nicht gewachsen war* (s. 257) hätte ich gerne unerwähnt gesehen oder, wenn sie der volstän-

1) [Ich bedaure, dass auch Lyon diese nach meiner meinung — vgl. Zeitschrift für den deutschen unterricht I, 161 fg. — widerspruchsvolle und irreführende bezeichnung anwendet. Er braucht sie freilich nur (s. 196. 205. 254), um die beiordnenden und die unterordnenden satzverbindungen (bei ihm nach K. Heyse: satzverbindungen und satzgefüge) unter einer gemeinsamen überschrift zusammenzufassen; aber das unpassende der bezeichnung wird dadurch nicht aufgehoben. Die klarste und einfachste unterscheidung wäre: 1. einfache (oder: alleinstehende) sätze; 2. verbundene sätze, und zwar a) in beiordnung (oder: nebenordnung). b) in über- und unterordnung. O. E.]

digkeit halber mit aufgeführt werden solte, wenigstens von einem vor nachahmung warnenden worte begleitet gewünscht.

Trotz der vorgebrachten ausstellungen halte ich den ersten teil des Lyonschen buches für eine recht tüchtige arbeit. Noch weit besser aber gefält mir der für obere klassen bestimte zweite teil, der die stilistik, poetik und litteraturgeschichte enthält. Dieser stelt sich den besten arbeiten seiner art ebenbürtig zur seite; ja manche abschnitte dürften mit solcher klarheit und gründlichkeit in schulbüchern überhaupt noch nicht behandelt sein. Ich referiere kurz über den reichen inhalt und füge nur ein paar zufällige bemerkungen bei.

Die stilistik (s. 1—88) ist wol geeignet, den mannigfachen verstössen der schüler gegen sprachrichtigkeit und sprachreinheit vorzubeugen und sie mit erfolg zu bekämpfen. Lyon handelt in einem algemeinen teil über die eigenschaften des guten stils, über bilder und figuren, über den stil des einfachen und des zusammengesetzten satzes. Beim kapitel „wortstellung“ s. 44 hätte etwas näher auf die umstellung des subjektes nach „und“ eingegangen werden sollen; es wäre am platze gewesen, die schüler nachdrücklich vor einem fehler zu warnen, zu dem sie unter dem verderblichen einflusse der zeitungslektüre leider nicht ganz selten neigen (vgl. Erdmann in diesem bande der ztschr. s. 266 fgg.). Im besonderen teile wird in gedrängter darstellung von den arten des stiles und den mitteln zur ausbildung desselben gehandelt. Hier werden namentlich die knapp gehaltenen dispositionsregeln s. 61 fgg. für die schüler von praktischem nutzen sein. Als anhang zur stilistik ist eine rektionslehre gegeben, die als beraterin in zweifelhaften fällen von wert ist.

Die poetik (s. 89—168) bietet zunächst eine sehr gründliche, auf den neuesten forschungen aufgebaute verslehre. Hier geht manches über die nächsten bedürfnisse der schule hinaus; ich halte das aber in diesem falle für keinen nachteil; der schüler mag hier die anregung empfangen, auch im leben auf diese dinge zu achten. Ich stimme den ausführungen durchweg zu; nur eines möchte ich ergänzend bemerken: s. 104 bezeichnet Lyon die übereinstimmung des versaccentes mit dem wortaccent als das wichtigste gesetz des deutschen versbaues und führt einen herzzerreissenden (hoffentlich von ihm ad hoc erfundenen) hexameter als abschreckendes beispiel vom gegenteil an. Es darf aber doch nicht verschwiegen werden, dass selbst unsere besten dichter nicht selten von jenem obersten gesetze abgewichen sind; vgl. Goethe, Iph.: *unglücklicher, ich lösc deine bande;* Schiller, Br. v. M.: *Liebé zu dir war meine ganze schuld;* das.: *lerné mich endlich kennen Beatrice; ist es wahr, dass mír ein tág zwei söhne rauben soll* und oft. Alles das sind fälle von schwebender oder versezter betonung im nhd.; es hätte sich empfohlen, diesen kunstausdruck einzuführen. — Der zweite abschnitt der poetik gibt eine kurze, dem schülerstandpunkt angemessene charakteristik der verschiedenen gattungen der dichtkunst.

Die darstellung in der litteraturgeschichte (s. 169—313) beruht durchweg auf selbständiger wissenschaftlicher forschung. Vortrefliche algemeine charakteristiken eröfnen jeden grösseren abschnitt; sie nehmen vor allem auch auf die entwicklung der sprache rücksicht, überall nach den neuesten ergebnissen der wissenschaft. Was in den sprachgeschichtlichen abschnitten aus dem rahmen der schule heraustritt, mag als anregung für spätere beschäftigung nützlich sein. Besonders klar und anziehend hat Lyon die entstehung und entwicklung der nhd. schriftsprache gezeichnet. Die hauptwerke der älteren litteratur sind in genügender ausführlichkeit behandelt; hervorzuheben ist der geschickt disponierte, lehrreiche abschnitt über das volksepos, besonders über die Nibelungen. Alle wichtigeren werke der mhd. zeit sind wenig-

stens kurz berührt; vermisst habe ich nur die Kaiserkronik, die schon wegen ihrer beziehung zu dem s. 189 behandelten Annoliede eine erwähnung verdient hätte. In der neueren litteratur hat Lyon das hauptgewicht auf sorgfältige biographische darstellungen gelegt, in denen auch die dichterische entwicklung zum teil berücksichtigt ist. Dagegen hat er sich, von vereinzelten ausnahmen abgesehen, aller bemerkungen über den inhalt der werke enthalten, weil er von dem richtigen grundsatze ausgeht, dass die schüler ihre kentnis aus der lektüre selbst, nicht aus dem blossen reden über die werke schöpfen sollen.

Eine sehr dankenswerte zugabe für den lehrer ist die bibliographische zusammenstellung am schluss des buches; sie erhebt zwar keinen anspruch auf volständigkeit, kann aber zur ersten orientierung ausgezeichnete dienste leisten. Unter den „algemeinen werken" vermisse ich ungern den 3. band von Hettners litteraturgeschichte.

Lyons buch ist — das möchte ich zum schluss noch einmal hervorheben — sehr geeignet, den schülern der oberen klassen nicht nur die notwendigen positiven kentnisse zu vermitteln, sondern ihnen auch über ihre schulzeit hinaus anregung zur beschäftigung mit unserer sprache und litteratur zu geben. Auch studierende werden sich des buches mit nutzen bedienen.

KIEL, IM SEPTEMBER 1894. OTTO MENSING.

MISCELLEN.

Zum Redentiner osterspiel.

Zu meinen bemerkungen in dieser zeitschrift XXVII, s. 301 fgg. trage ich noch einiges nach. V. 439 spricht Lucifer:

Lazarus was an unse helle gheven,
To do dat Jhesus quam even
Unde wolde ene van dode up wecken:
Altohant sik Lazarus begunde ut strecken
Van den benden der helle
Unde vor wech snelle,
Sneller wen de arn.

Schröder bemerkt zu v. 440 mit recht, dass die konstruktion von *To do dat* nicht klar ist und vermutet, dass die stelle verderbt sei. Ich streiche *To*[1] und ändere die interpunktion folgendermassen:

Lazarus was an unse helle gheven.
Do dat Jhesus quam even
Unde wolde ene van dode up wecken,
Altohant sik Lazarus begunde ut strecken
Van den benden der helle usw.

Es ist zu übersetzen: „Lazarus war in unsere hölle gegeben. Als es Jesus gefiel, ihn vom tode aufzuerwecken, alsbald begann sich Lazarus aus den banden der hölle

1) *To* kam dem hochdeutschen schreiber wol statt *do* in die feder. Er schrieb darauf das richtige, vergass aber die falsche form zu tilgen.

zu lösen usw." Über *erene komen* „entsprechen, passen, convenieren" s. Mnd. wb. I, 751.

1366. *Was de dech ok ghycht to grot,*
So brak ik dar af enen clot
Unde warp ene wedder in den troch.
Des mot ik nu rupen „owi! owoch!"
Myt der clyen konde ik koken:
Des hebben my de lude vervloken.

Zu diesen versen findet sich eine beachtenswerte parallelstelle in Mones Altteutschen schauspielen (Quedlinburg, Basse 1841 s. 117) = Auferstehung Christi v. 265:

Gnade herre (hirre), Lucifer[1]
ich waȥ eyn armer becker,
*wen der teyk waȥ czu*ᵉ *grûȥ,*
ich brach da von eynen cloȥ
und warf en in dy kligen,
*deȥ muȥ ich in dy*ᵉ *helle gedyge(n).*

Diese beiden stellen entsprechen sich fast wörtlich, nur dass im Redent. spiel der bäcker den teig, welchen er von dem brote abzwickt, in den trog, in der „Auferstehung" dagegen in die kleie wirft. Wenn nun auch leztere stelle in ihrem zusammenhange nicht völlig klar ist, so ergibt sich doch auch aus ihr, dass die erklärung von *koken* im Redent. sp. v. 1370 = „kuchen backen" zu verwerfen ist. Ich glaube noch jezt, dass *kloken* „behend mit etwas umgehen, täuschen, betrügen" zu lesen ist. Übrigens finden sich in der „Auferstehung" noch einige andere parallelstellen zu unserem spiele, so dass ich daraus fast auf eine gleiche quelle beider schliessen möchte. Vergleiche:

Mone s. 115, v. 192	mit Redent. sp. 773:
Ach czetar und waffen	*Wol up ridder unde knapen*
*hy*ᵉ *ist czu*ᵉ *lange geschlaffen*	*Hir is alto langhe slapen.*

Wenn auch dieses sprichwort vom frühaufstehn öfter begegnet (s. Walther im Korrespondenzblatt des vereins für niederd. sprachforschung 5, 75 fgg. 6, 6 fg.), so ist doch die wörtliche übereinstimmung von Mone 193 und Redent. sp. 774 bemerkenswert.

1399. *Ik verkofte myne scho so dure*
Unde brande de salen by dem vure

Die ränder der sohlen und flecke (absätze) eines schuhes, welche aus zwei oder mehreren lagen von leder zusammengesezt sind, werden von den schuhmachern mit wachs bestrichen und mit einem eisernen werkzeuge gebrant, wodurch die verbindungsstellen der einzelnen lagen nicht bemerkbar werden und die sohlen wie aus einem stücke geschnitten erscheinen. Dafür, dass dieser kunstgriff der handwerker schon alt ist, spricht u. a. die von Schröder citierte stelle aus bruder Bertholds Predigten I, 17, 10 fgg.: *Dû schuohewürke, dû brennest die solen und ouch die flecken unde sprichest: „seht, wie dicke:" so sie herte sint; sô er sie danne tragen wirt, so gêt er kûme eine wochen dar ûffe.* Da im Redent. sp. v. 1419 dem Sutor der vorwurf gemacht wird, dass er die schuhsohlen aus schafleder verfertigt habe, so müssen diese ebenfals aus mehreren lagen zusammengeklebt gewesen sein, da eine ein-

1) Lies: *Gnade her, herre Lucifer.* Über die verdoppelung von *herre* in der anrede vgl. Lexer I, 1259.

zelne lage schafleder[1] nicht zur sohle taugt. Wenigstens würden die käufer gleich den betrug gemerkt haben. — Dies zur berichtigung meines früheren erklärungsversuchs.

1748. *Fu fu, her hure, fu!*

Am passendsten scheint es mir jezt doch *her hure* als anrede an den Sacerdos zu fassen. Solte nicht *her herre* zu lesen sein? Dass *Herr,* welches noch jezt im Fuldaischen und im ganzen katholischen Süddeutschland die „ausschliessliche" bezeichnung des pfarrers (s. Vilmar, Kurhess. idiot. s. 165; Schmeller, Bayer. wb. I², 1159) ist, wenigstens in der anrede, auch in Norddeutschland so gebraucht wurde, beweist das Mnd. wb. II, 247. Übrigens halte ich es bei der grossen nachlässigkeit des schreibers nicht für ausgeschlossen, dass *hure* aus *pape* entstelt ist.

NORTHEIM, IM JUNI 1894. R. SPRENGER.

Alliterierende doppelconsonanz im Heliand.

In dieser zeitschrift band XXVI, 149 fgg. hat R. M. Meyer den satz zu begründen gesucht, dass nicht nur bei *sk sp st*, sondern ganz algemein „doppelconsonant am liebsten auf doppelconsonanz" reime (s. 150). Die grosse masse der scheinbar widersprechenden tatsachen räumt er dadurch aus dem wege, dass er annimt, aus anlautender doppelconsonanz habe sich eine svarabhakti entwickelt: bei einer bindung von *ferahes : frotoro* „reimte tatsächlich nicht *fer : fr*, sondern *fer : fer*" (s. 151).

Ich hätte gegen Meyers ausführungen gar manches einzuwenden, beschränke mich aber darauf, einen einzigen entscheidenden punkt hervorzuheben.

Bis jezt hat man geglaubt, dass nur hochbetonte silben im stande seien, die alliteration zu tragen. Entweder muss er nun, so viel ich sehen kann, dieses grundgesetz der altgermanischen metrik umstossen, oder er muss den satz erweisen, dass die svarabhaktisilbe den hochton auf sich gezogen habe. So lange weder das eine noch das andere geschieht, wird man die untersuchung Meyers nur als ein geistreiches spiel betrachten können.

GIESSEN, 20. NOV. 1894. O. BEHAGHEL.

Schwebende betonung.

L. Fränkel hat in seinem bericht über Lyons festschrift für R. Hildebrand in dieser zeitschrift XXVII, 410 auch meine kleine arbeit über den rhythmus mhd. verse erwähnt. Ich muss fürchten, dass durch seine worte niemand veranlasst werden wird, meine ausführungen nachzulesen. Ich wenigstens würde einen aufsatz ruhig bei seite legen, wenn ich hörte, dass der verfasser darin die schwebende betonung mit den griechischen inklinationsregeln in verbindung gebracht habe. Fränkel hat, was bei seiner so ausserordentlich ausgedehnten recensententätigkeit leicht erklärbar ist, meinen ihm ferner liegenden aufsatz etwas oberflächlich gemustert. Meine vergleichung, die ich für mehr als blosse spielerei angesehen wissen möchte, hat vielmehr betonungen wie *ver | liesén den |* , *vrâ'géte, ságeté* im auge und verweist auf die übereinstimmung der griechischen accente in δῶρόν τι, εἶχέ πως, λόγος τίς ἐστι;

[1] In Quedlinburg gebraucht man „ausreissen wie schafleder" als sprichwörtliche redensart.

wie *ságéte* unerlaubt ist, so auch griech. λόγός τις. Im übrigen möge mein aufsatz selbst sprechen.

WÜZBURG, OKTOBER 1894. O. BRENNER.

Zu Boies briefen im vorigen hefte.

S. 366 mitte ist statt Unger zu lesen Unzer: es ist der auch als belletristischer schriftsteller tätige berühmte arzt Johann August Unzer (1727—1799), herausgeber der medicinischen wochenschrift „der arzt" (Hamburg 1759—1761); vgl. über ihn Bilder aus vergangener zeit 1, 28 anmerkung.

S. 377 oben dürfte mit dem „sänger und freund der grazien" trotz s. 379 doch wol Gleim selbst gemeint sein.

WEIMAR. A. LEITZMANN.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Adamek, Eduard. Die rätsel unserer deutschen schülernamen. Wien, Konegen. 1894. XXIV, 144 s. 4 m.

Die **Bósa-rímur,** herausg. von O. L. Jiriczek. Breslau, Köbner. 1894. XXXVI, 100 s. 6 m.

Braune, W., Abriss der ahd. grammatik, mit berücksichtigung des altsächsischen. 2. aufl. Halle, Niemeyer. 1895. 62 s. 1,50 m.

Diese nicht unerheblich erweiterte (die erste auflage umfasste 56 seiten) neue auflage des treflichen handbüchleins erscheint zugleich als 1. heft einer „samlung kurzer grammatiken germanischer dialekte", welche für grammatische vorlesungen als grundrisse und paradigmensamlungen dienen und zugleich dem anfänger für die erste lektüre das notwendigste aus der laut- und formenlehre darbieten sollen. Für die fortsetzung sind zunächst abrisse der ags. und der altnorwegisch-isländischen grammatik in aussicht genommen.

Breul, Karl, Wallenstein, ein trauerspiel von Schiller. I. Edited with introduction, english notes, and an appendix. Cambridge, University press (Leipzig, F. A. Brockhaus). 1894. LVI und 299 s.

Diese für den gebrauch englischer studenten und schüler bestimte ausgabe zeigt in erfreulicher weise, dass auch im auslande das verständnis unserer deutschen klassiker mit liebe und sorgfalt gefördert wird; auch deutsche lehrer, welche englische schüler zu unterrichten haben, werden mit vorteil von ihr (und von anderen bänden der bereits erschienenen reihe ähnlicher ausgaben) gebrauch machen können. Einleitung und anmerkungen des ersten teiles (Wallensteins lager und Piccolomini) zeugen von gründlicher sach- und sprachkentnis, sowie von vertrauter bekantschaft mit den neuesten sprachwissenschaftlichen und metrischen forschungen. Bei der erläuterung der verse der Kapuzinerpredigt s. XXXVI macht der herausgeber wol zu starken gebrauch von mehrsilbigem auftakt; näher liegt in den meisten fällen die annahme mehrsilbiger senkung, nach welcher z. b. v. 567 *úngewaschenen* in rascher lebendiger rede (= *úng'wasch'nn*) als ein einziger versfuss genommen werden kann. O. E.

Brunner, A., Schlecht deutsch. Eine lustige und lehrreiche kritik unserer nhd. mundunarten. Wien, J. Eisenstein. 1895. 207 s. geb. 2 m.

Bugge, Sophus, Bidrag til den ældste skaldedigtnings historie. Christiania, Aschehoug. 1894. (VIII), 184 s. 3,50 kr.

Düntzer, H., Goethes stambäume. Eine genealogische darstellung. Gotha, Perthes. 1894. VII und 168 s. 3 m.

— — Herders Cid erläutert, 3. aufl. 185 s. 1 m. — Lessings Nathan der weise erläutert. 4. aufl. 343 s. Leipzig, Ed. Wartig. 1894. 2 m.

Beide bändchen sind mit rücksicht auf die neuesten forschungen durchgesehen und vermehrt.

Erhardt, L., Die entstehung der homerischen gedichte. Leipzig, Duncker und Humblot. 1894. CXIII und 546 s. 12 m.

Der hauptteil des gründlich durchgearbeiteten, fesselnd und anregend geschriebenen buches enthält eine ausführliche analyse des inhaltes der Ilias mit rücksicht auf ihre entstehung als volksepos und gehört nicht in das engere gebiet unserer zeitschrift. Die ausführliche einleitung aber bietet von dem durch Steinthal, Zeitschrift für völkerpsychologie V, 1 fgg. bezeichneten standpunkte aus algemeine betrachtungen über das wesen der volksepik, sowie vergleichende hinblicke auf die ausbildung des Nibelungenepos (besonders s. LVI—LXIV), welche auch der germanist mit genuss und gewinn lesen wird. Auf die besonderen, aus den eigentümlichen verhältnissen der überlieferung erwachsenden aufgaben der kritik und litteraturforschung für das mhd. Nibelungenlied freilich konte der verfasser nicht genauer eingehen. O. E.

Göttinger musenalmanach auf 1770. Herausgegeben von Karl Redlich. [Deutsche litteraturdenkmale des 18. und 19. jahrhunderts 49/50.] Stuttgart, Göschen. 1894. IV und 110 s. 2,50 m.

Es ist sehr dankenswert, dass der erste und zugleich seltenste jahrgang des für den aufschwung der deutschen lyrik so bezeichnenden almanachs durch diesen sorgfältigen neudruck algemein zugänglich gemacht ist. Der herausgeber hat ein register hinzugefügt, in dem auf grund genauer forschungen die chiffern der autorennamen gedeutet und zugleich auch die früheren und späteren drucke der einzelnen gedichte nachgewiesen sind.

Götzinger, E., Warhafftige nuwe zittung des jungst vergangnen tutschen kriegs. 2. aufl. Zürich, E. Speidel. 1894. 24 s. 0,50 m.

Schilderung des krieges von 1870—71 in wolgelungener nachbildung des spät-mhd. chronikenstiles.

Grienberger, Th. v., Vindobona, Wienne. Eine etymologische untersuchung. Aus den sitzungsberichten der Wiener akademie, phil.-hist. klasse, bd. CXXXI. Wien, F. Tempsky. 1894. 30 s. 0,70 m.

Hans Sachs-forschungen. Festschrift zur vierhundertsten geburtsfeier des dichters. Im auftrage der stadt Nürnberg herausgegeben von A. L. Stiefel. Nürnberg, in kommission bei J. Ph. Raw. 1894. VIII und 472 s. gr. 8. 6 m.

Inhalt: Weinhold, vorwort. — Michels, Hans Sachs und Niclas Praun. — Götze, die handschriften des Hans Sachs. — Drescher, die spruchbücher des Hans Sachs und die erste folioausgabe I. — Herrmann, stichreim und dreireim bei Hans Sachs und andern dramatikern des 15. und 16. jahrhunderts. — Stiefel, über die quellen der fabeln, märchen und schwänke des Hans Sachs. — Wunderlich, Hans Sachs und das Nibelungendrama. — Golther, Hans Sachs und der chronist Albert Krantz. — M. S., die Engelhut, ein schwank des Hans Sachs, und seine quelle. — Charles Schweitzer, sprichwörter und sprichwörtliche

redensarten bei Hans Sachs. — Mummenhoff, die singschulordnung von 1616—1635 und die singstätten der meistersinger. — Keinz, Hans Sachsens zeitgenossen und nachfolger im meistergesang. — Martin, die meistergesänge von Adam Puschmann auf das Strassburger münster. — Hampe, über Hans Sachsens schüler Ambrosius Oesterreicher.

Es ist sehr erfreulich und dankes wert, dass die reichhaltige und würdig ausgestattete festschrift, die in dieser zeitschrift nächstens ausführlich besprochen werden wird, durch die freigebigkeit der stadt Nürnberg zu so billigem preise zugänglich gemacht ist.

Kaluza, Max, Der altenglische vers. II. teil. Die metrik des Beowulfliedes. Berlin, Felber. 1894. X, 102 s. 2,40 m.

Kempff, K. Hj., Piræeuslejonets runristningar. Gefle 1894. 4.

Koegel, Rudolf, Geschichte der deutschen litteratur bis zum ausgange des mittelalters. I. band. 1. teil: Die stabreimende dichtung und die gotische prosa. Strassburg, Trübner. 1894. XXIV, 343 und 16 s. 10 m.

Lehmann, R., Übersicht über die entwicklung der deutschen sprache und der älteren deutschen litteratur. Für die oberen klassen höherer lehranstalten. Berlin, Weidmann. 1894. VIII und 59 s. geb. 1 m.

Eine knapp gefasste zusammenstellung der wichtigsten tatsachen aus der geschichte der deutschen sprache und aus der litteraturgeschichte bis 1748. Es kann ganz vorteilhaft sein, wenn ein solcher abriss gedruckt den schülern vorliegt; natürlich muss er durch lebendigen und sachkundigen vortrag des lehrers ergänzt werden. Vgl. die besprechung von Lehmanns buche über den deutschen unterricht in dieser zeitschrift bd. XXIV, besonders s. 413. 418 fg.

Meyer, Raphael, Einführung in das ältere neuhochdeutsche zum studium der germanistik. Leipzig, Reisland. 1894. X, 99 s. 1,60 m.

Noreen, Adolf, Altschwedisches lesebuch. Halle, Niemeyer. 1892—94. VIII, 180 s. 4,80 m.

— — Abriss der urgermanischen lautlehre mit besonderer rücksicht auf die nordischen sprachen zum gebrauch bei akademischen vorlesungen. Strassburg, Trübner. 1894. XII, 279 s. 5 m.

Olrik, Axel, Sakses oldhistorie. Norrøne sagner og danske sagn. En literaturhistorisk undersøgelse. København, Gad. 1894. XII, 316 s.

Petri, Friedrich, Kritische beiträge zur geschichte der dichtersprache Klopstocks. Greifswald, H. Jäger. 1894. 84 s. 2 m.

Die schrift bietet lehrreiche lexikalische und syntaktische beobachtungen; der verfasser hat auch den vorgängern Klopstocks (Pietsch, Gottsched, Brockes, Haller, Pyra) aufmerksame beachtung geschenkt. Inhaltsübersicht fehlt!

Schiber, Adolf, Die fränkischen und alemannischen siedlungen in Gallien, besonders in Elsass und Lothringen. Ein beitrag zur urgeschichte des deutschen und des französischen volkstums. Mit 2 karten. Strassburg, Trübner. 1894. IX, 109 s. 4 m.

Schlesinger, P., Die ursprüngliche anordnung von Freidanks Bescheidenheit. Jahresbericht des Joachimsthalschen gymnasiums. Berlin 1894. 30 s. 4.

Schneller, Chr., Beiträge zur ortsnamenkunde Tirols. 2. heft. Herausgegeben vom zweigverein der Leo-geselschaft für Tirol und Vorarlberg. Innsbruck. 1894. 112 s.

Schönbach, A., Über Hartmann von Aue. Drei bücher untersuchungen. Graz, Leuschner und Lubensky. 1894. VIII und 503 s. 12 m.

I: religion und sitlichkeit (1—176). II: bildung (179—339). III: kunst und charakter (343—480).

Tardel, Herm., Untersuchungen zur mhd. spielmannspoesie. 1. Zum Orendel. 2. Zum Salman-Morolf. Rostocker dissertation. 1894. 72 s.

Tobler-Meyer, Wilh., Deutsche familiennamen nach ihrer entstehung und bedeutung, mit besonderer rücksichtnahme auf Zürich und die Ostschweiz. Zürich, A. Müller. 1894. VIII, 234 s. 4 m.

Voretzsch, Carl, Die französische heldensage. Akademische antritsvorlesung Heidelberg, Winter. 1894. 32 s. 0,80 m.

Waser, Hedwig, dr. phil., Joh. Kaspar Lavater nach Ulrich Hegners handschriftlichen aufzeichnungen und „Beiträgen zur näheren kentnis Lavaters." Zürich, Müller. 1894. 120 s. 3 m.

Weidling, Friedrich, Die deutsche grammatik des Johannes Clajus. Nach dem ältesten druck von 1578 mit den varianten der übrigen ausgaben. Strassburg, Karl J. Trübner. 1894. LXXVI und 179 s. 6 m.

Weinhold, K., Mitteilungen über K. Lachmann. [Sitzungsberichte der Berliner akademie vom 5. juli 1894.] 37 s.

Dem herausgeber lagen briefe Lachmanns an seinen freund Klenze, an B. G. Niebuhr und an Karl Simrock vor. Der zeit nach liegen die briefe zwischen 1820 und 1835; sie werfen auf Lachmanns äusseres und inneres leben besonders in den Königsberger jahren neues licht.

Wimmer, Ludv. F. A., De tyske runemindesmærker. København. 1894. 82 s.

Wolff, E., Goethes leben und werke. Mit besonderer rücksicht auf Goethes bedeutung für die gegenwart. Kiel, Lipsius und Tischer. 1895. 380 s. 5 m.

— — Gottscheds stellung im deutschen bildungsleben. I. band. Kiel, Lipsius und Tischer. 1895. VI und 231 s. 6 m.

Inhalt: I. Gottscheds stellung in der geschichte der deutschen sprache. II. Gottsched im kampf um die aufklärung. — Der zweite band soll Gottscheds eingreifen in die litterarische entwicklung, sowie seinen einfluss auf das bildungsleben deutscher städte und höfe darstellen, auch eine würdigung seiner persönlichkeit unternehmen. Wir wünschen dem verfasser, dass es ihm gelinge, auch diesen teil seines werkes bald zur veröffentlichung zu bringen. Wie viel auch über Gottsched schon geredet und geschrieben ist — eine wirklich auf alseitiger durchforschung der quellen beruhende und dabei unparteiisch, klar, übersichtlich und lesbar geschriebene darstellung seiner bedeutenden wirksamkeit ist immer noch ein bedürfnis. Danzels, vor mehr als einem menschenalter geschriebene, bücher genügten keiner einzigen der genanten anforderungen; die darstellungen von Crüger (in Kürschners DNL. 42) und M. Bernays (in der Allg. d. biographie; auch besonders abgedruckt Leipzig 1880) sind wertvoll, bedürfen aber nach manchen seiten hin der ergänzung. O. E.

Wülfing, Ernst, Die syntax in den werken Alfreds des grossen. I: hauptwort — artikel — eigenschaftwort — zahlwort — fürwort. Bonn, P. Hanstein. 1894. XXIX und 491 s. 12 m.

Wunderlich, H., Unsere umgangsprache in der eigenart ihrer satzfügung dargestelt. Weimar und Berlin, E. Felber. 1894. XVI und 271 s. 4,50 m.

Inhalt: 1. rede und schrift. 2. die eröfnungsformen des gespräches. 3. der sparsame zug unserer umgangssprache. 4. der verschwenderische zug unserer umgangssprache. 5. der tauschwert unserer formen und formeln. 6. die altertümlichkeit der prägung. — Ein gutes register erleichtert die übersicht über die vielen einzelheiten, die unter diesen überschriften besprochen sind.

Wustmann, Rudolf, Verba perfectiva, namentlich im Heliand. Ein beitrag zum verständnis der germanischen verbalkomposition. Leipzig, F. W. Grunow. 1894. 94 s. 2 m.

Inhalt: Einleitung [algemeine fragen der bedeutungslehre berührend]. 1. Präfixe: *gi-, ge-, a-, for-, far-, af-, ant-, an-, bi-, be-, ti-, te-, thurh-, undar, widar*. 2. Actionsarten des verbums im Heliand; perfective composita, perfective simplicia, simplicia durativa. 3. Syntactische beziehungen: *gi-* im part. prät.; seine verblassung; das perfectivum zur bezeichnung der zukünftigen handlung im gotischen und im Heliand; das futurum im Heliand; perfectiva in gewissen nebensätzen.

Zeidler, Victor, Untersuchung des verhältnisses der handschriften von Rudolfs von Ems „Wilhelm von Orlens“ [beigabe zum jahresbericht der deutschen staatsrealschule in Karolinenthal]. Prag, hofbuchdruckerei A. Haase. 1894. 56 s. gr. 8.

NACHRICHTEN.

Am 5. oktober 1894 starb in Rostock der ordentliche professor der deutschen philologie dr. Reinhold Bechstein. Geboren in Meiningen am 12. oktober 1833 als sohn des dichters, sagenforschers und märchenerzählers Ludwig Bechstein, durch philologische und sprachwissenschaftliche studien gebildet auf den universitäten München (K. Hofmann), Berlin (Lachmann), Jena (Schleicher), war er schon ein jahr lang als hilfsarbeiter am archiv des germanischen museums zu Nürnberg, dann mehrere jahre in Meiningen als litterarischer gehilfe seines vaters († 1860), dessen „Deutsches museum“ er fortsezte (Leipzig 1862), endlich noch längere zeit als privatgelehrter in Leipzig tätig gewesen, als er sich 1866 in Jena habilitierte. 1869 wurde er dort zum ao. professor ernant, 1871 als ordinarius (nachfolger K. Bartschs) nach Rostock berufen. Dort hat er 47 semester lang seines lehramtes, dessen wert und würde er hoch hielt, gewaltet. Er vertrat in vorlesungen und seminarübungen die deutsche philologie mit rührigem eifer und zugleich mit grosser vielseitigkeit, da er auch die realien sowie die praktischen bedürfnisse des gebildeten litteraturfreundes und des lehrers berücksichtigte. Daneben hat er bis 1890 auch noch romanistische vorlesungen gehalten.

Als herausgeber sowie als sachkundiger und geschmackvoller erklärer älterer litteraturwerke ist Bechstein vielfach tätig gewesen. Er gab heraus: Heinrich und Kunegunde, von Ebernand von Erfurt (Quedlinburg 1860); Altdeutsche märchen, sagen und legenden (Leipzig [1]1863. [2]1877); Evangelienbuch des Matthias von Beheimb (Leipzig 1867); Gotfrids Tristan (Leipzig [1]1869. [2]1873. [3]1890. 91); Heinrichs von Freiberg Tristan (Leipzig 1877); Ulrichs von Liechtenstein Frauendienst (Leipzig 1888); ausserdem für schulzwecke eine auswahl aus Walther (Stuttgart [1]1879. [2]1893) und aus dem höfischen epos (Stuttgart 1881).

Daneben hat Bechstein viele, stets klar verständlich und in gewähltem ausdruck geschriebene aufsätze für zeitschriften verfasst, namentlich für die Germania, die Zeitschrift f. d. d. unterricht, sowie für die litterarische beilage der Rostocker zeitung. Von den in buchform erschienenen arbeiten nenne ich hier noch den feinsinnigen vortrag „Tristan und Isolde in deutschen dichtungen der neuzeit" (Leipzig 1876), die abhandlung „Die altertümlichkeiten unserer heutigen schriftsprache" (Rostock 1878), sowie den gedrängten, aber sehr lehrreichen überblick über die entwicklung der germanischen philologie von 1870 bis 1883, den er als ergänzung des werkes von R. v. Raumer für die zweite auflage von Schmids Encyclopädie des unterrichts schrieb, klares und durch reiche erfahrung geschultes urteil auch gegenüber den jüngsten strömungen der wissenschaft bewährend. Wol die lezte arbeit Bechsteins war die übersicht über die Hans Sachs-litteratur des lezten lustrums, die im VII. bande der Zeitschrift für vergl. litt.-gesch. (Weimar 1894) abgedruckt ist.

Zwei nachrufe, beide von ihm persönlich nahe stehenden männern geschrieben, erschienen in der Rostocker zeitung vom 6. oktober und in der Illustrierten zeitung vom 27. oktober 1894. Beide sprechen mit warmer anerkennung von seiner vielseitigen bildung sowie von der lauterkeit und liebenswürdigkeit seines charakters, die im verkehr mit zahlreichen freunden und schülern in herzgewinnender weise hervortrat.

Am 28. oktober 1894 starb in Leipzig der ordentliche professor der deutschen sprache und litteratur dr. Rudolf Hildebrand (geb. 13. mai 1824), langjähriger mitarbeiter am Deutschen wörterbuche.

An der universität Czernowitz ist der ao. professor dr. Oswald Zingerle zum ordentlichen professor ernant.

Der privatdocent dr. Adolf Socin in Basel wurde zum ausserordentlichen professor befördert; ebenso in Freiburg i. B. dr. R. Weissenfels.

Das Kongel. nordiske oldskrift-selskab zu Kopenhagen ernante geh. rat professor dr. K. Weinhold in Berlin, professor dr. R. Heinzel in Wien, professor dr. B. Sijmons in Groningen und professor dr. H. Gering in Kiel zu ordentlichen mitgliedern.

In Breslau hat sich eine „Schlesische geselschaft für volkskunde" gebildet, die ihre sitzungen regelmässig am 2. freitag jedes monats im auditorium maximum der universität hält. Die „mitteilungen" dieser geselschaft werden von F. Vogt und O. Jiriczek herausgegeben.

Die 43. versamlung deutscher philologen und schulmänner soll vom 25.—28. september 1895 in Köln abgehalten werden. Obmänner der germanistischen section sind prof. dr. Wilmanns in Bonn (Weberstr. 14) und oberlehrer dr. Blumschein in Köln (Roonstr. 17); anmeldungen von vorträgen und andere mitteilungen für die section werden von diesen herren bis zum 15. juni erbeten.

I. SACHREGISTER.

Agnes von Böhmen, braut könig Heinrichs, von diesem besungen 483.
Alciatis embleme als quelle von Fischarts Ehezuchtbüchlein 343—349.
alliterierende doppelconsonanz 563.
altenglischer vers 539 fgg.
altfranzösisch: altniederländische bearbeitung des Baudouin de Sebourc 14—27.
altsächsisch: bruchstück einer alts. genesis 288. rührt von drei verschiedenen händen her 536 fgg. der verfasser ein nachahmer des Helianddichters 538.

badewesen, altdeutsches: dampfbad (stuba) germanischen ursprungs 52—55.
Baudouin de Sebourc in altniederländischer bearbeitung 14—27.
Bechstein, R., nekrolog 568.
Boie, briefe 364 fgg. 507 fgg.
Buff, Charlotte 109.
Bürger, G. A., 510 fgg.
Christherrechronik, Dresdner bruchstücke 289—300.
Christian von Troyes, Erec et Enide, verhältnis zu Hartmanns Erec 463 fgg.
Egenolffs sprichwörtersamlung als quelle zu Fischarts Ehezuchtbüchlein 331—43.
Erec, keltische, französische, deutsche, nordische überlieferung 463—474.
Fischarts Ehezuchtbüchlein, quellen des 2. teiles: art der benutzung 308. Fröhlichs übersetzung des Stobaios 310—315. Konrad Gesners naturgeschichten 315—331. Egenolffsche sprichwörtersamlung 331—343. Stimmers zeichnungen und Alciatis Embleme 343—349.
Friedrich II. verhältnis zu seinem sohne Heinrich (VII.) 477 fgg.
Fritzner, Joh., nekrolog 111—114.
Fröhlichs übersetzung des Stobaios, quelle von Fischarts Ehezucht 310—315.
Gaudeamus igitur 356 fg.
genesis, altsächsische bruchstücke 288. 536 fgg.
Gesners naturgeschichten, quelle von Fischarts Ehezucht 315—31.
Gleim, briefe 373 fgg.
Goethes gedicht auf Miedings tod 64—72. verhältnis zu Karl August 72—109. — gedicht Ilmenau, entstehung 72—81. die jagdgenossen Knebel und Seckendorff 86—91. Vgl. Kestner. — Zur komposition von Werthers leiden 278 fg.
Gotter als freund Kestners und Lottens 109 fgg. brief an Kestner 110.
Günthers volkstümliche lieder 351—55. Brüder lasst uns lustig sein 355 fg. verhältnis des gedichtes zu Gaudeamus igitur 356 fg. Etwas lieben und entbehren 357 fg. Flammen in der brust empfinden 358. In der ruh vergnügter sinnen 358. Lass mich schaffen, liebste seele 358. Mein vergnügen heisst auf erden 358 fg. Stürmt, reisst und rast, ihr unglückswinde 359 fg. Was ich in gedanken küsse 360. Wie gedacht 361 fgg. Wie selig lebt ein frey gemüthe 363. Will ich dich doch gerne meiden 364.
Gottfrid von Neifen am hofe könig Heinrichs 481.
grammatik: inversion des verbs nach *und* 267 fgg.
Hartmann von Aue: quellen des Erec 463—474. Hartm. benuzt neben Christian von Troyes noch eine 2. französische quelle 471.
Heinrich VI. nicht verfasser der ihm zugeschriebenen minnelieder 474 fg. — könig Heinrichs (VII.) verhältnis zu seinem vater Friedrich II. 476 fgg. an seinem hofe Konrad Schenk von Winterstetten, Ulrich von Türheim und Gottfried v. Neifen 481. einfluss Walthers I., schenken von Limpurg, sowie des Wiener hofes auf Heinrich 482. könig Heinrich vielleicht verfasser jener lieder 483. die besungene dame Agnes von Böhmen 483—488. der titel kaiser (Heinrich) wie könig (Konrad) rühren von dem samler her 488—491. verwechslung beider titel im 13. und 14. jh. 491 fg. innere gründe für Heinrichs autorschaft 492 fg. sprache und metrik verraten einen schüler Heinrichs von Morungen und Walthers 494—505.
Heinrichs von Morungen lieder 494 fg.
Heliand s. altsächsisch.
Ilmenau: beziehungen darauf in Goethes gleichnamigem gedicht 74. 79 fg. 82 fgg. 104—108.
Johannes, priester: deutscher bericht vom priester J. in einer Wiener hs.: beschreibung derselben 216 fgg. text 219—245. anmerkungen 246 fgg. 385.
Karl Augusts verhältnis zu Goethe s. diesen.
Kestner: brief Goethes an K. 110. — zur charakteristik Kestners 278.
Klotz, Chr. A., 509 fg.
Knebel, Karl Augusts jagdgenosse 86 fg.
Mecour, Susanna, geburtsjahr 284.
metrik: betonung des altgermanischen verses 120 fgg. Lachmanns vierhebungstheorie 539. betonung und vortragsweise des altengl. verses 539—543. versregel und syntax 415. nebenton 563.
Mieding: gedicht Goethes auf seinen tod 64—72.
minnelieder, kaiserliche und königliche s. Heinrich.
Murner, entstehungszeit von Schelmenzunft und Narrenbeschwörung 547 fg.
mythologie, nordische: bedeutung von Gríðr 2 fg. Hlóðyn 3 fg. Nerthus 4. Víðarr 4 fg. Vali 6 fgg. Heimdallr 8 fg. Hœnir 9 fgg. Ullr 11 fg. vanen 13 fg.
Philipps de Remi roman Jehan et Blonde angebliche quelle von Rudolfs von Ems Wilhelm von Orlens 421—425.
predigten, althochdeutsche: texte 148—183. anmerkungen 183—201. handschrift, quellen, wortschatz 201 fg. wortbildung 208 fg. syntax 209.

reim und syntax 385.
Requalivahanus, deus s. 12 fg.
Rudolf von Ems, Wilhelm von Orlens: angebliche quelle des romans Jehan et Blonde von Philipp de Remi 421—425.
schuhsohlen, anfertigung 562.
Seckendorff, Karl Augusts jagdgenosse 87.
Stimmers, Tobias, zeichnungen quelle zu Fischarts Ehezucht 343—349.
Stobaios: Fröhlichs übersetzung quelle zu Fischarts Ehezucht 310—315.
Strickers Daniel von dem blühenden tal: überlieferung und kritische behandlung des textes 544 fg. reim und vers 545. sprache und heimat des dichters 545 fg. litterarische stellung und chronologie des gedichtes 546.
Ulrich von Türheim am hofe könig Heinrichs (VII.) 481.
Unzer, J. A., 564.
Walther I., Schenk von Limpurg am hofe könig Heinrichs 482.
Walthers von der Vogelweide gedichte vorbild für die lieder könig Heinrichs 494 fgg.
Wiener hof: verhältnis desselben zu könig Heinrich 482.
Winterstetten, Konrad schenk von, am hofe könig Heinrichs 481.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

Althochdeutsch.

Merseburger zaubersprüche.
I s. 434—448.
II s. 448—462.

Altsächsisch.

Heliand 5496 fg. s. 210 fg.
Bruchst. der alts. bibeldichtung (ed. Zangemeister u. Braune)
97 s. 535.
114 fg. s. 535 fg.
260 fg. 323 s. 536.

Mittelhochdeutsch.

Vom rechte (Waag, kl. ged. des 11. u. 12. jh. s. 66)
147 s. 386.
Lieder kaiser Heinrichs (MSF. 4 fg.)
I s. 485. 493 fg. 494—498.
II s. 487 fg. 492 fg. 498—504.
Reichtumb priester Johanns
20 fgg. 27. 46 fg. 163. 246. 272 fgg. 275. 313. 439 fgg. s. 385.
480. 509. 600. 607. 622. 818. 878. 881 s. 385 fg.
Heinzelein von Constanz,
Der minne lehre
36 fgg. 640. 675 s. 114.
Von dem ritter und von dem pfaffen
126. 320. 331 fgg. 332 fg. s. 115.
Ottokars österreich. reimchronik (ed. Seemüller)
562 fgg. 2996 fg. s. 27.
5288. 5542 s. 28.
5885. 7044. 7221 s. 29 fg.
12212 fg. 13533. 14788 s. 30 fg.
15260. 16208. 17361. 18493 s. 31.
18572 fg. 18818 fg. 21482 s. 32 fg.
23667. 24868. 25056 fg. 25270 s. 33.
25362 fg. s. 33 fgg.
25863. 26103 s. 35.
35819. 41036 s. 36.
42230. 45173 fg. s. 37.
45837 fg. s. 37 fgg.
49070 fg. s. 39. 427 fg.
52802 s. 39—42.
55865. 57129 fgg. 59877. 62467 fg. s. 41 fg.
63491. 64450. 65668 65691 s. 42 fg.
66194 67222. 68128. 68941 fg. 69209 s. 43 fg.
75048 fg. 75346. 78411. 79363 fg. s. 44 fg.
79842 fg. 83428 fg. 83745 fg. 84908 fg. 85381 s. 45 fg.
86184 fg. 86543 s. 46 fg.
87258 fg. s. 47.
91395. 91557 fg. s. 48.
94231 fg. s. 48 fg. 428.
94916. 96092 fg. s. 49.
Kaiserchronik.
9391 fgg. s. 145—118.
Dietrichs flucht
2318. 3420. 4066 s. 248 fg.
5970. 6857. 7071 s. 249.
Stricker, Daniel vom blühenden tal (ed. Rosenhagen)
25. 42. 57. 62. 377. 593. 992 s. 546 fg.
2398. 2739. 2927. 3556. 4055. 5087. 6099. 6604. 6786 s. 547.

Mittelniederdeutsch.

Reinke de Vos
1691 s. 115.
Redentiner osterspiel
46. 83. 168 fgg. s. 301 fgg.
221. 226. 237. 243. fg. 399 fgg. s. 302 fg.
409 s. 303.
439 fgg. s. 562.
458. 584. 596. 625. 756 s. 303.
765. 790 fg. 792. 794. 798. 845. 949 fg. 1109. 1131 s. 304 fg.
1237. 1280. 1353 s. 305.
1366 fgg. s. 562 fg.
1370 s. 305.
1399 s. 305. 562.
1454. 1460 fgg. s. 305 fg.
1476. 1496. 1543. 1606. 1612 fgg. s. 306 fg.
1648. 1667. 1683 s. 307 fg.
1748 s. 308. 562.
1860 fg. s. 308.

Neuhochdeutsch.

Murner, narrenbeschwörung
3, 60 fgg. 5, 7 s. 551.
6, 11. 8, 51. 11, 17 s. 549.
14, 13. 45 s. 550 fg.
19, 85. 21, 42. 24, 45 s. 549.
19, 107 s. 552.
23, 20 s. 548.
33, 40 s. 551.

36, 11 s. 552.
44, 63 s. 550.
46, 2 s. 548.
57, 63 s. 549.
67 d s. 551.
69, 30 s. 548.
80, 50 s. 550.
Eulenspiegel (Braunes neudruck)
38, 12 s. 249.
67, 24 s. 250.
Goethe, Weimarer ausgabe:
I, bd. 36 s. 390 fgg,
III, bd. 5 s. 392—296.
IV, bd. 12—14 s. 396—403.
Max von Schenkendorf (ed. Hagen)
47 s. 213.
67 s. 214 fg.
109, 16 s. 215.
137 s. 212.
198. 227 s. 215.
250. 300 s. 214.
327. 354. 356 s. 212.
383. 384. 385 s. 214.
441. 443. 522 s. 213.
poetischer nachlass:
47, 4. 49 s. 213.

III. WORTREGISTER.

Altnordisch.

Áli s. 7 fg.
hlaða s. 3.
Hlóðyn s. 3 fg.
Hønir s. 9 fg.
Hymir s. 5.
Mitoðinn s. 1. 11.
naddgǫfugr s. 8.
Njǫrðr s. 4.
Rindr s. 6 fg.
þarmr s. 6 fg.
Váli s. 6.
vanen s. 13 fg.
Viðarr s. 4 fg.

Althochdeutsch.

Balder s. 450.
driugan s. 52 anm.
duoder s. 439 fg.
eiris s. 434.
hapt (haft) s. 442 fg.
idis s. 440 fg.
klûbôn s. 443.
Phol s. 453—462.
stuba s. 52.
umbicuonio s. 445—448.
uuidi s. 444 fg.

Altsächsisch.

rôbon s. 210.

Mittelhochdeutsch.

abeys s. 33.
alsen s. 31.
antheis s. 246.
bibelinum s. 116.
obentragen s. 246.
erdîsen (eidîsen) s. 386—89.
erlôsen, ab s. 30.
ermerken s. 43.
erphechten, -achten s. 32.
gehurn, komen inz s. 28.
getroffen s. 41 fg.
goltburg s. 34.
grien s. 32.
hûwe s. 30 fg.
jungenden s. 247.
jungsten, an dem s. 246.
lâg, adj. s. 48.
lembtig s. 246.
maere, mêre s. 46 fg.
manneler s. 248.
ower (auer) s. 247.
phaht s. 39—42.
Pibelitz s. 116.
schale masc.? s. 248.
stûmen s. 37 fg.
tödtlich s. 246.
unbewort s. 45.
ursloff s. 247.
untrügclîchen s. 28.
verbezzern s. 56.
verdigen s. 35.
verlegen s. 29.
verwizzen s. 32 fg.
zanger s. 27.

Mittelniederdeutsch.

dede (= hochd. thet) im bedingungssatze s. 533 fg.
straate, die hoochste s. 116 fg.

Neuhochdeutsch.

ausbräunen s. 57.
ausburt s. 62.
auswerfen, mit lungen s. 55 fg. 58 fg.
beil (zu weit werfen) s. 61.
beulen s. 56. 60.
bläuel schleifen s. 56. 60.
Buseron s. 116.
dautaffe s. 505.
Dummen s. 552.
enne s. 58.
ewerisch s. 58.
fächel, fechel s. 61.
flasche s. 61.
gockeln s. 58. 506.
geldkutzen s. 57. 61 fg.
habersack (singen vom) s. 61.
hamerstetig s. 57.
kalikut s. 428 fg.
körbe, wasser geht über die s. 56.
luclein 505 fg.
lungen s. auswerfen.
männlein, beschorne s. 57. 61.
mertzenkind, -kalb s. 552.
Perner s. 58.
Pilatus, opfern dem s. 62 fg.
raufen, in der hand s. 60.
rawen, in s. 58. 63.
robunten s. 60. 506.
schauben s. 60.
Schleifenblauel s. 56.
söcker s. 58. 61 fg.
swilch s. 63.

Nordostharzisch.

alischen s. 125.
ânvorwanter s. 125.
arfschlettel s. 125.
aschgrau s. 125.
awrônswartle s. 125.
korn (dat is en ander) s. 125.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.







